Bernhard von Weimar.

Zweiter Band.

Bernhard von Weimar.

Von

G. Droysen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1885.

Inhaltsverzeichniß.

Fünftes Buch.

Das Heilbronner Bundesgeneralat.

Frankreich und der Frankfurter Convent.

Die Schlacht bei Nördlingen, in welcher die Solidarität der österreichischen und spanischen Interessen ihre Feuertaufe empfing, war im vollsten Sinne eine Entscheidungsschlacht. Sie umgestaltete die militärische wie die politische Situation. Ihre Folgen, die sich sofort auf das stärkste fühlbar machten, ragen weit in die kommenden Jahre hinein. Nicht nur, daß durch sie die evangelischen Waffen zur Defensive gezwungen und der Schwerpunkt des deutschen Krieges an die Westgrenze des Reiches verlegt wurden; sie sprengte auch den jungen Bund der Evangelischen Oberdeutschlands und beschleunigte den Umtritt Kursachsens zum Kaiser, dem dann der Abfall der evangelischen Fürsten und Stände von ihrer eigenen Sache folgen sollte. Vor allem aber: sie machte der vorherrschenden Gewalt Schwedens in dem continentalen Kriege ein Ende und führte an seiner Statt Frankreich an die Spitze des allgemeinen Kampfes gegen das Haus Habsburg.

Bisher war Frankreich der directen Betheiligung an diesem Kampfe ausgewichen, obwohl sich sein alter, natürlicher Gegensatz zu Spanien mit dem Eintritt des Cardinals Richelieu in die Regierung neu belebt hatte. Denn Spanien stand der durch ihn erstrebten Consolidirung der französischen Monarchie im Innern, ihrer Expansion nach außen ebenso im Wege, wie es sich von ihr bei seinem Streben nach der Universalmonarchie gehindert sah. Mit Besorgniß hatte der Cardinal erkannt, wie Spanien seit Jahren jede Opposition französischer Unterthanen gegen das Königthum unterstützte; wie es jenseit der französischen Grenzen an Gebiet und

Einfluß gewann, sich in der Unterpfalz, im Veltlin festsetzte, in Italien um sich griff, von seinen niederländischen Besitzungen aus Frankreichs Nordgrenze bedrohte. Mit den vorderösterreichischen Ländern, mit Lothringen, dessen Herzog einer der zuverlässigsten Anhänger des Hauses Habsburg war, zog sich längs der continentalen Grenze Frankreichs vom Mittelmeere bis zur Nordsee ein breites Band habsburgischen Besitzes, habsburgischen Einflusses, das Frankreich so gut wie völlig zu isoliren, in seinem Wachsthum zu hemmen, in seiner Existenz zu gefährden drohte [1]).

Gleichwohl beschränkte sich Richelieu zunächst darauf, die erklärten Feinde des Hauses Habsburg zu unterstützen und sich nur in Unternehmungen einzulassen, die sich mit dem officiellen und nominellen Friedenszustande zwischen beiden Mächten zur Noth vereinigen ließen, doch aber Frankreich in Italien, in Savoyen, in der Schweiz eine Reihe bedeutender Vortheile über Spanien verschafften. Den offenen Krieg gegen das Haus Habsburg zu führen, überließ er anderen: den Holländern gegen Spanien, den Schweden gegen Oesterreich. Er überwand seinen Widerwillen, Gustaf Adolf an der Spitze der antihabsburgischen Partei zu sehen, und degradirte Frankreich zu der Rolle einer Auxiliarmacht, nur um ihm, das nach den letzten inneren Kämpfen der Ruhe und Stärkung bedurfte, die Lasten und Gefahren eines langathmigen Krieges zu ersparen, in welchem sich jene verbrauchen mochten, und dessen Lorbeeren er zuguterletzt zu pflücken dachte.

Selbst die Schlacht bei Lützen und der Tod des schwedischen Königs änderten vorläufig nichts an dieser seiner zuwartenden Haltung [2]). Er begnügte sich damit, den Baron Charnacé an die Generalstaaten zu senden, um deren Aussöhnung mit Spanien zu verhindern; und im April 1634 kam es zu einem Vertrage [3]), in welchem

1) Vgl. namentlich die zweimalige Darlegung des Verhältnisses von Frankreich zu Spanien in Richelieu's Mém. VIII, S. 212 ff. u. 301 ff.

2) Vgl. Richelieu's an Ludwig XIII. gerichtete Vorstellung vom 1. Jan. 1633 (n. St.), Richelieu, Mém. VII, S. 271.

3) Gedruckt im Mercure françois XX, S. 328, und bei Dumont VI,

diese den Krieg gegen Spanien fortzusetzen versprachen, während Frankreich sich zur Zahlung weiterer Subsidien im Betrage von jährlich einer Million Livres verpflichtete; eine Verpflichtung, die aufhören sollte, wenn es, was in sein Belieben gestellt wurde, öffentlich mit Spanien brach.

Deutschland überschwemmte Richelieu mit französischen Gesandten und französischem Gelde, um die evangelischen Stände zugleich in ihrer Opposition gegen den Kaiser zu bestärken, zugleich näher an Frankreich heranzuziehen. Mit Schweden erneuerte er die Bärwalder Allianz und bewirkte später, daß die in dem unter französischer Einwirkung abgeschlossenen Heilbronner Bunde geeinten oberdeutschen Stände ihr beitraten.

So wuchs, während der allgemeine Krieg gegen das Haus Habsburg seinen Fortgang nahm, Frankreichs Einfluß bei dessen Gegnern.

Zugleich war Richelieu's Streben darauf gerichtet, Frankreichs Grenzen zu erweitern. Namentlich galt es ihm, die Alpenpässe und die Rheinübergänge zu gewinnen, in deren Besitze die Franzosen die Verbindung zwischen den italienischen und niederländischen Territorien der Krone Spanien durchschnitten und einen schwer lastenden Einfluß auf Italien und Deutschland ausgeübt haben würden.

Schon zu Gustaf Adolfs Lebzeiten hatte sich der Kurfürst von Trier, inmitten der Kriegsnöthe und heimischen Wirren, in französischen Schutz begeben und seine Festungen den Franzosen überliefert; bereits im Mai 1632 hatten diese den Ehrenbreitstein besetzt. Binnen Jahresfrist waren alle trier'schen Plätze in ihrer Hand. Im Herbst 1632 war mit der Uebergabe Nancy's die Eroberung des Herzogthums Lothringen vollendet, „welches die Thür zu Frankreich, Deutschland, Burgund, Schweiz, Italien ist".

Nachdem sie somit Herren der Mosellinie geworden waren, galt es den Franzosen, die Rheinlinie zu gewinnen: die Pfalz und das Elsaß, bis zu deren Grenzen ihre Truppen nunmehr vor-

---

1, S. 69 f. Vgl. Charnacé's anziehende Berichte an Feuquières aus dem Haag, Feuquières, lettres II, S. 237 f. u. 251 f.

geschoben waren. Ueber Erwarten leicht und rasch gelang es ihnen, sich hier, wo die schwedisch-evangelischen und katholisch-habsburgischen Waffen einander bekämpften, einzunisten. Noch im Winter 1633 auf 1634 begab sich eine Reihe elsässischer Plätze — wie Buchsweiler, Neuweiler, Hagenau, Zabern — in französischen Schutz.

Solche Erfolge Frankreichs wurden von den Spaniern in ihrer ganzen Tragweite erfaßt. Mit der Annäherung der Franzosen an den Rhein sahen sie ihre continentale Communication mit ihren niederländischen Provinzen gefährdet. Daher die Sendung des Herzogs von Feria in das Elsaß, dem dann kein geringerer als König Philipps eigener Bruder mit größerer Macht folgte. Im Spätherbst 1633 wurde ein großes antifranzösisches Bündniß geplant, welches die beiden Linien des Hauses Habsburg, die Fürsten Italiens und die katholischen Fürsten Deutschlands, die heimischen Gegner der Krone Frankreich, den Herzog von Lothringen umspannen und einen umfassenden Angriff auf Frankreich von Deutschland und Belgien aus, der durch die Landung einer spanischen Flotte an der französischen Küste unterstützt werden würde, zum Zweck haben sollte. So dachte man Ludwig XIII. zu zwingen, auf all seine bisherigen Erfolge in Italien, der Schweiz und Deutschland zu verzichten, falls er sich nicht dazu verstand, ihnen, wie man von ihm forderte, in Güte zu entsagen.

Derartigen Gefahren gegenüber erkannte Richelieu, der ebenso wenig an Nachgeben dachte, als er Neigung besaß, Frankreich schon jetzt in den allgemeinen Kampf zu verwickeln, die Nothwendigkeit, eine so feste Position am Rhein zu gewinnen, daß man jeden Durchzug der Spanier längs dem Rheinthale, jeden Uebergang der Kaiserlichen auf das linke Ufer zu verhindern, hingegen selbst jederzeit seine Streitkräfte auf das rechte Ufer zu werfen vermochte. In Betracht kommen in erster Stelle nur die beiden mittelrheinischen Festungen Breisach und Philippsburg, die wie an einer Seite die Rheinpässe deckten und im Besitz Frankreichs zugleich die Bedeutung von Ausfallsthoren nach Deutschland gehabt hätten. Richelieu's Augenmerk war zunächst auf Philippsburg oder Mannheim gerichtet, das dem Kurfürsten von Trier, dem Schützling der Krone

zosen, als Bischof von Speier zugehörte. Habe Frankreich, so wurde geurtheilt, diese Festung, „so habe es per consequens Kurpfalz zu seiner Devotion“ [1]). Schon bei Gustaf Adolf hatte sich Richelieu um die von den Kaiserlichen besetzte Festung bemüht, und der König hatte kein Bedenken getragen, zu bewilligen, daß sie nach erfolgter Occupation den Franzosen zur Besetzung eingeräumt würde. Allein sie fiel erst Anfang 1634, und sofort erneuerte Richelieu seine Forderung. Jedoch weder die am Rhein commandirenden schwedischen Generale noch Oxenstiern waren geneigt, den wichtigen Platz den Franzosen einzuräumen. Der Reichskanzler verschob die Erledigung dieser Angelegenheit auf den damals bevorstehenden Convent der Bundesstände.

Er wurde Ende März 1634 zu Frankfurt eröffnet und tagte, während der Feldzug von 1634 seinen verhängnißvollen Verlauf nahm.

Auch die Franzosen hatten sich auf ihm eingefunden: neben dem ordentlichen Gesandten de la Grange aux Ormes, einem Hugenotten, als „Extraordinari-Ambassadeur“ der unermüdliche Feuquières, ein naher Verwandter des Pater Joseph. Indem sie sich dem Reichskanzler gegenüber zu allem verpflichteten, was zu Schwedens und des allgemeinen Wesens Bestem gereiche, wiederholten sie von vornherein den Anspruch Frankreichs auf Philippsburg, dessen Einräumung sie als Bedingung für jede Mitwirkung hinstellten.

Oxenstiern war über die eigentliche Absicht der Franzosen keinen Augenblick in Zweifel. Er wußte, daß er mit seiner einfluß-

1) „vel volentem cum conditionibus in tempore pactis, vel sine conditione nolentem.“ Rusdorf, consilia S. 393. Mercure françois XX, S. 204, sagt von Philippsburg: „son assiette l'a tousiours rendu fort recommandable, commandant d'un costé sur le Rhin, d'ailleurs inaccessible, pour estre environné des marais; et l'a fait non seulement juger fort propre à la défense de l'Evêché de Spire, mais aussi à tenir en bride le bas Palatinat et la basse Suave, qu'il a voisine“.

reichen Stellung an ihnen einen heimlichen Gegner habe; daß sie seine Macht „zu balanciren" wünschten; daß es ihnen trotz aller Versicherungen nur gelte, „alles in Confusion zu erhalten und zu verhindern, daß Eine Partei Meister spiele, damit sie, wie bisher, im Trüben fischen könnten"; daß ihre Absicht sei, sich zum Herrn alles Landes bis zum Rhein zu machen. Und deshalb, meinte er, dürfe man ihnen nicht trauen[1]). Auch sonst urtheilte man, sie beanspruchten den Besitz der linksrheinischen Gebiete als „vieils partements de la couronne"[2]).

Er so wenig als die Mehrzahl der anwesenden Stände waren geneigt, Frankreich, dessen Hülfe man damals — in den Tagen der wallenstein'schen Katastrophe — nicht bedurfte, ein so bedeutendes Zugeständniß zu machen, während freilich andere, durch französisches Geld gewonnen, den französischen Interessen das Wort redeten und an eine enge Verbindung mit Frankreich, an eine Art Rheinbund dachten.

Auch Herzog Bernhard sollte Gelegenheit erhalten, dieser Frage näher zu treten. Wie um seinen Bruder Wilhelm, hatten sich auch um ihn die Franzosen wiederholt bemüht, hatten ihm zu mehreren Malen eine „Pension" angeboten und mit der Anerkennung seiner Bedeutung nicht gekargt. Der Herzog hatte alle diese wälschen Künste an sich abgleiten lassen, denn er lebte der guten Zuversicht, daß man auch ohne Frankreich den Krieg ehrenvoll hinausführeu würde.

Bereits in anderem Zusammenhange wurde erwähnt, daß er drei Wochen nach Eröffnung des Convents nach Frankfurt kam[3]). Da hatte er denn eine lange, peinliche Unterredung mit Feuquières, in der er ihm von Wallensteins Tode berichtete, der eine bedeutende

1) Oxenstiern an die Königin d. d. Frankfurt, 31. März 1634. Handlingar XXIX, S. 322: „ty denne nation tracterar sackerne inthed annorledes och hafwer ingen annan dessein än egen nytta."

2) Rusdorf S. 392.

3) Seine Ankunft erfolgte am 16. April. Ueber das Folgende: Feuquières an Bouthillier d. d. Frankfurt, 21. April (1. Mai) 1634. Feuquières II, S. 273 ff.

Schwächung des Hauses Oesterreich zur Folge haben werde. Es stünde deshalb, so fügte er hinzu, den Franzosen jetzt der Weg nach Italien offen. Seine Meinung war, daß dort der natürliche Schauplatz französisch-habsburgischer Kämpfe sei. Als der Marquis erwiderte, daß sein König zuvor die Entschlüsse des Convents in betreff Philippsburgs abwarten wolle, wechselte der Herzog die Farbe und erklärte, er sei überzeugt, daß die Versammlung alles thun werde, um sich dessen Gunst zu erhalten, daß aber, weil der Kurfürst von Sachsen nicht aufhöre, sich darüber zu beklagen, daß man den Reichsconstitutionen zuwider Deutschland den Fremden öffne, die anwesenden Vertreter der unteren Kreise die Einräumung eines so wichtigen Zugangs zu Deutschland — une entrée si considérable en l'Allemagne — schwerlich gestatten würden, und daß dies ein Anlaß für sie werden könnte, die Union mit den oberen Kreisen abzulehnen. Wenn die übrigen Fragen erledigt wären, könne die Philippsburger Angelegenheit zur Verhandlung kommen. Nun war es an dem Franzosen, überrascht zu sein. Er erklärte mit Nachdruck, daß jener Einwurf vielmehr den Reichskanzler treffe, der durch seine zahlreichen Donationen große Stücke des Reiches in schwedische Lehen verwandelt habe, ohne so viele Umstände zu machen wie jetzt wegen Philippsburgs. Er scheute sich nicht, hinzuzufügen, daß die Belehnten — zu denen doch auch der Herzog gehörte — ihre Besitzungen nur mit dem Beistande Frankreichs würden behaupten können. Oxenstiern selbst bedürfe Frankreichs Hülfe, um das Directorium zu behalten, das er französischem Einflusse verdanke. Wenn demselben nicht sein Mißtrauen verbiete, sich ihm (Feuquières) mitzutheilen, würde er ihm über seines Königs Absichten die beruhigendsten Erklärungen geben können, welche die Grundlosigkeit seines Argwohns bewiesen.

Bernhard berichtete dem Reichskanzler den Inhalt dieses Gespräches, und als ihm Feuquières am folgenden Tage seinen Gegenbesuch abstattete, gab er demselben mit verbindlicher Wendung die Versicherung, wie sehr jener es bedauere, daß die Ueberhäufung mit Geschäften ihm verbiete, den Gesandten häufiger zu sehen. Worauf der Marquis erwiderte: nicht über den Mangel an Höflichkeit be-

klage er sich, sondern über den Mangel an Aufrichtigkeit, und zwar deshalb, weil er ihn verhindere, den Reichskanzler in der Versammlung zu unterstützen, wie er es wünsche und zu thun Befehl habe.

Unmittelbare Folgen hatte diese Unterredung nicht. Doch bewies sie, daß die Franzosen sich mit Oxenstiern in Einvernehmen zu setzen wünschten. Daher dann ihre Erbitterung über seine kühl-ablehnende Haltung, die sie zu den verletzendsten Ausdrücken hinriß. Sie sprachen von seinem Hochmuth und seinem brutalen Stolz, der ihm die Fähigkeit des Urtheils raube. Sie wünschten seine souveräne Stellung im evangelischen Bunde allmählich zu erschüttern; aber sie erkannten, daß das bei dem allgemeinen Unwillen gegen ihn seinen Sturz zur Folge haben würde. Und darauf dürften sie es nicht ankommen lassen, weil sie niemanden wüßten, der seine Stelle einzunehmen vermöchte.

Sehr bald jedoch kamen die traurigen Verhältnisse des Convents ihren Bemühungen zu Hülfe. Oxenstiern empfand mit jedem Tage lebhafter die Schwierigkeiten, mit denen er als Director des Bundes zu kämpfen hatte. Er sah die stets wachsende Hinneigung eines Theiles der Verbündeten zu Frankreich mit seinen Geldlockungen, anderer zu Kursachsen mit seiner Aussöhnungspolitik, dessen Gesandte mit ebenso großem Eifer als Erfolg gegen ihn intriguirten. Seine wiederholte Forderung, der Armee die nöthige Unterstützung zu gewähren, stieß immer von neuem auf den engherzigsten Widerstand; die Verhandlungen wegen des Anschlusses der beiden sächsischen Kreise an den Heilbronner Bund kamen nicht vom Flecke; der Anspruch, den er im Namen der Krone Schweden an Pommern erhob, erfuhr heftigste Anfeindungen. Er fühlte sich je länger um so mehr als Gegenstand des allgemeinen Hasses von Seiten der deutschen Verbündeten Schwedens, die nichts sehnlicher wünschten, als seinen übermächtigen Einfluß los zu sein. Er empfand, daß er, wie er klagte, nur noch den Titel eines Directors führe.

Wenn er sich dem Verlangen der Franzosen zu widersetzen fortfuhr, mußte er gewärtig sein, daß auch sie gegen sein Bundesdirectorium, das sie ohnehin zu beschränken wünschten, auftreten würden.

Dazu kam, daß nun doch die Kriegslage eine Vermehrung der Streitkräfte nöthig machte, namentlich seit die Kunde von dem bevorstehenden Zuge des Cardinalinfanten ins Reich erscholl. Auf den Bund und dessen Opferwilligkeit durfte er nicht rechnen.

So lenkte er denn ein und versprach Feuquières, gegen die Zusage französischer Hülfe, der Forderung seines Monarchen vor versammeltem Convent das Wort zu reden.

Nun wandte sich der Marquis mit einer großen Rede an die Stände[1]), in der er auf die Ansprüche hinwies, die Frankreich in Folge der mit Gustaf Adolf und dem Kurfürsten von Trier getroffenen Abkommen und der den Schweden am Rhein geleisteten Hülfe geltend zu machen berechtigt sei. Ausdrücklich betonte er, daß die Einräumung Philippsburgs nur für die Dauer des Krieges gelten solle, und versicherte, daß im Friedensschluß Frankreich alle trier'schen und speirischen sowie alle elsässischen Orte wieder herausgeben würde. Da die Stände den Schweden ihre vornehmsten Plätze anvertraut hätten, würde sein König gerechten Grund zum Unwillen haben, wenn sie von Jahr zu Jahr ihren gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen hinausschöben.

Aber erst unter dem Eindruck des Falles von Regensburg entschloß sich der Convent zur Einräumung Philippsburgs, die nun der Preis für Frankreichs offenen Bruch mit dem gemeinsamen Gegner und für sein Eingreifen in die Action sein sollte[2]). Denn jetzt galt es als unzweifelhaft, daß die schwedisch-evangelische Sache nur noch mit Hülfe der französischen Waffen zu halten sei. Und schon in jenen Tagen vernahm man das prophetische Wort: „Gehet der Bund über Eck, so wird jeder der erste sein wollen, sich an Frankreich zu hängen"[3]).

1) Vom 11. (21.) Juni 1634. Dazu sein Memorial an den Convent vom 2. (12.) Juli; Feuquières II, S. 355 u. 382. Beide deutsch bei Londorp IV, S. 418 f.

2) Vgl. u. a. Villebleuin an du Fresne (Feuquières' Secretär) d. d. Paris, 7. (17.) Aug. Gallois, lettres inéd. de Feuq. I, S. 54 ff. Feuquières an de Miré vom 21. (31.) Aug. Feuquières II, S. 405.

3) Rusdorf S. 393.

Es wurde bestimmt[1]), daß der König einen dem Bunde angehörigen Fürsten zum Generalgouverneur von Philippsburg bestellen und eine Garnison von 1000 Mann — 6 französische und 4 deutsche Compagnien — in die Festung legen sollte, die jener in des Königs Namen würde, und die von dem Könige und dem Bunde in Eid und Pflicht genommen würden. Doch sollte die Einräumung weder der Hoheit und Verfassung des Reiches noch den Privilegien und Rechten der Verbündeten Abbruch thun und Frankreich verpflichten, ihnen die Festung beim Friedensschluß zurückzugeben. Dafür versprach Feuquières, daß sein König die Verbündeten nicht nur mit 6000 Mann zu Fuß unterstützen, sondern sein ganzes Heer an den Rhein schicken werde, um ihnen im Fall der Noth beizustehen.

Am 30. August wurde dieser Vertrag von Ludwig XIII. ratificirt und Herzog Eberhard von Württemberg, ein getreuer Anhänger Frankreichs, unter hohem Gehalt zum Generalgouverneur von Philippsburg ernannt, während das „Particulargouvernement" dem „maître de camp général des carabins de France" Arnauld übertragen wurde[2]).

Mit dem Falle von Regensburg und Donauwörth und dem Vordringen des Feindes nach Schwaben steigerte sich die Abneigung der Bundesstände gegen Schweden[3]) in demselben Maße, wie die Hinneigung zu Frankreich wuchs. Auch angesichts dieser rasch anschwellenden Gefahr dachten sie nicht daran, dem Reichskanzler die

1) d. d. 16. Aug. 1635. Feuquières II, 397 (deutsch bei Chemnitz II, S. 503). Mercure françois XX, S. 206 ff. Vgl. 891. Auch Dumont VI, 1, S. 70 f.

2) Die Actenstücke bei Feuquières II, S. 410 ff. Erwähnenswerth ist, daß der König anfangs den Landgrafen Wilhelm von Hessen zum Gouverneur bestellen wollte, dann dem Markgrafen von Baden den Posten zu geben dachte: „parce qu'estant un prince plus foible, il aura toujours plus besoin de nostre assistance et se portera par conséquent moins aisément à lui manquer de parolle."

3) Oxenstiern an die Königin d. d. Frankfurt, 16. Aug. Handlingar XXXII, S. 122 f.

immer dringender geforderten Mittel für die Unterhaltung und die Stärkung der Truppen zu bewilligen. Sie arbeiteten sich in eine immer schroffere Opposition gegen ihn hinein, der über diesen „spiritus vertiginis" aufs höchste aufgebracht war. Wäre es nicht — so erklärte er — gegen sein Gewissen, seinen Posten zu verlassen, so würde er sich „lieber als Sauhirt gebrauchen lassen, als zusehen, daß die Stände Mittel genug in Händen hätten zu helfen, aber dazu weder zu bereden noch zu zwingen wären" [1]).

Er war nicht gemeint, unter solchen Verhältnissen das eigenste Interesse Schwedens dem seiner deutschen Verbündeten fernerhin nachzustellen. Dieses aber lag damals nicht in den Beziehungen zu Deutschland, sondern zu Polen. Denn im nächsten Jahre lief der schwedisch-polnische Stillstand von 1629 ab, und es galt, sich zu einem neuen Kriege im Osten zu rüsten, falls es unmöglich war, den Stillstand zu verlängern. Er war überzeugt, daß Polen starke Bundesgenossen finden würde, wenn es zum Kampfe käme: an Dänemark, das die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen würde, Schweden anzugreifen, wenigstens zu schädigen; an den Generalstaaten und den Hansastädten, die nichts lieber sähen, als die Abschaffung der schwedischen Licente auf der Ostsee; vielleicht auch an England, das, wie verlaute, mit Polen und Dänemark im Einvernehmen stehe. Daher der Nachdruck, mit welchem er zu Frankfurt auf den Erwerb Pommerns bestand, und seine Erbitterung darüber, daß man Schweden „ohne Entschädigung, ja sogar zu seinem Schaden" aus Deutschland hinauszudrängen wünsche. Denn die Auffassung sei, daß Schweden, wenn es, wie er sagte, die Seeküste

1) Oxenstiern zu den Nürnberger Gesandten Ende Juli 1634. Soden II, S. 567. Vgl. das Citat bei Geijer III, S. 294 f., und bei Röse I, B. 2, Anm. 206. Oxenstiern an Gabriel Oxenstiern d. d. Frankfurt, 16. Aug. Handlingar XXXII, S. 134: „Alle well gärna wara hulpne, meer inthet göra dertill. Ingen will mista något ded han pretenderer; the sijr gerna att en annan hafwer faran och skaden." Aehnliche Klagen finden sich in seinen Briefen aus dieser Zeit häufig. Auch fehlt es nicht an Angaben, daß er die Absicht gehabt habe, das Directorium niederzulegen. Vgl. z. B. die Relation in Handlingar XXXIII, S. 62.

behaupte und das Werk im Gange erhalte, Meister der Ostsee bleiben und seinen Nachbarn zu groß und gefährlich werden würde. Seine Meinung war daher, daß Schweden zwar seine Aufmerksamkeit auf Deutschland richten, aber die Last so viel als möglich auf die Bundesstände wälzen und „nur den Namen Schwedens hier außen spielen lassen müsse", bis es sich auf bequeme Art aus dem deutschen Kriege ganz herausziehen könne. Man müsse mehr „von unserem Krieg in Deutschland" sprechen, um üble Nachrede zu verhüten, als ihn mit Macht führen; vielmehr die Wirren Deutschlands zu des Vaterlandes Sicherung und Stärkung ausnutzen, und zwar, indem man die ganze Ostseeküste behalte und das Uebrige dem Zufall anheimstelle[1]).

Der Grund, weshalb der Reichskanzler nicht sofort diesen Plan zur Ausführung brachte, lag einmal darin, daß er es, wie er wiederholt hervorhebt, nicht unter Verhältnissen thun wollte, in denen es nur auf Kosten der Ehre und Reputation Schwedens geschehen konnte, mehr noch darin, daß er die Deutschen in ihrem Kampfe gegen das Haus Habsburg, dessen nachdrückliche Fortsetzung er auch im Interesse seines Vaterlandes für nothwendig erkannte, nicht eher verlassen durfte, als bis sich eine andere Macht fand, die gewillt und befähigt war, die Rolle zu übernehmen, welche Schweden bisher gespielt hatte. Diese Schweden ablösende Macht sollte Frankreich sein, das er durch den Philippsburger Vertrag willig gemacht zu haben hoffte, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen[2]). An erster Stelle gehörte zu ihr, daß es mit dem Kaiser offen bräche.

Sobald sich Frankreich durch jenen Vertrag engagirt hatte, bot Oxenstiern[3]) ihm alle Plätze am Rhein und alles, was Schwe-

1) Zwei Memoriale Oxenstierns für seinen Sohn Johann vom 28. Aug. 1634. Handlingar XXXII, S. 146 ff. u. 170 ff. zur Ueberbringung an die schwedische Regierung.

2) Johann Oxenstiern sollte der schwedischen Regierung in betreff des Philippsburger Vertrages mündlich darlegen: „att hwadh orsaker och på hwadh sätt iagh dedh söker att draga till mitt Fäderneslandz tiänst."

3) Feuquières an P. Joseph d. d. Frankfurt, 19. (29.) Aug. bei

den zwischen der Weser und Elbe inne hatte, an; der König möge ein Heer über den Rhein senden, um den Kurfürsten von Cöln zu unterwerfen und sich des ganzen Stromes zu bemächtigen. Er schlug ihm vor, zum Schutze der Weser dem Landgrafen Wilhelm das Commando zu übergeben, und empfahl ihm, zu diesem Zwecke einen besonderen Vertrag mit den Holländern abzuschließen. Schweden würde sich dann auf die Versicherung der Elbe, Preußens und Schlesiens beschränken und so stark in Sachsen einmarschiren, daß der Kurfürst im Zaume gehalten würde. Als Gegenleistung Frankreichs forderte er nur, daß es ihm mit jährlich einer Million Livres beizustehen fortfahre, und daß der französische Gesandte d'Avaux für die Verlängerung des polnischen Stillstandes wirke.

Also eine förmliche Theilung des großen deutschen Kriegstheaters, der Verzicht Schwedens auf den ganzen westdeutschen Kriegsschauplatz, die Ueberlassung des Rheins an Frankreich, damit Schweden seine ganze Kraft auf den Osten des Reiches concentriren und dadurch um so eher und sicherer Pommern und die Ostseeküste gewinnen könne.

Fast unmittelbar nachdem Oxenstiern den Franzosen diese Anerbietungen gemacht hatte, traf die Nachricht von der Niederlage bei Nördlingen in Frankfurt ein. Sie rief eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Ihre nächste Wirkung war, daß sie den Convent sprengte. In den Monaten, die er sich hingeschleppt, hatte er ein überaus trostloses Bild gewährt. Man hatte berathen, ohne zu beschließen, geschwankt, ohne sich zu entscheiden, sich zusammengefunden, ohne sich zu einigen. Die Intriguen der Franzosen, die Wühlereien der Kursachsen hatten Mißmuth und Unfrieden gestiftet oder vermehrt. Es hatte hier unter den Ständen des evangelischen Deutschland vom ersten Tage an eine Interessenpolitik geherrscht,

---

Röse I, B. 2, Anm. 207. Vgl. auch Feuquières an d'Avaux v. 9. (19.) Sept. Feuquières II, S. 428.

die um so widerlicher erscheint, wenn man auf die bedrängte Lage der Truppen blickt, die dieser Partei draußen den Sieg hatten erkämpfen sollen: dieser Partei, deren Opfermuth ebenso gering war, als ihre Entschlossenheit, und die ihre große Sache durch die kleinlichsten und persönlichsten Rücksichtnahmen, durch die erbärmlichsten Eifersüchteleien und Rancünen verdarb. So wurde denn — wie Oxenstiern in sein Tagebuch schrieb — „gezaudert und disputirt und umsonst die Zeit abgenutzt, bis die unglückliche Schlacht bei Nördlingen geschlagen war".

Sie brachte zuwege, was vier Monate lang nicht gelungen war: einen „Schluß"[1]; freilich mehr ein Ende als ein Resultat, nicht einmal ein Nothdach, unter das man eilig zusammenschob, was man in „langweiligen Deliberationen" erörtert hatte, vielmehr nur eine aufgeputzte Coulisse, hinter der sich all die Erbärmlichkeit verkroch, die in ihnen so reichlich zu Tage getreten war.

Denn nur auf dem Papier war von der Allianz der beiden sächsischen mit den vier oberen Kreisen, von gemeinsamer Vertheidigung des evangelischen Glaubens, der Verfassung des Reiches, der Rechte und Hoheit der Stände zu lesen, von dem Entschluß, sich mit dem Feinde in keine Separatverhandlungen einzulassen und die Krone Schweden gebührend zu entschädigen. Ein von einer Anzahl von Ständen beliebter Nebenabschied[2]) resumirte die Tendenz, die auf dem Convent so stark hervorgetreten war, das schwedische Bundesdirectorium zu Gunsten der Reichskreise seines entscheidenden

1) d. d. 3. Sept. 1634, oft gedruckt. Inhaltlich bei Chemnitz II, S. 507. XXXIX. Relation der kursächsischen Gesandten d. d. Frankfurt, 6. Sept. (Dresden). „Der Herr Reichskanzler hat um die Vollziehung (des Abschieds) inständig angehalten, mit Fürwendung, wenn man so gar unverrichteter Sachen und ohne Abschied von einander zöge, würde es einer Ruptur ähnlich sehen, dem Feinde mehr Muth machen und kein Soldat mehr erlangt werden können, weil männiglich auf diesen Convent ein Auge hätte, was die Stände bei dem gemeinen Wesen thun würden." Grotius an Jacob Puteanus d. d. Frankfurt, 11. (21.) Sept. 1634. Grotii Epistolae (Amsterdam 1687. Fol.) 355.

2) d. d. 6. Sept. Inhaltlich bei Chemnitz II, S. 510 f.

Einflusses zu berauben. Was die Fortführung des Krieges betraf, so warf er mit respectablen Zahlen um sich. Die Hauptarmee sollte reformirt und auf nicht weniger als 80,000 Mann gebracht werden, wozu dann noch die Specialarmeen kamen. Aber wie von diesen die der beiden sächsischen Kreise zunächst nur in den Kreisen selbst Verwendung finden und unter Kreisverwaltung stehen sollten, so sollte dem Hauptquartier der Bundesarmee mindestens Ein Mitglied des Bundesrathes beigegeben werden, ohne dessen Einrathen die Generale nichts von Wichtigkeit vornehmen durften, es sei denn, daß dringende Noth es forderte. Auch sollten die conföderirten Kreise die Bestimmung sowohl über die Stärke der in ihnen zu unterhaltenden Bundestruppen, als auch über die Bestellung der Generale haben.

In ihrer Angst wandten sich die Verbündeten wiederholt mit dringendem Hülferuf an Feuquières. Von Frankreich hänge jetzt ihre Existenz ab [1]). Ihr Begehr ging dahin, daß es jetzt mit dem Feinde, der auch der seinige sei, offen breche.

Welche Genugthuung für den stolzen Marquis, welcher Triumph für Frankreich, welch willkommene Gelegenheit, den Preis der Mitwirkung höher zu schrauben!

Voilà l'état, auquel une malheureuse bataille a rendu ces messieurs à se rendre suppliants [2]). Er spielte anfangs den Spröden, um sich dann großmüthig bereit finden zu lassen, auf eigene Faust Bedingungen zu entwerfen, unter denen Frankreich einspringen wolle [3]): Garantie der katholischen Religion in allen occupirten

---

1) Das war die allgemeine Ansicht. So auch die von Hugo Grotius, der d. d. Frankfurt, 10. (20.) Sept. 1634 schrieb (Ep. 354): „Videtur laborantis Germaniae spes posthac e Gallia pendere... Sola Gallia vires habet, quibus restitui fortuna partium possit", oder an Jacob Puteanus d. d. Frankfurt, 11. Sept. Ep. 355: „Post Ratisbonae jacturam secuta est Danubiwertha, post hanc praelium infelicissimum, ... ita ut omnium ferme judicium sit, nisi viribus Galliae restitui res non posse."

2) Feuquières an Vialar vom 9. (19.) Sept. Feuquières II, S. 421. Aehnlich an d'Avaux von demselben Datum.

3) XXXVIII. Relation der kursächsischen Gesandten d. d Frankfurt, 2. Sept.

Orten; Aufnahme aller katholischen Fürsten, die sich zum Rücktritt vom Kaiser bereit erklärten, in das Bündniß, oder wenigstens Bewilligung der Neutralität für sie; Anweisung sicherer Uebergänge über den Rhein für die französischen Truppen und geeigneter Plätze zur Anlegung von Magazinen; Bewilligung des französischen Obercommandos im Falle einer Vereinigung der beiderseitigen Armeen. Und zwar sollten diese Bestimmungen nicht nur für den Fall gelten, daß Frankreich den Krieg erkläre, sondern auch, falls es vorziehe, die Verbündeten wie bisher nur mit Geld und Truppen zu unterstützen.

Nach ein paar Conferenzen mit Feuquières nahmen sie diese Bedingungen, durch die sie mit beschämenderen Zugeständnissen doch nur erreichten, was durch das Philippsburger Abkommen bereits erreicht war, im wesentlichen an.

Feuquières beeilte sich, das Actenstück durch la Grange seinem Könige zu übersenden, indeß von seiten des Bundes Dr. Jacob Löffler, der als Vicekanzler neben württembergischen schwedische Dienste genommen hatte, und der pfalz-zweibrückische Geheimrath Streiff bestimmt wurden, ihm baldigst zu folgen, um wegen der wenigen noch unerledigten Punkte abzuschließen, namentlich aber, um den König zu bewegen, daß er sich zum offenen Bruch mit dem Feinde entschlösse. Gelänge es nicht, so sollten sie ihre Bemühungen darauf richten, daß wenigstens die bewilligten 6000 Mann sofort zur Bundesarmee abgeschickt würden und man überdies die nöthige Unterstützung an Truppen und Geld erhielte[1]).

Dem Reichskanzler, der wohl empfand, daß mit dem Tage von Nördlingen die Autorität, der Credit, die Macht Schwedens

(Dresden). Das Datum ist für die Abfassungszeit jener Bedingungen zu beachten. „Es erbeut sich zwar der französische Gesandte zum Succurs; weil sich aber sein König dadurch in große Gefahr vertiefen würde, hat er gewisse conditiones, wie solche Assistenz geschehen könnte, aufgesetzt.“ Die zwölf Bedingungen nebst den Erklärungen der Bundesstände im Mercure françois XX, S. 471 ff., dann auch bei Dumont VI, 1, S. 78 (Nr. LVIII).

1) Instruction vom 13. Sept. 1634 bei Sattler VII, Nr. 27.

in Deutschland gebrochen sei, erschienen diese Weisungen nicht genügend. Ihm galt es jetzt, die Franzosen um jeden Preis in die Action zu bringen, damit sie an Schwedens Statt den Schutz des Bundes übernähmen, so daß die schwedischen Streitkräfte sich nach Norddeutschland zurückziehen und das Vordringen des Feindes zur Küste verhindern könnten. Deshalb gab er an Löffler eine geheime Instruction mit auf den Weg [1]). Wenn Frankreich auf jene Bedingungen nicht offen mit Oesterreich und Spanien brechen wolle, so sollte er dem Könige das Elsaß, so weit es die Schweden eingenommen hätten, anbieten. Nur mit Benfeld, das Schweden als Pfand späterer Kriegsentschädigung in Anspruch nahm [2]), sollte er zurückhalten und es nur „auf den alleräußersten und letzten Fall", daß der König von dem Besitze dieses wichtigen Platzes seine „öffentliche und völlige Ruptur" abhängig mache", zugestehen. Außerdem sollte er als Gegenleistung verlangen, daß Frankreich nicht nur die bereits früher bewilligten und noch ausstehenden Subsidien sowie die im kommenden November fällig werdende Rate sofort baar bezahle, sondern dazu noch etliche Tonnen Goldes dem gemeinen Wesen zum Besten liefere.

Auch persönlich wandte er sich an Ludwig XIII. und an Richelieu [3]) mit der dringenden Bitte um die in Aussicht gestellte Hülfe: jetzt würde die gute Sache vielleicht noch mit geringer Mühe aufrecht zu halten sein; zerfiele sie aber, so wäre sie auch mit den größten Opfern nicht wieder aufzurichten.

---

1) „De commission, som Jag d. Leffler såsom en E. Kongl. M:ths och Sweriges Chrontiänere à part gaff, till att promovera rupturen af Fredhen medh Keijsaren och Kongen i Spanien." Oxenstiern an Christine d. d. Mainz, 8. Jan. 1635. Handlingar XXXIII, S. 45. Die Nebeninstruction datirt vom 15. Sept. 1634 und findet sich gedruckt bei Sattler VII, Nr. 28.

2) Wie Oxenstiern später (März 1635) in einer Unterredung mit Feuquières sagt: „cette place étant du nombre de celles qui demeuroient par le Traité de Heilbron pour hypothèque à la couronne de Suède." Feuquières III, S. 35. Gemeint ist der Art. 9 des Heilbronner Allianztractats vom 13. April 1633.

3) Oxenstiern an Ludwig XIII. vom 11. Sept.; an Richelieu vom 11. 24. Sept. bei Chemnitz II, S. 539.

Dann kamen auch aus den Niederlanden dringende Aufforderungen an Frankreich, jetzt endlich in die Action einzugreifen, da man den Kampf allein nicht länger fortzusetzen vermöge.

Richelieu war sich der Bedeutung der Schlacht bei Nördlingen vollauf bewußt. Er verhehlte sich nicht, daß ihre Wirkungen sich bis nach Frankreich fortpflanzen und es nöthigen könnten, aus seiner bisherigen Inactivität herauszutreten. Denn dem Erscheinen der Feindesmacht an der französischen Grenze, ihrem Einmarsch in französisches Gebiet wäre er entschlossen gewesen mit den Waffen zu begegnen. So weit aber war es fürerst noch nicht. Vielleicht, daß es gelang, durch ermuthigende Worte und durch gewährte Unterstützungen die besiegten Gegner des Hauses Habsburg zu vermögen, den Kampf fortzuführen und den Feind von der französischen Grenze abzuhalten. Er dachte nicht, sich zu übereilen, vielmehr auch fernerhin zunächst in seiner zuwartenden Rolle zu verharren und, was die offene Betheiligung Frankreichs am Kriege betraf, für dieselbe zwar alles vorzubereiten, sie aber von dem weiteren Verlauf im Felde abhängig zu machen.

Kriegsverlauf nach der Schlacht bei Nördlingen.

Es war ein Glück für die geschlagene und völlig aufgelöste Armee, daß der Feind sich mit dem erfochtenen Siege begnügte und nicht an unmittelbare Verfolgung dachte. Er würde die verstreuten Reste der Besiegten ganz aufgerieben, widerstandslos den Rhein erreicht, überschritten haben[1]). Denn das noch intacte,

1) Relation in Handlingar XXXIII, S. 68 f: „Detta bör eii heller härhoos förgätes, att, där Fienden strax effter slaget hadhe förfölgdt arméen och wåre trouppar, och nyttiat medh macht den redhug, som i Ständer och Soldatescan war inriten, Så hadhe wåre trouppar vthan twifwel alle warit ruinerade, inge kunnet komma till rätta igen, Bruggian wedh Mayntz förlorat, Franckfurt inthet hollet, och hela wäsendet häroppe kommet i confusion etc.“

4—5000 Mann starke Corps des Rheingrafen würde schwerlich im stande gewesen sein, ihn aufzuhalten. Der Grund des Zögerns lag nicht nur darin, daß auch die Sieger stark mitgenommen waren und nach der Kette ununterbrochner Anstrengungen der Ruhe bedurften, sondern mehr noch — so scheint es — in den auseinandergehenden Meinungen des Hauptquartiers über das, was nunmehr zu beginnen sei.

König Ferdinands Absicht war es [1]), den Feind mit gesammter Macht unaufhaltsam — „ohne einige Luftlassung" — zu verfolgen, so daß er sich nirgends sammeln und festsetzen könne. Die allgemeine Verfolgung sollte quer durch Württemberg an den Rhein gehen, die siegreichen Waffen Oesterreichs, Spaniens und Baierns in das Elsaß getragen werden. Dann würden sich alle vom Kaiser abgefallenen Theile des Reiches wieder unterwerfen, insbesondere die Stadt Frankfurt, in der „alle bösen Consilia bis dato zusammengegossen worden". Dem Feinde würde seine Verbindung mit Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz, mit seinen eigenen Truppen an der Elbe und Oder abgeschnitten oder doch gefährdet werden. Ferdinand forderte den Cardinalinfanten auf, den Plan ausführen zu helfen und deshalb auch ferner mit ihm vereint zu bleiben. Er schlug ihm vor, den Neckar hinab in die Unterpfalz vorzudringen, wo er dann seine Truppen überwintern lassen könne, um sie im nächsten Frühjahr den Rhein hinunter in die Niederlande zu führen. Er selber wollte sich indeß weiter südlich gegen das Elsaß wenden und zunächst Breisach entsetzen. Kein Zweifel, daß es bei der Lage des Feindes ein leichtes gewesen wäre, sich des Rheines von Basel bis Mainz zu bemächtigen. Und da am Niederrhein, wo man am Kurfürsten von Cöln einen Anhänger und Verbündeten hatte, bereits die Spanier standen, so wäre man im folgenden Jahre voraussichtlich des ganzen Stromes Meister gewesen.

Allein der Cardinalinfant ging auf diesen Plan nicht ein. Er mochte sich nicht länger halten lassen, sondern wünschte, nachdem er

1) Khevenhiller XII, S. 1232. Zu beachten ist namentlich das von ihm mitgetheilte Exposé des Königs.

dem Wiener Vetter bei Nördlingen so gute Dienste geleistet, so große Opfer gebracht hatte, nun endlich seines Weges zu ziehen, um in den Niederlanden die eigensten Interessen Spaniens zu verfechten. Damit war die volle Ausbeutung des Nördlinger Sieges vereitelt und der geschlagene Feind der vollständigen Vernichtung entgangen. Statt der allgemeinen Verfolgung wurde eine allgemeine Ueberschwemmung der feindlichen Gebiete beschlossen.

Die Generale Piccolomini, Isolani und Götz wurden bestimmt, vom Schlachtfelde gegen Norden aufzubrechen, um die fränkischen Lande zu überfluthen und dem jungen bernhardischen Herzogthum ein rasches Ende zu bereiten. Ein Theil der Baiern unter Feldmarschallieutenant Wahl sollte sich rückwärts wenden, um zunächst Augsburg zu nehmen und damit den Lech frei zu machen. König Ferdinand mit dem Gros des kaiserlichen Heeres wollte im Verein mit dem Herzoge von Lothringen durch Württemberg vordringen, während der Cardinalinfant mit seinen Spaniern, von ein paar kaiserlichen Cavallerieregimentern unter General Ossa ein Stück Weges begleitet, über den Main zum Rhein und rheinabwärts in die Niederlande zog.

Die Schweden hatten sich ins Württembergische geflüchtet. Dort sah es traurig aus. Das Land befand sich in vollster Panik. Der junge Herzog, der noch vor kurzem verordnet hatte[1]), daß auf den unverhofften Fall der Niederlage und des Rückzuges der Armee die ganze männliche Bevölkerung — mit Ausnahme nur der Geistlichen, Lehrer und Greise — auf ein gegebenes Zeichen zu den Waffen greifen sollte, er, dem es obgelegen hätte, durch sein Beispiel die Seinen zu ermuthigen und alles zum Widerstande zu organisiren —, er war jetzt der Erste, der Reißaus nahm. Flüchtig begab er sich „zu seiner Frau Mutter“ nach Straßburg: denn „Widerstand sei doch nicht mehr möglich“. Von dort schrieb er an seine Räthe[2]), daß der von Gott über sein armes Land ver-

1) Erlaß H. Eberhards vom 16. Aug. 1634, u. a. bei Meier, Londorp. cont. III, S. 617.

2) Sattler VII, Nr. 29.

hängte unglückselige Zustand ihn bewogen hätte, „sich auf die Seite zu begeben und dem weiteren Verlaufe etwas von fern zuzusehen“. Er zog es vor, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Nun wälzten sich die aufgelösten Reste der geschlagenen Armee durch das verwaiste Herzogthum, das sich allen Rohheiten einer desperaten und demoralisirten Soldateska preisgegeben sah. Es schien nicht erst des nachdringenden Feindes zu bedürfen, um das württembergische Land, die Kornkammer des evangelischen Bundes, dessen Reichthümer trotz der bisher gebrachten großen Opfer noch nicht erschöpft waren, bis in den Grund zu verderben.

Herzog Bernhard selbst hatte sich vom Schlachtfelde quer durch das Land nach Canstatt gerettet. Unterwegs, von Göppingen aus, berichtete er dem Reichskanzler „das große Unglück, so unsere beiden Armeen betroffen, welches so arg, daß es nicht ärger sein kann“ [1]). Am 29. August langte er zu Canstatt an, wo die Truppen des Rheingrafen Otto Ludwig zu ihm stießen. Sie bildeten für das zersprengte Heer einen ersten Halt, einen Kern, um den es sich wieder sammeln konnte.

„Ich sammle, was ich kann“ — schrieb Bernhard dem Reichskanzler von Canstatt aus —, „muß aber weit mit ihnen fortgehen, um sie in Ruhe zu bringen, sonst möchten sie auseinandergehen.“

Sein nächstes Ziel war Heilbronn, die Geburtsstätte des Bundes, dem er diente, das der fliehenden Armee als Sammelplatz bezeichnet worden war. Aber auch hier war kein Halt für ihn; denn es gab in der Nähe keinen „Paß“, um der Feindesmacht Widerstand zu leisten, und auf die Truppen, die sich allmählich wieder einfanden, war kein Verlaß. So mußte er es denn aufgeben, mit dem zertrümmerten Heere in Württemberg Posto zu fassen. Alles, was er thun konnte, war, daß er einzelne wichtige Punkte des Herzogthums besetzte [2]):

1) Bernhard an Oxenstiern d. d. Canstatt, 29. Aug. 1634 (Stockholm).

2) „så gott j en hast skee kundhe.“ Relation in Handlingar XXXIII, S. 58.

die Festung Schorndorf durch den Obersten Taupadel, den Hohenasperg durch Oberstlieutenant Rüdiger von Waldau, die Festung Urach durch Oberstlieutenant Holzmüller, den Hohentwiel durch den wackeren Conrad Wiederhold. Auch nach Tübingen und anderen Plätzen warf er Garnisonen, die denn freilich bis auf die des Hohentwiels nicht im stande waren, sich auf die Dauer gegen die nachdringende Armee des Königs Ferdinand zu halten, der schon am 10. September in Stuttgart einzog und das Herzogthum für Oesterreich in Besitz nahm. Was sich von den geschlagenen Truppen wieder zusammenfand, ließ Bernhard, Oxenstierns Wünschen entsprechend, weiter rückwärts nach Frankfurt ziehen. „Denn wenn man sie wieder sammeln will, muß man ihnen nothwendig einen Ort geben, da sie vor dem Feinde sicher; sollten sie einmal wieder gestäupet werden, würde es unmöglich sein, sie wieder zu sammeln" [1]. Auch unter den günstigsten Umständen rechnete er zwei Monate zu gebrauchen, bis er wieder „ein ziemliches Volk" beisammen hätte.

Er selbst begab sich von Heilbronn über Erbach nach Würzburg, um die nöthigen Anordnungen zur Vertheidigung seines Herzogthums zu treffen. Vor allem sorgte er für eine starke Besetzung Windsheims, das den ersten Stoß des Feindes, wenn er sich nach Norden ausbreitete, aushalten mußte [2].

In der Hauptstadt seines Herzogthums angekommen, rief er die Mitglieder des Magistrats vor sich und sprach zu ihnen von der „Einbuße", die er erlitten habe. Doch sei, fügte er hinzu, der Krieg darum noch nicht beendet. „Die Karte ist nicht ganz zerrissen und kann noch wohl gemischt werden. Ich will mich mit Gottes Hülfe noch zurecht sammeln und die Sachen ordnen." Er wolle sie für den Fall feindlichen Einbruchs an ihren Unterthaneneid erinnert haben, nicht, weil er ihrer Hülfe bedürfe — denn dazu seien ihre Kräfte viel zu gering, und er getraue sich, auch ohne ihre Mitwirkung die Marienburg zu vertheidigen —, sondern um sie zu warnen,

1) Bernhard an Oxenstiern d. d. Erbach, 1. Sept. 1634 (Stockholm).

2) Bernhard an Oxenstiern d. d. Würzburg, 4. Sept., prs. Frankfurt, morgens 6. Sept. 1634 (Stockholm).

nicht mit dem Feinde gemeinsame Sache zu machen; denn in diesem Fall würden sie der verdienten Strafe nicht entgehen. Er begreife ihre Anhänglichkeit an ihren früheren Herrn; aber jetzt sei Er ihr Gebieter, und deshalb fordere er Treue und Gehorsam von ihnen, verspreche ihnen dagegen, sie zu schützen und, wenn er gezwungen werde, ihre Stadt und das Schloß zu verlassen, für einen Accord zu sorgen, der für sie nicht minder ehrenvoll sei als für ihn[1]).

Nach solchen Ermahnungen und Ermuthigungen brach er am 5. September von Würzburg nach Frankfurt auf, wo sich indeß die geschlagenen Truppen einzufinden begonnen hatten. Ihr Erscheinen unter den Mauern der Stadt erhöhte den Schrecken und die Verwirrung und trug nicht wenig zu jenen verzweifelten Schritten des Bundes bei.

Denn erbittert auf die Bundesversammlung, die ihnen trotz ihrer Mahnungen Sold und Verpflegung vorenthalten habe, maßen sie ihr die Schuld an der Niederlage bei, welche sie, von ihr um das nöthigste betrogen, hätten erleiden müssen. Im vorigen Frühjahre hatten sie aus ihrem Lager bei Neuburg ihre Generale nach Frankfurt gesandt, um ihren Ansprüchen das Wort zu reden. Jetzt traten sie, in ihrer militärischen Ehre befleckt, als Flüchtlinge, die jeder soldatischen Parition spotteten, verhungert, zerlumpt, geschlagen, debandirt und demoralisirt, den versammelten Ständen selbst unter die Augen. Wie, wenn sie jetzt ihre Forderungen mit drohender Faust geltend machten?

Aber selbst wenn man sie gewährte, wäre mit diesem wüsten Haufen ohne Zucht und Ordnung, der mit einer kriegstüchtigen Armee kaum noch eine Aehnlichkeit hatte, wenig anzufangen gewesen. Was die Schlacht begonnen, hatte die Flucht vollendet: die völlige Auflösung der Regimenter, von denen sich die traurigen Reste in wirrem Knäuel zusammenfanden. Und um nichts besser als mit dem Heere sah es mit dessen Leitung aus. Horn war gefangen, sein Corps verwaist; Herzog Bernhard und Christian von Birkenfeld, die allein für den Oberbefehl in Betracht kommen konnten,

1) Scharold S. 433 f. (Würzburger Stadtarchiv).

erhoben jeder den Anspruch an ihn. Jener wollte keinen neben sich, dieser keinen über sich dulden. Oxenstierns Vorschlag, daß sie im Commando wechseln sollten, oder daß jeder von ihnen — wie vordem Horn und Bernhard — sein besonderes Corps befehligen sollte, war beiden nicht genehm. Als er dann den Pfalzgrafen zu bestimmen suchte, sich um des Vaterlandes willen unter des Herzogs Befehl zu stellen, lehnte derselbe eine solche Zumuthung mit Entrüstung ab. Gleichwohl wurde von Oxenstiern und dem Bundesrath endlich beschlossen, Herzog Bernhard vorläufig das alleinige Commando zu übertragen; denn man sah ein, daß in der gegenwärtigen Verwirrung der Befehl in Einer Hand sein müsse; Bernhard aber habe bei den Truppen den größten Credit, sei thatkräftiger und überdies verpflichtet, wieder gut zu machen, was er bei Nördlingen verdorben. Eine Entscheidung, die den Pfalzgrafen so erbitterte, daß er mißvergnügt von dannen ging [1]).

Wollte man die Truppen überhaupt wieder verwenden, so war es durchaus nothwendig, daß sie von Grund aus neu formirt, „reformirt" würden, wie der technische Ausdruck lautete. Bernhard hatte gleich nach der Schlacht gefordert [2]), die Truppen „zusammenzustoßen" und aus den unvollzähligen Regimentern „complette Compagnien" zu bilden. Aber auch zu dieser Reorganisation hätte Geld gehört. Der Herzog hatte für eine Reitercompagnie 1000 Reichsthaler Anrittsgeld, für eine Compagnie zu Fuß 400 Reichsthaler Laufgeld in Anschlag gebracht, dazu für alle Mannschaft sofort einen vollen Monatssold und für die „reformirten" Officiere gar ihrer drei. Die Kosten würden sich damit, ganz abgesehen von der Beschaffung der nöthigen Artillerie und Munition und von jeder Verstärkung durch neue Aushebungen, auf 6—700,000 Reichsthaler

1) Relation in Handlingar XXXIII, S. 60 f. Darnach Chemnitz II, S. 536 f. „Hwaröfwer Pfalzgrefwen heel malcontent begaf sig sin koos och till Worms." Vgl. Oxenstierns „Berättelse" in Handlingar XXXV, S. 70, wo die Handlungsweise des Pfalzgrafen von Oxenstiern etwas anders motivirt wird.

2) Bernhard an Oxenstiern vom 1. Sept. 1634. Vgl. die Relation in Handlingar XXXIII, S. 61 f. und Oxenstierns bitteres Urtheil über diese Forderung in seinem „Berättelse".

belaufen haben. Aber wie hätte man eine solche Summe unter den damaligen Umständen und in der nöthigen Eile zu beschaffen vermocht! Da rächte sich die „unzeitige Sparsamkeit" der Stände, ihr engherziges Privatinteresse. Selbst die zu Heilbronn bewilligte „zwölffache Contribution" betrug auf dem Papier für die vier oberen Kreise monatlich nicht mehr als 350,000 Gulden, eine Summe, die nur zur Erhaltung einer Armee von etwa 22,500 Mann ausgereicht haben würde [1]). Aber eine große Zahl von Ständen hatte bisher nichts „ad cassam", sondern nur „per assignationes", eine nicht minder große „weder ad cassam noch per assignationes einen Heller bezahlt". Andere, so Kurpfalz, hatten ihre vor einem Jahr bewilligte Contribution erst zum Theil entrichtet, und die geringeren Stände waren mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig war, dem Beispiel jener gefolgt. Die im Moment seiner Auflösung Hals über Kopf gefaßten Beschlüsse des Convents mit ihren stolzen Zahlen hatten natürlich keinerlei praktische Bedeutung. Württemberg seufzte unter dem Drucke des Feindes; die Städte Ulm, Augsburg, Nürnberg, die Hauptmagazine des Bundes, waren selbst gefährdet und von aller Verbindung abgeschnitten. „Der Rest" — sagt der schwedische Historiograph [2]) — „war unvermögend, verzagt, unwillig und verdrossen zu allen Dingen, also daß sie dem nothleidenden Stat unter die Arme greifen weder konnten noch wollten. Ließen sich vielmehr verlauten, sie würden nunmehr nothwendig auf andere Conservationsmittel bedacht sein müssen." Daher jene dringenden Geldforderungen Oxenstierns an Frankreich, die doch, auch wenn es geneigt war sie zu erfüllen, nicht so rasch erfüllt werden konnten, um der Noth des Augenblicks Abhülfe zu schaffen.

Oxenstiern mußte sich nach näher liegenden Hülfsquellen umthun. Er versuchte eine Anleihe bei der Stadt Frankfurt; aber

1) Vgl. das „Gutachten des fränkischen Kreises wegen der Militie" bei Londorp IV, S. 429 (Nr. LXXII).

2) Chemnitz II, S. 537.

sie hatte nur geringen Erfolg [1]). Er trat mit den fremden Kaufleuten, die trotz der gefährlichen Zeitläufte soeben zur Herbstmesse in Frankfurt eingetroffen waren, in Verhandlung „um ein Darlehen" und drohte, da sie nicht zum Ziel führte, ihre Waaren mit Beschlag zu belegen, sie selber in Arrest zu halten, bis sie die Summe von 200,000 Reichsthalern bezahlt hätten. Aber da „die Commercien zu Frankfurt mehr auf Wechsel und Umsetzung der Gelder und Waaren, denn auf Baarschaft und baarer Auszahlung bestanden", war es nicht möglich, eine so bedeutende Summe von ihnen zu erheben. Dazu kam, daß von den Kaufleuten die einen — so die Metzer — französisch waren und deshalb jetzt, wo man sich um die Hülfe Frankreichs bewarb, rücksichtsvoll behandelt werden mußten, während für andere, die in den Bundesländern zu Hause waren, deren Vertreter beim Bunde sich verwandten. Auch legte die Stadt Frankfurt Verwahrung gegen eine Maßregel ein, die den Ruf ihrer Messen schädigen mußte. So unterblieb denn ihre Ausführung oder kam doch nur in so geringem Umfange zu stande, daß sie nichts verschlug.

Man mußte eben sehen, auch ohne Geldmittel mit den Truppen fertig zu werden. Anfangs waren sie „sehr schwierig" und ergingen sich „in harten Reden". „Es wäre ihnen bisher so viel Ungrund vorgeschwatzt worden, daß sie sich nun auf nichts einlassen wollten, es sei denn, das Geld würde ihnen vorausbezahlt [2])".

Dem hohen Ansehen, das Herzog Bernhard bei ihnen genoß, und den Versprechungen des Reichskanzlers gelang es, sie zunächst wenigstens in neue Ordnung zu bringen. Schon am 18. September konnte die Cavallerie gemustert werden, in den nächsten Tagen auch das Fußvolk. Als am 27. September „vor dem Galgenthor auf der Haide bei der Windmühle" Rendezvous gehalten wurde, zählte

1) „och wardh handlat med Franckfurt Stadt, att wele föreskiuta desse penningar såsom fuller till en deel skedde, men doch till en ringa summa att anritspenningar däraf erlades." Relation in Handlingar XXXIII, S. 62.

2) XLII. Relation der kursächsischen Gesandten in Frankfurt d. d. Dresden, 27. Sept. 1634 (Dresden).

man im Ganzen rund 11—12,000 Mann: 7000 zu Pferde, 5000 zu Fuß, von denen jene in 163, diese in 104 Compagnien eingetheilt wurden [1]).

Allein daran, daß man diese reformirte Armee wirklich in der Hand gehabt hätte, fehlte noch viel. Daß der Geist des Mißvergnügens in ihr fortwucherte, findet sich ausdrücklich bezeugt. Die Zukunft mußte lehren, ob man sie wider den Feind würde gebrauchen können.

Als Herzog Bernhard von der Nördlinger Walstatt landeinwärts floh, stand es ihm fest, daß man dem Feinde die Donaulinie definitiv preisgeben müsse und daß alles darauf ankomme, den Main und Rhein zu halten. Deshalb — so war der Plan, den er faßte — müßten am Main die in Norddeutschland stehenden intacten Corps seines Bruders Wilhelm, des Landgrafen Wilhelm von Hessen und des Herzogs Georg von Lüneburg sich sammeln und Baner sich mit ihnen vereinigen. Den Rhein zu schützen sollten die Franzosen übernehmen. Er selber dachte unter den Mauern von Frankfurt, im Scheitelpunkt des von den beiden Flüssen gebildeten Winkels, das Heer des oberdeutschen Bundes neu zu formiren, auf das gestützt er nun endlich die präponderirende Stellung im Bunde, nach der er seit langem strebte, zu gewinnen hoffte. Wenn er dann sein Heer mit jenen Corps vereinigte, so würden, wie er die tapfere Zuversicht hegte, die Streitkräfte des evangelischen Deutschland und Schwedens doch noch im stande sein, den katholisch-habsburgischen Waffen obzusiegen.

---

1) Oxenstiern an die Königin Christine d. d. Frankfurt, 20. Sept. 1634. Handlingar XXXII, S. 201. Vgl. die Relation in Handlingar XXXIII, S. 59, und Grüns Tagebuch. Die „Liste der Reg:ter von J. F. Gn. H. Bernhards und J. Ex. H. Feldmarschallens Armeen, so reformirt und unter nachfolgende Obristen gestoßen“. Mankell, Nr. 242, giebt in abgerundeten Posten eine höhere Kopfzahl.

Oxenstiern acceptirte jenen Plan und gab den Corpsführern in Westphalen, Niedersachsen und Thüringen den Befehl zur „Uniformirung eines Corps am Main". Der Gedanke war, daß am unteren Laufe des Flusses, in der Nähe von Frankfurt und den dort sich sammelnden Trümmern der Donauarmeen, die Hessen sich einfinden sollten, ein wenig weiter stromaufwärts, ihnen zunächst, die Lüneburger, dann im Herzogthum Franken, wo sie zugleich ihre thüringische Heimath deckten, die Weimaraner, mit denen aus Böhmen anrückend Baners Schweden sich zu vereinigen hatten. Der Kurfürst von Sachsen sollte die Vertheidigung der Mainlinie durch eine Diversion gegen die kaiserlichen Erblande, um die er schon früher wiederholt von Oxenstiern gebeten war und jetzt von neuem gebeten wurde, unterstützen.

Allein kaum etwas von alledem geschah. Herzog Wilhelm, von seinem Bruder durch Briefe[1]) und in persönlicher Zusammenkunft vermocht, die fränkischen Mainpässe zu verwahren, wich auf die Kunde von dem Anzuge Piccolomini's in die Grafschaft Henneberg zurück, nachdem er die Besatzungen von Schweinfurt und Würzburg verstärkt hatte. So konnten denn die Kaiserlichen schon am 9. September den Fluß überschreiten. Sie besetzten Ochsenfurt und Kitzingen, nöthigten Schweinfurt zur Capitulation und folgten den weichenden Weimaranern in die Thüringer Berge. Nur das Erscheinen Banners, der, den Befehlen des Reichskanzlers gehorsam und ohne des Protestes von Arnim und dessen Kurfürsten zu achten, mit je sieben Regimentern zu Roß und zu Fuß am 13. September von Leitmeritz aufgebrochen, in Eilmärschen quer durch Sachsen nach Thüringen gezogen war und Ende des Monats in der Gegend von Erfurt, Gotha und Mühlhausen Stellung nahm, hielt sie von weiterem Vordringen gegen Norden ab.

Aber die Stadt Würzburg, vor der Piccolomini den General Hans Götz mit einem Blockadecorps gelassen hatte, befand sich in arger Bedrängniß. Die protestantischen Geistlichen und die Mit-

1) Bernhard an H. Wilhelm d. d. Heilbronn, 1. Sept. 1634. Röse II, S. 2 und d. d. Würzburg, 3. Sept. Scharold S. 433.

glieder der von Bernhard eingesetzten Regierung und Kammer entwichen bei dessen Erscheinen. Was blieb, war gut bischöflich und begrüßte, unbekümmert um des Herzogs Ermahnung, aufathmend den habsburgischen Befreier, mit dem sofort über die Besatzung hinweg geheimes Einverständniß angeknüpft wurde. So war denn die Hauptstadt von Bernhards Herzogthum schon Anfang October leicht überrumpelt, und was von der Besatzung nicht niedergemacht wurde, rettete sich auf das Schloß, das sich noch bis zu Anfang des nächsten Jahres hielt.

Landgraf Wilhelm, von Oxenstiern dringend aufgefordert [1]), mit allen seinen Truppen „bei Tag und Nacht" herbeizueilen, wenn auch ein Theil seiner Quartiere darüber verloren ginge, denn jetzt, wo alles auf dem Spiele stehe, gelte es, zur Erhaltung des Hauptwerkes ein starkes Corps zu bilden, hatte sofort seiner Reiterei, — 8000 Mann unter seinem General Melander — und einem Theil seines Fußvolks Marschordre gegeben [2]). Sie dirigirten sich, des Reichskanzlers Weisung gemäß, auf Friedberg. An der hessischen Grenze stieß Verstärkung zu ihnen.

Herzog Georg dagegen hatte die Aufforderung mit unverhohlenem Widerstreben aufgenommen; doch sandte er ein kleines Corps unter Oberst King, das freilich aus seinen schlechtesten und unzuverlässigsten Mannschaften bestand, in die Gegend von Aschaffenburg. Stärkere Hülfe zu senden, lehnte er in schroffster Weise ab. Er sei nicht gemeint, seine Unternehmungen in Norddeutschland stets dem „Hauptwerk" zulieb zu unterbrechen. Wenn man ihn wieder mit einer Handvoll Volks drunten lassen wolle, „sage er lieber Adieu" [3]).

Jetzt näherte sich der Feind auch hier. Es war der Cardinalinfant, der mit seinen 8—9000 Mann und den ihn begleitenden deutschen Regimentern den Main erreicht, Miltenberg 19. September genommen hatte und nun den Fluß hinabzog, Aschaffenburg besetzte und Frankfurt bis ein paar Meilen nahe kam.

---

1) Vom 31. Aug., 3. Sept. 1634. Rommel VIII, S. 318. Vgl. Chemnitz II, S. 535.

2) 5. Sept. Chemnitz II, S. 550.

3) Schreiben vom 15. Sept. bei Chemnitz II, S. 553.

Jenes kleine lüneburgische Detachement unter King war sofort zurückgewichen. In einer persönlichen Unterredung des Reichskanzlers mit dem Landgrafen, die um den 20. September stattfand, wurde beschlossen, auch Melander den Befehl zum Rückzug zu geben; denn man wollte es vermeiden, durch die Anwesenheit neuer Truppenmassen in der Frankfurter Gegend die Proviantirung noch mehr zu erschweren; auch wünschte man zu verhüten, daß der meuterische Geist von den geschlagenen Mannschaften auf die Hessen überspränge. Dazu kam, daß die Nachricht sich verbreitete, daß Piccolomini zum Cardinalinfanten stoßen solle und daß vom Niederrhein her Graf Philipp von Mansfeld im Anzuge gegen die Wetterau sei. So wandten sich denn die Hessen an die waldeck'sche Grenze zurück.

Damit schien Frankfurt, das „Fundament hier oben im Lande", dem Feinde preisgegeben, und die Angst und Noth daselbst stieg aufs höchste. Die Bürgerschaft, schon vorher unwillig und unzuverlässig, lehnte die Einnahme von Besatzungstruppen ab und schien geneigt, mit dem Feinde in Verhandlung zu treten. Die eben gemusterten bernhardischen Mannschaften, die noch immer vor den Thoren im freien Felde lagen — denn sich zu verschanzen, hatten sie bisher nicht angehalten werden können —, durften einem Angriffe nicht ausgesetzt werden.

An einen solchen dachte nun freilich der Cardinalinfant nicht; denn seine Italiener und Spanier vertrugen die deutsche Luft nicht besser als die des Duca di Feria. Sie waren so matt und furchtsam, daß Fernando es nicht auf einen Zusammenstoß ankommen zu lassen wagte, sondern sie in weitem Bogen um Hanau und Frankfurt herumführte[1]) und, ungefährdet von den Bundestruppen, aber auch ohne sie zu gefährden, ins Jülich'sche zu den Partei- und Kampfgenossen, die ihn sehnlich erwarteten, gelangte.

Angesichts dieser Gefahr, von der man nicht vermuthen konnte,

---

1) Am 24. Sept. befand sich das Hauptquartier zu Gelnhausen, am 26. zu Friedberg, das soeben von den Hessen geräumt worden war. Chemnitz II, S. 548.

daß sie so rasch und leicht vorübergehen würde, war zwischen dem Reichskanzler, Herzog Bernhard und anderen Officieren die Frage erörtert worden, was man mit den reformirten Truppen bei Frankfurt beginnen solle und, da man nicht eher, als man sie zufriedengestellt hätte, wagen dürfe, sie, die „nichts anderes als Quartiere suchten", wieder ins Feuer zu führen, wohin man sie vor dem Feinde ausweichen lassen solle[1]).

Bernhard forderte in Uebereinstimmung mit den meisten Obersten, daß sie nach Sachsen und Thüringen geführt, das hessische, lüneburgische und baner'sche Corps an sie herangezogen und so, worauf alles ankomme, eine starke Armee gebildet würde. Denn — so entwickelte er — in den oberen Kreisen sei es unmöglich, wieder festen Fuß zu fassen; in ihnen sei auf niemanden Verlaß, und die Stände könnten nicht mehr helfen. Kein Zweifel, daß bei ihm auch das persönliche Interesse mitsprach, das Herzogthum, dem er entstammte, und das, welches er gewonnen, die beide durch die nordwärts vordringenden Feindesschaaren bereits unmittelbar bedroht wurden, zu schützen; aber auch die Ueberlegung, daß der Abzug der Bundestruppen aus der Rheingegend die Franzosen um so eher veranlassen, daß er sie nöthigen würde, ihrerseits in die Action zu treten.

Gegen diesen „sächsischen Marsch" aber war der Reichskanzler durchaus; denn er fürchtete, daß der Abzug der bewaffneten Macht die oberen Kreise „desperat" machen, ihnen noch mehr Anlaß zu der Klage, von Schweden verrathen zu sein, geben und ihnen in

---

1) Ueber das Folgende verbreitet sich sehr ausführlich namentlich Oxenstierns Relation in Handlingar XXXIII, S. 65 f. u. 69. Dazu sein „Berättelse" Handlingar XXXV, S. 65 f., welches gleichsam eine Fortsetzung seiner Relation ist. Ferner Oxenstiern an die Königin Christine d. d. Mainz, 26. Sept. u. 28. Oct. Handlingar XXXII, S. 204 u. 259. In jenem Briefe schreibt er: „Men såsom felet på medlen till deras (trouppar) contento och andre nödttorfter hafwer alt härtill warit mig i wägen, att Jag inthet reale deri hafwer kunnat skaffa, och elliest osäkert befunnet, wed sådan fiendens avancerede, att hazardera the recolligerede trouppar kring om Frankfurt etc."

ihrer Entmuthigung und Schwäche zum erwünschten Vorwande dienen würde, sich mit dem Gegner zu vergleichen. Auch werde man in Sachsen und Thüringen keine Quartiere finden, vielmehr nur den Feind nach sich ziehen und damit die ganze Kriegslast „wie eine Wasserfluth" zur höchsten Gefährdung Schwedens an die Seeküste wälzen. Sein Hauptgrund aber, die Truppen am Rheine zu halten, war die Rücksicht auf Frankreich. Er wagte es nicht, sie eher aus den oberdeutschen Gebieten zu entfernen, als er unbedingt versichert war, daß Frankreich dieselben bewaffneten Armes zu schützen übernehmen werde[1]). Daher bezeichnete er es als durchaus nöthig, zu bleiben, „um dem Könige von Frankreich desto näher zu sein und zu sehen, mit ihm handelseins zu werden"; mit ihm, mit dem er jetzt wegen der „Ruptur" und wegen einer ansehnlichen Truppen- und Geldhülfe in Verhandlung stehe.

So hatte sich denn in einer wichtigen Frage offenbart, wie weit die Ansichten des Reichskanzlers und des Herzogs auseinandergingen. Bernhard dachte durch einen raschen kühnen Entschluß die Franzosen zu zwingen, in die Action zu treten; Oxenstiern wagte nicht, bevor das geschehen wäre, sich zu entschließen. Und es scheint, daß beide bei den Berathungen heftig aneinander gerathen sind. Bernhard fühlte sich durch die Bedenksamkeit Oxenstierns gehindert und spottete über die Einmischung des Bundesrathes und seines Directors in die militärischen Angelegenheiten und die Kriegführung. Nur um so mehr festigte sich sein Entschluß, wie den Oberbefehl des Bundesheeres, so die Leitung des Bundes an

---

1) Erklärte er doch in seinen während dieser Wochen in die Heimath geschriebenen Briefen wiederholt, daß es nach dem Unglück des 27. August die „Ehre und Reputation" Schwedens verbiete, Oberdeutschland jetzt den Rücken zu kehren, und daß zunächst nicht mehr die Rede davon sein könne, daß Schweden sich, wie er vordem gerathen, auf die Besitznahme und Vertheidigung der Ostseeküste beschränke. Wenn er bisher seinerseits dahin gearbeitet hatte, daß sie von ihm bis zum nächsten Januar mit aller Nothdurft versehen wäre, so bat er jetzt seine Königin, sie „dubio hoc rerum statu" von Schweden aus mit den nöthigen Mitteln zu versehen. Vgl. die einschlägigen Briefe Oxenstierns in Handlingar XXXII.

sich zu reißen, wenigstens sich so weit der Abhängigkeit von dem Directorium zu entziehen, daß er den Krieg nach eignem freien Ermessen weiterzuführen vermöchte. Der Reichskanzler empfand das sehr lebhaft. Eben in diesen Tagen beschwerte er sich gegen Feuquières in den heftigsten Ausdrücken über den Herzog[1]). Er gestand ihm, was die allgemeine Lage für ihn so bedenklich mache, sei an erster Stelle nicht der Feind, sondern Herzog Bernhard mit seinen sofort nach Gustaf Adolfs Tode gefaßten verwerflichen Plänen. Solange er dem Herzoge den Feldmarschall Horn habe entgegensetzen können, hätten sie ihm nicht eben große Sorge gemacht; jetzt, nach dessen Gefangennahme, fühle der Herzog sich im alleinigen Besitze der Gewalt und strebe danach, sie absolut zu machen. Er nehme deshalb die Partei der Soldaten, trete, statt sie wieder zu sammeln und zu einigen und damit den Schaden der letzten Niederlage, an der seine Arglist und Unklugheit schuld sei, wieder gut zu machen, für ihre unzeitigen Forderungen und ihre Ausschreitungen ein und habe sie durch die verleumderische Behauptung, daß er, der Kanzler, an der ausbleibenden Zahlung schuld sei, bis zu dem Grade gegen ihn erbittert, daß er sich nicht einmal mehr persönlich sicher fühle. Er sei überzeugt, daß der Herzog die Mißstimmung zum Vorwande nehmen wolle, um sich mit sämmtlichen Truppen nach Franken zurückzuziehen und dort mit Sachsen zu vergleichen.

Auch sonst hat Oxenstiern in derselben Weise über den Herzog geurtheilt[2]): Bernhard strebe nach der absoluten Macht über alles, was direct oder indirect mit dem Kriege zusammenhänge; er hasse deshalb sein Directorium und trete ihm, wo er nur könne, entgegen, suche ihn und den Bundesrath bei den Truppen, die er ganz in der Hand habe, durch die Anschuldigung verhaßt zu machen, daß sie an deren mangelhafter Verpflegung schuld seien, und dieselben durch

1) Feuquières an Bouthillier d. d. Speier, 25. Sept. (5. Oct.) Röse II, Urk. 1.

2) Vgl. namentlich Oxenstierns Berättelse in Handlingar XXXV, S. 68.

die Versicherung, daß es ihnen, wenn er über ihre Verpflegung frei zu disponiren hätte, besser gehen sollte, noch mehr an sich zu fesseln.

Doch sah sich Bernhard veranlaßt, sich zunächst dem Willen des Bundesdirectors zu fügen, der nun den Abzug der Truppen nach Mainz befahl, wohin er gleichfalls mit dem Bundesrath entwich [1]).

Den Truppen aber ging es um Mainz nicht besser als um Frankfurt. Zu leben gab es auch hier wenig, und Geld erhielten sie noch immer nicht. Deshalb forderten sie mit Ungestüm Quartiere auf dem linken Rheinufer. Oxenstiern schwankte, ob er willfahren sollte oder nicht; denn er fürchtete, daß es zu Reibungen mit den dort liegenden französischen Truppen kommen möchte. Auf der anderen Seite besorgte er, daß die kaum wieder gesammelten Mannschaften, wenn sie blieben, aus Mangel an Unterhalt auseinanderlaufen möchten.

Solchem Schwanken machten die Truppen, die sich an die Befehle des Directoriums, das ihnen keinen Sold zahlte, nur soweit es ihnen beliebte, gebunden achteten, ein rasches Ende, indem sie mit Bernhards Zustimmung, ohne Vorwissen des Reichskanzlers Anfang October über die Mainzer Schiffbrücke auf das linke Flußufer hinübergingen [2]). Oxenstiern blieb nichts übrig, als „aus der Noth eine Tugend zu machen" und ihnen, um zugleich ihren, zugleich des Landes Ruin zu verhüten, selber Quartiere anzuweisen. Indem er gleichzeitig eine „Verpflegungsordonnanz" erließ, welche die Ansprüche der Soldaten und die Leistungen der Quartiergeber bestimmte, hoffte er dem Aergsten vorgebeugt zu haben.

Allein solche Erlasse hatten nur geringe Wirkung. Die Truppen verlangten zu leben und kannten keine Rücksicht. Der Kurfürst von

---

1) Grüns Tagebuch: „Derowegen so reisten wir den 30. Sept. von Frankfurt ab und kamen auf Höchst . . . von dar auf Mainz".

2) „Gaf Hertigen, Cantzleren owitterligt, Krigsfolket ordre etc." Relation in Handlingar XXXIII, S. 66. Den Uebergang meldet Oxenstiern der Königin d. d. Mainz, 10. Oct. Handlingar XXXII, S. 223. Die Relation bezeichnet den Zeitpunkt des Rheinüberganges mit den Worten: „3 dagar däreffter som Cardinal-Infanten war j tågedt neder åth."

Mainz, der sich als Flüchtling in Cöln aufhielt, rief gegen die „ferocia des Feindes", dessen „Rauben, Knebeln, Forciren und andere Tyrannei, dergleichen vorher selbst bei Heiden und Türken nicht gehört worden", den Schutz der Kaiserlichen an[1]). Aber in nicht geringerer Verzweiflung waren die plötzlich belasteten linksrheinischen Bundesgenossen, die sich auf alle Weise die ihnen zugedachte Einquartierung fern zu halten suchten. Es kam vor, daß die Bürgerschaft einer Stadt sich rüstete, den Bundestruppen den Einzug zu verwehren, als gelte es, einem Feinde zu begegnen.

Natürlich, daß solche Haltung des Landes den Zustand und die Stimmung wie das Auftreten der Truppen nur verschlimmerte. Diejenigen Regimenter, welche die angewiesenen Quartiere gesperrt fanden, drängten sich in die der andern, auch wohl in solche ein, in denen bereits französische Garnison lag, mit welcher dann Reibungen nicht ausblieben. Es gab endlose Verwirrung und Erbitterung. Die Verpflegungsordonnanz des Reichskanzlers wurde nicht beachtet. „Die Truppen erwiesen sich" — wie Chemnitz rückhaltlos gesteht — „in stetigem Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamer Erpressung von Geld und Geldeswerth, Prügelung, Hauen und Stechen, auch gar Niederschießung und Todtschlag dergestalt, wie beim ganzen Kriegswesen kaum vorgegangen"[2]). Namentlich die überzähligen, bei der Reorganisation der Armee zur Disposition gestellten Officiere mit ihrem Troß, der drei- bis viermal so groß war, als er reglementsmäßig hätte sein dürfen, wurden eine wahre Landplage. Ein Nothschrei ging durch die pfälzischen Lande über diese Bundestruppen, die, wie Rusdorf klagte, in ihr mehr Unheil anrichteten, als jemals der Feind. „Sie gaben der Pfalz die letzte Oelung." Er wünschte, daß sie sämmtlich in der Schlacht bei Nördlingen ins Gras hätten beißen müssen.

Pfalzgraf Ludwig Philipp, der Administrator der pfälzischen

---

1) Kurmainz an König Ferdinand d. d. Köln, 21. (31.) Oct. Khevenhiller XII, S. 1243 f.

2) Chemnitz II, S. 575. Vgl. Rusdorfs Klagen in seinen cons. S. 490 u. B S. 106.

Kurlande, protestirte von Anfang an mit der größten Empfindlichkeit. Er bestritt dem Reichskanzler das Recht der Einquartierung, das reichsverfassungsmäßig den Ständen zukomme. Er erinnerte ihn an Wallenstein, der abgesetzt worden wäre, weil er dieses Recht nicht respectirt hätte. Er drohte, sich mit andern Ständen zu einem Beschlusse zu einigen, der sie vor solchen Willkürlichkeiten schütze[1]). Worauf denn Oxenstiern nicht minder scharf erwiderte, daß es nicht zu den Ausschreitungen der Truppen gekommen sein würde, wenn die Stände sie von Anfang an ordentlich bezahlt hätten. Den Vergleich mit Wallenstein müsse er zurückweisen: friedländischer Proceduren habe er sich niemals befleißigt. Er erklärte ihm rund heraus, daß er keine Neigung mehr zu dem ohnehin einflußlos gewordenen Amt eines Bundesdirectors habe, vollends wenn er statt Dankbarkeit nur Haß und Tadel ernte; vielleicht, daß der Herr Administrator geneigt sei, es zu übernehmen.

Der Pfalzgraf beeilte sich, in eine ganze Reihe seiner Administration untergebener Orte, wie Neustadt und Kaiserslautern, französische Besatzung einzunehmen[2]), theils um sie vor dem Andrange des Feindes, theils um sie vor den Insolentien des Freundes zu schützen. Und mit Freuden wurden die Franzosen eingelassen, denn sie wurden gut bezahlt und hielten bessere Disciplin. Noch bedeutsamer war, daß er ihnen das starkbefestigte Mannheim einräumte[3]). Mit diesem und mit Philippsburg, in das sie am

1) Ludwig Philipp an Oxenstiern vom 4. Oct. bei Chemnitz II, S. 562. „Hwilket hafwer förorsakat ett sådant lärm serdeles hoos Pfaltz, att där stoor oordning och confusion ähr affölt; månge picquante breff lupne etc.“ Relation in Handlingar XXXIII, S. 67.

2) In betreff Neustadts vgl. la Force an Feuquières d. d. au camp de Landau, 9. (19.) Oct. Gallois, lettres inéd. de Feuq. I, S. 78.

3) Die Occupation Mannheims durch die Franzosen wird ausführlich geschildert: Rusdorf S. 497. Mercure françois XX, S. 216. Chemnitz II, S. 572, mit Benutzung der Relation in Handlingar XXXIII, S. 67. Vgl. Oxenstierns Correspondenz mit Feuquières und la Force: des ersteren Brief vom 7. Oct., der des letzteren vom 13. Oct. bei Chemnitz II, S. 563.

27. September eingerückt waren, besaßen sie zwei der wichtigsten Positionen auf dem rechten Rheinufer, wozu dann zwischen beiden jenseit des Flusses Speier kam, das ihnen gleichfalls die Thore öffnete [1]).

Ueberhaupt wuchs angesichts solcher Freundesgefahr die Hinneigung zu Frankreich, ohnehin groß genug in diesen linksrheinischen Gebieten, zusehends. Und nirgends wuchs sie mehr als in der Kurpfalz. Die Ueberzeugung, daß man dem mächtigen Nachbarn „bon gré, mal gré“ verfallen sei, wenn man nicht dem Feinde verfallen wolle, war allgemein. Denn — so äußerte sich damals Rusdorf [2]) — die eigene Armee verringere sich seit der Nördlinger Niederlage täglich mehr, werde ohne Ordnung von Ort zu Ort geführt, nur nicht gegen den Feind, bleibe in den Gebieten der Stände, denen sie durch ihre Ausschreitungen alle Mittel nehme, ferner etwas für ihre Erhaltung zu thun. Der Reichskanzler selber sei „perplex“, trage sich mit anderen Plänen und habe bei den Truppen keine Autorität mehr. Daher sei jetzt Niemand als Frankreich im stande, den Feind aufzuhalten; Frankreich, dessen Macht sich „wie ein Schneeballen, der gewälzt wird, von Stunde zu Stunde vergrößere“.

Schon hatte es einen weiteren unschätzbaren Vortheil erlangt. Rheingraf Otto Ludwig, der in Gemeinschaft mit Herzog Bernhard von Canstatt bis Heilbronn gezogen war, um zugleich mit ihm „am Rhein und Main ein Posto zu fassen“ [3]), hatte gleich nach des Herzogs Abreise von Heilbronn seine Truppen wieder von der geschlagenen Hauptarmee getrennt aus Furcht, daß sie von der in ihr herrschenden Demoralisation angesteckt werden möchten. Auf die Nachricht, daß der Her-

---

1) Vgl. darüber u. a. Mercure françois XX, S. 214 f.

2) Bedenken vom 18. Oct. 1634. Cons. S. 393.

3) Otto Ludwig an Oxenstiern d. d. Heilbronn, 1. Sept. (Dresden).

zog von Lothringen und Johann von Werth sich durch das Kinziger Thal dem Oberrheine näherten, war er aus der Heilbronner Gegend aufgebrochen, um nicht von der Straßburger Brücke und damit vom linken Rheinufer abgeschnitten zu werden, und hatte glücklich den „Paß" Kehl erreicht, in dessen Umgebung er seine Truppen verlegte. Allein nun näherte sich der Feind, dem mit dem Besitze Breisachs der Uebergang über den Rhein und der Einmarsch ins Elsaß frei stand; und drüben sammelten der Markgraf Wilhelm von Baden und die Generale Reinach und Mercy, was sie nur konnten, und machten sich an die Belagerung Colmars. In solcher Gefahr wandte sich der Rheingraf mit der dringenden Bitte an den französischen Marschall la Force, der bereits die lothringische Grenze überschritten hatte und in der Nähe von Hagenau stand, ihm mit 6—7000 Mann „nur auf 3 oder 4 Tage" beizuspringen. Schon mehrfach war der Marschall in den letzten Wochen dort droben zu helfen ersucht worden: auf Herzog Bernhards Veranlassung von dem Herzoge von Württemberg; von Oxenstiern durch ein directes Schreiben[1]). Aber la Force lehnte alle Hülfsgesuche ab.

Da entschloß sich Otto Ludwig, das Elsaß, damit es nicht in Feindes Hand fiele, den Franzosen zu übergeben. Er veranlaßte Reinhard Mockel, den schwedischen Residenten im Elsaß, mit dem Sieur de l'Isle, dem französischen Residenten in Straßburg, darüber in Verhandlung zu treten. Zwischen ihnen kam es zu einem Vergleiche[2]), durch welchen nicht nur die vom Feinde unmittelbar bedrohten Städte Colmar und Schlettstadt, sondern fast sämmt-

1) Vom 17. Sept. bei Chemnitz II, S. 539. Oxenstiern bat ihn, wenn sein König ihm noch keinen Befehl ertheilt hätte, schon jetzt mit offenen Feindseligkeiten zu beginnen, „sich nur so zu stellen und dem Feind eine ombrage zu geben, damit die geschlagenen Truppen sich desto baß zu recolligiren und wieder zu fassen Raum und Gelegenheit bekämen".

2) d. d. 29. Sept. (9. Oct.) 1634 bei du Mont VI, 1, S. 78 f. (Nr. LIX). Dann auch, und zwar der allgemeine wie der Particularvertrag wegen Colmars, Revue d'Alsace VII (1878), S. 232 f. In ihm werden die einzelnen Ortschaften aufgezählt.

liche oberelsässische Ortschaften den Franzosen eingeräumt wurden. Sie sollten unter französische Protection gestellt sein, doch unbeschadet der Rechte des Reichs, der ständischen Freiheiten und des Heilbronner Bundes. Die von Frankreich bestellten Gouverneure sollten den Alliirten zur Durchführung ihrer Forderungen alle Hülfe leisten, ihren Truppen freie Passage durch die übergebenen Plätze und jeder Zeit den Rückzug in sie gestatten, denen Frankreich keine neuen Steuern aufzulegen sich verpflichtete. In dem Specialabkommen wegen Colmars wurde ausdrücklich bestimmt, daß die französische Protection nur bis zum Friedensschlusse währen und daß von ihm ab die Zustände des Jahres 1618 wieder in Geltung treten sollten.

Nachdem der Rheingraf und la Force diese Abmachungen approbirt hatten, wurden sie zur Ratificirung an König Ludwig und Reichskanzler Oxenstiern gesandt. Am 10. October löste eine französische Besatzung die der Bundestruppen in Colmar ab, vier Tage später in Schlettstadt.

Das Elsaß hatte für Oxenstiern der äußerste Preis sein sollen, um den er die französische Kriegserklärung erkaufte. Jetzt wurde es den Franzosen eingeräumt, ohne daß sie sich zu irgend welcher nennenswerthen, bestimmt bezeichneten Gegenleistung verpflichteten. „Gleichsam schlafend und stillschweigend", wie Rusdorf sagt, waren sie in Besitz fast des ganzen linken Oberrheins von Mainz bis Basel gelangt. Hatten sie bis zur Schlacht bei Nördlingen gezaudert, in die Action gegen das Haus Habsburg einzutreten, so dachten sie vollends jetzt, wo es ihnen gelang, ohne Schwertstreich so große Beute davonzutragen, nicht daran, sich zu übereilen. Ihrem Interesse an dem deutschen Kriege genügte es, wenn der Heilbronner Bund in den Stand gesetzt wurde, weiter zu kämpfen und den Krieg auf dem rechten Rheinufer zu localisiren, während sie sich allgemach und ungestört in den Besitz des ganzen linken setzten. Die eigenen Streitkräfte wünschten sie zu vermehren, zu schonen und bis zur günstigen Gelegenheit aufzusparen. Daher erhielt Feuquières den Auftrag, in Deutschland 12,000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter zu werben, die für die Dauer des Krieges unter dem Befehle eines fran-

zösischen Generals im Dienste des Bundes stehen sollten [1]). Die Meinung war, sie anstatt der für Philippsburg versprochenen 6000 Mann heimischer Auxiliartruppen zu stellen. Und der Marquis bemühte sich, dem Reichskanzler zu beweisen, wie vortheilhaft, was Quantität wie Qualität betreffe, für ihn und den Bund dieser Tausch sein würde.

Natürlich, daß auch den Franzosen die Anwesenheit der Bundestruppen auf dem linken Rheinufer höchst lästig war. Sie sahen in ihnen unwillkommne Concurrenten. Und wenn, was zu erwarten stand, der Feind den Deutschen folgte und diese nicht vermochten, ihm den Rheinübergang streitig zu machen, so wurde die linksrheinische Pfalz und das Elsaß zum Schauplatz des Krieges, d. h. er wurde unmittelbar an die französische Grenze verlegt. Sobald der Feind sich auf dem linken Rheinufer festsetzte, lag es nicht mehr in Frankreichs Hand, der offenen Betheiligung am Kampfe, die es zu vermeiden wünschte, auf die Dauer auszuweichen.

Daher drang Feuquières unablässig bei Oxenstiern und Bernhard auf die Zurückberufung der Bundestruppen auf das rechte Rheinufer. Jener versprach sie in der Voraussetzung, daß Marschall la Force demnächst den Befehl zur Ueberschreitung des Rheines erhalten würde, und unter der Bedingung, daß die Franzosen sofort die Brücke bei Philippsburg in stand setzten. Er meinte, daß der Gegner darin eine Demonstration erkennen würde, die ihn stutzig machte.

Herzog Bernhard zeigte sich um so geneigter, Feuquières' [2]) Wunsch zu erfüllen, als er an dem Gedanken der Cooperation mit den übrigen, auf deutschem Boden befindlichen Corps der Evangelischen nach wie vor festhielt. Dazu kam, daß er benachrichtigt war, König Ferdinand habe seine Armee nach der Einnahme von Schweinfurt

1) Darüber namentlich Feuquières an Vialar vom 19. (9.) Sept. 1634. Feuquières II, S. 421 ff. und an Bouthillier d. d. Speier, 25. Sept. (5. Oct.). Röse II, Urk. 1.

2) Ueber das Folgende: Feuquières an Bouthillier d. d. Mainz, 20. (30.) Oct. Röse II, Urk. 2.

und Würzburg in Garnison verlegt und sei nur mit 3—4000 Mann Cavallerie nach Heilbronn aufgebrochen, um die Armee des Herzogs von Lothringen in Württemberg zu verstärken. Er schloß daraus, daß der Feind für den Rest des Jahres weiter keine Absicht habe, als sich bequeme und ausgedehnte Winterquartiere zu verschaffen, in denen sich die Truppen erholen und für den Feldzug des kommenden Jahres stärken könnten.

Da war es denn sein Entschluß, den Kampf wieder aufzunehmen. Während die Truppen Baners und Herzog Wilhelms vereint, und verstärkt durch einen Theil der Hessen und Lüneburger, in einer Gesammtstärke von 17—18,000 Mann nach Franken vorgehen und den Feind dort zurückdrängen sollten, wollte er den Rhein wieder überschreiten, in der rechtsrheinischen Pfalz nahe am Feinde Stellung nehmen und ihm eine Schlacht anbieten. Er dachte, zu dem Zweck die Truppen des Rheingrafen Otto Ludwig, der bald, nachdem er die pfälzischen Plätze an Frankreich überliefert hatte, gestorben war, an sich zu ziehen, und drang in Feuquières, dem er Mitte October in Mainz diesen Plan mittheilte, zu veranlassen, daß la Force die 6000 Mann Infanterie abgäbe, ohne welche er dieses Unternehmen nicht wagen könne.

Feuquières billigte den Plan, erklärte aber, daß der Marschall keinen Befehl habe, sich an seiner Ausführung zu betheiligen. Doch könne derselbe, lediglich als Demonstration, um den Feind argwöhnisch zu machen, bei Philippsburg eine Brücke schlagen und eine Anzahl Truppen dort vorgehen lassen. Sein König, so fügte er hinzu, denke nicht, die Verbündeten nur mit einem kleinen Corps zu unterstützen, wie das schon Frankreichs große Werbungen in Deutschland zur Verstärkung des Bundesheeres bewiesen: er wolle sich nicht anders als mit ganzer Macht einmischen, um die Ehre und Reputation seiner Armee nicht aufs Spiel zu setzen.

Bernhard versicherte, daß er weder den guten Willen noch die Macht des Königs in Zweifel ziehe; aber jetzt handle es sich um sofortigen Beistand. Die Conföderirten hätten ihm vertrauensvoll Philippsburg überliefert: nun sei er auch verpflichtet, ihnen die

dafür versprochene Hülfe zu leisten; um so mehr, als sie das einzige Mittel sei, um die Stände zu schützen. Unumwunden wies er darauf hin, daß der Feind in der jüngst erfolgten Rückkehr des Herzogs von Orleans nach Frankreich eine Garantie dafür sähe, daß Frankreich niemals mit dem Hause Oesterreich brechen, weit eher sich mit ihm gegen die Evangelischen verbinden würde.

Das wies Feuquières mit Entschiedenheit zurück: der Haß zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg sei zu alt und zu bekannt, um angezweifelt werden zu können; die Rückkehr Monsieurs ändere nichts an ihm; an einen Vergleich mit Oesterreich auf Kosten der Evangelischen denke sein König nicht. Er würde schon im vergangenen Jahre, als Feria im Reich erschien, mit den Habsburgern gebrochen haben, wenn die Verbündeten ihm schon damals Philippsburg übergeben hätten. Die Folgen davon, daß sie es nicht gethan, hätte keiner schwerer zu fühlen bekommen, als er, der Herzog, der erröthete, als er in solcher Weise an Regensburg und Nördlingen erinnert wurde.

Deutlicher konnten die Absichten Frankreichs nicht offenbart werden! Unter dem Vorwande, später die ganze Armee in den Kampf werfen zu wollen, unter Hinweis auf die deutschen Werbungen Frankreichs, wurde die Abgabe der 6000 Mann einfach refusirt.

Damit sah der Herzog sich genöthigt, auf seinen Plan zu verzichten. Doch bot sich ihm eben jetzt die Gelegenheit zu einem andern Unternehmen diesseit des Rheins.

Am 8. October war Landgraf Wilhelm mit Herzog Wilhelm in Eisenach[1]) zusammengekommen und hatte ihm dort den Plan zu einem umfassenden militärischen Unternehmen vorgelegt, auf welches dieser bereitwillig einging. Es betraf eine Concentration ihrer beiderseitigen und der baner'schen Truppen, um dem Feinde mit Nachdruck entgegenzutreten. Auch Landgraf Georg sollte zur Betheiligung aufgefordert werden. Den Kurfürsten von Sachsen wollten sie ersuchen, ihren Plan zu unterstützen, indem er die

1) Protokoll der Eisenacher Zusammenkunft vom 8. Oct. 1634 (Gotha).

Kaiserlichen, von denen man jetzt keine annehmbaren Friedensbedingungen zu erwarten habe, in Böhmen beschäftige. Auch auf Herzog Bernhards Mitwirkung war gerechnet. Er sollte den Feind, wenn derselbe vom Niederrhein her einen Versuch gegen Westphalen, den Westerwald und die Wetterau machte, durch eine Diversion am Rhein von ihnen fernhalten und ihm bei weiterem Vorgehen in den Rücken fallen. Der Gedanke war, daß, während die vier combinirten Corps gegen den Main hin operirten, die Truppen Bernhards und Arnims die Flanken deckten, jene in der Wetterau, diese in Böhmen. Auf den Herzog von Lothringen und die Baiern (im Württembergischen) sollten indeß, ihrer Meinung nach, die Franzosen und das Corps Otto Ludwigs achtgeben.

Durch seinen Geheimen Rath Vultejus[1]) theilte der Landgraf diesen Plan an Herzog Bernhard mit, der ihn um so freudiger begrüßte, als soeben sein Project des Feldzuges in der rechtsrheinischen Pfalz an Feuquières gescheitert war. Er eilte von Mainz zu den Truppen, um die Anordnungen zu ihrem Aufbruch zu treffen, versammelte die Officiere zu Alsheim und sprach ihnen zu Muth zu fassen und ihm wieder über den Rhein zu folgen. Er gab ihnen gemessene Ordre, die Regimenter sofort zu complettiren und bis spätestens zum 1. November marschfertig und kampfbereit zu halten. Er erließ einen Armeebefehl[2]), nach welchem der übergroße Troß und alle überflüssige Bagage, eine der „Wurzeln der Desordre und Ursachen der Confusion bei der Armee", abgeschafft, dem Obersten fortan nur zwei Wagen, dem Oberstlieutenant und Major nur je einer, dem Regimentsschultheißen, Quartiermeister und Feldprediger zusammen einer, ebenso einer dem Profoßen mit seinem

1) Des Landgrafen Vademecum für Vultejus waren die Worte: „Urge, urge! es ist hohe Zeit; wo nicht bald etwas geschieht, wird es sorglich werden; man muß mit Macht auf den Feind gehen, sonst wird er zu viel advantage ergreifen."

2) d. d. Kreuznach, 22. Oct. 1634 (Gotha). Ueber das Anwachsen des Trosses vgl. das Gutachten des fränkischen Kreises wegen der Militie bei Londorp IV, S. 429 (Nr. LXXII); vgl. auch Relation in Handlingar XXXIII, S. 69, danach Chemnitz II, S. 573.

„Stabe" bewilligt werden sollten. Auf die Compagnie zu Pferd sollten mit Einschluß der Marketenderwagen nur vier, auf die Compagnie zu Fuß nur drei kommen. Jeder Reiter sollte nur einen Burschen („Jungen") halten dürfen. Durch genaue Bestimmungen hoffte er den Unfug im Marketenderwesen, die Unordnungen der Truppen auf dem Marsche, im Quartier, beim Fouragiren zu verhindern.

Sobald er erfuhr, daß Graf Philipp von Mansfeld mit einer feindlichen Armee von 42 Regimentern[1]), die er im Westphälischen und Cölnischen gebildet hatte, auf das rechte Rheinufer überzugehen beabsichtige, befahl er seiner gesammten Cavallerie, sich am 26. October bei Frankfurt einzufinden. Am folgenden Tage brach er an ihrer Spitze von dort in die Wetterau auf, um die Verbindung mit der unter Generallieutenant Melander an der waldeck'schen Grenze stehenden Abtheilung Hessen, die den Befehl hatten, sich mit ihm zu vereinigen, herzustellen und so verstärkt den Mansfeldischen an der Lahn Halt zu gebieten. Er entsandte am 6. November, während er selbst das Hauptquartier zunächst in Friedberg nahm, und die Truppen in die weniger mitgenommene Umgegend verlegte, den Obersten Oehm mit dem größten Theil der Cavallerie gegen die waldeck'sche Grenze[2]). Als er dann die Nachricht von Piccolomini's Aufbruch aus Franken in den Thüringer Wald erhielt, commandirte er drei Regimenter gegen die Kinzig, um nähere Nachricht einzuziehen, die er in Friedberg erwarten wollte[3]).

Da kam Bericht, daß Mansfeld den Rhein bei Andernach überschritten habe[4]), und weiter, daß Johann von Werth die Berg=

1) Aufzählung der Truppen bei Khevenhiller XII, S. 1348. Bei der Armee Mansfelds befanden sich in großer Zahl die aus Franken und vom Rheine vertriebenen katholischen Geistlichen, die durch ihn in ihre Stifter und Pfründen zurückgeführt zu werden hofften, „also daß über 100 Kutschen voll Pfaffen und Pfaffenknechte bei dem Troß gesehen worden".

2) Tagebuch Grüns, der den öhm'schen Zug mitmachte.

3) Bernhard an Oxenstiern d. d. Friedberg, 8. Nov. 1634 (Stockholm). „Daher wir judiciren, daß Herr General Baner und die Landgräfischen sich entweder moviren oder er vorhabens sein muß, einen Streif in Thüringen zu thun."

4) Bernhard an Oxenstiern d. d. Friedberg, 9. Nov. (Stockholm).

straße herab im Anzuge sei. Dazu kehrten jene drei Regimenter ins Hauptquartier mit der Meldung zurück, daß die Kinzig von Steinau bis Orb bereits mit fünf feindlichen Regimentern besetzt sei, so daß man dort nicht passiren könne. Auf solche Rapporte hin verlegte der Herzog sein Hauptquartier von Friedberg weiter zurück nach Wiesbaden, um auf alle Fälle Mainz und die dortige Passage über den Rhein gegen Mansfeld zu decken [1]).

Den Gedanken des Zusammenwirkens mit den andern Corps gab er gleichwohl nicht auf. Er schrieb unter dem Eindruck all jener Nachrichten an den Reichskanzler: „Der Feind ist aller Orten in Motion; meinen wenigen Gedanken nach müssen wir alles lassen und auf Conjunction mit Herrn Baner denken".

Gegen das Eisenacher Project jedoch hatten sich Schwierigkeiten erhoben, die von vornherein vorauszusehen gewesen waren. Herzog Georg hatte keine Neigung, auf dasselbe einzugehen; und zwischen Baner und Herzog Wilhelm entstanden peinliche Differenzen über das Commando der schwedischen und thüringischen Truppen nach ihrer Vereinigung. Denn der Herzog mochte auch diese neue Gelegenheit, auf seine Generallieutenantschaft zu pochen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen, und der Schwede hatte keine Neigung, sich den Weisungen des Weimaraners zu fügen. Als aber darauf Isolani mit seinen Croaten aus der Wetterau in die Stifter Fulda und Hersfeld einbrach und damit die Verbindung der hessischen mit den baner'schen und weimarischen Truppen gefährdete, hatte der Landgraf den Herzog Wilhelm und Baner von neuem zur Bildung eines gemeinsamen Corps aufgefordert. Baner hatte dem Herzoge einen Theil seiner Truppen zugesagt, und dieser hatte versprochen, mit den schwedischen und seinen eignen Mannschaften am 11. oder 12. November in der Gegend von Eisenach einzutreffen. Vom Landgrafen sollten sich an dem genannten Termin vier Regimenter Cavallerie und eine Anzahl Fußvolk einfinden.

Allein diese, die zur rechten Zeit zur Stelle waren, warteten

1) Günderode's Bericht an Landgraf Wilhelm v. 12. Nov. 1634 bei Rommel VIII, S. 326.

drei Tage lang vergebens auf die Weimaraner und Schweden und wurden, als sie sich dann zur Rückkehr genöthigt sahen, am 17. November von einer bedeutenden feindlichen Reiterabtheilung unter Isolani, Hatzfeld und Breda bei Hersfeld überfallen und mit großem Verluste zurückgeschlagen[1]). Und nun überschwemmte der Feind auch Hessen[2]). Von dem Plan eines combinirten Unternehmens jener Corps und dem Herzog Bernhards konnte damit die Rede nicht mehr sein.

Schon sah dieser sich und die Gebiete, die zu schützen seine nächste Aufgabe war, von einer neuen Gefahr bedroht. Als er den Rhein überschreitend in die Wetterau ging, hatte Johann von Werth mit seinen Baiern Anfang November Heidelberg überrumpelt, die Stadt genommen, die von Oberst Abel Moda befehligte Besatzung zum Rückzug auf das Schloß gezwungen, das er zu belagern begann.

Voll Schrecken wandte sich der pfälzische Administrator an Oxenstiern und Bernhard um Hülfe für die gefährdete pfälzische Residenz. Aber jener lehnte seine Bitte kühl ab, indem er ihn an seinen Widerspruch gegen die Einlagerung der Bundestruppen in pfälzisches Gebiet erinnerte, und der Herzog sprach sein Bedauern aus, daß er allein zu einem solchen Unternehmen zu schwach sei. Er wies ihn an die Franzosen, gegen die er sich ja in betreff der Einräumung der seiner Verwaltung untergebenen Plätze so gefällig erwiesen habe[3]). Verhehlte er sich doch nicht, daß es für sie von

---

1) Der Landgraf verlor 500 M. z. F. und etwa 1200 z. Pf. Berättelse in Handlingar XXXV, S. 53. Er war voll Erbitterung, daß man ihn so im Stich gelassen hatte. „Es heißt schlechten Abschied gehalten", schrieb er an H. Wilhelm am 24. Nov. „Ich war so willig und doch blieben E. Ld. nacher weg. Das wird mich künftig klüger machen, ein anderes Mal nicht so kostfrei zu sein." Dazu an Vultejus am 18. Nov.: „All dies Unglück kommt daher, daß wir aus Gutwilligkeit, sobald man unsere Truppen begehrt, dieselben hin und wieder zu des gemeinen Besten Beförderung haben folgen lassen, unterdessen aber von andern verlassen worden" (Rommel VIII, S. 325 Anm.).

2) Vgl. auch Rusdorf S. 498. „Le Chancelier respondit très froidement etc."

3) Vgl. Rusdorf S. 498. „... le Duc Bernhard tardoit à se ré-

entscheidender Bedeutung sei, daß Heidelberg sich hielt; denn mit dem Falle dieses den Neckar beherrschenden Platzes wäre das von ihnen besetzte Mannheim unmittelbar bedroht und zu fürchten gewesen, daß die Baiern dort den Rhein zu überschreiten suchen würden. Und so rechnete er denn, daß, wenn er es zu thun verweigere, sie das Schloß entsetzen und damit, so sehr es ihrer Neigung widersprach, in die Action eintreten müßten.

Auch an die Franzosen hatte sich der Administrator gewandt, und Rusdorf, welcher mit der Mission betraut wurde, fand den Marschall la Force voll Eifers, zu helfen. Derselbe erklärte ihm, daß er stündlich die Ordre seines Königs zum Uebergang über den Rhein erwarte, ohne die er einen so wichtigen und folgeschweren Schritt nicht zu unternehmen wage.

Schon lief bei ihm die Erlaubniß ein, eine Brücke, statt bei Philippsburg, bei Mannheim zu schlagen, die nun, unter Rusdorfs Beihülfe, binnen sechszehn Stunden fertig gestellt wurde[1]).

Als Rusdorf dann erfuhr, daß Marschall de Brezé mit neuen Befehlen in Landau eingetroffen sei, eilte er abermals ins französische Hauptquartier, um von neuem auf den Rheinübergang zu dringen[2]). Und nun wurde dieser und der Entsatz Heidelbergs von den Marschällen in der That beschlossen. Doch ließen sie es sich angelegen sein, den Eindruck offener Hostilität, den ein solcher Schritt auf den Feind machen mußte, abzuschwächen, indem sie dem kaiserlichen General Gallas die schriftliche Versicherung gaben, sie würden, ihres Königs

---

soudre, jusqu'à ce, que non seulement par lettres de S. A. reïterées et accompagnées de celles des Etats Conféderés, envoyées par exprès, il s'étoit disposé si avant, qu'il s'offroit aussi à cela, mais se trouvoit trop foible tout seul, l'ennemi pouvant assembler grandes forces à Franconie, du Duché de Wurtemberg et d'en haut où se tenoit le Duc de Lorraine."

1) Die Anfertigung der französischen Rheinbrücke hat ihre kleine Geschichte, auf die hier nicht weiter eingegangen zu werden braucht.

2) Rusdorf schreibt: „Je chantois ma vieille chanson et exhortois non seulement de passer le Rhin, mais aussi d'aller jusqu'au pays de Würtemberg, voir jusques au Danube etc."

Absicht entsprechend, nichts thun, was das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Kaiser trüben könnte[1]).

Am 14. November erfolgte der Aufbruch von Landau und Speier nach Oggersheim, einem Mannheim direct gegenüberliegenden, eine halbe Meile vom Rhein entfernten Flecken.

Sobald Feuquières von diesem Vorhaben der Marschälle Nachricht empfing, eilte er nach Oggersheim, um sie von einem Schritt abzuhalten, der den offenen Bruch mit dem Kaiser bedeute. Sie gestanden ihm, daß sie sich ohne ausdrücklichen Befehl ihres Königs zu demselben entschlossen hätten, weil die Ehre der französischen Waffen es fordere. Dem Marquis gelang es, sie namentlich durch die Vorstellung, daß die Gegenleistungen des Bundes für den Fall der Betheiligung Frankreichs am Kriege noch nicht fixirt wären, zu vermögen, daß sie in Oggersheim Halt machten[2]). Dann kehrte er nach Mainz zurück, um nun Oxenstiern und Bernhard zu bearbeiten, ihrerseits den Entsatz Heidelbergs zu übernehmen. Allein beide lehnten dieses Ansinnen von neuem mit Entschiedenheit ab, so daß sich Feuquières endlich genöthigt sah, die Zusicherung zu geben, daß das Unternehmen der Bundestruppen durch die versprochenen 6000 Franzosen unterstützt werden sollte, welche den Befehl erhalten würden, den Rhein zu überschreiten[3]).

Das war es, was man gewollt. Jetzt hatte Herzog Bernhard keine Veranlassung mehr, mit dem Entsatze Heidelbergs zu säumen.

Er hatte sich in der Wetterau auf alle Weise zu stärken ge-

---

1) La Force und de Brezé an Gallas vom 11. (21.) Nov. 1634. Röse II, B. 3, Anm. 46.

2) Rusdorf S. 498.

3) Wie sehr er gleichwohl wünschte, daß mit der Zusendung der 6000 Mann gezögert würde, ergiebt sich aus dem Schreiben von de Brezé an Richelieu vom 27. Nov. (7. Dec.). Röse II, B. 3, Anm. 37. Treffend charakterisirt Rusdorf die Situation in einem Briefe an Zinckgref d. d. Worms, 19. Nov. (cons. S. 110): „Fatum Heidelbergae agnosco. Les uns le veulent secourir et se sont mis en devoir de le faire: mais ils veulent estre premièrement asseurés que les autres les secondent."

sucht. Oberst Oehm war, ohne die Verbindung mit Melander erreicht zu haben, über Camberg nach Wiesbaden zurückgekehrt; aus der Umgegend von Assenheim waren die Regimenter Rosen und Prinken, nebst anderen, die noch auf dem linken Rheinufer lagen, herangezogen worden. Dazu kam die Mannschaft des verstorbenen Otto Ludwig, deren Commando Rheingraf Johann Philipp übernommen hatte. Bernhards Corps war seiner eigenen Angabe nach auf etwa 18,000 Mann angewachsen. Er hatte eine Schiffbrücke über den Main, eine zweite über den Rhein schlagen lassen, die durch die Kanonen der Gustafsburg und der Festung Mainz und durch einen starken Brückenkopf gegen den Andrang Mansfelds gedeckt waren. Seine Truppen hatte er auf die Nachricht von der Niederlage der Hessen am 17. November über den Main ins Darmstädtische geführt, zunächst (am 23. November) sein Hauptquartier in Großgerau genommen und acht Regimenter Cavallerie unter Rheingraf Johann Philipp gegen den Neckar entsandt. Am 24. November befand sich das Hauptquartier in Pfungstadt. Nächstes Ziel war Gernsheim am Rhein. Dort wollte er vorerst Halt machen, weil er noch in Ungewißheit war, ob die Franzosen sich mit ihm vereinigen würden[1]). Er ließ eine Schiffbrücke rheinaufwärts führen, um jederzeit auf das linke Ufer übergehen zu können, ohne sich der französischen Brücke bedienen zu müssen.

Da erhielt er (am 24. November) von Oxenstiern jene Nachricht von der Bewilligung der 6000 Franzosen[1]). Sofort brach er nach Gernsheim auf, während diese unter Feldmarschall Hebron die Mannheimer Brücke passirten.

Die von zwei Seiten erfolgende Demonstration genügte, um die Baiern zu bewegen, die Belagerung des Heidelberger Schlosses aufzugeben und die Stadt zu verlassen. Man ließ sie unverfolgt auf Wiesloch entweichen. Die Franzosen kehrten in ihre Quartiere zurück; Bernhard verlegte seine Cavallerie in die Gegend von Darmstadt, „um des Feindes Contenance zu vernehmen“; seine Infanterie

1) Bernhard an Oxenstiern d. d. Pfungstadt, 24. Nov. 1634 (Stockholm).

führte er zur Gustafsburg. Nach Heidelberg sandte er zwei Regimenter unter Oberst Gassion, die dort bis Anfang December blieben und, wie Rusdorf klagt, zehnmal mehr Verwüstung anrichteten als der Feind.

Bernhards Anwesenheit am Main war allerdings dringend nöthig geworden; denn Mansfeld hatte seinen Abzug benutzt, um die Lahn zu überschreiten und in die Wetterau einzubrechen. Aus Wetzlar und Weilburg wurden die Besatzungen vertrieben; am 29. November übergab der burgsdorfische Oberstlieutenant Christoph Schulteß die Stadt Friedberg unter der Bedingung freien Abzuges nach Hanau, wofür ihn dann Generalmajor Jacob Ramsai, der dortige Commandant, erschießen ließ. Wiesbaden und Büdingen wurden ausgeplündert und besetzt. Die ganze Gegend fiel in Mansfelds Hände. Seine Truppen standen auf beiden Seiten der Kinzig von Gelnhausen bis fast an Hanau. Frankfurt und Mainz waren unmittelbar bedroht.

Aber auch südlich vom Main entstand jetzt neue Gefahr. Denn der Herzog von Lothringen und Gallas hatten die bairischen und kaiserlichen Truppen in Württemberg und Franken — 14,000 Mann zu Pferd und 16,000 Mann zu Fuß, wie sich angegeben findet — gesammelt und sich Bernhards Stellungen genähert, der sich damit in engem Raum, zwischen Main, Rhein und Neckar eingeschlossen sah und befürchten mußte, von der feindlichen Uebermacht zwischen zwei Feuer genommen zu werden. Von allen andern Corps war er so gut wie abgeschnitten. Die einzige Hülfe, die es für ihn gab, lag bei Frankreich. Alles kam darauf an, daß es jetzt vermocht wurde, seine Armee über den Rhein zu senden, um dem Heere des Bundes Luft zu machen.

Der Wormser Convent von 1634.

Um Frankreich für die offene Betheiligung am Kriege zu gewinnen, waren Löffler und Streiff am 18. September im Auftrage des Bundes nach Paris abgereist. In den Tagen, da Otto Ludwig das Oberelsaß an Frankreich überlieferte, langten sie am Hofe Ludwigs XIII. an. Begreiflich, daß sie mit ihren Vorschlägen nicht viel Entgegenkommen fanden. Ihr Gesuch um Geldhülfe stieß auf immer neuen Widerstand. Mit ihrem Anerbieten des ganzen Elsaß außer Benfeld erndteten sie nur die spöttische Antwort, daß man es bereits besitze, dank dem Rheingrafen, der es nicht aus Zuneigung, sondern aus Noth übergeben habe. Richelieu forderte auch Benfeld und drohte, daß er, falls man es nicht einräume, an la Force den Befehl geben würde, die französischen Garnisonen aus Colmar und Schlettstadt wieder abzuführen.

Löffler, der, wie sein württembergischer Herr, mehr französisch als schwedisch gesinnt war und das französische Protectorat anstatt des schwedischen um so lieber gesehen hätte, als er die Hoffnung hegte, unter ihm des Reichskanzlers Stellung im Bunde zu erhalten, ließ sich weiter und weiter herunterhandeln, unbekümmert darum, daß er damit in Widerspruch zu seinen Instructionen trat, an die sich nicht streng zu binden er schon bei seinem Aufbruch entschlossen gewesen zu sein scheint.

So kam es denn am 22. October zur Unterzeichnung eines Vertragsentwurfs [1]), der ein neuer Triumph der Politik des Cardinals Richelieu war.

Nach demselben verbanden sich Frankreich, Schweden und der Heilbronner Bund mit allen Mitteln, auch denen der Gewalt, zur Herbeiführung eines guten und sicheren Friedens in Deutschland, dessen Garantie sie auf die Dauer von zwanzig Jahren übernehmen

1) Französisch bei Dumont VI, 1, S. 79 ff.; lateinisch bei Londorp IV, S. 444 ff.; deutsch inhaltlich bei Chemnitz II, S. 559 f. Vgl. Richelieu, Mém. VIII, S. 182.

wollten. Andere Glieder des Reiches, namentlich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sollten zum Beitritt aufgefordert werden. Kein Mitglied des Vereins durfte ohne die andern Friedensverhandlungen mit dem Feinde anknüpfen, keines auf länger als zwei bis drei Wochen in Deutschland oder Lothringen einen Waffenstillstand mit ihm abschließen. Schweden und die Conföderirten sollten — nach Artikel 7 — die Restitution des Katholicismus in allen von ihnen eroberten Gebieten und Gewährung der Neutralität auf billige, von Frankreich vorgeschlagene Bedingungen für alle, die vom Feinde überträten und die Frankreich in seine Protection nehmen würde, versprechen. Der König wollte auf dem linken Rheinufer eine starke Armee halten und sie je nach Gelegenheit offensiv oder defensiv gegen den Feind verwenden. Er wollte sofort eine halbe Million Livres zahlen, damit die Bundestruppen zufrieden gestellt würden und auf dem rechten Rheinufer den Kampf wieder aufnehmen könnten. Aber, und das war die Hauptsache, irgend welche Verpflichtung, den Krieg zu erklären, übernahm er nicht. Es zu thun, wurde vielmehr in sein freies Belieben gestellt und unter allen Umständen davon abhängig gemacht, daß die Conföderirten ihm dafür gut sagten, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sowie andere Fürsten und Stände der beiden sächsischen Kreise sich in keine Separatverhandlungen mit den Feinden einlassen würden. Ferner sollten sie ihm — so bestimmte der elfte Artikel — wenn er offen bräche, das ganze Elsaß mit Einschluß Benfelds und Schlettstadts einräumen, ebenso Breisach und andere Orte rheinaufwärts gegen Constanz hin, die sie ihm nöthigenfalls mit ihren Truppen erobern zu helfen hatten. Bis zur Eroberung Breisachs sollte den Franzosen zur Passage über den Rhein die Straßburger Brücke zur Verfügung stehen. Im allgemeinen Friedensschlusse sollten — nach Artikel 12 — die französischen Truppen aus Breisach und allen rechts- und linksrheinischen Plätzen wieder abgeführt werden.

Für diese Zugeständnisse wollte sich der König — laut Artikel 3 und 8 — verpflichten, während der Dauer des Krieges ein Corps von 12,000 Mann von Deutschen oder andern Ausländern

auf dem rechten Rheinufer zu unterhalten, welche ebenso wie die französischen Garnisontruppen in den eingeräumten Plätzen sowohl dem Bunde als dem Könige schwören und mit Bundestruppen zu Einer Armee vereinigt werden sollten, die man nach Bedarf gegen den Feind verwenden würde. Sie sollten von einem Bundesfürsten als ihrem General befehligt werden, dem der König einen Generallieutenant mit Sitz und Stimme im Kriegsrath zur Seite stellen würde. Im Falle der Vereinigung mehrerer Armeen sollte dieser französische Marschall die gleiche Stimme wie der Höchstcommandirende haben. Auch in den Bundesrath sollte ein Vertreter des Königs aufgenommen werden, der in allen den Krieg und Frieden betreffenden Fragen volle Stimmberechtigung hätte (Artikel 9 und 10). Wenn Frankreich den Krieg erklärte, sollten — wie Artikel 13 bestimmte — mit Rücksicht auf die Unterhaltungskosten der 12,000 Mann die französischen Subsidienzahlungen, die sich nach dem bisher geltenden schwedisch-französischen Allianztractat auf eine Million Livres jährlich beliefen, aufhören. Erklärte es ihn nicht, so blieb es bei den bisherigen Subsidien, und jene halbe Million, die es zur Befriedigung der Truppen zu zahlen sich erbot, sollte dann zugleich als die im bevorstehenden November fällige Rate der Hülfsgelder in Anrechnung gebracht werden.

So ihrem wesentlichen Inhalte nach diese zum Theil nichts weniger als klaren Bestimmungen, die Frankreich in keinerlei Weise banden, dem es vielmehr überlassen wurde, Kampfgenosse zu werden oder Subsidiarmacht zu bleiben.

Es war die Frage, wie sich der Bund zu diesen Abmachungen seiner Gesandten stellen, ob er sie approbiren oder von der Hand weisen würde.

Oxenstiern hatte die Bundesstände auf den 12. November, da die Stadt Frankfurt unzuverlässig, die rechte Rheinseite unsicher war, nach Worms berufen, um den Bericht ihrer Gesandten über ihre Verrichtung in Frankreich entgegenzunehmen. Zugleich sollten dort endlich die für die Unterhaltung und Verstärkung der Truppen immer nöthiger gewordenen Maßregeln beschlossen werden. Auch galt es, sich über die Stellung des Bundes zu den geheimen Se-

paratverhandlungen, die seit der Nördlinger Niederlage Kursachsen und der Kaiser mit verdoppeltem Eifer trieben, schlüssig zu machen[1]). Allein der Eifer der Stände, jener Einladung zu folgen, war so gering, daß es erst des nachdrücklichen Zuredens namentlich von Feuquières bedurfte, um den Reichskanzler zu vermögen, sich von Mainz nach Worms zu begeben, wo er dann am 22. November die sehr spärlich besuchte Versammlung eröffnete[2]).

Ueber den Pariser Vertrag war er in höchster Erbitterung. Er empfing die Gesandten, zumal Löffler, der seiner Instruction zuwider Benfeld bedingungslos überliefert habe[3]), wie „Verräther, welche die öffentliche Freiheit verkauft hätten", machte sie privatim und vor der Versammlung herunter und entließ Löffler aus dem schwedischen Dienst. Die Gesandten appellirten an das Urtheil des Convents, baten um Ernennung einer Commission, um zu untersuchen, ob sie ihrer Instruction entgegengehandelt hätten. Daß die anwesenden Bundesglieder, geführt von dem pfälzischen Administrator, ihnen in öffentlicher Versammlung die Erklärung gaben, sie hätten

1) Chemnitz II, S. 563. Oxenstiern an den Herzog von Württemberg d. d. Mainz, 27. Oct. 1634. Sattler VII, Nr. 30.

2) Relation in Handlingar XXXIII, S. 78. Die Aufzählung die Anwesenden auch bei Chemnitz II, S. 565. Oxenstierns Proposition vom 22. Nov. ebenda.

3) Oxenstiern an die Königin d. d. Mainz, 8. Jan. 1635. Handlingar XXXIII, S. 45. „Hwilken (d. i. seine aparte Commission) han illa hafwer observerat och hwad Jag medh condition insatt och tillåthet, han simpliciter infördt, mine conditioner försumat, E. K. M:ths wilkohr inthet achtat och simpliciter slutet." Vgl. Oxenstierns Berättelse in Handlingar XXXV, S. 71 f. Dazu Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 10. (20.) Dec. 1634. Röse II, Urk. 4. Oxenstierns Erbitterung auf Löffler legte sich nicht. Noch im März 1635 hatte er mit Feuquières ein Gespräch, über welches dieser an Bouthillier d. d. Worms, 28. März (7. April) Feuquières III, S. 30 ff. berichtet: „... La réponse qu'il m'a faite n'a pas été sans chaleur contre le Sieur Leffler, duquel il continue de se plaindre, non pas de ce qu'il avoit traité de Bensfeld à fond, mais de la façon dont il a usé, y agissant au nom des Confédérés, qui n'y avoient aucun intérêt, cette place étant du nombre de celles, qui demeuroient par le traité de Hailbronn pour hypothèque à la couronne de Suède etc."

ihre Instruction nicht überschritten, war für den Reichskanzler ein neuer Beweis, wie völlig isolirt und ohne Einfluß er dastand.

So gab er denn auch bald die Hoffnung auf, die Stände zur Ablehnung des Vertrages zu bewegen, den er allen Bemühungen Feuquières' zum Trotz unter keiner Bedingung zu ratificiren entschlossen war. Er kehrte der Versammlung den Rücken und begab sich (am 5. December) zu Herzog Bernhard nach Mainz. Noch im Moment seiner Abreise suchte Feuquières ihn auf, um ihn zur Unterschrift zu bewegen[1]). Er gab ihm zu bedenken, daß die Feinde den Vertrag, der allen Versammelten mitgetheilt worden, sicher kennen, mithin auch bemerkt haben würden, daß ohne seine Ratificirung Frankreich nicht zum Bruche verpflichtet sei. Er stellte den Rückzug der Franzosen (die soeben, um Heidelberg zu entsetzen, den Rhein überschritten hatten) in Aussicht. Oxenstiern, in solcher Weise gedrängt, erklärte, er verlange zunächst des Bruches wegen versichert zu sein; worauf Feuquières erwiderte, daß er dieses Verlangen nicht ohne vorherige Anfrage bei seinem Hofe erfüllen könne. Darauf Oxenstiern: dann sehe er sich genöthigt, bei seinem Entschlusse zu bleiben. Und als Feuquières ihm die Versicherung gab, daß er ihn wegen der zwei Punkte, an denen er besonderen Anstoß nehme — des siebenten wegen des Schutzes der katholischen Religion, des dreizehnten wegen der Subsidienzahlungen —, sofort zufrieden stellen wolle, entgegnete er, er könne sich, bevor er mit Herzog Bernhard gesprochen habe, auf nichts einlassen. So endete diese peinliche Unterredung, in welcher der Reichskanzler sich zu unumwundener Klage über die Abhängigkeit, in der man von Frankreich stünde, fortreißen ließ.

Ganz ohne Bedenken gegen den Pariser Vertrag waren die Stände freilich auch nicht. Mehrere seiner Punkte erschienen auch ihnen „zweifelhaft und dunkel" und unmöglich zu erfüllen, und es kam über dieselben zwischen ihnen zu manchen Differenzen. Mit der Bestimmung wegen der Restitution des Katholicismus konnten auch sie sich nicht befreunden; dem Verlangen des Beitritts von Kursachsen nachzukommen, stand nicht in ihrer Macht; das von

1) Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 10. (20.) Dec. 1634.

Frankreich geforderte Protectorat erschien ihnen gefährlich. Gegen die Einräumung des ihnen benachbarten Benfeld erklärten sich wegen ihres Verkehrs auf der Ill die Straßburger, während die übrigen der Einräumung nicht entgegen waren, jedoch ausdrücklich betonten, daß sie nicht vor wirklich erfolgter Kriegserklärung vollzogen werden dürfe.

Immerhin Bedenken genug, um den französischen Gesandten wegen der Annahme besorgt zu machen. Löffler gab ihm (in einer Unterredung am 10. December) den Rath, auf weitere Verhandlungen mit dem Plenum der Versammlung einfach zu verzichten und mit den einzelnen Fürsten und Ständen des Bundes separate Verhandlungen anzuknüpfen, ihn versichernd, daß sie sich sämmtlich binnen vierzehn Tagen Frankreichs Wünschen gefügt haben würden; freilich unter der Bedingung, daß Frankreich bis dahin offen Partei ergriffen hätte. Feuquières war ganz seiner Meinung, beschloß jedoch zunächst den Versuch, in der Versammlung zum Ziele zu kommen. Seinen Versicherungen gelang es, sie in betreff all der Punkte, die ihr bedenklich erschienen, zu beruhigen, wenngleich er sich weigerte, die gewünschten Erläuterungen und Abänderungen des Vertragsentwurfs schriftlich zu geben[1]).

Bernhard war dem unerfreulichen Gange der Verhandlungen von Mainz aus mit Aufmerksamkeit gefolgt. Er mißkannte die Vortheile nicht, die ihm aus den zunehmenden Verlegenheiten des Bundes erwuchsen, und war entschlossen, sich ihrer zu bedienen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Ihm genügte das provisorische Generalat der Bundesarmee nicht; er machte den in Worms versammelten Bundesständen kein Hehl daraus, daß er wünsche und er-

1) Oxenstiern an die Königin d. d. Worms, 8. Jan. 1635. Handlingar XXXIII, S. 45.

warte, es von ihnen definitiv übertragen zu erhalten Damit erst hätte er den Einfluß im Bunde erlangen können, der bisher Oxenstiern zugestanden und den derselbe doch bei dem wachsenden Widerwillen der Bundesstände gegen sein Directorium, da er keine Armee zu seiner unmittelbaren und unbedingten Verfügung hatte, nicht mehr geltend zu machen vermochte. Aber nicht um den Oberbefehl der Bundestruppen allein war es Bernhard zu thun; auch den über die französischen Hülfstruppen rechnete er zu erlangen, und deshalb war es sein Bestreben, Frankreich in eine Lage zu bringen, die es nöthigte, sein Versprechen wegen des Succurses zu erfüllen. Es ist bereits erwähnt worden, wie er die Gefährdung des Heidelberger Schlosses in diesem Sinne auszubeuten verstand. So an die Spitze einer imposanten Streitmacht gestellt, hätte er wohl hoffen dürfen, die gedemüthigten evangelischen Fahnen wieder aufzurichten und vom Rhein her den Verhältnissen aufs neue eine günstige Wendung zu geben. Vom Verzagen und Verzweifeln war er weit entfernt.

Längst hatte Frankreich es sich angelegen sein lassen, ihn enger an sich zu ketten. Sobald der Pariser Tractat von Löffler und Streiff unterzeichnet war, erhielt Feuquières den Befehl, sich zu bemühen, den Herzog durch erneutes Anerbieten einer bedeutenden Pension und sonstiger großer und vortheilhafter Bedingungen, deren Bestimmung diesem überlassen bleiben sollte, und durch die Versicherung von den redlichen und uneigennützigen Absichten des Königs zu gewinnen. Er sollte ihm erklären, daß derselbe nicht daran denke, das Reich zu dismembriren, vielmehr nur daran, den deutschen Ständen durch seine Waffen zu einem Generalfrieden zu verhelfen; und daß er nichts verlange, als die Dankbarkeit derer, denen er mit so großen Opfern beispringe. Auch Ponikau sollte ein Jahrgehalt angeboten werden[1]).

Während Feuquières an die Ausführung dieses Auftrages ging, wurde auch, unmittelbar nach dem Entsatze Heidelbergs, von dem Herzoge von Rohan, dem alten Hugenottenführer, der gegenwärtig

1) Memoire für Feuquières d. d. St. Germain en Laye vom 24. Oct. (3. Nov.) 1634. Röse II, B. 3, Anm. 56.

mit einem Corps in Lothringen stand, zu Bernhard, der mit ihm im vergangenen Jahre persönliche Beziehungen angeknüpft hatte, der Oberst Batilly abgefertigt[1]). Auch er sollte ihn der uneigennützigen Absichten Frankreichs den deutschen Fürsten und Ständen gegenüber und der besonderen Geneigtheit des Königs und Richelieu's versichern, an denen er bei den gegenwärtigen Wirrnissen im Reiche die beste Stütze haben würde, und sollte ihm die Vermittlung Rohans bei ihnen beiden anbieten, gegen den er sich deshalb in betreff seiner Forderungen offen aussprechen möge.

Bernhard dachte nicht daran, sich an Frankreich hinzugeben, etwa gar, wie der Landgraf von Hessen, wie sein Bruder Wilhelm, sich gegen ein Jahrgehalt an die französische Krone zu verkaufen. Selbst den rohan'schen Anerbietungen wich er aus, indem er unter höflichen Versicherungen seiner Freundschaft für ihn, seines Diensteifers für den König, um detaillirtere Anträge bat, da er auf so allgemeine Eröffnungen hin keine Entscheidung zu treffen vermöge[2]). Ihm galt es lediglich, die Hülfsmannschaften, die Frankreich zu stellen verpflichtet war, unter seinen Befehl zu bringen. Und dem schienen, auch abgesehen davon, daß Frankreich wenig Neigung zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zeigte, nicht geringe Schwierigkeiten entgegenzustehen. Denn Feuquières, der Bernhards Verlangen nach Selbständigkeit des Handelns nur zu wohl kannte, wünschte das Commando über die französischen Auxiliartruppen dem der Krone Schweden unabhängiger gegenüberstehenden, als französischem Pensionär von Frankreich abhängigeren Landgrafen Wilhelm zuzuwenden, der von dem Könige bereits früher zum General dereinst etwa abzugebender französischer Hülfstruppen designirt worden war[3]). Er unterließ deshalb nicht, sich in seinen Briefen, die er in die Heimath schrieb, sehr bestimmt gegen Bernhard auszusprechen, hingegen den Landgrafen

1) Ouverture faite à Mr. Duc Bernard de Veimar etc. d. d au camp de Ramberviller, 29. Nov. (9. Dec.) 1634. Röse II, Urk. 5.

2) Bernhards Antwort für Rohan d. d. Mainz, 10. (20.) Dec. Röse II, Urk. 6.

3) Vgl. Rommel VIII, S. 293, Anm. 373.

mit den wärmsten Worten als den einzigen unter den deutschen Fürsten, der offen für die Interessen seines Königs eintrete, zu empfehlen, gelegentlich hinzufügend, daß dieser selber mit dem Generalat über die Hülfstruppen betraut zu werden erwarte und es als eine Beleidigung empfinden würde, wenn man ihn überginge[1]). Richelieu jedoch war dem Landgrafen entgegen und scheint an den Herzog von Württemberg gedacht zu haben, der allerdings als von Frankreich eingesetzter Commandant der Festung Philippsburg wohl in Betracht kommen konnte. Allein dieser hatte keine Neigung zu einer Rolle, welche ihm die Rückkehr in die Gnade des Kaisers rundweg abgeschnitten haben würde. So lagen die Aussichten für Bernhard doch günstig genug, und die Frage war wesentlich nur, ob es überhaupt zu der Verabfolgung des französischen Hülfscorps kommen und an welche Bedingungen das Bundesgeneralat geknüpft werden würde.

Für beides wurden die damaligen Bewegungen des Feindes im Felde von Wichtigkeit.

Kaum war Johann von Werth zum Abzuge von Heidelberg genöthigt worden, als in den ersten Decembertagen eine neue, stärkere Abtheilung der feindlichen Hauptarmee vor der Stadt erschien. Das war eine neue Verlegenheit für Frankreich, zugleich eine Gefährdung der Bundesversammlung in Worms. So wiederholte sich denn das frühere Spiel. Frankreich, um dem Bruche mit dem Kaiser auszuweichen, wünschte, daß Bernhard den Entsatz übernehme. Aber dieser dachte sich der willkommenen Gelegenheit zu bedienen, auf Frankreich wie auf den Bund Pression auszuüben, indem er sich zu dem Unternehmen nur unter der Bedingung bereit finden ließ, daß der Bund ihn definitiv zum General seiner gesammten Streitkräfte ernannte, und daß Frankreich ihm endlich die versprochene Truppenhülfe sandte, gleichviel ob der Pariser Tractat ratificirt war oder nicht.

---

1) Noch am 10. (20.) Dec. 1634 schrieb Feuquières von Landgraf Wilhelm (Röse II, Urk. 4): „lequel est le seul de toute l'Allemagne, auquel Sa Maté peut prendre confiance certaine."

Soeben hatte sich Oxenstiern, Worms verlassend, zu ihm begeben. Es hieß, er beabsichtige nach Norddeutschland zu gehen und werde all seinen Einfluß anwenden, um Bernhard zu bewegen, daß er ihn mit den Truppen begleite. Nichts hätte für die Franzosen unerwünschter sein können, denen damit die alleinige Aufgabe des Kampfes am Rhein zugefallen wäre. Deshalb strengte Feuquières alles an, die Ausführung jenes Planes zu verhindern. Er gewann den Rheingrafen Otto, daß er die Truppen durch Geldversprechungen von dem Reichskanzler und dem Herzoge losrisse, falls sie beide mit ihrem Plane Ernst machten; er versprach ihm zu dem Ende die halbe Million Livres, von denen der Pariser Tractat redete, ohne freilich die Absicht zu hegen, sie ihm eher, als er der Truppen wirklich versichert wäre, auszuzahlen. Ja, er dachte, seiner eigenen Angabe nach, sogar einen Moment daran, sich der Person Oxenstierns und Bernhards zu bemächtigen.

Die Verlegenheit für ihn und die Bundesstände steigerte sich in den nächsten Tagen, als verlautete, daß der schottische Oberst Henderson aus dem feindlichen Hauptquartiere zu Bernhard gesandt worden sei, um ihm zu eröffnen, daß der Kaiser nichts lebhafter wünsche, als ihn zu gewinnen, und ihm zu dem Ende ganz Franken und den unumschränkten Oberbefehl über 20,000 Mann mit Gallas als seinem Generallieutenant anbiete. Bernhard möge außerdem verlangen, was er wolle: es solle ihm nichts verweigert werden[1]). Anerbietungen, die Bernhard mit Entrüstung von sich wies.

Die französischen Marschälle waren auch jetzt wieder gewillt, Heidelberg allein mit ihren eigenen Truppen zu entsetzen. Und auch jetzt wieder war Feuquières durchaus dagegen, weil das nichts anderes

1) Mémoire de ce que le Sr de Batilly a rapporté touchant les pratiques que les Imperiaux font pour attirer le Duc Bernard. Röse II, Urk. 3. Nach ihm traf Henderson den 11. (21.) Dec. 1634 bei Bernhard ein. Auf die Sendung Hendersons scheint sich auch zu beziehen, was Feuquières am 22. Juni (2. Juli) 1635 an Bouthillier und P. Joseph berichtet. Feuquières III, S. 122.

als „den Beginn der Ruptur“ bedeutet haben würde, und weil in diesem Falle die Bundesstände nicht mehr geneigt gewesen sein würden, die weitgehenden Bedingungen des Pariser Tractates zu acceptiren. Es war demnach von höchster Wichtigkeit, Bernhard zu bestimmen, daß er bliebe und seinerseits den Entsatz übernähme. Die Wormser Versammlung drang in den Marquis, mit den 6000 Mann nicht länger zurückzuhalten, und dieser erklärte, daß, wenn Bernhard das rechte oder linke Rheinufer hinauf gegen den Feind anziehe, die Franzosen nicht nur mit 6000 Mann, sondern mit ganzer Macht den Rhein überschreiten und auf den Feind gehen sollten. Er wandte sich an den Herzog selbst mit der Aufforderung, Heidelberg mit Hülfe der 6000 Franzosen zu entsetzen, und die gleiche Aufforderung erging an ihn von seiten der Marschälle. Aber Bernhard hatte es mit der Antwort nicht eilig, so daß Marschall de Brezé voll Verzweiflung in die Heimath schrieb[1]): „Wollen die Schweden den Ball nicht eröffnen, so glaube ich auch nicht, daß man diesmal wird tanzen können. Wollen sich diejenigen, welche das meiste Interesse dabei haben, nicht rühren, so haben die, welche ein geringeres fühlen, keinen schlechten Vorwand, empfindungslos zu bleiben. Darum wäre sehr zu wünschen, wenn Herzog Bernhard jetzt handeln wollte. Allein ich glaube nicht daran.“

Bernhard begnügte sich nicht damit, zu verlangen, daß die Franzosen ihm nicht nur mit den 6000 Mann, sondern mit ihrer ganzen Armee beistünden, um den Feind aus den Gebieten zwischen dem Neckar und Main zu vertreiben und die Städte Mainz, Hanau und Frankfurt, die Mansfeld bedrohte, außer Gefahr zu setzen[2]): er forderte auch, daß im Falle seiner Gefangennahme der König für ihn dieselbe Sorge trage wie für einen gefangenen französischen General; daß er ihm, wenn er seine Armee verliere, „in der sein

1) De Brezé an Bouthillier s. d. Röse II, S. 32 f.

2) Andilly an Bouthillier d. d. Mannheim, 15. (25.) Dec. 1634. Röse II, B. 2, Anm. 59. Vgl. Le Vassor, Hist. du règne de Louis XIII. VIII, l. 37, S. 249. Danach die Einleitung zu den Lettres de Feuquières.

ganzer Besitz und all sein Glück bestehe" [1]), den Befehl über eine andere gebe.

Feuquières, in Verzweiflung über den beständigen jähen Wechsel der Verhältnisse, mit dem es selbst seiner diplomatischen Virtuosität schwer wurde Schritt zu halten [2]), sah sich, da er erkannte, daß die Stände sich für Bernhard entscheiden würden, genöthigt, dessen Verlangen ad referendum zu nehmen.

Gleichzeitig hatten Verhandlungen zwischen Bernhard und den Bundesständen stattgefunden. In ihrem Auftrage hatten sich der Herzog von Württemberg, Graf Kraft von Hohenlohe, Johann von Nassau-Saarbrücken und zwei städtische Deputirte von Worms aus zu ihm begeben, um ihm ihrerseits das Generalat anzubieten, unter der Bedingung, daß er die Truppen nur mit Zustimmung der Stände aus den vier oberen Kreisen abführen, und daß er sie zum Schutze Heidelbergs und Württembergs verwenden würde.

So hatte er sich nach beiden Seiten hin die Wege geebnet; und nun entschloß er sich zum Entsatze Heidelbergs. Schon vorher hatte er seine Truppen, auf die Nachricht von Mansfelds Absicht ihm den Rückzug über den Rhein abzuschneiden, zur Deckung der Brücke bei der Gustafsburg zurückgeführt und damit begonnen, sie auf das linke Rheinufer übergehen zu lassen. Jetzt gab er ihnen den Befehl, das linke Ufer hinauf bis Mannheim zu marschiren, um sich mit den Franzosen zu vereinigen und im Vereine mit ihnen dort den Rhein wieder passirend gegen die pfälzische Residenz vorzurücken.

Allein die Franzosen, über 5000 Mann Cavallerie und etwa 24,000 Mann zu Fuß, waren schon am 11. und 12. December über die Mannheimer Brücke und dann unter Führung Abel Moda's,

---

1) „en laquelle il dit que consiste tout son bien et sa fortune."

2) „les affaires changent de face de moment en moment", klagt Feuquières in seinem besonders lesenswerthen Berichte an Bouthillier vom 10. (20.) Dec. Röse II, Uk. 4.

der sich damals zu Mannheim aufhielt, auf Heidelberg gegangen[1]). In der Nacht des 14. December nahmen sie nach kurzem, heftigem Angriffe die Stadt und zwangen die etwa 5000 Mann starke Besatzung zum Abzuge[2]).

Die Bundestruppen erreichten erst den 13. December Mannheim, wo sie die Brücke passirten. Am folgenden Tage wurde dann auf dem rechten Rheinufer die Verbindung mit den Franzosen hergestellt, deren vortreffliche Ausrüstung und regelmäßige Besoldung sie wohl mit stillem Neide erfüllt haben mag, während der milde Accord, den die Franzosen der Heidelberger Besatzung gewährt hatten, ihren gerechten Unwillen erregte. —

Unter dem Eindrucke des zweiten Entsatzes von Heidelberg, dieser „ersten Thätlichkeit der Franzosen wider die Kaiserlichen", den die politischen Sanguiniker schon als die langersehnte „Ruptur" begrüßten, erfolgte in Worms endlich die Entscheidung über den Pariser Tractat, und zwar, indem ein Theil der dort versammelten Bundesstände — namentlich der pfälzische Administrator, der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden, Landgraf Wilhelm von Hessen und eine Anzahl Grafen — ihn am 18. December „simplement und purement" ratificirten[3]), während die Reichsstädte der Ratification auswichen, indem sie sich mit Mangel an Vollmacht entschuldigten. Damit war der Bund im Grunde genommen gesprengt: ein Theil desselben schloß sich, in der Erkenntniß, daß das verbündete Schweden doch nicht mehr zu helfen vermöchte, aufs engste an Frankreich an.

———————

1) Ueber den Anmarsch der Franzosen liegen mehrere Schreibensextracte vor in der Broschüre „Gewisse Zeitungen, | Wie die Frantzosen | vor Heydelberg geruckt, . . .|." 1634. 4 Bl. 4°.

2) Schilderung der Eroberung u. a. bei Rusdorf S. 500. „Tout cela se fist en une demiheure entre chien et loup." Auch in einem Schreibensextract aus Worms vom 15. (25.) Dec. in „Gewisse Zeitungen, wie die Frantzosen vor Heydelberg geruckt".

3) Rusdorf S. 499 u. 502. Das Datum nach Chemnitz II, S. 566.

Oxenstiern wies die von Feuquières wiederholt an ihn gestellte Zumuthung, zu unterschreiben, auch jetzt mit Entschiedenheit zurück. Die Bestimmungen des Tractates seien derart, daß sie binnen kurzem Streit verursachen würden. Namentlich betonte er — und mit vollem Rechte —, daß, was über die Subsidien in ihm stehe, „per indirectum" die schwedisch-französische Allianz aufhebe. Auch er entschuldigte sich „defectu mandati". Den Convent aber vertagte er auf den 10. Januar des kommenden Jahres[1]).

Sofort nach der Ratificirung des Vertrages von seiten der Stände schickte sich Feuquières, dem Artikel 5 desselben entsprechend, an, die zur Auslöhnung der Truppen bestimmte halbe Million Livres zu zahlen; zunächst nur 395,000 Livres, denen der Rest in vierzehn Tagen folgen sollte[2]). Oxenstiern, der den Wunsch zu erkennen gab, daß das Geld unter die Mannschaft nach seinen Anordnungen vertheilt würde, erhielt von dem Franzosen die verletzende Abfertigung, es sei den Ständen versprochen und würde nur dem General und der Armee und zwar gegen die Versicherung, sich nicht aus den vier oberen Kreisen zu entfernen, ausgehändigt werden. Nachdem Bernhard diese Versicherung gegeben hatte, empfing er das Geld, das er unter die Regimenter vertheilte, deren Stimmung dadurch wesentlich gebessert wurde.

---

1) Oxenstierns Notificationsschreiben vom 20. Dec. 1634. Chemnitz II, S. 572.

2) Contrepromesse pour 105,000 livres sur une quittance de 500,000 livres des confédérés d. d. Speier, 22. Dec. (a. St.) 1634 bei Feuquières II, S. 438. Vgl. Rusdorf S. 502.

Wintercampagne 1634 auf 1635.

Es war ein großes Resultat, das Bernhard durch gewandte Benutzung der Umstände erreicht hatte: die französische Armee stand auf dem rechten Rheinufer und hatte sich bereits mit dem Feinde engagirt. Damit eröffnete sich ihm die Aussicht auf die Verwirklichung seiner strategischen Pläne.

Zunächst freilich kam es zwischen ihm und den französischen Generalen nach der Vereinigung der beiderseitigen Heere zu dem Beschlusse, den Wünschen des französischen Cabinets entsprechend, dem Feinde ins Württembergische zu folgen, um das Land von ihm zu säubern. Denn Frankreich meinte für den Herzog Eberhard, der sich ihm mit unterwürfigem Eifer angeschlossen hatte, ein übriges thun zu müssen. Bernhard sollte mit seinen Truppen und den 6000 Franzosen unter Feldmarschall Hebron die Avantgarde bilden [1]).

Allein die Ausführung dieses Planes unterblieb, einmal weil die Franzosen sich vor ferneren Schritten scheuten, die sie mitten in den offenen Kampf gegen Oesterreich hineingeführt haben würden, sodann weil Bernhard es bedenklich fand, sich zu weit vom Main zu entfernen, wo Mansfeld mehr und mehr Terrain gewann und weiter stromauf das Würzburger Schloß in höchster Gefahr schwebte.

Während die Franzosen sich an der Bergstraße lagerten, brach er nordwärts gegen Mansfeld auf, um ihn entweder zu schlagen oder ihm die Lebensmittel abzuschneiden [2]). Seine Hoffnung stand

---

1) Relation in Handlingar XXXIII, S. 86. Danach Chemnitz II, S. 578. Vgl. Rusdorf S. 500. Dazu Bernhard an Oxenstiern d. d. Freidesheim, 15. Dec. 1634 (Stockholm): „Wollen uns morgen bei Ladenburg conjungiren und wird uns das französische Volk 6000 Mann z. F. und ein paar Tausend Pferde zugeben, mit welchen wir gegen den Feind gehen, und soll uns die französische Armee alsbald folgen."

2) Bernhard an Oxenstiern d. d. Weinheim, 17. Dec., Arheiligen, 30. Dec., 1634 Frankfurt, 1. Jan. 1635 (Stockholm). Dieser letzte, wichtigste Brief ist von Chemnitz II, S. 640, benutzt. Vgl. de Brezé an Bouthillier vom 23. Dec. 1634 (2. Jan. 1635).

auch jetzt darauf, daß ihm von den Corps im Hessischen und Thüringischen secundirt werden würde. „Wenn jetzt" — so heißt es in einem Schreiben aus seinem Hauptquartier — „Herzog Wilhelm und General Baner entweder gegen Hessen, das Stift Fulda oder Franken avancirten, würde es dem Feinde den Compaß gewaltig verrücken." Er hatte deshalb dem Landgrafen und seinem Bruder Wilhelm geschrieben und an Baner den Obersten Helm Wrangel gesandt. Aber auch diesmal erwies sich seine Hoffnung als vergeblich. Hessen war von der piccolomini'schen Armee überschwemmt; Isolani's, Breda's, Corpus' Croaten hausten im Hersfeldischen und Fuldaischen und nöthigten den Landgrafen, sich gegen sie zu wenden. Herzog Wilhelm und vollends Baner sahen sich durch die drohende Haltung Kursachsens, das in dem Pirnaer Vergleiche seinen Uebertritt zum Kaiser bereits im wesentlichen vollendet hatte, durch den Einmarsch der kurfürstlichen Truppen in die thüringischen Quartiere zurückgehalten.

Gleichwohl gab Bernhard seinen Entschluß nicht auf. Er entsandte mehrere Regimenter unter Oberst Bouillon zum Generalmajor Ramsai, der den Mansfeldischen von Hanau aus nach Kräften zu schaffen machte, und führte seine übrigen Truppen über Weinheim und durch das Darmstädtische [1]) auf Frankfurt. Am 22. December passirten sie den Main, etwa 20,000 Mann mit Einschluß der Franzosen, und nahmen den Marsch auf Hanau. Bei den erbärmlichen Wegen und der grimmigen Kälte, die jenen Winter auszeichnete, kamen die Truppen nur langsam vorwärts, so daß Mansfeld, von dem Unternehmen benachrichtigt, Zeit gewann, sein Corps um Aschaffenburg zusammenzuziehen, die Verschanzungen an beiden Ufern des Mains zu verstärken und den Fluß bis hinauf nach Miltenberg durch Croaten zu versichern.

Damit sah sich Bernhard genöthigt, auf den Gedanken an eine

---

1) „Mainstrom, 20. (30.) dito" (Dec.) „Herzog Bernhards Fürstliche Gnaden kommen mit dero Armee heute um Darmstadt an. Gestern ist zu Frankfurt eine starke Parthey in die Wetterau zu recognosciren durchgangen." (In: „Gewisse Zeitungen, wie die Frantzosen vor Heydelberg geruckt ꝛc.")

Feldschlacht und die Rettung seines Würzburger Schlosses zu verzichten. Er wandte sich von Hanau die Kinzig aufwärts, um den Mansfeldischen „den wetterauischen Brodkorb" höher zu hängen. Denn aus der Wetterau, so arg sie gleich mitgenommen war, bezogen sie hauptsächlich ihren Lebensunterhalt. Schon hatte er das vom Feinde verlassene Gelnhausen und weiter flußaufwärts Wächtersbach genommen, schon rüstete er sich zum Angriff auf das stark besetzte Friedberg, als die Mansfeldischen, durch neun kaiserliche und sechs bairische Regimenter verstärkt, am linken Ufer der Kinzig anrückend bis nahe an Gelnhausen vordrangen. Allein zu einer Schlacht, die damit, daß die Gegner auf beiden Ufern des zugefrornen Flusses standen, unvermeidlich schien, wagte es Bernhard um so weniger kommen zu lassen, als der Feind auch die breda'schen Truppen aus dem Stift Fulda, auch das Corps, welches Schloß Würzburg belagert und am 8. Januar 1635 erobert hatte, an sich zog. Er machte Kehrt und langte, in Gelnhausen und Wächtersbach Besatzungen zurücklassend, am 15. Januar wieder bei Hanau an. Seine Mannschaften waren durch das Hin- und Herziehen bei strengstem Frostwetter aufs ärgste mitgenommen. Namentlich die an den deutschen Winter nicht gewöhnten Franzosen waren schaarenweise ein Opfer der Kälte geworden. „Sie bezeichneten allenthalben die Fußtapfen ihres Weges mit Todten", sagt ein alter Bericht. Deshalb wollte der Herzog seinem Heere um Hanau eine kurze Ruhe und Erholung, deren es aufs dringendste bedurfte, gönnen; dann hoffte er doch noch „etwas fruchtbarliches zu verrichten, das dem gemeinen Wesen zu nicht geringer Aufnahme gereichen sollte" [1]). Denn seine Absicht war nach wie vor auf Mansfeld gerichtet, den er irgendwie unschädlich zu machen dachte, um sich damit die Bahn zu den wichtigen Festungen Königshofen und Coburg die der Feind umlagerte, freizumachen. Wäre doch mit ihrem Falle seine nächste Verbindung mit den thüringischen Gebieten durchschnitten gewesen.

---

1) Bernhard an Oberst Brinken (zu Königshofen) d. d. Hanau, 16. Jan. 1635 und an H. Wilhelm von demselben Datum (Weimar).

Da erhielt er von den Franzosen Nachrichten, die ihn zwangen, „sein Dessein zu ändern“.

Während sie längs der Bergstraße lagen, war fast unter ihren Augen Philippsburg verloren gegangen[1]). Die Besatzung, aus Franzosen und Deutschen combinirt, zählte statt der festgesetzten tausend Mann höchstens die Hälfte, die um so weniger im stande war, die weitläufigen Werke zu vertheidigen, als bei dem starken Frost die Gräben zugefroren waren. Arnauld, der Commandant, drang bei dem Herzoge von Württemberg als seinem Vorgesetzten auf Verstärkung; doch erklärte er dann wieder, er traue sich, die Festung auch ohne die Deutschen, lediglich mit seinen Franzosen „contre toute la terre“ zu halten, und verweigerte hernach württembergischem Succursvolke den Einlaß. Seine Anordnungen waren durchaus unzureichend, das Pallisadenwerk in defectem Zustande, der Mannschaft nicht das nöthige Pulver geliefert, die Bedienung der Ge-

1) U. a. geben Chemnitz II, S. 643 und Richelieu, Mém. VIII, S. 219—222, sehr ausführliche Schilderungen des Ereignisses, die nichts weniger als übereinstimmen. Chemnitz schreibt: „Es laufen die Relationes unterschiedlich, und weil zweierlei Nation, Teutsche und Franzosen, darin gelegen, will je eine der andern die Schuld geben.“ Sehr beachtenswerth für die Ueberlieferung ist auch eine Stelle in einem Briefe von Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 28. März (7. April) 1635 Feuquières III, S. 51: „De crainte de l'offenser (le Duc de Wurtemberg) je n'ai pas jugé à propos de publier ici la relation de la prise de Philipsbourg, encore que je la lui aye montrée en particulier, à cause, que Monsieur Arnauld y accuse les capitains et la guarnison Allemande de trahison, qui est manifeste, à quoi même les estats pourroient prendre part à cause de la nation.“ Arnauld war Feuquières' Schwager. Vgl. auch Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 5. (15.) Juni Ep. 419: „Arnoutius Philipsburgi infaelix custos, elapsus hostium manus, huc venit ultroque in Bastiliam se conjecit, paratus causam dicere: jamque scriptum sparsit Germanos, qui ibi fuere, proditionis faciens reos.“ Situationsschilderungen von Philippsburg u. a. Mercure françois XX, S. 204 und namentlich S. 889; daran schließt sich eine sehr ausführliche Darstellung der Eroberung der Festung durch die Kaiserlichen. Vgl. Clausewitz' abfälliges Urtheil über die Anlage der Festung in seinen hinterlassenen Werken II, S. 231.

schütze lotterig, das Alarmiren der Franzosen umständlich und zeitraubend.

Von alledem hatte der Feind genaue Kunde, und deshalb fiel er die Festung unter demselben Obersten Bamberger, der in ihr das Commando geführt hatte, bis er sie den Schweden übergab, am 14. Januar früh vor Tage an, nachdem er die Besatzung in den voraufgehenden vier Nächten durch blinden Lärm sorglos gemacht hatte. Die Deutschen waren zuerst zur Stelle und warfen in heftigem Kampfe den Feind, der bereits die gefrorenen Gräben überschritten und auf Leitern den Wall erstiegen hatte, zurück. Nun wandte er sich gegen die Posten der Franzosen und war schon Herr des Walles, als sie an Ort und Stelle anlangten. Da befahl Arnauld den Rückzug auf die Citadelle Allein schon, als der Tag anbrach, sah er sich zur Uebergabe gezwungen. Kein Zweifel, daß die Schuld der „liederlichen, unverantwortlichen" Uebergabe ihn und die Franzosen traf; sie, die erst alles in Bewegung gesetzt hatten, um diese „gewaltige Festung" in ihre Hand zu bekommen, und nun so wenig Anstrengungen machten, sie zu behaupten.

Es war ein glänzender Erfolg des Feindes, auch deshalb, weil er ihn in den Besitz der von den Franzosen in Philippsburg aufgespeicherten großen Vorräthe an Geld, Getreide und Kriegsmaterial setzte[1]). Von der Partei des Siegers wurde er mit Tedeum gefeiert. Den Ueberbringern der Siegesbotschaft nach Wien verehrte der Kaiser kostbare Goldketten[2]).

Und dieser Schlag blieb nicht vereinzelt. Johann von Werth überschritt mit 5000 Mann den zugefrorenen Rhein, rückte vor Speier, nöthigte die Festung am 23. Januar ohne Anwendung von Gewalt, lediglich durch Drohworte zur Ergebung[3]) und belegte sie mit einer starken, aus mehreren Regimentern zusammen-

1) „Man schreibt, daß die Kaiserlichen in Philippsburg 16 Tonnen Goldes an Dublonen, 128 Stück Geschütz, 40,000 Säcke Mehl, Getreide und Korn, 120,000 Tonnen Salz und sonst auch einen großen Schatz bekommen haben." Grüns Tagebuch. Vgl. Senkenberg VI, S. 32.

2) Theatr. Europ. III, S. 426.

3) Die Capitulation u. a. Theatr. Europ. III, S. 420.

gesetzten Garnison (von 2500—3000 Mann) unter dem Befehle des Obersten Metternich, des früheren bairischen Statthalters zu Heidelberg. Eine Schanze, die er am Rhein aufwerfen ließ, deckte die Brücke und sicherte die Verbindung Speiers mit dem jenseitigen Ufer. Dann streifte er rheinabwärts bis nach Frankenthal und Worms, aufwärts bis gegen Landau und Neustadt. Gleichzeitig passirte der Herzog von Lothringen den Rhein bei Breisach [1]). Ihm galt es vor allem Colmar, und drohend prahlte er, daß er nicht eher aus dem Elsaß weichen werde, als er sein Pferd in dem Blute der Colmarer geschwemmt habe. Es war zu besorgen, daß sich beide Corps vereinigen und einen Hauptschlag, etwa gegen Mainz, ausführen würden.

Dieser doppelte Vorstoß des Feindes über den Rhein, den die Franzosen nicht zu verhindern vermocht hatten, erhöhte den üblen Eindruck des Falls von Philippsburg. „Fürwahr, selbst ein Herkules würde bei solchem Unglück den Muth verlieren", schrieb Rusdorf [2]). Bernhard ließ den Muth nicht sinken. Auf die Ausführung seines eigenen Planes wie auf die Erholung seiner Truppen verzichtend, gab er, sobald er von dem Falle Philippsburgs Nachricht erhalten hatte, den Befehl zum Aufbruch und führte sein Heer (am 18. Januar) bei Frankfurt auf das linke Mainufer zurück. Es galt ihm, die Verbindung mit den Franzosen wieder herzustellen, um im Verein mit ihnen dem weiteren Vordringen des Feindes Halt zu bieten [3]).

Aber nun theilten ihm die Marschälle brieflich mit [4]), der an mehreren Punkten gleichzeitig erfolgte Uebergang des Feindes über den Rhein nöthige sie, sobald als möglich auf das linke Ufer zurückzukehren; sie luden ihn zu einem Kriegsrath nach Bensheim.

---

1) Ueber des Lothringers ersten Rheinübergang Mercure françois XX, S. 904 f.

2) Rusdorf an die Kurfürstin Elisabeth (s. d.) Cons. S. 504 f.

3) Vgl. die freilich nicht ganz klare Marschroute in Grüns Tagebuch, wo es natürlich Oggersheim statt Oppenheim heißen muß.

4) Leider ist der Brief undatirt (Stockholm).

Er säumte nicht, der Einladung zu folgen. Zugleich mit dem Reichskanzler brach er von Worms, wohin er sich begeben hatte, auf. Er wurde drüben am Strande von einer glänzenden Cavalcade empfangen und nach Bensheim begleitet, unter dessen Thoren ihn die Marschälle feierlich begrüßten und in die Stadt einführten. Einem festlichen Mahle auf dem Rathhause folgte die Berathung[1]).

Bernhard drang darauf, daß man, das Vorbild des Feindes nachahmend, sich die Kälte zu nutze mache und Philippsburg „in einer Furi und Geschwindigkeit" wieder erobere. Allein das entsprach nicht der Neigung der Franzosen, welche meinten, daß der Feind die Festung stark besetzt habe und zu wachsam sei, sich überrumpeln zu lassen; daß eine reguläre Belagerung aber die Jahreszeit und der Zustand ihrer Truppen verbiete, der in der That so traurig als möglich war. Die Kälte, Entbehrungen und Krankheit hatten die Reihen des französischen Heeres stark gelichtet. Es zählte an 7000 Kranke; die Stimmung war die gedrückteste[2]).

Sie beharrten bei ihrem Entschluß, über den Rhein zurückzugehen, um sich im Verein mit dem Herzoge von Rohan auf elsäßischem Boden dem Herzoge von Lothringen entgegenzustellen[3]). Marquis la Force, der Sohn des Marschalls, sollte mit einem Theil ihrer Streitkräfte ins Elsaß vorauseilen.

Das mit dem Februar eintretende Thau- und Regenwetter, welches die werthischen und lothringischen Truppen nöthigte, auf das rechte Rheinufer zurückzukehren, ehe der beginnende Eisgang sie von ihm abschnitte,

---

1) Nach Röse fand sie am 24. Jan. statt. Barthold, Gesch. des großen deutschen Krieges I, S. 228 nennt ganz willkürlich den 23. Febr. Von Interesse ist die Königliche Instruction für die Marschälle d. d. St. Germain, 4. (14.) Jan. Röse II, B. 3, Anm. 75, welche u. a. von ihrem Zusammenwirken mit Bernhard und der Eventualität ihres Rückzuges über den Rhein handelt und zur Zeit der Bensheimer Berathungen in ihren Händen war.

2) Vgl. de Brézé an Bouthillier d. d. Weinheim, 12. (22.) Febr. Röse II, B. 3, Anm. 78. Ein jämmerliches Lamento über den Zustand der französischen Armee.

3) La Force und de Brézé an Bernhard d. d. Weinheim, 3. (13.) Fbr. (Stockholm).

verzögerte die Ausführung ihres Vorhabens. Erst um den 10. Februar war der Strom vom Eise so weit frei, daß man bei Mannheim eine Schiffbrücke schlagen konnte[1]), auf der nun zunächst am 12. Februar der junge la Force mit vier Regimentern zu Fuß und zwanzig Cornets Reitern überging[2]). Ein paar Tage darauf folgte das Gros der Armee, das dann an Speier vorübermarschirend, ohne einen Versuch zur Wiedereroberung zu wagen, die alten französischen Quartiere bei Landau bezog.

Bernhard hatte die Mittheilung jenes Entschlusses der Marschälle mit lebhaftem Unwillen aufgenommen[3]). Ihm hätte alles daran gelegen, auf dem rechten Ufer bleiben und die Action gegen den Feind baldigst wieder aufnehmen zu können. Mit dem Abzuge der Franzosen erschien ihm das unmöglich; denn allein gelassen würde er „leichtlich von dem Feind in die äußerste Ruin gesetzt, oder zu Unzeiten überzugehen gedrungen werden können.“ Wurde doch seine Lage mit jedem Tage gefährlicher. Denn Mansfeld war sofort, nachdem die Weimaraner das Mainufer verlassen, wieder vorgegangen. Er hatte den General Bönninghausen in die Wetterau gesandt, wo alsbald Gelnhausen und Stadt und Schloß Wächtersbach gefallen waren; mit den von Laubach kommenden Truppen der Obersten Schelhammer und Steckenberg verstärkt, war er, Homburg und Ober-Ursel besetzend, in die Gegend von Frankfurt gerückt; indem er sich in Besitz von Höchst setzte, durchschnitt er die Verbindung von Frankfurt und Mainz. Auf der andern Seite des Mains hatte Mansfeld seine Truppen über Miltenberg hinaus bis in den Taubergrund vorgeschoben, um die Verbindung mit der gallasischen Armee, die noch um Stuttgart und Heilbronn rastete, herzustellen. Schon

1) Ueber die Anfertigung der Brücke vgl. la Force und de Brezé an Bernhard d. d. Weinheim, 7. (17.) u. 9. (19.) Fbr. 1635 (Stockholm).

2) La Force und de Brezé an Bernhard d. d. Weinheim, 13. (23.) Fbr. (Stockholm). Also an diesem Tage befand sich das französische Hauptquartier noch auf dem rechten Ufer. Am 20. Fbr. (2. März) datirt de Brezé aus Landau.

3) Für das Folgende mehrere Briefe von Bernhard an Oxenstiern d. d. Darmstadt, 9. u. 12. Fbr. (Stockholm).

hatten die Seinen auf der Sachsenhäuser Seite von Frankfurt ein Schanzwerk errichtet; schon wurde auch Darmstadt von ihnen besetzt. Dazu kamen Berichte von Gallas' unmittelbar bevorstehendem Aufbruch. Es schien, daß Mansfeld den Rhein bei Mainz, Gallas bei Philippsburg zu überschreiten beabsichtigten. Erfuhr Bernhard doch bereits, daß dieser in weitem Umkreise Material zum Bau einer Brücke zusammenführen lasse. Kurz, er stand in höchster Gefahr, nach dem Abzuge der Franzosen in ausgesogener Gegend vom Feinde völlig umzingelt, vom Rhein, vom Main, von jeder Verbindung abgeschnitten zu werden.

Und dazu nun in Folge der unausgesetzten Strapazen während der harten Winterszeit bei ganz unzureichender Verpflegung auch seine Truppen ermattet, von Krankheiten heimgesucht (denn in den Gegenden, in welchen sie lagen, wüthete die Pest), unlustig zum Dienst, zu Ausschreitungen geneigt; und zwischen seinen Leuten und den bei ihm befindlichen Resten des reducirten französischen Corps unter Hebron zunehmende Reibungen. Letzterer klagte den Marschällen bald nach deren Abzuge von Weinheim aus[1]): „Wenn die Feinde uns hier angreifen wollen, sehe ich nicht, wie wir im stande sind, eine Schlacht zu bestehen; denn was Herzog Bernhard an kampffähigem Fußvolk hat, beläuft sich auf keine 2000 Mann, und das unsrige auf wenig mehr. Werden wir nun zum Rückzuge gezwungen, müssen wir zwei Drittel unserer Truppen hier lassen; denn sie sind so schwach, daß sie nicht marschiren können, und bei der Hinfälligkeit der Pferde und Untauglichkeit der Wege ist es unmöglich, sie fortzuschaffen".

„Ich muß Geduld haben", schloß Bernhard seine Klagen über den Zustand seiner Truppen in einem Briefe an den Reichskanzler.

Er erkannte, daß ihm nichts übrig blieb, als sich, wie er sagt, „an die Franzosen zu hängen" und ihnen folgend nun auch seinerseits das rechte Rheinufer zu verlassen. Vergebens bemühten sich

1) Hebron an la Force und de Brezé d. d. Weinheim, 17. (27.) Fbr. Röse II, B. 3, Anm. 79. Vgl. de Brezé an Bouthillier d. d. Landau, 22. Fbr. (4. März) Röse II, B. 3, Anm. 80.

die Marschälle, denen er Mittheilung davon machte, es zu verhindern; nicht zum wenigsten deshalb, weil sie besorgten, daß sich seine desolaten Truppen mit den ihrigen in die Haare kommen würden, wenn sie sich in Einer Gegend zusammenfanden[1]).

Nachdem es ihm noch (am 21. Februar) gelungen war, einen mit Material zum Bau einer Schiffsbrücke bei Philippsburg beladenen feindlichen Wagenpark von etwa hundert Achsen durch ein ausgesandtes Detachement aufheben zu lassen[2]), führte er sein Corps am 23. Februar über die Mannheimer Brücke auf das linke Rheinufer und meldete seine Ankunft den Marschällen.

Die Zumuthung, die ihm von diesen in Uebereinstimmung mit den Weisungen ihrer Regierung gemacht wurde, nach Luxemburg zu gehen, um dort seinen ermatteten Truppen Quartiere anzuweisen, lehnte er auf das bestimmteste ab: dort würde er nicht die Erholung finden, deren er bedürfe, sondern neue Arbeit. Sich auf dem belgischen Kriegsschauplatze im Kampfe gegen die Spanier brauchen und verbrauchen zu lassen, hatte er keinerlei Neigung.

Wie diesseit des Stromes auf die Wiedereroberung Philippsburgs, so drang er, jenseit desselben angekommen, auf die Speiers. Denn vor allem galt es ihm, die durch jene Verluste zweimal befleckte Waffenehre seiner Mitkämpfer zu reinigen und die verzagenden Gemüther seiner Landsleute mit neuer Zuversicht zu erfüllen. Was für Beschlüsse hätte man auch von den in dem benachbarten Worms damals wieder versammelten Ständen erwarten dürfen, wenn ihre Berathungen unter dem Eindruck einer ununterbrochenen Kette von Mißerfolgen im Felde zu Ende geführt wurden: vorausgesetzt, daß

1) De Brezé an Bouthillier vom 22. Fbr. (5. März) 1635: „Je vois les affaires de ces côtés de deçà fort ébranlées, la lassitude est aussi grande dans l'armée du duc de Weimar que dans la nôtre. Ils ne sont point payés et ne trouvent plus à piller à la champagne, ni à voler sur nous, qui nous défendons, quand ils nous trouvent assez fort."

2) „Wodurch des Feindes Vorhaben (des Brückenbaues bei Philippsburg) in Brunnen gefallen." Chemnitz II, S. 646, der über dieses Unternehmen ausführlich berichtet. Vgl. Andilly an Bouthillier d. d. Landau, 25. Fbr. (7. März) Röse III, B. 3. Anm. 83.

der auf dem linken Rheinufer erscheinende Gegner Worms nicht in Besitz nahm und den Convent sprengte. Es erschien dem Herzoge unabweislich, daß das Erscheinen der gesammten Streitkräfte der Franzosen und des Bundes auf dem linken Rheinufer durch eine Waffenthat inaugurirt würde, welche ihrem Uebergang über den Strom den schimpflichen Charakter des Zurückweichens nahm.

Es gelang ihm, die Marschälle für das Unternehmen zu gewinnen. Anfang März wurde, ohne daß man die Ankunft des schweren Geschützes abwartete, die Belagerung begonnen. Die Marschälle nahmen mit dem größten Theil ihrer Armee im Süden Stellung, Bernhard mit ein paar tausend Mann von seinem Corps und den von Frankreich bisher geworbenen deutschen Truppen unter Marquis de Feuquières im Norden[1]).

Während in der Nacht vom 4. auf den 5. März die Franzosen die Schanze am Rhein, dann auch ein nördlich von ihr gelegenes Außenwerk eroberten, glückte es den Weimaranern, den Versuch des feindlichen Commandanten in Gernsheim, einen Trupp Infanterie auf Schiffen über den Strom zu bringen zu vereiteln. Damit war Speier von der Verbindung mit dem jenseitigen Ufer abgeschnitten. Als dann schweres Geschütz eingetroffen war, gewann die Belagerung einen ernsteren Charakter. Es kam zu heftigen Zusammenstößen und starkem Bombardement[2]). Man bemächtigte sich der Vorstädte und begann, Bresche zu schießen: die Franzosen an drei, die Weimaraner an zwei Orten. Auch mehrere Minen wurden gelegt und alles zum Sturme vorbereitet.

---

1) Hauptquelle für die Belagerung Speiers sind Bernhards Briefe an Oxenstiern 1) undatirt, 2) d. d. Feldlager vor Speier, 6. März, 3) Kloster zu St. Clara vor Speier, 11. März (Stockholm). Vgl. Chemnitz II, S. 646. Dazu Feuquières an Bussy Lamet d. d. Worms, 15. (25.) März. Feuquières II, S. 474. Richelieu's Mém. VIII, S. 222 ff. geben eine sehr ausführliche, wenn auch nicht überall genaue Schilderung des Ereignisses.

2) „In wehrender Belagerung vom 2. bis auf den 12. Martium seind auf die Stadt geschehen 1335 Canonenschüß, davon auf den 11. (21.), so der Tag der Uebergab, 776 allein zu zählen, welche den Stadtmauern gleichsam die letzte Oelung gegeben." Theatr. Europ. III, S. 441.

Da ergab sich die Besatzung am 11. März auf Discretion. Feldmarschall Hebron und Oberst Taupadel — ein Franzose und ein Weimaraner — begaben sich sofort in die Stadt, um die Soldaten zu entwaffnen. Dann wurden sie den eigenen Regimentern einverleibt. Der Commandant Metternich und die andern Obersten wurden gefangen abgeführt, bis auf Oberst Hardenberg, der gegen den zu Philippsburg gefangenen Arnauld ausgewechselt wurde.

Von der Plünderung kaufte die Stadt sich für die hohe Summe von 115,000 Reichsthalern los.

Der Wormser Convent von 1635.

Als Herzog Bernhard auf dem linken Rheinufer erschien, tagte zu Worms abermals der Convent der evangelischen Bundesstände. Unter dem Eindruck des Beschlusses über den Pariser Vertrag hatte der Reichskanzler ihn auf den 10. Januar 1635 prorogirt; denn nicht einer der zur Berathung vorliegenden Punkte war erledigt worden. Allein außer den wenigen Ständen, die in Worms ihre Zuflucht gefunden hatten, war an dem festgesetzten Termine keiner zur Stelle. Die Einen waren ausgeblieben unter dem Vorwande, daß über den Pirnaer Vergleich zwischen Kursachsen und dem Kaiser immer noch keine näheren Mittheilungen erfolgt seien, und daß sie für den Unterhalt ihrer Truppen „bei ihrem kundbaren Unvermögen" doch nichts zu thun vermöchten. Andere, so die Stadt Frankfurt, hielten sich in offenem Unwillen zurück. Die meisten und vornehmsten Stände aber, die sich damals zu Straßburg befanden, wagten nicht, zu kommen, vollends seit durch die Wegnahme Philippsburgs, dann auch Speiers und durch das Erscheinen der Baiern auf dem linken Rheinufer die Straße nach Worms unsicher geworden war. Damit war die Wiedereröffnung des Convents in Frage gestellt, und zwar um so mehr, als Oxenstiern, des längeren

Wartens müde, zornig von Worms abgereist war und sich mit Herzog Bernhard zur Berathung mit den französischen Generalen nach Bensheim begeben hatte.

Es war zu besorgen, daß die oberdeutschen Stände, durch den Fall Philippsburgs geschreckt, sich von Frankreich wieder abwenden und nicht zaudern würden, dem Vorbilde Kursachsens entsprechend mit dem Kaiser in Verhandlung zu treten. Dahin durfte es Frankreich unter keinen Umständen kommen lassen, und deshalb wandte sich, kurz nach der Uebergabe der Festung, la Grange, der in Worms zurückgeblieben war, während sich Feuquières nach Vertagung des Convents in seine Heimath begeben hatte, um Bericht zu erstatten und neue Weisungen einzuholen, an die wenigen in Worms anwesenden Stände des Bundes mit der Ermahnung[1]), sich durch jenen Verlust um so weniger schrecken zu lassen, als „nunmehr des Königs Ehre und Reputation bei diesem Kriege interessirt sei". Derselbe würde deshalb „mit großem Ernst und Eifer zur Sache thun", nur möchten auch sie fest zusammenhalten und nach bestem Vermögen helfen. Sei doch sein Zweck, ihnen einen sicheren und rechtschaffenen Frieden, einen besseren als den zu Pirna abgeschlossenen zu erwirken. Das sei ihm Ehrensache, und deshalb werde er ihnen alles, was er von ihnen in Händen habe, wieder abtreten und nicht „eines Fingers breit" behalten. Sie möchten ihrerseits Schweden veranlassen, in der Verbindung zu bleiben, welches, da es sich um die Stände wohlverdient gemacht habe, in den Frieden mit eingeschlossen werden müsse.

Die Folge solcher Vorstellungen war, daß die anwesenden Stände wieder Muth faßten und die abwesenden aufforderten, baldigst in Worms zu erscheinen. Mehrere kamen der Aufforderung nach, „daß also die Anzahl der Stände einem Convent ähnlich sah".

Am 31. Januar traf Oxenstiern wieder in Worms ein; am 7. Februar eröffnete er die Versammlung, indem er ihr die früheren Propositionspunkte in betreff der Stellung des Bundes zu den sächsischen Separatverhandlungen mit dem Kaiser, der besseren Sorge

1) Chemnitz II, S. 624. Sie datirt nach ihm vom 19. Jan. 1635.

für die Bundesarmee und des Bundesgeneralats zur endlichen Beschlußfassung nochmals vorlegte.

Tags darauf erschien, aus Frankreich zurückkehrend, Feuquières mit neuen Instructionen[1]). Er sollte alles anwenden, um die Beziehungen der Bundesstände zu Frankreich aufrecht zu halten, sollte deshalb sowohl ihnen als dem Bundesdirector gegenüber betonen, daß sein König bei seinem Entschlusse, dem Hause Oesterreich den Krieg zu erklären, verharre, sollte sie — ähnlich wie es schon la Grange gethan — versichern, daß derselbe dabei kein Privatinteresse verfolge und nicht an Gebietsvergrößerungen denke, daß es ihm nur um den Schutz der Freiheit seiner Alliirten, die Herbeiführung eines dauerhaften Friedens, die Wiederherstellung des Reiches in seinen alten Glanz zu thun sei. Wenn er dabei zu erklären hatte, daß Frankreich zwar gegen geheime Separatverhandlungen wie die pirnaischen, aber durchaus nicht gegen allgemeine offene Verhandlungen mit dem Kaiser sei, so hatte er doch vor ihm zu warnen, da er nunmehr völlig in Abhängigkeit von den Spaniern stünde, mit denen er einen Vertrag zur Ueberwältigung von ganz Deutschland geschlossen habe. Deshalb dürften die Evangelischen keinen Vertrag mit ihm abschließen, den der König von Spanien nicht mit unterzeichne, in dessen Hände sie sonst fallen würden. Ihr natürlicher Schutz solcher Gefahr gegenüber sei Frankreich.

Dem Reichskanzler speciell sollte er außerdem vorstellen, daß man den erwünschten Frieden nur erlangen würde, wenn beide Kronen feste Freundschaft mit einander hielten. Deshalb sollte er denselben von allen Particulartractaten abmahnen, ihn vielmehr veranlassen, darauf hinzuwirken, daß der Kurfürst von Sachsen von ihnen zurücktrete und seine Deputirten auf eine Generalversammlung der Kreise entsende.

So groß war die Verzweiflung der Stände noch nicht, daß sie sich dem Kaiser blindlings in die Arme zu werfen dachten.

1) Memorial für Feuquières vom 20. (30.) Jan. 1635. Feuquières II, S. 443 ff. Dazu die ihm in blanco ausgestellten königlichen Schreiben an deutsche Fürsten d. d. Paris, 20. (30.) Jan. Gallois, lettres I, S. 82 ff.

Noch hielt sie der Glaube an die Treue Kursachsens, die Hoffnung auf die Hülfe Frankreichs aufrecht; vielleicht nicht weniger die Furcht vor Frankreich und dessen Rache, wenn sie ihre Aussöhnung mit dem Kaiser übereilten.

In der Ueberzeugung, daß man vom Kaiser einen sicheren und beständigen Frieden nur dann erlangen könne, wenn die Verhandlungen mit ihm von allen Parteigenossen gemeinsam und mit den Waffen in der Hand geführt würden, beschlossen sie, den Muth, „wie schwer es ihnen auch fiel, nicht sinken zu lassen, sondern das äußerste aufzusetzen, bis die Vertriebenen restituirt und den evangelischen Reichsständen ein sicherer, durchgehender Frieden erlangt sein würde". Sie wandten sich schriftlich an Kursachsen und Brandenburg, an die Fürsten und Stände des niedersächsischen Kreises [1]) mit der Aufforderung, wegen der Aufrichtung des Friedens, den auch sie nach wie vor wünschten und dem auch Frankreich geneigt sei, nur mit Hinzuziehung „allerseits Interessenten" zu verhandeln; bis zu seiner Aufrichtung aber die „ergriffenen Defensionswaffen" nicht niederzulegen und deshalb mit den Generalen der Krone Schweden und der evangelischen Stände in gutem Vernehmen zu bleiben; vor allem aber sich in keinen „Particularanstand" einzulassen, durch den sie die oberen Kreise in gänzlichen Ruin setzen würden.

Gleichzeitig forderten sie den König von Dänemark auf, von neuem die Rolle des Friedensvermittlers zu übernehmen [2]). Und als dann im Laufe des Convents über den Inhalt der Pirnaer Verhandlungen, so sorgfältig sie gleich geheim gehalten wurden, Einzelheiten verlauteten, die gar sehr dazu angethan waren, die conföderirten Stände in Sorge zu versetzen, wurde auf Oxenstierns Anregung sogar beschlossen, daß er sich nach Norddeutschland begeben solle, um aus der Nähe das Interesse Schwedens und des Bundes jenen sächsisch-kaiserlichen Separatverhandlungen gegenüber zu wahren und, wenn es noch nicht zu spät sei, zu verhindern,

1) Schreiben vom 16. Febr. 1635, aus dem obiger Passus entnommen, bei Chemnitz II, S. 630 f. Londorp IV, S. 454.

2) Schreiben vom 16. Febr. bei Chemnitz II, S. 631.

daß Johann Georg die Pirnaer Abmachungen ratificire; ihn vielmehr zu bestimmen, daß er sich zur Theilnahme an „gemeinen", mit den Waffen in der Hand geführten Friedenstractaten entschlösse.

Bei solchen Entschlüssen mußte die Hauptsorge der Bundesstände ihrer Armee gelten. Die Frage nach der „Conservation" derselben und nach dem Generalat trat in den Vordergrund der Berathungen.

Schon am Schluß des vergangenen Jahres hatten, wie wir uns erinnern, die Stände dem Herzog Bernhard das Bundesgeneralat angeboten. Dieser hatte darauf seine Bedingungen gestellt[1]). Sie betrafen einmal den Umfang der Charge, sodann sein persönliches Interesse. Er forderte absolute Disposition in allen militärischen Angelegenheiten, Verzicht der Stände auf die Haltung besonderer Truppen, Vollmacht der Ernennung aller hohen und niederen Officiere, freie Verfügung über das Artillerie-, Commissariat- und Proviantwesen, unbeschränkte Verwaltung der hohen und niederen Justiz, das Recht der Belohnung von Verdiensten und der Erhebung von Contributionen und Brandschatzungen in Feindesland. Die alleinige Verfügung über die Garnisonen beanspruchte er nur in dringenden Fällen; sonst wollte er nicht anders als mit Wissen und Einrathen des Directoriums über sie verfügen. Hingegen verlangte er die Oeffnung aller Plätze, sobald sie im Interesse des Krieges geboten sei, und beanspruchte das ausschließliche Recht, (durch besonders ernannte Bevollmächtigte) den Truppen die Quartiere anzuweisen. — Dazu forderte er, daß ihm persönlich ein festes Gehalt bewilligt und für seine Dienste und Auslagen eine bestimmte Entschädigung gegeben, daß ihm Schutz seines Besitzes und Einschluß seiner Person in die Friedensverhandlungen zugesichert würde. Von den Ansprüchen der Truppen müsse er befreit, die Mittel zu ihrem Unterhalt müßten von Bundes wegen beschafft werden. Unter diesen Bedingungen, die in eine „formelle Capitulation" zu bringen wären, wollte er die Führung der Armee übernehmen und mit ihr die vier Kreise vertheidigen.

1) Röse II, Urk. 7. Vgl. Chemnitz II, S. 685.

Oxenstiern verurtheilte diese Forderungen durchaus. Er sagte, sie enthielten nichts anderes als das Verlangen nach dem „absoluten Commando" und wären indirect gegen das Directorium und den Bundesrath gerichtet[1]).

Bei seinen persönlichen Verhältnissen konnte Bernhard in dieser kriegerischen Epoche nur dann die seiner Begabung entsprechende Rolle zu spielen hoffen, wenn er an der Spitze einer Armee stand, deren Aufrichtung und Unterhaltung nicht seine Sorge war. Daher sah er sich genöthigt, um nur die Bundestruppen in der Hand zu behalten, auf einen Theil seiner wichtigsten Forderungen zu verzichten, so daß die Capitulationsurkunde, wie sie dann am 2. März vollzogen und auch von Oxenstiern unterzeichnet wurde[2]), weit davon entfernt war, ihm die absolute Gewalt über das Heer des Bundes, geschweige denn die Herrschaft über diesen selbst, zu gewähren. Er wurde durch sie vielmehr in dessen Dienst genommen und in eine Abhängigkeit von ihm gesetzt, die sich ein Wallenstein nimmermehr hätte gefallen lassen. Denn Directorium und Bundesrath behielten sich in den wichtigsten Fragen die Entscheidung vor. Sie hatten das Recht, „Deputirte" zu ernennen, welche im Hauptquartier anwesend sein sollten, um „der Stände Reservate in Acht zu nehmen und sonst Ihrer Fürstlichen Gnaden mit ihrem Rath an die Hand zu gehen."

Die vom Herzog in Anspruch genommene absolute Disposition in den Militärangelegenheiten wurde dahin beschränkt, daß überall, wo es sich um bedeutendere, kostspieligere, folgenschwere militärische Unternehmungen, um den Abschluß von Waffenstillstand, um die Gewährung von Assistenz, um die Vereinigung mit andern Armeen handelte, „zuerst nach des directorii und consilii formati Ordre disponirt werden" und nur „in den täglichen ex occasione vor-

1) Berättelse in Handlingar XXXV, S. 79. Rusdorf S. 499 schreibt: „il proposa les articles, sur lesquels nul des estats ne voulutré pondre, croyants qu'ils fussent tels, que l'ennemi ne sçaurait demander d'avantage."

2) Röse II, Urk. 8.

fallenden actionibus, so ohne das in das Amt eines Generals gehören", ihm „billig die Resolution und Disposition" verbleiben sollte; aber auch da nur nach erfolgter Berathung mit den im Hauptquartiere befindlichen Bundesdeputirten.

Auch auf die Bestellung der Artillerie und des Commissariats, auf die Ernennung der Generale und des Generalstabs mußte der Herzog zu gunsten der obersten Bundesbehörde insoweit verzichten, daß ihm nur das Vorschlagsrecht und das Recht der motivirten Ablehnung blieb. Hingegen sollte ihm die Ernennung der Obersten zustehen, doch so, daß er die von seiten der Stände empfohlenen Personen besonders zu berücksichtigen hatte und die Ernannten „mit gebührenden Pflichten den Ständen verbunden blieben". Wenn ihm die Verwaltung der Justiz im ganzen Lager eingeräumt wurde, so geschah das nur vorbehaltlich des namentlich den hohen Officieren reservirten Rechts der Berufung an das Directorium und die Stände.

Zur Belohnung von Verdiensten der Officiere und Mannschaften sollte dem Herzoge die Hälfte von allem, dem Feinde abgenommenen beweglichen Besitz (den „Mobilien") zur freien Verfügung stehen, die andere Hälfte aber den Ständen verbleiben und zu dem Ende den Bundesdeputirten ein specificirtes Verzeichniß der ganzen Beute eingehändigt werden. Ausgenommen war die Beute an Artillerie, Munition und Lebensmitteln, die „dem publico" zugewiesen werden sollte. In betreff der „Beneficirung" mit Liegenschaften (den „Immobilien") hingegen hatte Bernhard nur das Vorschlagsrecht, die Stände aber die Entscheidung. Die von ihm in Feindesland erhobenen Contributionen sollten in die Casse und Magazine des Bundes fließen, ebenso die Hälfte der Brandschatzungsgelder, während ihm nur die andere Hälfte überlassen blieb.

Was die Verfügung über die Garnisonen betrifft, so hatte Bernhard, wie gesagt, von vornherein darauf verzichtet, daß sie ihm allein zustünde. Natürlich, daß die Stände keine Veranlassung fanden, ihm in diesem Punkte weitergehende Befugnisse einzuräumen. Es wurde bestimmt, daß es „zur Communication und Resolution

des directorii und Generals mit Zuziehung der interessirten Stände" stehen sollte, welche von den Plätzen der Bundesangehörigen und wie stark sie mit Garnison zu belegen wären, abgesehen von dringenden Fällen, in denen dem General die freie Verfügung überlassen blieb. Ueber die Besetzung dem Feinde abgenommener Plätze hingegen sollte der General „mit Rath der Deputirten die freie Disposition haben."

In betreff der „freien Quartiere", durch welche die Stände zu Grunde gerichtet und alle Unordnungen eingerissen seien, die aber nicht eher abgeschafft werden könnten, als man den Truppen richtigen Unterhalt zu beschaffen vermöchte, sollte der General „mit dem directorio und consilio communiciren"; nur wo die Noth drängte, sollten die Bundesdeputirten die Quartiere „auf Gutachten" des Generals austheilen.

Nicht einmal seine persönlichen Forderungen wurden dem Herzoge voll gewährt. Da den Ständen, wie sie klagten, ihre Mittel nicht erlaubten, ihm ein seinem Stande und seiner Reputation entsprechendes Gehalt zu bewilligen, so begnügte er sich „mit 3000 Reichsthalern monatlichen Unterhalts und 1000 Reichsthalern zu den Extraordinarispesen" (beide Posten vom letzten Neujahr an gerechnet). Hingegen mußte er sich mit seinen Ansprüchen für die Dienste, die er dem Bunde von Anfang an geleistet habe, „bis auf anderweitige bessere Zeiten" gedulden. Seinem Verlangen entsprechend verhießen ihm die Stände, ihn bei seinen Landen und Leuten zu schützen und ohne ihn mit dem Gegner niemals einen Vertrag oder Frieden abzuhandeln oder zu schließen; dafür verpflichtete er sich seinerseits, nicht von den Ständen abzusetzen und keine „Particularhandlung" einzugehen, ehe jedem Stande das Seinige restituirt oder ein allgemeiner Friede herbeigeführt sei.

So diese Bedingungen, unter welchen Herzog Bernhard Höchstcommandirender der Bundesstreitkräfte wurde, — doch nicht aller; vielmehr erfuhr auch hier seine Forderung, daß es innerhalb des Bundes keine abgesonderten ständischen Truppencontingente geben sollte, eine Ausnahme zu gunsten des Landgrafen Wilhelm von

Hessen, dem bewilligt wurde, nach wie vor sein besonderes Corps zu halten und zu führen.

Da die von dem Herzoge befehligte Armee in Dienst und Pflicht des Bundes stehen sollte, so übernahmen die Stände auch, wie billig, deren Besoldung und Unterhaltung. Wollte man mit ihr etwas ausrichten, so that es dringend noth, daß man besser als bisher für sie sorgte. Allein die Lage der Bundesglieder war von Tag zu Tage trostloser geworden; die meisten rechtsrheinischen waren von Land und Leuten vertrieben, die linksrheinischen durch Einquartierungen und Ausplünderungen zu Grunde gerichtet. Wo der gute Wille nicht fehlte, fehlte doch das Vermögen[1]). Als es auf dem Convente zu den Verhandlungen über die Armee und deren Erhaltung kam, hieß es aus den Reihen der Stände: die Armee möchte sie erst in ihre früheren Verhältnisse zurückführen, dann wollten sie ihr gern mit aller Kraft helfen. Hessen erklärte, es habe seine eigene Armee und seine eigene Last; Hanau: es habe mit der Erhaltung der eigenen Stadt genug zu thun; Straßburg: es habe schon mehr geleistet, als seine Bundespflicht erheische. Kurz, auf allen Seiten Klagen, Bedenken, Mangel an Mitteln oder an Eifer. Und vergebens erinnerte Oxenstiern daran, daß man den „privaten Beschwerungen" der Stände gegenüber „das publicum" in die andere Wagschale legen müsse, sonst wäre das Werk nicht auszuführen. Die Armee könne nicht bestehen, ohne unterhalten zu werden, und dazu gehöre baar Geld. Er bezeichnete drei Wege, es zu beschaffen; der eine war: Bemühung um die Unterstützung fremder Mächte, namentlich Frankreichs, das schon so viel bei der Sache gethan und „etwa um ein paar 100,000 Reichsthaler angesprochen werden könne"; der andere war: Selbsteinschätzung („Quotisirung") der Stände („nicht nach der Matrikel, sondern nach ihrem Vermögen"); der dritte: Vertheilung der einzelnen Regimenter zum Zweck der Bezahlung auf die einzelnen Stände. In den Abschied aber wurde von irgend welcher Verpflichtung der Stände

1) Feuquières spricht (5. [15.] März 1635. Feuquières II, S. 451) von „incroyable pauvreté des quatres cercles".

zu Geldlieferungen im Interesse des eigenen Heeres nichts aufgenommen [1]).

Wegen des Proviant- und Verpflegungswesens wurde (am 24. Februar) beschlossen, einmal daß die „Restanten“ aus dem vergangenen Jahre eingemahnt und an den Bundescommissar Offenburg ausgeliefert; sodann, daß von den Getreidehändlern und Juden (d. h. von denen, die aus dem Getreidehandel ein Geschäft machten) jeder fünfte Malter, im übrigen jeder zehnte eingezogen und zum Zwecke dieser „Decimation“ binnen zehn Tagen Verzeichnisse angefertigt und Visitationen angestellt werden sollten. Auf Unterschleif sollte „Confiscation“ stehen. Das so Erhobene sollte bei der Anlage abgerechnet werden. Zu den Proviantfuhren hatten die Stände Wagen und Geschirr, der Herzog die Pferde zu stellen.

Auch über die Artillerie und das Kriegsmaterial wurde verhandelt. Oxenstiern erbot sich, aus Mainz eine Anzahl Geschütze und eine Quantität Pulver zu liefern. Die Beschaffung des Restes, der zunächst auf 2000 Centner Pulver veranschlagt war, sollten die Stände unter sich vertheilen. Doch wurde die Forderung dann mit Rücksicht auf ihre Lage dahin ermäßigt, daß sie sofort 600 Centner, den Rest binnen vier bis fünf Monate aufbringen sollten. Allein was sie an Munition, Schanzzeug und anderen Materialien bewilligten, war zu wenig, um etwas zu verschlagen, vollends, da nicht die Hälfte von dem Bewilligten eingeliefert wurde [2]).

So stand doch die einzige Hoffnung auf Frankreich; denn von England und den Generalstaaten, um deren Unterstützung man sich bereits bemüht hatte, anderer Mächte zu geschweigen, war nichts zu erwarten.

---

1) Der Abschied vom 20. März 1635 bei Chemnitz II, S. 632 ff. Vgl. den extrait sommaire bei Feuquières III, S. 62 f.

2) So Chemnitz II, S. 628 f. Vgl. statt alles dessen Berättelse S. 78 f.

Frankreichs Eintritt in die Action.

In der politischen Haltung Frankreichs hatte mit dem Beginn des neuen Jahres ein sehr bemerkenswerther Wandel eingesetzt. Noch gegen Ende des Jahres 1634 war man dort entschlossen gewesen, sich nicht direct an dem allgemeinen Kampfe zu betheiligen[1]). Der jähe Schrecken über den Maivertrag des Herzogs von Orleans mit Spanien war angesichts seiner im Herbst erfolgten Aussöhnung mit seinem königlichen Bruder wieder gewichen. Man hatte genug zu thun geglaubt, wenn man die Heilbronner Conföderirten und die Generalstaaten zum Ausharren ermahnte, auf Unterstützungen vertröstete, ihnen auch wohl Unterstützungen gewährte, und wenn man für alle Eventualitäten rüstete, namentlich seine Truppen an der Grenze verstärkte. Aber dann sah man sich die Gefahr von allen Seiten näher kommen. Man erkannte mit jedem Tage deutlicher, daß die deutschen Waffen nicht im stande sein würden, das kaiserliche Heer auf die Dauer von dem Uebergang über den Rhein abzuhalten. Vollends der Tag von Philippsburg setzte den Franzosen, wie man damals sagte, eine Brille auf die Nase. Wenn sie sich gleich nach außen den Anschein gaben, als nähmen sie jenes Unglück auf die leichte Achsel, so waren sie doch überrascht und erschreckt, daß der Gegner so ungescheut den Anfang der offenen Feindseligkeit gemacht hatte, die sie trotz Heidelberg zu vermeiden gewillt und bemüht waren. Daß dann Johann von Werth und der Herzog von Lothringen wirklich auf dem linken Rheinufer erschienen, daß letzterer in seiner prahlerischen Art verkündete, er hoffe in zwei bis drei Wochen vor Paris zu stehen, und Münzen prägen ließ, auf denen ein aus den Wolken niederfahrendes Schwert die französischen Lilien durchschnitt; daß die Rede ging, ihn auf den französischen Thron zu erheben; daß die hohen kaiserlichen Officiere schon von den fran-

1) Richelieu's Mém. VIII, S. 185 sagen zum Schluß des Jahres 1634: „que le Roi n'ayant jamais désiré entrer en rupture avec la maison d'Autriche.“

zösischen Provinzen sprachen, die ihnen als Lohn und Entschädigung überlassen werden sollten; daß die kaiserlichen Truppen den Befehl hatten, den Franzosen keinen Pardon zu geben —: das alles bewies ihnen, weß sie sich von diesem Gegner, den sie bisher nur mit Handschuhen angefaßt hatten, zu versehen hätten. Und daß derselbe entschlossen sei, es je eher je lieber mit Frankreich aufzunehmen, erhielt dann eine geradezu urkundliche Bestätigung durch die bei dem in Speier gefangen genommenen kaiserlichen Obersten Metternich von den Siegern gefundenen Actenstücke[1]), aus denen sich ergab, daß der Feind die Truppen bei Breisach, Speier und anderen „Pässen" den Rhein überschreiten lassen und den Krieg auf das linke Rheinufer verlegen wolle, der Hoffnung, daß, wenn die Truppen Frankreichs und des oberdeutschen Bundes von dannen gejagt wären, die deutschen Stände nicht länger säumen würden, mit dem Kaiser in Verhandlung zu treten.

Und nicht nur vom Rhein her drohte den Franzosen stets wachsende Gefahr. In Spanien wurde, wie man erfuhr, mit angestrengter Hast gerüstet, auch zur See. Von den Generalstaaten kamen wiederholte Hülfsgesuche, da man allein den Kampf gegen Spanien nicht fortzusetzen vermöchte. Seit der Cardinalinfant in den spanischen Niederlanden angelangt und in den Hauptplätzen mit festlichem Jubel begrüßt worden war, hatte man dort mit umfassenderen Vorbereitungen für den Feldzug von 1635 begonnen. Der Sieg der spanischen Waffen über den Prinzen von Oranien hätte für Frankreich die gleiche Bedeutung gehabt wie der Sieg der österreichischen über Herzog Bernhard: es wäre unmittelbar das Object des feindlichen Angriffs auch von der Maas her geworden. In Lothringen hätten sich die vom Rheine vordringenden Kaiserlichen mit den aus dem Luxemburgischen anrückenden Spaniern vereinigt; dieses vorgeschobene, unzuverlässige Territorium Frankreichs mit seinen Sympathien für den angestammten Herzog, das nur auf Gelegenheit zum Abfall von der Krone wartete, wäre zum Schauplatze des

1) Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 28. März (7. April) 1635. Feuquières III, S. 30 f.

Krieges geworden, den die vereinte Macht des Feindes von hier unschwer in das Innere Frankreichs hätte verpflanzen können.

Sehr bald schon führte diese Besorgniß die französische Regierung zu dem Entschluß, aus ihrer bisherigen reservirten Haltung heraus und der Eventualität einer directen Betheiligung am Kriege näher zu treten. Daß es der offene Kampf gegen Spanien war, den man ins Auge faßte, entsprach durchaus den Traditionen der heimischen Politik. Erkannte doch seit langem der Cardinal in dem Umsichgreifen Spaniens die Summe aller von außen drohenden Gefahr für den seiner Leitung anvertrauten Staat [1]).

Was es ihm galt, war nichts Geringeres, als die Gründung einer großen, gegen Spanien gerichteten Liga, in die auch England, auch die italienischen Staaten eintreten sollten, und die, wie er hoffte und rechnete, bis zum Mai zum Abschluß gebracht und in Kriegsbereitschaft sein würde. In den ersten Monaten des Jahres 1635 wurden die Verhandlungen über sie angeknüpft [2]).

---

1) Richelieu, Mém. VIII, S. 212 ff. u. 301 ff. Zwei Stellen, in denen wiederholt der Entschluß Frankreichs, den Kampf gegen Spanien aufzunehmen, ausführlich begründet wird. Darlegungen, mit denen die Einleitung der französisch-holländischen Allianz vom April (Februar) 1635 und das französische Kriegsmanifest vom 27. Mai (a. St.) Mercure françois XX, S. 93 ff. zu vergleichen sind. Vgl. auch die Einleitung der Vollmacht für Richelieu d. d. Noisy, 13. (23.) Aug. 1635. Avenel, Lettres, instructions dipl. et papiers d'état du Card. de Richelieu (Paris 1863, 4°) (Collect. de documents inédits sur l'hist. de France I Série) V, S. 150 f.

2) Schon im Januar 1635 wurde dem Marquis de Pouguy, französischem Gesandten in England, ein Tractatentwurf übersandt, um England mit Frankreich und Holland in Allianz zu bringen. Da der Marquis nichts erreichte, wurde als Extraordinair Ambassadeur Sieur de Senneterre geschickt. Dessen Instruction datirt etwa von Mitte Februar a. St. Avenel IV, S. 663. Vgl. Richelieu, Mém. VIII, S. 261. — An die Fürsten Italiens wurde als außerordentlicher Gesandter M. de Bellièvre gesandt. Seine Instruction datirt vom 15. (25.) Febr. Avenel IV, S. 668 ff. Art. 2 derselben heißt: „L'objet de la ligue est de revendiquer contre les Espagnols la liberté de l'Italie. Les alliés doivent être prêts pour le commencement de Mai." Vgl. „Ligue d'Italie", Entwurf von Richelieu etwa vom Ende Februar a. St. Avenel IV, S. 665 ff. Richelieu, Mém. VIII, S. 271.

Das nächste und wichtigste war, daß Frankreich sich mit den bereits im Kampfe gegen Spanien befindlichen Generalstaaten aufs engste liirte. Die Verhandlungen über die Offensivallianz, die etwa mit dem neuen Jahre zwischen Paris und dem Haag begannen, führten zu einem Vertragsentwurf, der unter dem Eindruck des Falles von Philippsburg in Paris unterzeichnet wurde[1]). Nach ihm verpflichtete sich jede der beiden Mächte, 25,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferd in die spanischen Niederlande einrücken zu lassen, die sich spätestens im März vereinigen und je nach Bedürfniß gemeinsam oder getrennt operiren sollten. Eine combinirte Flotte, zu der jeder der Contrahenten fünfzehn Kriegsfahrzeuge stellte, sollte den Kampf zur See aufnehmen. Die Belgier sollten aufgefordert werden, dem Bunde beizutreten, um sich selber von Spanien zu befreien. Kämen sie dieser Aufforderung binnen drei Monate nach, so sollten sie frei und unabhängig sein, jedoch einige Grenzlandschaften an die Verbündeten abtreten. Kämen sie ihr nicht nach, so sollte ihr Land erobert und getheilt werden, und zwar derart, daß Frankreich den Löwenantheil erhielt[2]). Wenn der Krieg an Spanien erklärt war, mußte er, ohne daß einer der Verbündeten für sich allein Frieden oder Stillstand schließen durfte, bis zur Vertreibung der Spanier aus den Niederlanden fortgeführt werden. Gleich nach Unterzeichnung und Ratificirung des Vertrages sollte der offene Bruch Frankreichs erfolgen.

So dieses Aktenstück, durch welches Frankreich die Generalstaaten an sich kettete, wie durch den Pariser Vertrag die oberdeutschen Conföderirten. Für die Erweiterung seiner Grenzen in ausgiebigster Weise zu sorgen, vergaß es auch in ihm nicht.

---

1) d. d. 29. Jan. (8. Febr.) 1635. Londorp IV, S. 449; Dumont VI, 1, S. 80; Richelieu, Mém. VIII, S. 257. Für den Gang der Verhandlungen ist sehr lehrreich der Brief Richelieu's an den jüngern Bouthillier vom 7. (17.) Jan. Avenel IV, S. 651.

2) Nämlich Artois, Hennegau, Namur, Luxemburg, Brügge, Ostende, während die Republik nur mit Brabant abgefunden werden sollte. Montglat, Mém. (Coll. Petitot) S. 77, spottet über diesen Theilungsplan, „dont la conquête sembloit si assurée, que partageant le peau de l'ours avant que de l'avoir pris, ils divisèrent leur proie avant que de le tenir“.

Mit Oesterreich hingegen dachte Frankreich auch jetzt noch sich nicht in directen Kampf zu verwickeln, hoffte vielmehr, daß er auch fernerhin von dem Bunde der oberdeutschen Stände fortgeführt werden würde und fortgeführt werden könnte, wenn man es an ausreichender Unterstützung nicht fehlen ließ. Daher jene Besorgniß Richelieu's, daß der Wormser Convent nicht wieder eröffnet werden würde, jene Bemühungen von la Grange um seine Wiedereröffnung, jene beruhigenden und ermuthigenden Versicherungen von Feuquières auf dem wiedereröffneten, die nichts anderes bezweckten, als die Stände bei dem Pariser Vertrage festzuhalten.

Oxenstiern freilich war von Anfang an gegen diesen Vertrag gewesen, nicht so sehr als Director des Bundes, denn als Kanzler des schwedischen Reiches. Er hatte, wie wir sahen, auf das bestimmteste erklärt, daß Schweden sich niemals auf ein Abkommen mit Frankreich, welches der Allianz beider Mächte widerspreche, einlassen könne, und hatte seine Unterschrift unter den Pariser Tractat mit den sein Vaterland compromittirenden Bedingungen auf das entschiedenste verweigert. Nun aber stand die Heilbronner Conföderation in engster Bundesverwandtschaft zu Schweden, und der schwedische Reichskanzler war ihr leitendes Haupt. Wie, wenn es ihm gelang, die Bundesglieder zu veranlassen, sich in ihrer zunehmenden Bedrängniß schließlich gleichfalls gegen den Pariser Tractat zu erklären? Und wie vollends, wenn er, von dem Richelieu besorgte, daß er daran denke, via Kursachsen seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen, die Heilbronner Bundesverwandten auch auf dieser Bahn mit sich fortriß?

Je weniger Oxenstiern geneigt war, sich und seine politische Haltung von den Wünschen und Interessen Frankreichs abhängig zu machen, um so mehr mußte Richelieu daran liegen, Frankreichs Einfluß bei den oberdeutschen Ständen zu steigern. Gelang es, sie zur definitiven Annahme des Pariser Tractats zu bewegen, so wären sie aus der Abhängigkeit von Schweden in die von Frankreich übergetreten. Man kann sagen, daß, wie die Verhältnisse lagen, der Pariser Vertrag den Gegensatz zu der in Heilbronn geschlossenen Verbindung Schwedens und der vier oberen Kreise bedeutete.

So wenig Feuquières in Worms bei dem Reichskanzler durchsetzte, so leichtes Spiel hatte er bei den Ständen. Ihnen erschien es nur als das naturgemäße, sich, da sie nun einmal entschlossen waren, den Kampf weiter zu führen, einer Macht anzuschließen, der sie bereits so wesentliche Unterstützung verdankten, und die erklärte, daß auch sie nichts wolle, als einen für die Evangelischen Deutschlands annehmbaren Frieden. Die ablehnende Haltung des Directors ihres Bundes kümmerte sie herzlich wenig. Was hatte denn das ferne Schweden in letzter Zeit noch großes für sie gethan? Nicht bei ihm, sondern bei Frankreich sahen sie ihre Zukunft. Und so säumten sie denn nicht, den Pariser Vertrag definitiv zu „vollziehen", und nahmen ihn dann in die Schlußacte des Convents vom 20. März auf[1]).

Oxenstiern lehnte es auf das bestimmteste ab, die Wormser Schlußacte zu unterzeichnen, da in ihr der Pariser Vertrag anerkannt war. Er wollte Schweden nicht Frankreich unterwerfen. Schon im vergangenen December hatte er Hugo Grotius, den berühmten Delfter Gelehrten und Staatsmann, den er nach dem Tode Gustav Adolfs, seines größten Bewunderers, in schwedische Dienste gezogen, nach Paris entsandt, um ein für Schweden weniger „präjudicirliches" Abkommen mit Frankreich zu treffen[2]). Begreiflich, daß dieser in den Verhandlungen mit dem Staatssecretär Bouthillier, dem Pater Joseph und Richelieu selbst einen sehr schweren Stand hatte. Denn die Franzosen erklärten das, was sie mit den Bundesgesandten abgeschlossen hätten, für

1) Schlußacte Art. III bei Chemnitz II, S. 632.

2) Ueber Grotius' Wirksamkeit am französischen Hofe namentlich sein Brief an Oxenstiern d. d. Paris, 5. (15.) März 1635, Ep. 371, der die Grundlage für die eingehende Darstellung bei Chemnitz II, S. 622 f. bildet.

definitiv gültig und thaten verwundert, daß man jetzt gegen die Abmachungen der eignen Bevollmächtigten auftrete. Grotius hingegen betonte, Gesandte könnten nicht „absolut“, sondern nur „auf Ratification ihrer Auftraggeber“ abschließen. Doch gab er zu verstehen, daß der Reichskanzler gegen die Annahme des Pariser Vertrages von seiten der Stände, die sich mit Majorität für denselben entschieden hätten, nichts einzuwenden habe, daß er aber für Schweden unannehmbar sei, weil er das zu Heilbronn erneuerte schwedisch-französische Bündniß aufhebe. Dies war der eigentlich prinzipielle Differenzpunkt: Grotius erklärte die zu Heilbronn erneuerte Allianz beider Mächte für die Grundlage der Verhandlungen und erbot sich, über Abänderungen derselben, wie sie die Umstände verlangten, zu discutieren. Die Franzosen hingegen wollten von ihr nichts mehr hören, sondern beriefen sich auf den Pariser Tractat mit dem Erbieten, etwaige vom Reichskanzler gewünschte Modificationen desselben als Nebenrevers der Acte anzuhängen.

Daher war es denn auch der Artikel 13, über den man besonders heftig an einander gerieth. Grotius wies ihn zurück, da man durch ihn die der Krone Schweden versprochenen Subsidien und also „das vornehmste Fundament der Allianz“ ohne Wissen und Willen Schwedens aufgebe. Frankreich möge den conföderirten Ständen immerhin die günstigsten Versicherungen geben, aber nicht auf Kosten seiner den Schweden gemachten Zusagen. Es sei mächtig genug, um zugleich den deutschen Ständen unter die Arme zu greifen, zugleich seinen Verpflichtungen gegen Schweden nachzukommen, das sich im Vertrauen auf sie in einen so schweren und kostspieligen Krieg verwickelt hätte. Allein die Franzosen meinten: was sie den Ständen an Truppen und Geld bewilligten, käme zugleich Schweden zu gute. Und als Grotius dem gegenüber bemerkte, Schweden wolle nicht darauf verzichten, die Subsidien zu verwenden, wie und wo es ihm gut scheine, ward ihm die impertinente Erwiderung: es hätte die Subsidien „nicht allemal zu des Krieges Nothdurft angewandt“ [1]).

1) Sehr gut schreibt Grotius an Oxenstiern d. d. 18. (28.) März

Auch sonst kam man heftig an einander; so in betreff Benfelds, das Grotius nicht gewillt war, den Franzosen, welche die Abtretung als „eine mit den Gesandten abgeredete unstreitige Sache" bezeichneten, anders zu überlassen, als gegen Frankreichs offnen Bruch mit dem Kaiser. Wie denn die unklare Fassung der Acte mehrfach zu Differenzen darüber führte, ob eine Ruptur oder nur eine Assistenz gemeint sei.

Alle Bemühungen der Franzosen, Grotius zur Bewilligung des Pariser Vertrages zu bewegen, waren umsonst[1]) und daher die Erbitterung des Königs und seiner Minister auf ihn äußerst heftig. Der König wollte nicht weiter mit ihm verhandeln[2]). Er sandte an Feuquières (am 15. März) den Befehl, sich bei Oxenstiern über diesen rücksichtslosen Vertreter der schwedischen Interessen zu beschweren und aufs nachdrücklichste in ihn zu dringen, daß er den von den Ständen bereits angenommenen Pariser Vertrag unterzeichne und Benfeld an Frankreich übergebe.

Feuquières hatte mit dem Reichskanzler noch kurz vor dessen

1635, Ep. 380: „Conjectura mea de Gallicis consiliis haec est. Primum pecuniae parcere quantum fieri potest, deinde etiamsi novum quid paciscendum, id ita facere, ut appendix fiat non Heilbronnensium pactorum, quorum ad mentionem trepidant, sed Parisiensium, quae astu ipsorum facta multas in se insidias continent."

1) „adhibuere et minas et blanditias, ut pactorum Parisiensium approbationem mihi . . . exprimerent."

2) Vgl. u. a. den Brief des Pater Joseph d. d. Royaumont, 15. (25.) März Feuquières III, S. 14: „Grotius s'est entièrement moqué, soutenant que le traité de Paris n'oblige point le Chancelier, et refuse de tout Benfeld. Si Oxenstiern parle en cette sorte, le Roi n'a plus le traité avec Suède, et il réduit tout à l'extrémité. . . . Le Roi ne voulant plus agir avec Grotius." Memoire für Feuquières d. d. Chantilly, 15. (25.) März. Feuquières III, S. 1: „Sa Majesté lui (Grotius) a déclaré n'avoir plus rien à lui dire niant une chose si claire et faite de bonne foi, laquelle étant une fois violée, ce seroit en vain de parler d'aucun autre traité; elle a fait entendre audit Grotius, qu'elle ne se pouvoit persuader, que ledit Sieur Oxenstiern lui eût donné cette charge."

Abreise eine Unterredung, in der es nicht ohne Heftigkeit abging[1]). Ihr einziger praktischer Zweck aber war, daß der Franzose, wohl erkennend, daß Oxenstiern seinen Standpunkt nicht verlassen und weder den Heilbronner Allianztractat mit dem Pariser Vertrage vertauschen, noch Benfeld herausgeben würde, an Grotius ein Schreiben sandte[2]), in welchem er ihm von der Wahrheit abweichend mittheilte, daß er mit dem Reichskanzler in allen Punkten eins geworden sei, und ihn aufforderte, nun seinerseits vor Oxenstierns Ankunft in Paris — wie dieser es selber wünsche — die Angelegenheit mit Benfeld zu ordnen. Es werde ihm große Ehre und Vortheil bringen, der Urheber einer so guten Union zu sein.

Die Stände hatten dem Reichskanzler zugestimmt, daß er im Begriff, nach Norddeutschland aufzubrechen, seinen Weg über Frankreich nehme, um dort „en passant" für die Interessen Schwedens wie des Bundes einzutreten[3]). Gleich nach dem Schlusse des Convents, am 23. März reiste er von Worms ab. Am 10. April[4]) langte er in Compiègne an, wo sich der Hof damals aufhielt. Er fand ihn ganz unter dem Drucke betrübendster Nachrichten aus dem Felde.

In der Erkenntniß von der hohen Wichtigkeit, welche die Beherrschung der Mosellinie für das strategische Zusammenwirken der beiden habsburgischen Heere am Rhein und an der Maas haben mußte, die durch sie ihre Verbindung hergestellt und sich einen neuen, kürzesten und sichersten Weg auf Nancy erschlossen hätten, hielten die Franzosen diese Linie stark besetzt. In Coblenz lag eine Besatzung unter dem ältern Bussy-Lamet; Trier war in ihren Händen und mit einer Garnison wohlverwahrt. Weiter aufwärts, wo sich

1) Ausführlich mitgetheilt von Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 28. März (7. April) 1635. Feuquières III, S. 30 ff.

2) Feuquières an Grotius d. d. Worms, 28. März (7. April). Feuquières III, S. 64.

3) Chemnitz II, S. 635. Vgl. Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 28. März (7. April). Feuquières III, S. 30 f.

4) Dies Datum nach Richelieu, Mém. VIII, S. 343. Nach dem Mercure françois langte er erst am 17. (27.) April an.

die luxemburgischen, trier'schen und lothringischen Grenzen berühren, hatten sie das Schloß Sierck besetzt und zu einem Depot für Kriegsmaterial und Lebensmittel gemacht. Aber schon in der ersten Hälfte des März übergab, da der aus Nancy entsandte Succurs bereits bis Wallerfangen (Vaudrevange) gelangt war [1]), der Commandant du Chapelles das Schloß liederlicher Weise. Damit hatte der Feind an der Mosel festen Fuß gefaßt und die Verbindung der Franzosen in Nancy mit Trier und Coblenz durchschnitten. Täglich überschritten feindliche Abtheilungen von mehreren hundert Mann den Rhein bei Coblenz und bemächtigten sich der Gegend an dem unteren Laufe des Flusses, so daß Bussy-Lamet verzweifelte Briefe an Feuquières schrieb. Der ungleich härtere Schlag aber war, daß am 16. März von einem etwa 1200 Mann starken Corps von Spaniern, Wallonen und Deutschen unter der Führung des Grafen von Rittberg, des Statthalters von Luxemburg, die trier'sche Grenze überschritten und die Residenz des Kurfürsten durch einen Handstreich erobert, dieser selbst gefangen genommen wurde.

Das war für Frankreich eine Mahnung, mit dem entscheidenden Schritte nicht länger zu säumen. Um ihn zu thun, mußte man wenigstens mit den Mächten, die gegen das Haus Habsburg bereits in Waffen standen, völlig einig sein: mit den Generalstaaten, mit denen vereint man Spanien bekämpfen wollte; mit Schweden, das den Kaiser beschäftigen und abhalten mußte, den Spaniern Hülfe zu bringen.

So erfolgte denn eben jetzt, am 13. April, von Seiten Ludwigs XIII. die Ratificirung der Allianz mit Holland. Schweden gegenüber verzichtete man, wohl oder übel, auf die bisher geltend gemachten Forderungen, um sich desto gewisser seine Bundesgenossenschaft zu erhalten. Daher kam es, daß Oxenstiern ein so überraschend leichtes Spiel in Frankreich hatte. Von dem Pariser Tractat war nicht mehr die Rede. Die zu Compiègne geführten Verhandlungen, die sehr rasch zum Abschluß gelangten, knüpften an

---

1) Richelieu VIII, S. 225 f.; dazu Bussy-Lamet an Feuquières d. d. Coblenz, 14. (24.) März 1634. Feuquières II, S. 467 f.

die bisherige Allianz beider Mächte an; und wenn sich der Reichskanzler zu leichten Concessionen verstand, so mag das nicht zum wenigsten deshalb geschehen sein, weil er erwarten durfte, daß die Erneuerung ihres Bundes Frankreich desto eher zu dem von ihm längst erhofften offenen Bruche mit dem Hause Habsburg treiben würde[1]). Die Acte, die am 18. April zu Compiègne aufgesetzt wurde, erscheint wesentlich als eine Erneuerung und Bekräftigung der Heilbronner Allianz. Beide Mächte verpflichteten sich, mit dem Hause Oesterreich, „mit dem sie sich jetzt in Krieg befänden", nur in Gemeinschaft Frieden und Stillstand zu schließen und die in ihrer Gewalt befindlichen festen Plätze dem Feinde nur mit gegenseitiger Zustimmung abzutreten; beide erklärten ihren Entschluß, die evangelischen Stände Deutschlands ihren Verpflichtungen gemäß zu unterstützen (chacun selon qu'il est obligé). Während Schweden die freie Uebung der katholischen Religion da bewilligte, wo sie seit 1618 bestand, versprach Frankreich, den Bundesgenossen bei den von Gustaf Adolf eroberten und von den deutschen Ständen ihm als Pfand für seine Ansprüche überlassenen Gebieten zu schützen und ihm die verlorenen wieder erobern zu helfen: d. h. es verzichtete ausdrücklich auf Benfeld[2]). Die Hauptsache aber war, daß Oxen-

1) Für die Verhandlungen ist von großem Interesse das Schreiben Richelieu's an Bouthillier d. d. de Mouchy, 20. (30.) April 1635. Avenel IV, S. 735 ff. Mancherlei Detail auch im Mercure françois XX, S. 920 f. Der Vertrag oft gedruckt: in französischer Fassung u. a. bei Dumont VI, 1, S. 88; deutsch bei Chemnitz II, S. 695, der eine Anzahl weiterer Artikel hinzufügt. Sehr bedeutsam schreibt Grotius an L. Camerarius d. d. Paris, 30. April (10. Mai) Ep. 397: „Foedus hoc Reginae Sueciae nomine cum Gallia factum felicissimo concursu congruit in idem tempus, quo par, quod ad rem summam attinet, Batavorum cum Gallia foedus supremam manum accepit. Tanto bono non modica fiat accessio ex ipsis magni Cancellarii per vestras partes transitu."

2) Daher Oxenstiern an den schwedischen Residenten im Elsaß (Reinhard Mockel) d. d. Paris, 23. April (Gotha): „Da hier in den Tractaten auch veraccordirt worden, daß die Festung Benfeld der K. M. und Krone Schweden nach wie vor verbleiben solle, so wolle er ihm das notificiren und ihm besagten Platz aufs beste recommandiren." Dazu Ludwig XIII. an Christine vom 20. (30.) April bei Chemnitz II, S. 696.

stiern die Gültigkeit dieses Abkommens von der Ratification seiner Königin abhängig machte[1]). Er durfte darauf rechnen, daß diese Ratification nicht erfolgen würde, wenn Frankreich dem Kaiser nicht zuvor den Krieg erklärt hätte.

Seit Monaten wurden in Frankreich aufs angestrengteste umfassende Vorbereitungen zum Kriege getroffen, der in größtem Stil geführt werden sollte. Man war entschlossen, Spanien an drei Punkten anzugreifen: in den Niederlanden, in der Schweiz und in Italien. Auch zur See sollte der Krieg eröffnet werden, und deshalb wurde Vermehrung der Flotte angeordnet. Nur an der pyrenäischen Grenze wollte man sich auf die Vertheidigung beschränken. Und da man mit dem Kaiser nicht zu brechen dachte, durfte man auch am Rhein nicht angriffsweise vorgehen. Es mußte genügen, wenn die Kaiserlichen abgehalten wurden, den Fluß zu überschreiten, Frankreichs elsässische Occupationen zu bedrohen und sich seiner Westgrenze zu nähern. Vor allem mußte auf dieser Seite das Augenmerk darauf gerichtet werden, den Herzog von Lothringen zu verhindern, in sein Stammland durchzubrechen und dort die Fahne des Aufstandes zu pflanzen.

Die Dispositionen für die Ausführung dieses Planes, wie sie sich zum Theil nach manchem Schwanken gestalteten, waren in der Hauptsache folgende. Zum Kampf in den Niederlanden in Gemeinschaft mit dem staatischen Heere unter dem Prinzen von Oranien wurde der Marschall von Chatillon bestimmt, dem der König schon Anfang Februar den Befehl über eine Armee, die nach Lothringen abgehen sollte, übertrug[2]). Dann wurde auch Marschall de Brezé beordert, einen Theil der Rheinarmee in die Niederlande abzuführen. Als Ort des Rendezvous für sein und Chatillons Corps — deren

1) Unbegreiflich, daß dieser Umstand immer wieder übersehen worden ist, obschon Chemnitz II, S. 699 und danach Pufendorf VII, § 32 an sehr beachtenswerther Stelle ihn betont und die nachfolgenden, durch Jahre sich hinziehenden schwedisch-französischen Verhandlungen ohne seine Berücksichtigung völlig absurd erscheinen müssen.

2) Ludwig XIII. an Chatillon d. d. Paris, 4. (14.) Febr. 1635. Aubery II, S. 261.

Gesammtstärke der holländischen Allianz gemäß 30,000 Mann zu betragen hatte — wurde Mezières bestimmt[1]). Um die Details der Vereinigung dieser Armee mit der Oraniens zu verabreden, begab sich Charnacé nach Holland. Die Leitung des Krieges in Italien — im Mailändischen — wurde dem Marschall Crequi übertragen. Nach der Schweiz sollte der Herzog von Rohan, der zuletzt das Elsaß gegen den Herzog von Lothringen zu vertheidigen gehabt hatte, mit seinem Corps abgehen, um sich im Veltlin festzusetzen und den Spaniern den Paß aus Italien zu schließen. Die Deckung des Rheins — der Pfalz, des Elsaß, Lothringens — blieb — worauf zurückzukommen sein wird — dem Corps des Marschalls la Force und der Armee des Herzogs Bernhard überlassen. Das Herzogthum Lothringen wurde in Belagerungszustand erklärt und dem Prinzen Heinrich Condé als lieutenant général des Königs übergeben. Bei Langres war eine Reservearmee von 12,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde in Bildung begriffen, die zunächst unter den Befehl des Marquis de Sourdis, dann unter den des Cardinals la Valette kam und bestimmt war, im Nothfall in den Kampf gegen den Herzog von Lothringen mit einzutreten.

Noch im Laufe des April waren die Corps im wesentlichen beisammen, ihre Locationen vollendet.

So brauchte denn mit dem entscheidenden Schritte nicht länger gezögert zu werden.

1) Ludwig XIII. an Chatillon d. d. Chantilly, 20. (30.) März. Aubery II, S. 263.

Sechstes Buch.

Der Feldzug von 1635.

Die Frühjahrscampagne.

Je näher die französische Regierung den Kampf mit Spanien ins Auge faßte, um so größere Bedeutung mußten Herzog Bernhard und das deutsche Bundesheer für sie gewinnen. Sie konnte ihrer für den Schutz der Rheinlinie nicht entbehren, und es war daher von größter Wichtigkeit für sie, wie den Bund selber, so dessen Streitkräfte in die Hand zu bekommen. Freilich war, was der Pariser Vertrag über das Bundesheer bestimmte, so gut wie nichts; mehr als mit ihm beschäftigte er sich mit dem Auxiliarcorps, das Frankreich dem Bunde zur Verfügung zu stellen sich verpflichtete. Es war — wie wiederholt sein mag — nur gesagt, daß es mit den Bundestruppen zu Einer Armee vereint werden sollte, über die ein Bundesfürst den Oberbefehl zu führen hätte, während den Franzosen das zweite Commando vorbehalten blieb. Ueber die Verwendung dieser combinirten Armee waren keinerlei nähere Bestimmungen beigefügt; doch ergab sich aus dem Zusammenhange, daß die Meinung war, sie auf dem rechten Rheinufer zu beschäftigen.

Was der Vertrag mit dem Bunde den Franzosen nicht verschaffte, hofften sie durch Verhandlungen mit seinem General zu erreichen, und daher erhielt Feuquières, als er die Nachricht, daß die Stände dem Herzog Bernhard das Generalat definitiv übertragen würden, nach Paris gebracht hatte, in seiner großen Instruction vom 20. Januar 1635 auch für neue Verhandlungen mit ihm genaue Weisungen.

Diese Verhandlungen scheinen, sobald zwischen dem Herzoge und dem Convent die Einigung über das Bundesgeneralat erzielt war, begonnen zu haben, und zwar im Lager zu Speier; dann wurden sie in Worms, wohin sich beide nach dem Falle der Stadt begaben, fortgesetzt.

Bereits am 5. März sandte Feuquières den von ihm verfaßten, zum größten Theil wörtlich mit seiner Instruction übereinstimmenden[1]) Entwurf eines Vertrages mit dem Herzoge in die Heimath, wo er sofort die Billigung des Königs erhielt.

In dem Pariser Tractat hieß es nur, daß ein Bundesfürst den Oberbefehl über das französische Succursvolk führen solle, nicht, daß es der Oberbefehlshaber der Bundestruppen sein müsse, der es befehlige. Daher sagte eine einleitende Bemerkung dieses Entwurfs — eine Zuthat des Marquis zu seiner Instruction —, der König wolle, damit nicht die Theilung des Oberbefehls der Sache schade, das Commando über die 12,000 Mann zu Fuß, mit denen er den Conföderirten beizustehen versprochen habe, demjenigen übertragen, den diese zu ihrem General erwählt hätten. Ihre Wahl hätte auf keinen geeigneteren als auf Herzog Bernhard fallen können, und der König wolle sich seiner in derselben Qualität bedienen, unter folgenden Bedingungen:

Der Herzog verpflichtet sich eidlich gegen den König und die Conföderirten, die Bundesarmee und das Hülfscorps Frankreichs nach dem Gutachten eines in seiner Umgebung befindlichen Kriegsrathes zu führen, dessen Mitglieder vom Bundesrath und vom Könige ernannt werden. — Dem Pariser Vertrage gemäß steht ihm ein vom König bestellter Generallieutenant zur Seite, der, wie es jener Vertrag bestimmt, die gleiche Stimme wie der General hat, und dem in dessen Abwesenheit der höchste Befehl über die gesammte Armee zusteht. — Der Herzog verspricht, die Bundestruppen nicht

1) Vgl. Memorial für Feuquières vom 20. (30.) Jan. 1635. Feuquières II, S. 446—449 mit Articles accordés entre Sa Majesté Très-chrestienne par moi . . . Seigneur de Feuquières . . . et Son Altesse Monsieur le Duc Bernard . . . d. d. Worms, 23. März (2. April) 1635. Röse II, Urk. 10.

von den 12,000 Mann zu trennen, außer mit Bewilligung des französischen Generallieutenants oder seines Stellvertreters. Ebenso sollen sich die letzteren nur derart von den Bundestruppen absondern, daß die Verbindung stets mit Leichtigkeit wiederhergestellt werden kann. — Er hat dafür zu sorgen, daß die königlichen Truppen in den Garnisonen und Quartieren gut gehalten werden. — Wenn der König es für nöthig erachtet, soll die von dem Herzoge befehligte Armee den Plätzen, die jener in Deutschland oder wenigstens längs des Rheins und, wie dann hinzugefügt wurde, im Elsaß inne hat, zu Hülfe kommen, es sei denn, er wäre an einem andern Orte engagirt, von dem sich zu entfernen für das Gemeinwohl von großem Nachtheile wäre. — Der Herzog schwört, mit dem Kaiser oder einem nicht zur Conföderation gehörigen Fürsten weder Stillstand zu schließen, noch Verhandlungen zu beginnen, außer mit ausdrücklicher Zustimmung des Königs und des Bundes.

Diesen Verpflichtungen Bernhards gegenüber versprach der König ihm, statt der bisher ihm wiederholt angebotenen Pension, den Genuß der Revenuen aus den österreichischen Besitzungen in der Landgrafschaft Elsaß und der Vogtei Hagenau, und zwar unter der Hoheit Frankreichs, das sich die „oberste Autorität“ im Elsaß vorbehalten müsse, da dasselbe ihm nur „en dépôt“ bis zum Frieden übergeben sei, und das die festen Plätze im Lande für sich reservirte. Dem Pariser Vertrage gemäß sollte der Herzog die katholische Religion daselbst bei allen Freiheiten erhalten; auch sollte er sich verpflichten, die Einwohner nicht mit Contributionen und andern Kriegslasten zu beschweren.

In allen diesen Punkten wiederholte der Vertragsentwurf die feuquières'sche Instruction. Nun hatte der Herzog, wie wir uns erinnern, schon früher, als es sich zum zweitenmal um den Entsatz Heidelbergs handelte, seine Mitwirkung an sehr bestimmte weitere Bedingungen, die sein persönliches Interesse betrafen, geknüpft, und Feuquières hatte es auf sich genommen, sich bei seiner Regierung für sie zu verwenden. In den Verhandlungen kam Bernhard auf diese Bedingungen, deren Feuquières' Instruction nicht gedachte, zurück, die dann der Marquis in seinen Vertragsentwurf aufnahm:

Der König werde für den Herzog im Falle seiner Gefangenschaft dieselbe Sorge tragen, wie für einen seiner Generale, und mit dem Hause Oesterreich keinen Vertrag oder Frieden schließen, durch den er nicht seine Freiheit zurückerhalte. Er werde dafür sorgen, daß ihm, wenn er im Kampfe sein Heer oder einen Theil desselben verlöre, ein anderes geschafft würde. Nachträglich wurde dann diesem vom Könige gebilligten Vertragsentwurf von dem Marquis noch die Verpflichtung des Königs, auf die der Herzog großes Gewicht legte, hinzugefügt, ihn auch bei denjenigen Gütern, die er von der Krone Schweden als Belohnung für seine Dienste erhalten habe — d. h. bei dem Herzogthum Franken — und bei seinen Patrimonialgütern zu schützen oder ihm für ihren Verlust Entschädigung zu verschaffen[1]).

So diese Bedingungen, wie sie dann am 23. März durch Feuquières ihre endgültige Fassung erhielten; Bedingungen, die den Pariser Vertrag nicht sowohl ergänzten als vielfach modificirten, ja ihm direct widersprachen. Denn davon, daß der Bundesfeldherr sich eidlich der Krone Frankreich verpflichten, daß der Kriegsrath auch aus Franzosen bestehen, daß der französische Generallieutenant in der Abwesenheit des Höchstcommandirenden den Oberbefehl über die gesammte Armee führen, daß ihm die Entscheidung über eine Trennung der deutschen von den französischen Truppen reservirt sein sollte —: davon stand nichts in jenem Vertrage. Es waren Bedingungen, die, für den Herzog persönlich so vortheilhaft, wie er es nur wünschen mochte, ihn und sein Heer der Abhängigkeit von Frankreich überlieferten.

Er hatte bisher allen französischen Lockungen mit Festigkeit widerstanden. Mit jenen seine Person betreffenden Forderungen, die von ihm gelegentlich Frankreich gegenüber betont worden waren und jetzt in den Vertragsentwurf aufgenommen wurden, hatte er am wenigsten gedacht, sich an Frankreich zu verkaufen. Weiter als bis zu gemeinsamer Kriegführung hatten sich seine Gedanken bisher nicht ver-

1) Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 28. März (7. April) 1635. Feuquières III, S. 30 ff.

stiegen. Er sagte sich, daß die Franzosen den Bund nicht viel weniger nothwendig brauchten, als dieser sie. Sollte er sich jetzt, wo er den höchsten militärischen Posten in dessen Armee einnahm, gegen welche persönlichen Vortheile immer, in den Dienst der Krone Frankreich begeben, um durch diesen Preis deren Betheiligung am Kampfe, die freilich den wachsenden, fast widerstandslosen Erfolgen des Feindes gegenüber je länger um so nöthiger wurde, zu erkaufen?

Zwar, mit den Franzosen zu verhandeln, wies er nicht von der Hand. Aber er übersandte den Vertragsentwurf an den Reichskanzler, um von dessen Ansicht seine Entscheidung abhängig zu machen[1]). Er gestand, daß ihn namentlich der ihm abverlangte Eid und das „absolute Commando" des französischen Generallieutenants bedenklich machten.

Die Antwort lautete unbestimmt; sie deutete an, daß die Forderungen Frankreichs „nicht unbillig und irraisonnable" wären. Doch stellte sie die Entscheidung ganz seinem Ermessen anheim[2]).

Da gab er den Beweis seiner deutschen Gesinnung wie seines kriegerischen Selbstvertrauens, indem er der Lockung auf Gewinn, der Aussicht auf Vermehrung seiner Streitkräfte widerstand, um das Heer einer Föderation, die sich ganz unter Frankreichs Einfluß stellte, von dieser Beeinflussung frei zu halten. Er verweigerte die Unterzeichnung des Vertrages.

„Ich vernehme, daß man mich draußen in Verdacht hat, von den Franzosen unbedingt abzuhängen", schrieb er damals seinem Bruder Wilhelm[3]). Bald genug sollten seine Thaten denen „draußen" zeigen, daß er noch freier Herr seiner Entschließungen war und nicht als Diener, sondern nur als Verbündeter der Franzosen an ihrer Seite focht.

---

1) Bernhard an Oxenstiern (Stockholm), leider undatirt.

2) (Oxenstiern?) an Bernhard d. d. Landau, 25. März 1635 (Stockholm).

3) Bernhard an H. Wilhelm d. d. Worms, 23. März 1635 (Weimar).

Nach der Einnahme von Speier waren die Marschälle la Force und de Brezé dem Befehle ihrer Regierung gemäß[1]) aufgebrochen, um den Herzog von Rohan im Elsaß gegen den Herzog von Lothringen zu unterstützen. Den Schutz von Speier und allen anderen Plätzen auf beiden Rheinufern hatten sie dem Herzog Bernhard überlassen[2]). Als Rohan dann Ordre zum Abzug ins Veltlin erhielt, wurde den Marschällen, die noch bei Landau standen, befohlen, in ihren Stellungen um Speier zu bleiben, während den herzoglichen Truppen das Elsaß als Quartier angewiesen wurde, zugleich mit dem Ansinnen, Colmar, Schlettstadt, Mömpelgard gegen den Feind zu schützen[3]).

Allein auch diese Dispositionen gelangten nicht zur Ausführung; vielmehr erhielt de Brezé Ordre, sich mit einem Theil der französischen Armee vom Rheine hinweg zu Marschall Chatillon nach Mezières zu begeben[4]), so daß Marschall la Force und Herzog Bernhard allein zur Deckung des Rheins zurückblieben.

Daß der Marschall zur Stelle blieb, war um so nöthiger, als der Herzog jetzt so wenig wie vor ein paar Monaten im stande gewesen wäre, es allein mit zwei Armeen — der gallasischen und der mansfeldischen — aufzunehmen, Frankreichs Werbungen in Deutschland aber, zu denen es nach dem Pariser Vertrage verpflichtet war, sehr langsam von statten gingen. Allein als de Brezé

---

1) Memorial für la Force und de Brezé vom 25. Febr. (7. März) 1635. Dazu Memorial für Feuquières d. d. Senlis, 27. Febr. (9. März). Röse II, B. 3, Anm. 82. Es hat große Schwierigkeit, über die Location der Corps am Rhein nach den Acten ein zuverlässiges Bild zu entwerfen, namentlich weil wichtige Daten fehlen.

2) „laissant le Duc Bernard pour y faire ce qu'il trouvera à propos." Feuquières an Bussy-Lamet vom 15. (25.) März. Feuquières II, S. 474.

3) Memorial für la Force und de Brezé d. d. Chantilly, 15. (25.) März. Feuquières III, S. 11 f. Vgl. Avenel IV, S. 691 (vom 16. [26.] März). Memorial für Feuquières vom 15. (25.) März. Feuquières III, S. 1 u. 10. In ihm heißt es ausdrücklich: „pour le présent le Sieur Maréchal de la Force demeure vers Spire etc." Dazu P. Joseph an Feuquières d. d. Royaumont, 15. (25.) März. Feuquières III, S. 14 f.

4) Instruction für Chatillon und de Brezé d. d. Compiègne, 13. (23.) April 1635. Aubery II, S. 288. Vgl. oben S. 100.

aufbrach, zog es der alte la Force, statt laut seiner Ordre bei Speier zu bleiben, vor, dem Kameraden mit dem Rest der Armee landeinwärts zu folgen — nach Lothringen, unbekümmert um das von Truppen entblößte Elsaß wie um Herzog Bernhard, dessen ohnehin schwierige Lage damit noch mehr erschwert wurde.

Seine Armee, im höchsten Maße der Ruhe bedürftig, sah den Feind immer näher kommen. Bönninghausen hatte am 19. März das kurtrier'sche Haus Wellmich zwischen Boppard und St. Goar genommen, den größten Theil des Rheingaues bis Bacharach occupirt. Mansfeld selbst folgte Bönninghausen in die Wetterau. In Mainz wurde bereits eine Conspiration mit dem Feinde entdeckt. Frankfurt und Hanau waren gefährdet. Gallas zog seine Truppen bei Heilbronn zusammen: man fürchtete, daß er den Rheinübergang bei Philippsburg forciren werde, während weiter oben, bei Breisach, ein neuer Uebergang des Herzogs von Lothringen zu erwarten stand. Dazu die Mosellinie seit der Ueberrumpelung von Trier in Feindes Hand, der dadurch Gelegenheit erhielt, „von unten herauf zu arbeiten"; dazu die Franzosen (am 5. März) aus Limburg geworfen, und weiter ins Deutsche hinein an Einem Tage (dem 18. März) die Besatzungen von Augsburg und Coburg zur Capitulation gezwungen; dazu endlich die Kunde von der bevorstehenden Ankunft des Königs von Ungarn in Stuttgart mit neuen 8—10,000 Mann. Kurz: Besorgnisse, Bedrängnisse, Gefahren auf allen Seiten. Und ihnen gegenüber nun der Abzug der Franzosen, der die Gemüther der Conföderirten völlig niederschmetterte. Denn sie erkannten wohl, daß Bernhard allein es nicht wagen könne, einem doppelt und dreifach überlegenen Gegner unter die Augen zu gehen, das heißt: auf das rechte Rheinufer zurückzukehren [1]).

Kein Wunder, daß Bernhard über la Force's eigenmächtige Uebertretung seiner Instruction heftig erbittert war. Auch Feuquières, der zum Commandanten des in Werbung begriffenen französischen Hülfscorps ernannt und zugleich dem Befehle des Marschalls und

1) Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 28. März (7. April) 1635. Feuquières III, S. 56.

des Herzogs unterstellt worden war [1]), äußerte sich voll Entrüstung. Er forderte la Force direct auf, mit seinem Corps an den Rhein zurückzukehren [2]), und sprach den sehnlichen Wunsch aus, von ihm loszukommen und ausschließlich an den Herzog gewiesen zu werden, den er, seit er ihm in den jüngsten Verhandlungen näher getreten war, mit jedem Tage höher schätzen lernte und rückhaltloser anerkannte.

Trotz aller Schwierigkeiten war Bernhard über das, was geschehen müsse, keinen Moment schwankend [3]). Nicht um den Kriegsschauplatz auf das linke Rheinufer zu verlegen, hatte er, durch den Uebergang der Franzosen gezwungen, den Fluß überschritten. Vielmehr war sein Entschluß, sobald er dazu im stande sei, auf das rechte Ufer zurückzukehren, den Rheingau und die Wetterau von neuem zu besetzen und Mansfeld von dort zu vertreiben, dann eine vortheilhafte Stellung am Main, bei Hanau, zu nehmen, sich dort zu verschanzen und den Anzug der norddeutschen Corps zu erwarten. Denn auf das Zusammenwirken mit seinem Bruder Wilhelm, mit dem Herzoge von Lüneburg, dem Landgrafen von Hessen, dem General Baner machte er sich noch immer seine Hauptrechnung, trotz aller Gerüchte, die ihm über sie zu Ohren gekommen waren. Wenn sie, von ihm veranlaßt, bis Schweinfurt vorgingen, würden

1) Instruction für Feuquières vom 20. (30.) Jan. 1635. Feuquières II, S. 457. Erlaß Ludwigs XIII. d. d. Paris, 18. (28.) Febr. Gallois I, S. 84; Memorial für Feuquières d. d. Chantilly, 15. (25.) März. Feuquières III, S. 10. Vgl. Ludwig XIII. an Feuquières vom 27. März (6. April). Feuquières III, S. 287.

2) Feuquières an P. Joseph d. d. Worms, 28. März (7. April). Er tadelt la Force's Abzug „avec toutes ses troupes, sans avoir égard à la sûreté du Rhin, de quoi de deçà on n'est pas peu scandalisé, cela contravenant à la promesse de Sa Majesté et à la nécessité des affaires etc.“ Vgl. Feuquières an Bussy-Lamet d. d. Worms, 30. März (9. Apr.). Feuquières III, S. 69. La Force an Richelieu d. d. Pont à Mousson, 1. (11.) Apr. Röse II, B. 3, Anm. 97.

3) Für das Folgende von besonderer Wichtigkeit der schon mehrfach angezogene Brief von Feuquières an Bouthillier d. d. Worms, 28. März (7. April) 1635. Feuquières III, S. 30 ff.

die Feinde, so meinte er, aus den rechtsrheinischen Gegenden abziehen, so daß er seinen Marsch an den Neckar wieder aufnehmen und den Angriff auf Heilbronn ausführen könne.

Freilich hing das Unternehmen bei der Schwäche des von ihm befehligten Heeres von der Unterstützung ab, die ihm von Frankreich zu Theil wurde. Feuquières, der für den Plan ganz Feuer und Flamme war [1]), mußte deshalb bei seiner Regierung darauf dringen, daß die Marschälle zurückkehrten, um, ihn ablösend, die Deckung des Rheins zu übernehmen.

Für die Zeit, bis das geschah, traf er folgende Dispositionen zur Deckung des Stromes. Oberst Taupadel blieb mit einer Abtheilung Cavallerie und Infanterie um Speier, wo vorläufig der Herzog selber sein Hauptquartier behielt, mit der Aufgabe, das Ufer bis Straßburg hinauf zu verwahren. Landgraf Johann von Darmstadt, Generalmajor der Cavallerie, erhielt mit einer gleichen Truppenzahl die Deckung des Ufers von Mannheim bis Bingen. Der Rheingraf, Generallieutenant der Cavallerie, legte sich mit dem ganzen Rest der Armee und der Artillerie in die Moselgegend; denn es erschien von Wichtigkeit, dem auch hier zu erwartenden Vordringen des Feindes mit besonderem Nachdruck zu begegnen. Oberst Hohendorf, der Commandant von Mainz, sollte indeß von dort aus einen Vorstoß in den Rheingau versuchen.

Schon Anfang April machte sich Hohendorf an die Ausführung seiner Aufgabe. Mit 3000 von Bernhard gesandten Reitern und 1000 Mann zu Fuß brach er von Mainz auf, überschritt den Rhein, überfiel Wiesbaden, wo zwei Compagnien Cavallerie von

---

1) Feuquières schreibt an Bouthillier „Il (Bernhard) continue à témoigner tant de satisfaction de Sa Majesté, et de désir de la bien servir, outre l'intérêt particulier, qui l'y oblige, que je le crois assez ambitieux et homme de coeur, pour s'en acquitter selon l'intention de Sa Majesté, dont il donne à présent d'assez bonnes preuves, en s'efforçant tant qu'il peut de se mettre en état de passer le Rhin dans peu de jours; à quoi je fais tout mon possible pour être plutôt prêt que lui, étant résolu de laisser derrière une partie des troupes, plutôt que de retarder, en les attendant un si avantageux dessein."

Bönninghausen lagen, nahm sämmtliche Officiere und 300 Mann gefangen. Dann rückte er auf Walluf, dessen 40 Mann starke Besatzung er zur Ergebung auf Gnade und Ungnade zwang. Darauf wurde auch Schloß Ehrenfels, Stadt und Schloß Eltville, der Mäusethurm genommen.

Da erhielt Bernhard vom jenseitigen Ufer neue, beunruhigende Nachrichten. Gallas nähere sich mit gesammter Macht in einer Frontausdehnung von vier bis fünf Meilen dem Rheine bei Philippsburg; die Spitzen hätten bereits das Ufer erreicht. Sie führten einige 40 Pontons auf Wagen mit sich und 2—300 Zimmerleute. Er mußte also gewärtig sein, daß sie den Uebergang an mehreren Punkten bewerkstelligen würden, namentlich, wie zu vermuthen war, auf einer Insel gegenüber Rheinhausen.

Nun rächte sich der unzeitige Abzug der Franzosen. Denn da Bernhard alle Plätze, Pässe, Positionen mit eigener Mannschaft hatte besetzen müssen, war er nicht in der Lage, der weitausgedehnten Linie des Feindes mehr als 3—4000 Mann zu Fuß entgegenzuwerfen. Was er an Cavallerie besaß, befand sich fast alles im Trier'schen und im Rheingau.

Deshalb rief er sofort Hohendorf auf das linke Rheinufer zurück, so daß nun der Feind bequeme Gelegenheit erhielt, von neuem in den Rheingau vorzudringen und alle Plätze, die ihm soeben abgenommen worden waren, zurückzuerobern.

Zugleich mußte Feuquières den Marschall la Force auffordern, den letzten Weisungen des Königs entsprechend, ohne einen Moment zu säumen, in die weimarischen Stellungen auf dem linken Rheinufer einzurücken, damit der Herzog und er, sein Generallieutenant, auf der Frankfurter Seite eine Diversion unternehmen könnten. Es sei, so schrieb er ihm, das einzige Mittel, um die Absichten des Feindes zu vereiteln, die auf nichts anderes hinausliefen, als den Rheinübergang zu forciren, um mit Hülfe der spanischen Armee den Krieg nach Lothringen zu verlegen, dadurch dem Herzoge die Verbindung mit Baner und dem Landgrafen Wilhelm abzuschneiden und so die von aller Hülfe getrennten rechtsrheinischen Städte zur Annahme des Pirnaer Friedens zu nöthigen.

Nicht undeutlich ließ er den Marschall seine Erbitterung durchfühlen, der er in einem gleichzeitigen Schreiben an Pater Joseph die stärksten Ausdrücke lieh: die Insubordination von la Force habe binnen kurzem alles in traurigster Weise heruntergebracht. Er wiederholte seinen dringenden Wunsch, aus der Abhängigkeit von ihm erlöst zu werden und nur von Herzog Bernhard abzuhängen, von dem er wieder in den schmeichelhaftesten Ausdrücken schrieb [1]).

Allein la Force kam nicht. Er hatte seine Truppen bis nach Metz zurückgeführt, zum lebhaften Unwillen auch Richelieu's [2]), und war dann nach Süden aufgebrochen, um das Elsaß gegen den Herzog von Lothringen zu schützen. Denn dieser hatte den Abzug Rohans in die Schweiz benutzt, um in derselben Zeit, als die Spitzen des gallasischen Heeres sich bei Philippsburg zeigten, bei Breisach mit mehr als 10,000 Mann [3]) abermals den Rhein zu überschreiten, über Ensisheim direct auf Mömpelgard, wo eine starke französische Besatzung liegen geblieben war, vorzurücken und es einzuschließen. Von Luneville aus, wo er sich am 6. April befand, machte er Feuquières von seinem Vorhaben Mittheilung [4]).

Sobald durch diesen Herzog Bernhard davon erfuhr [5]), war

1) Feuquières an P. Joseph d. d. 6. (16.) Apr. 1635. Feuquières III, S. 89 f.: „toute ma consolation est, que je suis embarqué en cette mauvaise affaire avec un si brave homme etc. Je serois très aise qu'à l'avenir on ne m'engageât plus de dépendre en aucune sorte de telles personnes etc."

2) Richelieu an la Valette vom 10. (20.) Apr. Aubery II, S. 282 und Avenel IV, S. 711: „Mr. de la Force a fait un très grand tort aux affaires du roy en ramenant son armée vers Metz, comme il a fait contre tous les ordres, qu'il en a eus." Ueber Mr. de Nogents Sendung, auf die ich nicht weiter eingehe, vgl. Richelieu an la Force vom 8. (18.) Apr. Avenel IV, S. 709 f.

3) Stärkeangaben im Theatr. Europ. III, S. 456 und bei Chemnitz II, S. 700.

4) La Force an Feuquières d. d. Luneville, 6. (16.) Apr. Feuquières III, S. 86.

5) Für das Folgende: Feuquières an Bouthillier und an la Force d. d. Speier, 15. (25.) Apr. Feuquières III, S. 102 f. u. 106 f. Der Brief an jenen wieder voll von Lobeserhebungen des Herzogs.

er sofort entschlossen, trotz der drohenden Stellung des Feindes bei Philippsburg und bei Trier, aus seinen und den feuquières'schen Truppen so rasch als möglich 10,000 Mann, zu gleichen Theilen Cavallerie und Infanterie, zu sammeln und direct auf Breisach zu führen, um den Lothringern den Rückzug abzuschneiden und sie, nach hergestellter Verbindung mit la Force zu schlagen. Für die Stellungen am Rhein — bei Germersheim, Speier, Frankenthal, Worms, Mainz — mußte es genügen, wenn man sie stark genug besetzte, um den Feind aufzuhalten, bis Bernhard von seiner Expedition zurückgekehrt sei. Ein fliegendes Corps sollte gleichzeitig über den Rhein geworfen werden und, längs der Bergstraße vordringend, zur Nachtzeit ein paar feindliche Garnisonen anfallen, damit Gallas über das Unternehmen ein paar Tage lang in Täuschung erhalten würde. Von la Force verlangte Bernhard nur, daß er sich an einem Punkte seiner Marschlinie mit ihm vereinige, und sich bis dahin nicht zu weit mit dem Feinde engagire. Ein Plan voll Kühnheit, bedenkt man die geringen Streitkräfte des Herzogs. „Was erst", meinte Feuquières, „würde man von ihm an der Spitze eines mächtigen Heeres zu erwarten haben"!

Aber dann ließ Bernhard doch den Gedanken, la Force mit starker Macht persönlich zu Hülfe zu kommen, fallen; nicht so sehr, wie es scheint, weil er es für wichtiger hielt, selber die Defension des Mittelrheins zu leiten, als weil er in den nächsten Tagen (17. April) durch seinen Bruder Wilhelm über die Vereinigung von dessen Corps mit denen des Landgrafen von Hessen, des Herzogs von Lüneburg und Baners zu einer Armee von mehr als 45,000 Mann Nachrichten empfing, welche ihn für seinen rechtsrheinischen Kriegsplan, an dem er als der Hauptsache unverrückt festhielt, mit neuen Hoffnungen erfüllten. Er entsandte Feuquières mit 2200 (oder 2500) Mann Cavallerie[1]) und der ausdrücklichen Ordre, nachdem er den Marschall la Force „degagirt" hätte, was in ein paar Wochen geschehen sein konnte[2]), sofort zu ihm zurückzukehren.

1) Feuquières an Bussy=Lamet d. d. Speier, 19. (29.) April 1635. Feuquières III, S. 114 f.

2) Vgl. Feuquières an P. Joseph d. d. Saarbrücken, 24. Juni (4. Juli).

Dann sollte mit gesammter Macht der Rhein überschritten und jenseits der Kampf aufgenommen werden.

Feuquières' Marsch [1]) führte über Blamont nach Epinal. Hier ließ er den größeren Theil seiner Reiter und ging mit 500 Pferden zur Recognoscirung des Weges nach Remiremont voraus. In Remiremont erfuhr er Herzog Carls Rückzug. Derselbe war, als er von Mömpelgard aus, la Force's Stellung bei Hericourt im Bogen (über Rouchamp und Champagny) umgehend, nach Lothringen vorzudringen suchte, auf die Franzosen gestoßen und, nachdem die Heere sich mehrere Tage (den 11., 12. und 13. Mai) gegenübergestanden, ohne daß es zu mehr als einer Kanonade und zu Cavalleriegeplänkel kam, umgekehrt und auf dem Rückzuge von den ihm folgenden Franzosen bei Frais auf der Straße von Belfort nach Basel angegriffen, besiegt und genöthigt worden, den größten Theil seiner stark mitgenommenen Mannschaft über den Rhein zurückzuführen.

Damit erachtete Feuquières, wie er an la Force mittheilte, seine Aufgabe für beendet und schickte sich an, zu Herzog Bern-

---

Feuquières III, S. 128 f. Er schrieb noch aus Speier an Bouthillier: „que mon opinion étoit, que si-tôt que j'aurois dégagé Monsieur Maréchal de la Force, sans s'arrêter à reprendre tous ces petits Châteaux, desquels ceux, qui tiennent la campagne sont toujours les maîtres, il falloit, qu'il s'en vînt favoriser le passage du Rhin, que je tenois la seule chose importante etc.“

1) Ueber Feuquières' Expedition handelt hauptsächlich sein Brief an Servien d. d. Saarbrücken, 28. Juni (8. Juli) 1635. Feuquières III, S. 133 ff., eine Rechtfertigungsschrift auf die bei Hof vielfach gegen ihn erhobene Anschuldigung, daß er ohne ausdrücklichen Befehl eine so wichtige Aufgabe, wie den Schutz des Rheins, hintangesetzt habe. Vgl. auch Feuquières an P. Joseph und an Arnauld von demselben Datum. Feuquières III, S. 161 f. u. 155 f. Das Unternehmen des Herzogs von Lothringen behandelt sehr ausführlich: autre relation de la retraitte du duc Charles, du camp de la Neufville près Leure le 26. (16.) May, Aubery II, S. 326 ff. Vgl. die Darstellungen bei Strobel, vaterländ. Gesch. d. Elsaß IV, S. 379 ff., und in der Revue d'Alsace 1879 S. 251 f. Doch ist Feuquières' Eingreifen in den Kampf zwischen la Force und Herzog Carl nichts weniger als klar. Namentlich die Chronologie macht auch hier Schwierigkeit.

hard zurückzukehren, den er so nahe am Feinde gelassen habe, daß er nicht ohne Besorgniß daran denken könne.

Aber nun gelangten andere Weisungen der französischen Regierung an ihn, die im Zusammenhange mit der von ihr gehegten Anschauung standen, daß man Lothringens unter allen Umständen versichert bleiben müsse; Lothringens, wo mit dem Abzuge der chatillon'schen und de brezé'schen Truppen eine rebellische Bewegung zu gunsten des Herzog Carl eingesetzt hatte, gegen welche der mit dictatorischer Gewalt bekleidete Condé energisch auftrat. Zwei Corps[1]) wurden für die Deckung des Herzogthums bestimmt: das eine unter dem Befehl des Sieur de Hallier, welches sich in einer Stärke von mindestens 6000 Mann zu Fuß und 600 zu Pferde bei Verdun sammeln, das Herzogthum durchziehen, den Feind aus allen von ihm besetzten Plätzen (namentlich aus St. Dié) jagen, die Lothringer zur Niederlegung der Waffen zwingen und die, welche sich zu erheben gewagt und offen oder versteckt gemeinsame Sache mit dem Feinde gemacht hätten, züchtigen sollte; das andere unter dem Befehl des Marschalls la Force, welches, durch einen Theil der in der Champagne stehenden Reservearmee unter Bellefonds und einen Theil der rheinischen Armee unter Feuquières secundirt, die Grenze Lothringens vor dem Herzog Carl schützen sollte. Indem ein weiteres Corps unter Thibaut bestimmt wurde, bei Mezières und Charleville die Verbindung mit dem Heere in den Niederlanden zu unterhalten, schien allerdings Lothringen gegen jeden Feindesanfall gesichert zu sein.

Feuquières war im Begriff, an den Rhein zu Herzog Bernhard zurückzukehren, als das Ansinnen, bei la Force zu bleiben, an

---

1) Natürlich gebe ich nur die Hauptmomente. Von Wichtigkeit sind namentlich folgende Schriftstücke: Ludwig XIII. an Hallier, Bellefonds, Feuquières, Sourdis und Thibaut d. d. Château Thierry, 9. (19.) Mai. Gallois, lettres I, S. 96. Dazu Richelieu an Condé d. d. 14. (24.) Mai, Avenel V, S. 25 f. und an Marquis de Sourdis d. d. Château Thierry, 14. (24.) Mai, Avenel V, S. 26. Ein Mémoire Richelieu's vom 15. (25.) oder 16. (26.) Mai, V, S. 27 ff.; u. a. m.

ihn gestellt wurde und der Marschall Weisung erhielt, ihm unter keinen Umständen den Abzug zu gestatten[1]).

In Folge dessen beantwortete la Force Feuquières' Brief mit der Aufforderung, eiligst zu ihm zu kommen, um den Lothringer ganz über den Rhein zurücktreiben zu helfen; es sei das für den Dienst des Königs von solcher Wichtigkeit, daß er nicht zweifle, der Marquis würde jede Rücksicht, die ihn an einen andern Ort riefe, bei Seite setzen.

Feuquières sah sich genöthigt, den Gedanken an den Abzug aufzugeben. Aber nachdem er noch ein paar Wochen voller Erbitterung, der er gelegentlich gegen Pater Joseph in starken Ausdrücken Luft machte[2]), bei la Force ausgehalten hatte, ließen ihm die Nachrichten von Bernhard nicht länger Ruhe. Alle andere Rücksicht beiseite setzend, brach er auf, um sich wieder mit ihm zu vereinigen.

Herzog Bernhard war, während er Feuquières zu la Force entsandte, bei Speier geblieben. Er hatte nun Gallas und Mansfeld allein auf dem Halse und mußte mit seinem geschwächten Corps nicht nur zu verhindern suchen, daß sie den Rhein überschritten, sondern auch dafür Sorge tragen, daß wenigstens die wichtigsten Plätze jenseit des Rheins, vor allen Frankfurt, nicht in Feindes Hand fielen.

Rheingraf Otto, der vom Wormser Convent nach heftigem Streit an des abreisenden Oxenstiern Stelle zum Vicedirector des Bundes gewählt worden war, erschien, von Mitgliedern des Bundesraths begleitet bei dem Herzoge. In den mehrtägigen Unterredungen,

1) Sendung des Herrn von Vignolles zu Bernhard. Seine Instruction d. d. Château Thierry, 14. (24.) Mai 1635 bei Röse II, Urk. 9. Sendung des Abbé de Coursan an la Force. Seine Instruction vom 23. Mai (2. Juni) bei Avenel V, S. 43 f.

2) Feuquières an P. Joseph d. d. Saarbrücken, 24. Juni (4. Juli). Feuquières III, S. 128 f.

die dieser mit ihnen hatte, handelte es sich einmal um Mittel, die beiden evangelischen Kurfürsten bei der Partei festzuhalten, und um Belebung des Eifers der rechtsrheinischen Heerführer. Schon am 3. Mai wurden von seiten des Bundesraths an Brandenburg und Sachsen, an Landgraf Wilhelm, Herzog Wilhelm, Herzog Georg und andere Stände und ebenso an General Baner „Animirungs-schreiben" gerichtet. Sodann aber und vor allem handelte es sich um die Zurückführung der obersten Bundesbehörde von Worms nach Frankfurt.

Freilich, die Gesinnung der Frankfurter war, wie ein Zeitgenosse sagt, „mit jedem Tage kaltsinniger und widerwärtiger" geworden. Sie hatten Bernhard versprochen, noch 1000 Mann zu werben und von den hineingeflüchteten Bauern 1200 Mann zu bewaffnen, dazu mit der Fortification fortzufahren. Aber sie thaten nichts von alledem. Die Befestigungsarbeiten blieben liegen, die Bauern wurden nicht sowohl zum Dienst herangezogen, als von der Obrigkeit bis hinab zu den Krämern und Handwerkern auf alle Weise gequält. Was aber die städtischen Werbungen betraf, so weigerte sich der Rath, sie unter den Befehl des Generalmajors Vitzthum, des Commandanten der Besatzung, zu stellen. Im Kirchengebet war der Name des Bundesdirectors sowie der Häupter und Generale der evangelischen Partei schon seit Wochen gestrichen. Kurz, man dachte an nichts als an Abfall und Aussöhnung mit dem Kaiser und meinte, es werde, wenn dieses „Herz am Rhein und Main über wäre", um so eher zu dem ersehnten Frieden kommen.

Wichtiger noch, als daß der Bundesrath nach Frankfurt zurückkehrte, war es, daß die Stadt beim Bunde festgehalten wurde, denn ihr Besitz war für jedes Unternehmen auf dem rechten Rheinufer und für jedes Zusammenwirken mit den rechtsrheinischen Corps unentbehrlich. Und welchen Eindruck würde es auf Freund und Feind gemacht haben, wenn diese Hauptstadt des evangelischen Deutschland fiel — abfiel!

Bernhard beschloß, nach Frankfurt aufzubrechen, unbekümmert darum, daß Gallas in seiner Nähe stand. Er theilte die verbreitete Meinung, derselbe werde in die Niederlande abgehen, um die Spa-

nier dort gegen das französische Heer unter Chatillon und de Brezé, das soeben seinen ersten Sieg erfochten hatte, zu verstärken. Er hielt die gallasischen Vorbereitungen zu einem Rheinübergang bei Philippsburg nur für „Finten", durch die das eigentliche Vorhaben verborgen werden sollte. Daher erschien es ihm ausreichend, wenn er bei Speier den Obersten Taupadel, der soeben von einem glücklichen Streifzug ins rechtsrheinische Gebiet zurückgekehrt war, mit der Infanterie und einem kleinen Theile der Reiterei zur Deckung der dortigen Flußübergänge zurückließ. Er glaubte darauf rechnen zu dürfen, daß Feuquières demnächst von seiner Expedition zurückkehren und Taupadel mit Cavallerie ansehnlich verstärken werde.

Am 23. Mai brach Bernhard mit dem größten Theil seiner Reiterei und einigem Fußvolk auf und zog bei Mainz über die Schiffbrücke, die Hohendorf geschlagen hatte. Bei seiner Annäherung wichen die Feinde, die bereits die ganze Gegend zwischen Mainz und Frankfurt occupirt hatten, auf Friedberg zurück, so daß er unangefochten bis Frankfurt gelangte, den Vicedirector und den Bundesrath in die Stadt zurückführte und durch sein persönliches Auftreten die Bürgerschaft veranlaßte, sich noch einmal nach Wunsch zu erklären. Freilich blieb es bei den Worten; zögerte doch der Magistrat volle acht Tage, den Rheingrafen Otto zu begrüßen. Ueberhaupt trug die Rückkehr der obersten Bundesbehörde in ihre alte Residenz nichts dazu bei, ihre Autorität neu zu beleben. Es ging eben, um Chemnitz' Worte zu wiederholen, „wie mit dem ganzen oberländischen Stat, also mit dem Consilio auf die todte Neige".

Bernhards weitere Absicht war darauf gerichtet, durch eine Belagerung von Höchst die Verbindung zwischen Frankfurt und Mainz wieder zu öffnen. An ihrer Ausführung aber sah er sich durch die Nachrichten, die er von Taupadel erhielt, gehindert.

Kaum nämlich, daß der Herzog zum Main hin aufgebrochen war, so näherte sich Gallas mit seiner auf mehr als 20,000 Mann geschätzten Hauptmacht, von seinen Stellungen zwischen Ladenburg und Mannheim aus, dem Rheine, den zu überschreiten er jetzt die Gelegenheit günstig erkannte. Starke Abtheilungen seiner Mannschaft erschienen am 31. Mai am Ufer, griffen unter dem Schutz

ihrer Kanonen ein an ihm von den Schweden aufgeworfenes Schanzwerk an und setzten die Schiffbrücke ins Wasser.

Taupadel war sofort zur Stelle; aber der Feind, der sich schon zu verschanzen begonnen hatte, zwang ihn, sich mit starkem Verluste zurückzuziehen und auch Speier preiszugeben.

Auf die Nachricht davon eilte Bernhard ohne Säumen von Frankfurt über den Rhein zurück und nahm zwischen Worms und Frankenthal Stellung, um den Feind zu verhindern, sich der soeben gewonnenen „Ueberfuhr" zu bedienen, und um „sein möglichstes zu thun, bis zur Ankunft des von Frankreich versprochenen Succurses den Feind aufzuhalten" [1]).

Aber sobald Bernhard zurückgekehrt war, begann nun auch Piccolomini, der sich aus dem Hersfeldischen und Fuldaischen genähert und mit Mansfeld vereinigt hatte, von seinem Hauptquartier zu Wiesbaden aus, mit Versuchen, weiter abwärts den Rhein zu überschreiten: am 5. und 6. Juni bei Eltville, am 6. und 7. am Mainzer Brückenkopf. Zwar wurde er hier wie dort noch wacker zurückgewiesen; aber wer hätte sich der schmerzlichen Ueberzeugung verschließen können, daß solche Erfolge auf die Dauer nicht mehr von Wirkung sein würden?

Dahin hatte es geführt, daß Bernhard, statt für seine schwierige Aufgabe der Deckung des Rheins französische Unterstützung zu erhalten oder zu behalten, von seinen Truppen an la Force hatte abgeben müssen, die er denn freilich in seiner jetzigen Bedrängniß sehnlichst zurückwünschte. Er sandte einen Expressen (Gassion) an Feuquières, der ihm seine Lage darzustellen und ihn aufzufordern hatte, mit den herzoglichen Reitern und dem versprochenen französischen Succurs eilends herbeizukommen.

An ein Zurückweichen aber dachte er auch unter diesen, für ihn schwierigsten Umständen nicht, vielmehr beschloß er, sobald die feindliche Macht mit dem Hinüberzug über den Rhein beginne, seine Truppen in Eilmärschen von Worms nach Mainz zu führen; denn von dort beherrschte er den Strom hinauf und hinab und ebenso

1) Bernhard an Oxenstiern d. d. Worms, 1. Juli 1635 (Stockholm).

den Main und Frankfurt. Er hoffte in dieser Stellung den Feind festhalten zu können, bis Feuquières und die Franzosen zur Stelle wären. Er traf alle Vorbereitungen, zu denen namentlich die Errichtung eines Magazins in Mainz gehörte, in welches er etliche tausend Malter Getreide aus Worms, Kreuznach und Alzei schaffen ließ. Die Bagage erhielt Weisung, nach Oppenheim voraufzugehen, damit die Truppen desto ungehinderter marschiren könnten.

Allein dieser muthige Plan fand nicht die Zustimmung der hohen Officiere, welche ebenso sehr fürchteten, daß Gallas sie zu einer Schlacht zwingen, als daß er ihnen den Proviant abschneiden und die reifende Ernte zerstören möchte. Vollends, wenn der Feind auch unterhalb Mainz' „ein Loch übern Rhein gewönne", würden sie, da auf den französischen Succurs nicht zu rechnen sei, in höchster Gefahr schweben, daß mit ihnen „eine schlesische Tragödie" gespielt werden würde. Ihr Vorschlag war, „mit der Reiterei nach dem Gebirge zu gehen und die Retraite nach Frankreich offen zu halten".

Bernhard mußte endlich nachgeben[1]). Er besetzte Worms mit zwei Infanterieregimentern (Holtze und Kanowsky), Frankenthal mit dem Regiment Zweibrücken; das meiste Fußvolk (nämlich das hodiowische, rheingräfliche, schottische und pfuhl'sche Regiment und das des Herzogs Ernst), dazu die beckermont'schen Reiter legte er nach Mainz, wo bereits die Regimenter Hohendorf, Wittgenstein und Forbus lagen, so daß die Besatzung dieses wichtigen Platzes nunmehr aus 5—6000 Mann bestand. Kleinere Infanterieabtheilungen wurden nach Neustadt, Alt- und Neuleiningen, Alzei und weiter zurück nach Kaiserslautern und Kreuznach verlegt und damit die ganze Linie von Kreuznach bis Landau versichert. Die Artillerie blieb in Worms, Mainz und Kaiserslautern. Die Cavallerie und die beiden noch übrigen Infanterieregimenter wurden (um den 20. Juni) weiter zurückgeführt, dem ersehnten französischen Suc-

1) Nach Chemnitz II, S. 705 am 16. Juni 1635. Bernhard an Oxenstiern d. d. Saarbrücken, 30. Juni (praes. Magdeburg, 14. Juli) (Stockholm). Feuquières (III, S. 136) rechtfertigte Bernhards Abzug von Worms.

curs entgegen, für dessen endliche Verabfolgung Grotius in Paris nachdrücklichst, jedoch vergebens eintrat. Am Fuße der Berge mußten sie Halt machen, damit sie rasch zur Stelle sein könnten, falls einer der von der Infanterie besetzten Plätze drunten in der Rheinebene vom Feinde angegriffen würde.

So war denn das rechte Rheinufer von den evangelischen Waffen aufgegeben.

Bernhards Vereinigung mit la Valette.

Es war zur schlimmsten Stunde, daß Bernhard das rechte Rheinufer verließ; denn soeben, am 20. Mai, hatte nach langem Verhandeln Kursachsen zu Prag seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht; jenen „antalkidischen Frieden", wie Rusdorf ihn nannte, jenes „monstrum pacis", wie ein anderer Zeitgenosse (Günderode) ihn bezeichnete, durch den der Kurfürst Johann Georg, der mächtigste der evangelischen Reichsfürsten, zum „Judas Ischariot" des evangelischen Deutschland wurde; jenen Frieden, der die späte, bitterste Frucht der Nördlinger Niederlage war. Denn mit ihm war die evangelische Partei, die niemals völlig einig gewesen, zerrissen, und das war der Anfang, sie ganz zu zerstören. War doch jetzt das Beispiel des Abfalls gegeben; und kaum ein evangelischer Reichsstand, der ihm im Laufe der nächsten Monate nicht freiwillig oder gezwungen folgte. Fürsten, wie die Herzoge von Mecklenburg, der Markgraf von Culmbach, Städte, wie Nürnberg, Ulm, Memmingen, traten ohne langes Besinnen über. Der niedersächsische Kreis beschloß auf einem Kreistage die Annahme des Friedens. Selbst Brandenburg nahm ihn nach einigem Schwanken an.

Auch auf den Krieg übte der sächsische Verrath von Prag die verhängnißvollste Wirkung aus. Denn jetzt, wo dem Kaiser aus einem Feinde ein Freund und Kriegsgefährte erstanden war, konnte er den Kampf gegen Schweden den Sachsen überlassen, von

denen zu erwarten stand, daß sie, durch die umtretenden evangelischen Stände Norddeutschlands verstärkt, um so leichter mit diesem Feinde fertig werden würden, wenn nach Ablauf des Stuhmsdorfer Stillstandes Schweden demnächst in einen neuen Kampf auch mit Polen gerieth. Auf solche Weise des einen Gegners ledig, konnte der Kaiser die ganze Wucht seiner Waffen an den Rhein werfen, um die Glieder des oberdeutschen Bundes, soweit sie noch gegen ihn standen, zu unterjochen, das Heer desselben zu vernichten und den Angriffskrieg gegen Frankreich zu beginnen, das, wie man hoffen durfte, alsdann in dem Kampfe mit beiden Linien des Hauses Habsburg den kürzeren ziehen würde.

Jenes allgemeine Vorgehen der verschiedenen feindlichen Armeen am Rhein, von dem schon oben die Rede gewesen ist, erfolgte in eben den Tagen, in denen die Friedensverhandlungen in Prag zu Ende geführt wurden. König Ferdinand von Ungarn sammelte und rüstete in den Erblanden eine Armee von 12,000 Mann, um sie den Vordringenden als Verstärkung nachzuführen.

Der Rheinübergänge hatte der Feind sich bemächtigt. Eben jetzt, wo Bernhard das rechte Rheinufer verlassen hatte und auf dem jenseitigen landeinwärts gewichen war, erfolgte gleichzeitig der Uebergang der verschiedenen feindlichen Corps über den Strom. Piccolomini überschritt ihn bei Andernach, wie man besorgte, um die Mosel hinaufzurücken; Mansfeld bei Eltville und Walluf. Und während ein Theil seiner Truppen Oppenheim, Bingen, Bacharach, Caub, Boppard eroberte, bemächtigte sich ein anderer der Umgegend von Mainz und begann die Festung so eng einzuschließen, daß ihr alle Communication abgeschnitten wurde. Der Herzog von Lothringen ließ seine Scharen von neuem bei Breisach übergehen. Im Centrum brach am 21. Juni die gallasische Armee von Seckenheim auf und zog über die Speirer Brücke auf das linke Ufer. Bei Wachenheim sammelten sich die Truppen; dann rückten sie auf Worms. Jenseits blieben Heidelberg, Dilsberg, Mannheim, Hanau und andere wichtige Plätze von zurückgelassenen Abtheilungen blockirt.

Bernhard hatte sich bei seinem Abzuge von den Wormsern

eidlich versprechen lassen[1]), sich mit dem Feinde, auch wenn er ihnen durch eine Belagerung zusetze, vor Ablauf eines Monats nicht in Verhandlungen einzulassen; er würde ihnen bis dahin Entsatz bringen oder einen guten Accord erwirken. Aber als Gallas unter ihren Mauern erschien, knüpften sie eidvergessen, trotz des Widerspruchs von Oberst Holtze, und ohne an Gegenwehr zu denken, mit ihm Unterhandlungen an, deren Resultat war, daß sie den Prager Frieden „simplement" acceptirten und die Stadt übergaben. Die bernhardischen Regimenter erhielten freien Abzug mit Sack und Pack nach Hagenau[2]).

Der Fall dieser Bischofsresidenz hatte die schwersten Folgen, nicht nur, weil sie das „Magazin- und Proviantհaus" der Evangelischen, und weil jetzt das wichtige, mit einer starken französischen Besatzung hinterlassene Mannheim abgeschnitten war, sondern auch, weil sich mit den Bürgern von Worms zugleich die Mitglieder der freien Reichsritterschaft, die sich in großer Anzahl in den Mauern der Stadt aufhielten, den Kaiserlichen unterwarfen, und weil der milde Accord, der ihnen gewährt wurde, für die andern Städte ein Lockmittel bildete, bei der ersten Gelegenheit dem Beispiel von Worms zu folgen.

Bernhard aber sah sich genöthigt, seine ursprüngliche Absicht aufzugeben und seine Truppen von Kaiserslautern, das er mit dem gelben Regiment und etwas Reiterei unter Oberst Schönbeck besetzt ließ, noch weiter zurückzuziehen, an Homburg vorbei auf Zweibrücken. Hier ließ er den Obersten Reinhard von Rosen als Gouverneur mit seinem Regiment und einigen Truppen zu Fuß, indeß er nach Landstuhl den Rittmeister Franz von Sickingen mit etlicher Mannschaft legte und ihm den Befehl gab, die Feste aufs äußerste zu halten.

1) Feuquières an Bouthillier d. d. Saarbrücken, 22. Juni (2. Juli). Feuquières III, S. 120.

2) Bernhard an Oxenstiern d. d. 30. Juni (Stockholm); Feuquières an Bouthillier d. d. Saarbrücken, 28. Juni (8. Juli). Feuquières III, S. 153. „Talia solent esse oppida, quae a sacerdotibus reguntur", schrieb Grotius an L. Camerarius am 6. (16.) Juni.

Was noch von Truppen beisammen war — etwa 7000 Mann Cavallerie —, zog über Bliescastel an die Saar.

Der Herzog selbst war, sobald er die Anordnungen des Rückzuges getroffen hatte, den Truppen voraus nach Saarbrücken zu Feuquières geeilt, der sich seit seiner Trennung von la Force bereits eine Zeitlang daselbst aufhielt. Im Beisein des Herrn von Bignolles kam es am 21. Juni Abends zwischen ihnen zu einer Conferenz[1]). Bernhard legte in ihr zunächst die verzweifelte militärische Lage dar: wie der Feind allerorts vom Rheine her vordringe, offenbar in der Absicht, alles andere bei Seite gesetzt, mit gesammter Macht in Lothringen einzubrechen. Das werde bestätigt durch jüngst aufgefangene Briefe von Gallas an den Cardinalinfanten auf dessen an ihn gerichtetes Hülfsgesuch; Briefe, in denen der kaiserliche General schreibe: ihm mit geringem Succurs beizuspringen, würde nur zur Folge haben, daß derselbe zugleich mit den Spaniern geschlagen werde; die beste und sicherste Unterstützung, die er ihm gewähren könne, sei eine große Diversion auf lothringischer Seite.

Bernhard durfte hoffen, daß ein solcher Hinweis auf die Frankreich unmittelbar bedrohende Gefahr die französische Regierung geneigter machen würde, ihm endlich ausreichende Unterstützungen zu gewähren, die zu verlangen er ein Recht hatte, und ohne die er nicht im stande war, weiter zu kämpfen, geschweige denn, dem Kriege eine bessere Wendung zu geben. Wenn die französische Regierung anordne, daß Feuquières mit seiner Mannschaft nunmehr bei ihm bleibe, und daß er, der Herzog, unverweilt, d. h. eher, als der König von Ungarn mit kaiserlichem Succurs im feindlichen Lager eintraf und eher, als Kaiserslautern und Mainz fielen, durch ein französisches Corps von etwa 18,000 Mann zu Fuß und 3—4000 zu Pferde unterstützt werde, dann wolle er gegen Gallas wieder die Offensive ergreifen. Hätte man die Kaiserlichen, die gegen eine

---

1) Darüber Feuquières an Bouthillier d. d. Saarbrücken, 22. Juni (2. Juli) und an Servien d. d. Saarbrücken, 28. Juni (8. Juli) 1635. Feuquières III, S. 120 f., 133 f. Dazu Feuquières an Bouthillier d. d. Saarbrücken, 7. (17.) Juli. Feuquières III, S. 190.

so bedeutende Macht keine Schlacht wagen würden, an den Rhein in ihre Stellungen bei Speier zurückgedrängt, so würde er den Franzosen den Schutz ihrer Grenzen und des linken Rheinufers überlassen. Zu dem Zwecke müßten alle ihre Truppen, die in der Champagne und den angrenzenden Gebieten ständen, vorgehen, der König sich in Person an die Grenze seines Reiches begeben, um durch sein Erscheinen dem Kampf in Lothringen größeren Nachdruck zu verleihen. Er, der Herzog selbst, würde dann mit seinem Corps und dem französischen Succurs bei Mainz auf das rechte Rheinufer zurückkehren, um im Rücken der feindlichen Armee die Linie zwischen Frankfurt und Heilbronn zu besetzen und ihr so, noch ehe sie auf dem linken Ufer die Ernte eingebracht, auf dem rechten die Proviantzufuhr abzuschneiden. Das werde sie nöthigen, ihr Lager bei Speier aufzuheben und über den Rhein zurückzuweichen. Und dann werde es bald so weit sein, daß sie sich, völlig ruinirt, auflöse und zerstreue.

Wie stets, waren es auch jetzt wieder die Corps von seinem Bruder Wilhelm und Herzog Georg von Lüneburg, von Landgraf Wilhelm und Baner, auf die er rechnete. Hatte er doch Nachricht — die freilich, was jene beiden betrifft, nichts weniger als der Wirklichkeit entsprechend war —, daß sie entschlossen seien, den Prager Frieden nicht anzunehmen, vielmehr unverzüglich ins Feld zu rücken. Seine Hoffnung war, daß sie sein Unternehmen durch eine große Diversion unterstützen würden.

Also immer wieder der Gedanke des rechtsrheinischen Kampfes, von dem der Herzog auch in diesen Tagen seiner größten Bedrängniß nicht ließ. Ihn trieb es, den deutschen Krieg gegen das habsburgische Oberhaupt Deutschlands zu führen, nicht aber, die Rettung des Vaterlandes in Verzweiflung aufgebend, an der französischen Grenze Frankreich zu vertheidigen. Vollends jetzt, wo sich die verderblichen Wirkungen des Prager Friedens auf seine Parteigenossen in der Heimath so rasch und bedrohlich zu äußern begannen, erkannte er, daß seine Stelle mitten im Reiche sei, um Abfall zu strafen, Abfallsgelüste zu ersticken und durch Siege die Verzagenden mit neuem Muth zu erfüllen.

Er erklärte dem Marquis, daß er, wenn der König jenen Succurs nicht so schnell und so zahlreich, als die Nothwendigkeit erfordere, zu leisten im stande sei, in seiner verzweifelten Lage einen Schritt thun müsse, zu dem ihn nichts vermögen könne, solange er überzeugt sei, daß der König ihn nicht verlassen wolle: nämlich durch ein Arrangement mit dem Kaiser dem vollständigen Ruin der Bundesstände und seiner Person vorzubeugen; er drohte also mit der Annahme des Prager Friedens.

So weit eröffnete er sich damals dem Franzosen. Und dieser erklärte sich mit dem Plane durchaus einverstanden, rieth jedoch, bis man vom Könige Antwort habe, im Felde nichts zu unternehmen, aber auch nicht weiter zurückzuweichen, sondern in den eingenommenen Stellungen zu verharren. Man würde damit die belagerten und gefährdeten Plätze in der Hoffnung auf Entsatz erhalten und den Verlust Lothringens und der Bisthümer verhüten, der die Folge eines weiter fortgesetzten Rückzuges sein würde.

Bernhard beauftragte seinen getreuen Rath Ponikau, nach Frankreich zu gehen, um der Regierung seinen Plan darzulegen und seine Forderungen zu stellen. Außer der einer schleunigen Truppenhülfe, über die er sich soeben eingehend gegen Feuquières geäußert hatte, war es die einer ansehnlichen Geldhülfe, deren er freilich zur Ausführung seines großen Planes dringendst bedurfte. Ponikau sollte der französischen Regierung mittheilen, daß sein Herr sich erbiete, binnen sechs Wochen eine Feldarmee von 20,000 Mann zu Fuß und 8—10,000 zu Pferd mit der nöthigen Artillerie zum Kampfe auf dem rechten Rheinufer zu errichten, unter der Bedingung, daß Frankreich mindestens vier Millionen Livres zu ihrer Unterhaltung zahle. Denn von den Mitgliedern des Heilbronner Bundes habe er keine Unterstützung mehr zu hoffen, es sei denn, er gebrauche gegen sie Gewalt.

Sich mit diesem Verlangen an Frankreich zu verkaufen, war er entfernt nicht gemeint. Vielmehr hat er ausdrücklich erklärt, daß das mit französischem Gelde gebildete und erhaltene Heer unter seinem selbstständigen Befehl sein und bleiben müsse. Er würde

seinen Credit verlieren und die ganze Angelegenheit völlig verderben, wenn er in den Sold Frankreichs träte [1]).

Nur wenn ihm, wie die andere, so auch diese Forderung erfüllt werde, könne er, wie er Feuquières in einer späteren Unterredung (am 5. Juli) erklärte, den Kampf fortsetzen. Nicht eher, als er des Königs Zusicherung habe, könne und werde er auf das rechte Rheinufer zurückkehren. Werde er hingegen mit seinen völlig ruinirten Truppen, wie von den Bundesständen, so auch von Frankreich allein gelassen, so müsse er — er betonte das immer von neuem — auf die ihm vom Kaiser gemachten Anträge eingehen, obschon er wisse, daß das Heil seines Vaterlandes von der Bekämpfung des Hauses Habsburg abhänge.

Gleich nach der Conferenz vom 21. Juni sandte Feuquières den Herrn von Vignolles nach Paris, um für die Verwilligung der durch Ponikau überbrachten Forderungen des Herzogs zu wirken. Zugleich begann er brieflich die einflußreichsten Persönlichkeiten in den heimischen Regierungskreisen, den Minister Bouthillier, den Staatssecretär Servien, den Pater Joseph zu bearbeiten [2]), indem er auf die bedenkliche Lage im Felde hinwies, des Herzogs Pläne entwickelte und aufs nachdrücklichste befürwortete, seinen Forderungen das Wort redete, namentlich betonte, daß die schleunige Entsendung eines starken Succurses zu ihm auch im Interesse Frankreichs unerläßlich sei, und seine Person in den lebhaftesten Farben herausstrich. Der Herzog habe den besten Willen, voll und ganz für die Interessen des Königs und die gemeinsame Sache einzutreten, und habe deshalb den ihm vom Gegner angebotenen Vergleich, so vortheilhaft er auch für ihn persönlich gewesen, rundweg abgelehnt.

1) Feuquières an Bouthillier vom 7. (17.) Juli 1635.

2) Feuquières an Bouthillier und P. Joseph d. d. Saarbrücken, 22. Juni (2. Juli). Feuquières III, S. 120 f. An P. Joseph d. d. Saarbrücken, 24. Juni (4. Juli) III, S. 128 f. An Bouthillier von dems. Dat. III, S. 130 f. Dazu eine ganze Reihe von Briefen vom 28. Juni (8. Juli) an Bouthillier und P. Joseph III, S. 151. Ferner an P. Joseph III, S. 161 f. An Servien III, S. 133 f. Dazu endlich sein Brief an Arnauld von demf. Dat. III, S. 155 f.

Doch sei zu befürchten, daß er, wenn die Regierung jetzt nicht auf seine Forderungen eingehe, die Gelegenheit, sich mit dem Kaiser zu vergleichen, nicht vorbeigehen lassen werde.

Dem Cardinal Richelieu hatte alles daran gelegen, daß das Separatabkommen Kursachsens mit dem Kaiser nicht zu stande käme. War doch sein Wunsch, daß nur die evangelische Partei Deutschlands in ihrer Gesammtheit, und zwar unter französischer Vermittelung, mit ihrem Oberhaupt ihren Frieden mache. Denn nur damit hätte Frankreich sich vor ihm schützen, zugleich den angestrebten Einfluß in Deutschland gewinnen können. Mit dem Prager Frieden wurde es in die Nothwendigkeit versetzt, ganz andere Truppenmassen als bisher an die deutsche Grenze zu werfen; denn es mußte erwarten, daß nunmehr der Kaiser alle seine Streitkräfte gegen Frankreich ins Spiel bringen werde.

Eben deshalb konnte es auch vollends jetzt nicht Herzog Bernhards und seiner Armee entbehren und mußte alles anwenden, sie, falls der Heilbronner Bund sich auflöste und seine Mitglieder zum Kaiser übertraten, an sich zu ziehen, um sie im eigenen Interesse zu verwenden.

Sobald am 20. Juni Sieur de Beauregard die Bestätigung des Prager Friedens aus Dresden nach Paris gebracht hatte, schrieb Pater Joseph an Feuquières: er solle verhindern, daß Herzog Bernhard muthlos werde, solle ihn vielmehr veranlassen, nunmehr an die Stelle des Kurfürsten von Sachsen zu treten. Man habe die Absicht, ihm bedeutende Unterstützung zu geben; nur möge er sich gedulden, denn man könne nicht alles auf einmal thun.

Bevor noch Ponikau und Vignolles beim Könige erschienen, stand der Beschluß fest, neben la Force und dessen Corps den Cardinal la Valette mit der bei Langres gebildeten Reservearmee auf den westlichen Kriegsschauplatz zu werfen. Während jener in Lothringen und dem Elsaß den Kampf gegen Herzog Carl fortsetzte, sollte la

Valette gegen die Saar avanciren, wohin sich, um dort die Vereinigung mit den feuquières'schen Truppen herzustellen, die bernhardische Cavallerie zurückzog. Seine Aufgabe sollte sein, Bernhard in dem Kampfe gegen die gallasische Armee zu unterstützen[1]).

Schon am 26. Juni, ein paar Tage nach Ponikau's und Vignolles Abreise von Saarbrücken, erschien der Sieur de Saint Saulieu daselbst mit dem königlichen Befehl an Feuquières[2]), alle disponiblen Truppen an sich zu ziehen und so im Verein mit Herzog Bernhard dem Feinde die Stirn zu bieten, bis sich la Valette und nöthigenfalls auch la Force mit ihnen vereinigten.

Offenbar hatte man es in Paris mit la Valette's Eintritt in die Kampflinie nicht eben eilig, war vielmehr, da man die Stärke der gallasischen Armee unterschätzte, der Meinung, daß der Herzog nebst Feuquières und der Marschall la Force im stande seien, auch für die nächste Zeit den Feind von der französischen Grenze abzuhalten. Aber dann kam Ponikau mit Bernhards präcisirten Forderungen; es kam Vignolles, der für sie eintrat; es kamen Feuquières' Briefe mit ihren Hinweisungen auf die Gefährdung Frankreichs, auf die Abfallsgelüste des Herzogs.

Zu seinem Abfall durfte man es nicht kommen lassen. Und deshalb sandte man Vignolles sofort auf den Kriegsschauplatz zurück mit dem Auftrage[3]), la Valette zu veranlassen, daß er seine Truppen an der französischen Grenze sammle und „en corps" vorführe, gedeckt durch das Corps von la Force, das sich in einer geschützten Po-

1) Vgl. Servien an Marschall Chatillon d. d. Paris, 20. (30.) Juni 1635. Aubery II, S. 365; an Feuquières von dems. Datum, erwähnt Feuquières III, S. 147; Ludwig XIII. an Chatillon und de Brezé d. d. Fontainebleau, 20. (30.) Juni, Aubery II, S. 366 f.

2) Vgl. Feuquières an Servien vom 28. Juni (8. Juli). Feuquières III, S. 133. St. Saulieu überbrachte Briefe des Königs vom 18. (28.) Juni und Serviens vom 10. (20.) und 21. Juni (1. Juli). Vgl. Ludwig XIII. an Bussy-Lamet d. d. Fontainebleau, 18. (28) Juni, Gallois I, S. 111.

3) Er datirt vom 28. Juni (8. Juli). Röse II, B. 3, Anm. 119. Vgl. Servien an Feuquières d. d. Paris, 29. Juni (9. Juli). Feuquières III, S. 167.

sition, in der es sich mit Bernhards Truppen vereinigen könne, concentriren sollte. Den Herzog Bernhard sollte Vignolles versichern, daß sein König ihn mit aller Macht unterstützen werde, daß bereits alle Vorbereitungen zu seiner Unterstützung getroffen seien, daß er sich persönlich nach Chalons, wo er seinen ganzen Adel versammle, begeben werde, und daß la Valette Befehl habe, baldigst zu ihm, dem Herzoge, aufzubrechen. Allein noch hatte Vignolles sich seiner Mission nicht entledigt, als die rasch zunehmende Gefahr unverzügliche Hülfe nöthig machte.

Gleich nach dem Abzuge der Weimaraner war, von Gallas entsandt, der Generalfeldzeugmeister Hatzfeld mit starker Macht — etwa 4000 Mann zu Pferde, 3000 zu Fuß und 15 Geschützen — vor Kaiserslautern erschienen und hatte den festen und wichtigen Platz zu belagern begonnen. Alles kam darauf an, daß die Feste sich hielt, denn dann konnte Bernhard, wie er schrieb, „leichtlich wieder an den Rhein kommen" [1]; fiel sie, so war seine in den rheinwärts gelegenen Plätzen, vor allen in dem belagerten Mainz, zurückgelassene Infanterie zugleich mit den Plätzen selbst so gut wie verloren. An Kaiserslautern hing der Rest seiner Hoffnung für sein Vaterland [2].

Deshalb hatte er die Festung mit besonders zuverlässigen Truppen unter erprobten Officieren besetzt und hatte versprochen, ihnen binnen drei Wochen zu Hülfe zu kommen. Er wußte, daß das gelbe Regiment, wenn es des Entsatzes versichert war, sich lieber bis auf den letzten Mann niedermachen lassen, als capituliren würde.

Nun kamen in rascher Folge Nachrichten von der Gefährdung des Platzes. Anfang Juli hieß es: er werde in wenigen Tagen

---

1) Bernhard an Oxenstiern d. d. Saarbrücken, 30. Juni 1635 (Stockholm).

2) „La perte de cette place rendant le secours de Worms et de Mayence du tout impossible." Feuquières an Bouthillier vom 22. Juni (2. Juli) 1635. „En suite de cela il faudroit conclure la perte de tout le parti, et cette pensée met ce pauvre Prince en tel désespoir, qu'il languit dans l'attente des nouvelles de Votre armée." Feuquières an Hebron vom 4. (14.) Juli. „La perte de Kaiserlautern lui est de telle conséquence, y fondant le reste du salut des affaires de l'Allemagne etc." Feuquières an la Valette vom 4. (14.) Juli.

fallen, wenn nicht sofort Hülfe erscheine. Der Feind habe bereits begonnen, die durch den Wald führenden Wege von Kaiserslautern auf Landstuhl zu verhauen: in drei Tagen würden sie gesperrt sein.

Bernhard befand sich in größter Unruhe, in fieberhafter Erregung. Er war über die Langsamkeit Frankreichs in Verzweiflung; er besorgte, daß der französische Succurs weder in genügender Stärke noch rasch genug herankommen werde. Mit Thränen im Auge versicherte er Feuquières wiederholt, er würde lieber sterben, als auf die Anerbietungen des Feindes hören, wenn sein König ihn nur mit dem Nachdruck unterstütze, den die gegenwärtige Lage erheische. Kaum daß der Franzose ihn zu beruhigen und zu bewegen vermochte, nicht bis Metz zurückzuweichen, sondern in seiner Stellung zu verharren und das Erscheinen la Valette's zu erwarten[1]).

Auf Bernhards Veranlassung ging (am 3. Juli) Feuquières dem Cardinal la Valette nach Moyenvic entgegen, um ihn zu bitten, daß er, wenn seine ganze Armee noch nicht marschfertig sei, ohne Säumen wenigstens 7—8000 Mann zu Fuß absende, die der Herzog in Verbindung mit seiner Cavallerie sofort über Landstuhl gegen Kaiserslautern führen wolle, damit wenigstens verhindert werde, daß der Feind den Zugang zu der Festung versperre. Aber er traf den Cardinal nicht, und ebenso vergebens suchte er den Marschall Hebron, den er gleichfalls um Unterstützung angehen wollte, zu Vergaville bei Dieuze, wo seine Truppen sich zu sammeln hatten. Da ihm die verzweifelte Stimmung, in welcher er den Herzog zurückgelassen[2]), nicht erlaubte, auf die beiden Generale zu warten, so theilte er ihnen den Zweck seiner Reise schriftlich mit[3]) und eilte nach Saarbrücken zurück, wo er am Abend des 5. Juli eintraf.

---

1) Vgl. die anziehenden Mittheilungen von Feuquières an Bouthillier und P. Joseph d. d. Saarbrücken, 2. (12) und 3. (13.) Juli. Feuquières III, S. 174 f. u. 177.

2) „Les inquiétudes, dans lesquelles j'ai laissé ledit Prince, ne me permettent pas de me tenir éloigné de lui."

3) Feuquières an la Valette und an Hebron d. d. Moyenvic, 4. (14.) Juli 1635. Feuquières III, S. 183 f., 181 f. Der Brief an jenen ist natürlich der ausführlichere und wichtigere.

Er hatte dem Cardinal in seinem Schreiben auch eröffnet, daß Bernhard sehnlichst eine persönliche Unterredung mit ihm wünsche, und ihn deshalb ersucht, ihm sofort Ort und Zeit für eine solche zu bezeichnen. Sie fand am 9. Juli auf dem Schloß zu St. Avold, etwa halbwegs zwischen Saarbrücken und Metz, statt. Feuquières, der zugegen war, hatte der Begegnung der beiden Feldherren mit Besorgniß entgegengesehen. Er verhehlte sich nicht das Auffällige, daß ein Großwürdenträger der römischen Kirche dazu ausersehen sei, für die Sache des Evangeliums einzutreten, ebensowenig die Schwierigkeit der Etiquettenfrage bei der Entrevue des katholischen Kirchenfürsten und des evangelischen Reichsfürsten.

Aber der Herzog ließ in allen Formalien dem Cardinal ohne weiteres die größere Ehre, deren Erweisung seine Kirche für ihre hohen Diener von den Laien beansprucht. Er verzichtete darauf, daß dieser ihm bei der Begrüßung die Rechte bot. Ihm war es nur um die Sache zu thun. Und es gelang seinem Drängen, von la Valette die Zusicherung zu erhalten, daß er sich beeilen werde, seine Armee mit Bernhards Reitercorps zu vereinigen, um wenigstens Kaiserslautern zu entsetzen. Sich im Verein mit ihm dann bis zu dem gleichfalls gefährdeten Mainz vorzuwagen, wie er des weiteren verlangte, trug der vorsichtige und bedächtige Cardinal, der keinen Moment vergaß, daß der Kern seiner Aufgabe die Deckung der französischen Grenze sei, Bedenken [1]).

Als Bernhard von der Entrevue heimreitend bei seinen Truppen anlangte, empfing ihn die Unglückspost, daß Kaiserslautern gefallen sei. Oberst Schönbeck hatte sich, immer noch auf Entsatz hoffend, wacker gewehrt, bis endlich der Feind am 7. Juli den Platz im Sturm eroberte, das gelbe Regiment zusammenhieb, den verwundeten Commandanten zum Gefangenen machte.

Die Botschaft erschütterte den Herzog um so tiefer, als er noch wenige Tage vorher von Schönbeck beruhigende Nachrichten erhalten

1) Von besonderer Wichtigkeit ist das Schreiben la Valette's an Richelieu vom 11. (21.) Juli 1635. Röse II, B. 3, Anm. 130: „Il m'a fort pressé de m'avancer, et son dessein est, de me mener jusques à Mayence etc.“

hatte. Nun war er voller Erbitterung auf die Franzosen. Als Feuquières sein Bedauern über den Fall des wichtigen Platzes aussprach [1]) und ihn fragte, was er zu thun für nöthig erachte, sobald der Cardinal mit seiner Armee bei St. Avold erscheine, das er spätestens am 15. Juli erreichen werde, da antwortete Bernhard mit erhobener Stimme, so daß die umstehenden Officiere es vernehmen konnten: er glaube, seinerseits genug gethan zu haben, um sagen zu können, nicht an ihm, sondern am Könige sei es jetzt, Entschlüsse zu fassen. Seine Truppen hätten aus Zuneigung zu ihm bisher das äußerste Ungemach ertragen, ohne Hoffnung auf dereinstige Besserung; er glaube diese ihre Zuneigung nicht länger mißbrauchen zu dürfen; er sei ihnen schuldig, dafür einzutreten, daß, ehe man von ihrer ferneren Verwendung rede, für ihre Erhaltung Sorge getragen werde, und zwar nicht mit so allgemeinen Phrasen wie die, mit denen man Ponikau füttere, von dem er erfahre, daß er trotz seines inständigen Anhaltens immer noch nichts bei Hofe ausgerichtet habe. Die Thränen standen ihm im Auge, als er damit schloß, den Marquis um Verzeihung zu bitten, wenn der Schmerz ihm Ausdrücke entrissen hätte, die seinen König verletzen könnten, dem er allezeit mit Eifer zu dienen wünsche.

Feuquières gerieth durch solche Rede in nicht geringe Verlegenheit. Weder hielt er es für angebracht, den Herzog ohne Antwort zu lassen, noch glaubte er eine Rechtfertigung seiner Regierung versuchen zu dürfen, die leicht nur hätte schaden können. So beschränkte er sich denn darauf, all' das, was der König für die Conföderirten gethan habe, aufzuzählen und ihn mit allgemeinen Worten in der Hoffnung auf eine Summe Geldes zu erhalten, wenn sie auch nicht so groß sei, als der Herzog fordere. Wegen der Details verwies er ihn an la Valette.

Solche Worte genügten, den Herzog zu beruhigen, der nun,

---

1) Für das Folgende Feuquières an la Valette d. d. du camp de Merlebach, 13. (23.) Juli 1635. Feuquières III, S. 209 ff. Feuquières hatte zunächst den Cardinal von St. Avold über Metz nach Pont-à-Mousson begleitet; erst am 12. Juli fand er sich wieder in Bernhards Hauptquartier ein.

von Feuquières nochmals über das, was er jetzt zu beginnen für nöthig erachte, befragt, nachdem sie sich von den anwesenden Officieren zurückgezogen hatten, ausführlich seine Meinung entwickelte.

Der Fall von Kaiserslautern habe die Situation völlig verändert. Der Feind sei durch die Ankunft des Königs von Ungarn, der, wie er zuverlässig erfahre, bereits in Worms stehe, bedeutend verstärkt. Deshalb sei es nöthig, daß la Valette mit starkem Heere baldigst erscheine. Alsdann müsse sich die vereinigte Armee, nachdem die Plätze an der Saar ausreichende Besatzung erhalten hätten, der Mosel nähern und, Kaiserslautern in nördlichem Bogen umgehend, auf Kreuznach und Bingen marschiren, beide Orte occupiren und damit sich den Weg nach Mainz bahnen. Wenn er seine dort liegende Infanterie an sich gezogen habe, wolle er mit ihr und seiner Reiterei den Rhein überschreiten, um Mannheim und Heidelberg zu decken und so den König von Ungarn zu verhindern, an und über den Rhein und gegen die französische Grenze vorzudringen. La Valette werde indeß bei Mainz feste Stellung nehmen, la Force an der Seille, um Nancy und Metz zu decken.

Es war also sein alter Plan, an dem er auch unter den um so vieles schwieriger gewordenen Verhältnissen festhielt. Er wollte auf das rechte Rheinufer zurück, und zwar ohne den Erfolg von Ponikau's Sendung — d. h. ohne die Zahlung der geforderten vier Millionen Livres abzuwarten.

In einem weiteren Gespräche mit Feuquières kam er nochmals auf die Erhaltung seiner Truppen zurück und führte nochmals Beschwerde darüber, daß Ponikau bei Hofe ohne kategorische Resolution hingehalten werde. Er benutzte auch jetzt wieder die ihm von Feindes Seite gemachten Anerbietungen, um Pression auszuüben, indem er dem Marquis mittheilte, daß er am vorigen Abend durch einen gallasischen Trompeter eine Copie des Prager Friedens erhalten habe, zugleich einen vom 28. Juni datirten Brief des Kurfürsten von Sachsen, der ihn aufforderte, Frieden anzunehmen.

Am 17. Juli fand endlich nach nochmaligem Drängen von

Seiten des Herzogs die Vereinigung der valette'schen mit den bernhardischen Truppen bei Saarbrücken statt. Die Angaben über die Stärke der combinirten Armee weichen bedeutend von einander ab. Man wird annehmen dürfen, daß zu den 7000 Reitern des Herzogs zunächst etwa 12,000 Franzosen, meist Infanterie, stießen; denn es war nicht die ganze Armee des Cardinals, die auf dem Rendezvous erschien [1]).

1) Nach Avenel V, S. 4, Anm., betrug die Gesammtstärke des valette'schen Heeres 28,460 M. (25,000 z. F., 3460 z. Pf.). Nach einem Abrégé du controle général de toutes les armées du Roi (1re quinzaine de Mai 1635), Avenel V, S. 3, zählt es:

Infanterie	Cavalerie	Dragons
16,000 | 11,000	3500	1700.

Avenel summirt diese Zahlen zu 21,200 M., d. h. er rechnet die 11,000 der zweiten Spalte Infanterie nicht mit, während doch beide Spalten Musketiere und Pikeniere zu enthalten scheinen. Danach würde nach dem Abrégé die Armee die Nominalstärke von 32,200 M. gehabt haben, die natürlich effectiv nicht erreicht wurde. Dieser Nominalzahl entspricht Grotius' Angabe Ep. 443 d. d. Paris, 21. (31.) Juli 1635: 20,000 z. F., 12,000 z. Pf. Bernhard giebt in seinem Briefe an Oxenstiern d. d. Saarbrücken, 30. Juni die Stärke la Valette's auf 22,000 M. z. F., 4000 z. Pf. an. Ueber die Zahl der zunächst mit den Weimaranern vereinigten Franzosen schreibt la Valette an Richelieu d. d. 22. Juli (1. Aug.): sie betrage 8—9000 M. z. F., 12—1300 z. Pf. Eine ungefähre Angabe, wie sie sich in dem Rapport eines Truppenführers nicht eben vortheilhaft ausnimmt. Feuquières an la Boderie, (20.?) Aug. Feuquières III, S. 237 f. nennt 12,000 M. z. F. und 3000 z. Pf., die der Cardinal zunächst dem Herzog zuführte, „n'ayant pu attendre ce qui le suit". Aehnlich schreibt Grotius an Grubbe vom 23. Juli (3. Aug.): (10—12,000 M. z. F., 2000 z. Pf.). Wenn aber Feuquières dann angiebt, daß durch die Vereinigung die Gesammtzahl auf 20,000 M. z. F. und 6000 z. Pf. gestiegen wäre, so liegt die Unrichtigkeit dieser Angabe auf der Hand, denn Bernhard hätte danach vor der Vereinigung 8000 M. z. F. und 3000 z. Pf. bei sich haben müssen, während doch, was er um sich hatte, fast nur aus Cavallerie (7000 M.) bestand. Am nächsten dürfte wohl auch hier Chemnitz II, S. 832, der Wahrheit kommen, der die anfängliche Gesammtstärke auf „etliche und zwantzig tausend Mann" angiebt.

Vormarsch zum Rhein.

Es that freilich dringend noth, daß man nicht länger säumte, den Kaiserlichen mit starker Macht unter die Augen zu gehen; denn sie waren sofort nach dem Falle von Kaiserslautern vor Landstuhl gerückt, das Sickingen, „der feige Verräther", ihnen zu übergeben eilte; von da weiter auf Zweibrücken, also bis nahe vor Bernhards Stellung an der Saar. Weiter rückwärts hatten sie am Rhein eine Anzahl von Plätzen genommen, andere, wie Frankenthal, Mannheim, Hanau, umschlossen. Am 17. Juli zwang Oberst Breuner Heidelberg und Dilsberg zur Capitulation. Auch hart um Frankfurt lag der Feind.

Vor allen war Mainz, das Mansfeld sofort nach Bernhards Abzuge vom Rheine mit starker Macht zu belagern begonnen hatte, aufs höchste gefährdet[1]). Zwar lag der größte Theil des bernhardischen Fußvolks in der Festung; aber um sie auf die Dauer zu vertheidigen, reichte seine Zahl nicht aus. Dazu fehlte es an Lebensmitteln; denn von dem Getreide, das Bernhard vor seinem Aufbruch von Alzei und anderen Orten verschrieben hatte, kam nur weniges an, und die 500 Malter von Frankfurt, auf die der Bundesvicedirector vertröstete, blieben aus. Oberst Hohendorf hatte sich deshalb genöthigt gesehen, eine Visitation bei den Bürgern anstellen, und ihnen, was an Lebensmitteln gefunden wurde, fortnehmen zu lassen.

Schon am 30. Juni hatte Bernhard Hohendorf ermahnt, sich trotz des Mangels nur noch vierzehn Tage zu halten: er werde ihn noch vor Ablauf dieser Frist mit Hülfe der Franzosen entsetzen. Im Vertrauen auf das Wort seines Generals erwehrte der Oberst sich

1) Das Theatr. Europ. III, S. 513 irrt um einen Monat, wenn es die Ankunft der Kaiserlichen vor Mainz auf den 14. Juli, den Beginn der „vollkommenen Bloquirung" auf den 20. Juli ansetzt. Eine tagebuchartige Beschreibung der Belagerung bei Chemnitz II, S. 830 f. Ein größerer Plan der Festung im Theatr. Europ. III, zu S. 596.

des Feindes; auch als derselbe (am 7. Juli) die Karthause und die Redoute vor der Albansschanze nahm; auch als die Approchen mit jedem Tage den Wällen näher kamen. Und als Mansfeld am 11. Juli einen Trompeter mit einem Schreiben an ihn sandte: seine Hoffnung auf Entsatz sei „auf lauter Triebsand gegründet", weil Frankfurt, der einzige Ort, der Rettung bringen könne, den Prager Frieden schon angenommen habe, Hanau und alle andern Nachbarorte bloquirt, Kaiserslautern gefallen, dem Herzog Bernhard alle Pässe verlegt seien und derselbe ebensowenig Beistand von Frankreich, wie er, Hohendorf, von Bernhard zu erwarten habe; er solle deshalb nicht „die Extremitäten erwarten", sondern sich ergeben —, da lehnte der Oberst solche Aufforderung mannhaft ab: er sei der Ankunft des Herzogs zur Genüge versichert.

Nun begann — am 12. Juli — der Feind das Bombardement. Hohendorf, dem es weder an Geschütz noch an Munition fehlte, blieb die Antwort nicht schuldig. Doch aber machte die Belagerung weitere Fortschritte, und es kam alles darauf an, daß Bernhard sein bereits verfallenes Wort nachträglich löste.

Die ersten Bewegungen der combinirten weimarisch-französischen Armee waren in unerwarteter Weise vom Glücke begünstigt worden. Als sie sich, von Saarbrücken aufbrechend, Zweibrücken näherte, dessen Besatzung bereits mit dem Feinde in Capitulation stand, wich Gallas eiligst auf Landstuhl zurück. Und hätte Sickingen dort nicht den Verräther gespielt, so würde es den Kaiserlichen, — wie Feuquières urtheilte —, schwer geworden sein, gänzlicher Vernichtung zu entgehen. Denn Bernhard erschien mit der Avantgarde fast gleichzeitig mit ihnen bei der Feste, welche die durch Sumpf und Wald führende Straße auf Kaiserslautern beherrscht. Mit knapper Noth konnten sie sich noch auf ihr weiter zurückziehen[1]).

Bernhard und la Valette machten vor dem Defilee Halt. Es

1) Die „Zeitung | Das Hertzog Bern | hard Zweybrücken entsetzet, vnd etliche Kays. rui | nirt . . | . .||" 4 Bl. 4°, 1635, enthält nur Schreibensextracte ohne Werth. Ebenso „Zeitungen | von vnterschiedlichen Orten | Wie| Hertzog Bernhardt | das Kays. Volck vntern Gen. Gallas zu zwey | vnterschiedlichen malen geschlagen . .|||" 1635. 4 Bl. 4°.

fragte sich, was sie des weiteren beginnen sollten, da ihnen der Weg nach Kaiserslautern gesperrt war. Eben damals trafen schlimme Nachrichten aus Mainz ein: die Belagerten befänden sich in höchster Bedrängniß. Für den Herzog ein neuer Ansporn, ihnen zu Hülfe zu eilen. Aber der Cardinal hatte schon auf der Entrevue zu St. Avold am 9. Juli wenig Neigung gezeigt, dem Herzoge über Kaiserslautern hinaus bis an den Rhein zu folgen. Es schien daher sehr fraglich, ob Bernhard den Kampfgenossen nunmehr für seinen Plan gewinnen würde. Zugleich mit der Weisung, sich mit ihm zu vereinigen, hatte la Valette von seiner Regierung den Auftrag erhalten, sich zu bemühen, ihn, dessen Eifer, dem Könige zu dienen, Feuquières nicht müde wurde rühmend hervorzuheben, „an Frankreich zu attachiren“ [1]). Um diesen Auftrag zu erfüllen, war es nun freilich nöthig, daß er sich nicht von dem Herzoge trennte, ihn nicht sich selbst überließ. Und dem entsprechend schrieb ihm dann auch sein König auf seine Anfrage, wie er sich gegenüber dem vom Herzoge ihm zugemutheten Vormarsche nach Mainz verhalten solle: es empfehle sich, wenn er auf alle Weise mit ihm vereint zu bleiben suche, vorausgesetzt, daß die Armeen nicht an Orte geführt würden, wo sie des Unterhalts entbehrten und in offenbarer Gefahr schwebten [2]).

Dieser Gesichtspunkt war auch für den Cardinal der maßgebende. Und so entschloß er sich, mehr, wie man sieht, aus diplomatischen als aus militärischen Rücksichten, seine Armee zugleich mit der des Herzogs nach Mainz aufbrechen zu lassen, obschon sie noch nicht vollständig angelangt war, und obschon Verstärkungen von la Force, auf die ihm Aussicht gemacht worden, von diesem verweigert wurden.

Nicht wenig aber trug zu seinem Entschluß auch die Aussicht auf die Vereinigung mit den rechtsrheinischen Corps bei. Man hatte Nachricht, daß Landgraf Wilhelm von Hessen und die Herzöge

1) Richelieu an la Valette vom 30. Juni (10. Juli) 1635. Röse II, Urk. 11.

2) Ludwig XIII. an la Valette vom 23. Juli (2. Aug.) auf dessen Anfrage vom 17. (27.) Juli, Aubery II, S. 386.

Wilhelm von Weimar und Georg von Lüneburg nunmehr begonnen hätten, ihre Truppen zusammenzuziehen, und daß 2000 Mann von ihrer Cavallerie schon bei Fulda ständen.

Am 21. Juli konnte Bernhard dem Obersten Hohendorf melden, daß die Vereinigung mit den Franzosen vollzogen sei, daß man sich bereits im Anmarsch befinde und in wenigen Tagen zur Stelle sein werde. Hohendorf theilte diese Freudenbotschaft den versammelten Officieren mit, die darauf einmüthig beschlossen, „sich ferner zu wehren und es lieber auf die extrema ankommen zu lassen".

Am 22. Juli erfolgte der Aufbruch der combinirten Armee aus dem Lager bei Landstuhl, nachdem man dort zwei Tage gelegen hatte, während welcher die in Saarbrücken zurückgelassene Bagage herankam. Man bog von der Hauptroute links ab und marschirte durch die sumpfige Niederung über Kaulbach, Wolfstein und Lauterecken auf Kreuznach. Dort wollte man genaue Nachrichten über die Stärke des Feindes einziehen und dann direct auf Mainz rücken. Wenn der Feind zu stark wäre, dachte Bernhard sich mit dem „Degagement" der Mainzer Besatzung zu begnügen und nach Trier zurückzugehen.

Da erhielt er die überraschende Botschaft, daß die Kaiserlichen auf die Kunde von seinem Anzuge die Belagerung von Mainz aufgehoben, ihr Lager rings um die Festung in Brand gesteckt hätten und am 24. und 25. Juli in fluchtähnlicher Verwirrung nach Oppenheim und weiter nach Worms abgezogen wären. Zugleich erfuhr er, daß die Gustafsburg noch unversehrt, daß der König von Ungarn nicht zu Heilbronn angelangt sei, daß die Hessen Hanau erreicht hätten. So viel gute Nachrichten auf einmal ermuthigten ihn zu dem Entschlusse, sich in den Mainzer Werken festzulegen[1]).

Am 26. Juli rückte seine Avantgarde unter Oberst Rosen in Mainz ein; am 29. hielt er selber, stattlich eingeholt, seinen Einzug. Er sandte sofort ein paar Regimenter (Pfuel und Forbus) in den Rheingau hinüber.

---

1) Feuquières an Bouthillier d. d. du camp de Caudelbach, 26. Juli (5. Aug.) 1635. Feuquières III, S. 225 f.

La Valette hatte sich indeß mit den Franzosen von Kreuznach auf Bingen begeben und nach mehrtägiger Belagerung, Anfang August, die Besatzung des Schlosses zur Ergebung auf Gnade und Ungnade gezwungen. Dann hatte er auch Rüdesheim, Schloß Ehrenfels und Eltville genommen.

Daß der Feind überall vor ihm zurückwich und es ihm somit überraschend leicht gelungen war, Mainz zu befreien, bestärkte den Herzog in seinem Plane, den Kriegsschauplatz wieder auf das rechte Rheinufer zu verlegen. Da mußte es denn das nächste für ihn sein, sich in den sicheren Besitz Frankfurts zu setzen, das der natürliche Vereinigungspunkt seiner und der deutschen Corps drüben im Reiche war. Auch deshalb mußte ihm daran liegen, sich der Stadt zu versichern, weil er zwar die Bundesräthe, den Rheingrafen Otto an ihrer Spitze, in die alte Bundesresidenz zurückgeführt hatte, dieselben sich aber, sobald er abgezogen war, von Magistrat und Bürgerschaft in der ärgsten Weise gefährdet sahen. Denn man beschuldigte sie des crimen laesae majestatis und drohte, sie dafür am Leben zu strafen. Auch war es verboten, ihnen den Lebensunterhalt zu liefern. All ihre Bemühungen bei dem kaiserlichen Generalissimus um freien Abzug und sicheres Geleit blieben vergeblich.

Ueberhaupt hatten Rath und Bürgerschaft, wieder sich selbst überlassen, von neuem aufs lebhafteste mit der kaiserlichen Partei zu liebäugeln begonnen. Sie stellten die Hostilitäten gegen deren Truppen ein, gewährten ihnen vielmehr freien Zutritt in die Stadt, nahmen kaiserliche Sauvegarden in die städtischen Dorfschaften und gehörten zu den ersten, die sich zur Annahme des Prager Friedens entschlossen. Sie sandten zu dem Ende bereits am 4. Juli eine Deputation zu König Ferdinand nach Heilbronn. Der Generalmajor Vitzthum, der Commandant der Besatzung, hätte gegen den Umtritt der Stadt nichts gehabt, wenn ihm nur freier Abzug gewährt worden wäre. Schon war ein königlicher Commissar (Freiherr Sigismund Friedrich Rathkey) eingetroffen, um mit ihm darüber zu verhandeln, und die Verhandlungen waren schon so weit gediehen, daß Vitzthum „seine Sachen einpacken ließ" —, da traf die Kunde von dem Anmarsch der Weimaraner und Franzosen auch

in Frankfurt ein. Sie machte zwar die Bürgerschaft in ihrem Entschlusse, den sächsischen Frieden anzunehmen, nicht wankend; aber für Vitzthum wurde sie die Veranlassung, jene Verhandlungen abzubrechen, so daß der Commissar (am 30. Juli) unverrichteter Sache abreiste. Wenigstens Sachsenhausen beschloß Vitzthum bis zur Ankunft des Herzogs zu halten.

Er zog die Truppen aus Frankfurt [1]), entband sie ihres Eides gegen den Rath, besetzte mit seinen Soldaten die Posten, die bis dahin vom Rathe bestellt worden waren. Er erhielt zwei Regimenter Infanterie (unter Oberstlieutenant Bülow) aus Hanau [2]); Bernhard sandte den Obersten Rosen mit seinem Cavallerieregiment zur Verstärkung.

Auch der Frankfurter Rath rüstete; er verschanzte die Stadt an der Mainseite, rief Gallas um Beistand an. Etwa am 5. August begann der Kampf. Die Frankfurter erhielten am 7. August 5000 Mann unter dem General Lamboy und dem Obersten Kehraus zum Succurs und begannen am 8. das Bombardement gegen Sachsenhausen, das die folgenden Tage andauerte. Sie legten Bresche, versuchten zu stürmen, schossen eine große Anzahl Häuser in Brand. Vitzthum, der dem Herzoge vergebens seine bedrängte Lage dargestellt und um Hülfe gebeten hatte, sah sich, als ihm nun auch die Munition ausging, genöthigt, die weiße Fahne auszustecken und auf freien Abzug zu capituliren.

Freilich wurde die Capitulation dann nicht gehalten. Denn Vitzthum wurde beim Auszug am 11. August zwar „mit wenigen seiner Diener" zur Gustafsburg convoyirt, seine Mannschaft aber von Lamboy in kaiserliche Dienste genommen.

Nun wurde Frankfurt durch eine Abtheilung kaiserlicher Truppen unter Hatzfeld besetzt.

1) Für den Kampf um Sachsenhausen ist Hauptquelle: „784. Ordinari Zeitung", enthaltend einen Schreibensextract „Aus Frankfurt vom 25. August 1635" (n. St.). Plan des Kampfes im Theatr. Europ. III, zu S. 532.

2) Nach dem Theatr. Europ. III, S. 533: 500 Mann. Als Datum nennt es den 2. Aug. Vgl. Feuquières vom 5. (15.) Aug. Feuquières III, S. 246.

Gleichsam im Angesicht der Weimaraner und Franzosen war Frankfurt gefallen, in einem Moment, wo Bernhard schon alles zum Entsatz der Stadt vorbereitet — namentlich Anordnung getroffen hatte, daß zu Mainz eine Schiffbrücke geschlagen würde; wo la Valette sich bereits anschickte, seine Mannschaft von Bingen nach Mainz zu führen.

Es ist hervorgehoben worden, daß der ganze Vormarsch zum Rhein hauptsächlich mit Rücksicht auf die rechtsrheinischen Corps unternommen wurde. Der Hinweis auf ihre Mitwirkung war ein wesentliches Motiv für den Cardinal gewesen, in diesen Marsch zu willigen. Der Erfolg desselben hing hauptsächlich von ihr ab. Traf man, am Rhein anlangend, nicht mit ihnen zusammen, oder unterstützten sie das Unternehmen nicht durch eine selbstständige Action — eine nachdrückliche Diversion — gegen die kaiserliche Armee, so blieb es nichts als ein Stoß in die Luft. Auf dem rechten Rheinufer vorzudringen, hätte Bernhard angesichts der ihn umgebenden Feinde dann nicht wagen dürfen.

Auch hier machten sich die unseligen Folgen des Prager Friedens geltend.

Zu den ersten, die ihn annahmen, gehörten Bernhards Bruder Wilhelm und Herzog Georg von Lüneburg, sie, die an der Spitze wohlgerüsteter Truppencorps standen, auf deren Mitwirkung sich Bernhard bei seinem Plan so große Rechnung gemacht hatte. Der Kurfürst von Sachsen hatte es vortrefflich verstanden, sie mit dem Abfallsgedanken schon frühzeitig vertraut zu machen, indem er dafür sorgte, daß sie in den Waffenstillstand aufgenommen wurden, den er im Februar mit dem Kaiser zu Laun abschloß, um den Fortgang seiner Verhandlungen mit ihm zu erleichtern. Schon Anfang Juli übergab Herzog Wilhelm seine Truppen dem albertinischen Vetter und entschuldigte diesen verrätherischen Schritt mit der Lage seines Landes, die es ihm unmöglich mache, der kursächsischen und kaiserlichen Macht zu widerstehen. Er glaubte den Zorn des jüngeren Bruders damit besänftigen zu können, daß er hinzufügte, er habe sich ausbedungen, daß seine Truppen nicht gegen die evangelischen Stände, gegen Schweden und Frankreich verwandt würden.

Etwa gleichzeitig fiel Herzog Georg ab, dem die Abhängigkeit von Schweden längst zuwider war, und der längst danach trachtete, sich von ihr zu befreien. Jetzt vertauschte er sie, indem er den Prager Frieden annahm und dem schwedischen Reichskanzler (Ende Juli) sein Generalat kündigte, mit der Annäherung an das katholisch-habsburgische Reichs-Oberhaupt.

Da General Baner mit seinen Schweden seit dem Abschluß des Prager Friedens Norddeutschland gegen die nunmehr feindliche kursächsische Armee zu decken hatte, so stand die letzte Hoffnung eines Zusammenwirkens auf den Landgrafen Wilhelm von Hessen[1]).

Auch an ihn war die Versuchung, den Frieden anzunehmen, herangetreten, als ihm der Bischof von Worms (als ausschreibender Fürst des oberrheinischen Kreises) denselben insinuirte. Und um der Insinuation desto größeren Nachdruck zu geben, waren die Kaiserlichen unter General Bönninghausen und Marquis de Grana in sein Land eingebrochen. Angesichts solcher Verlegenheit war der Landgraf zu Oxenstiern nach Magdeburg geeilt und hatte dort (am 14. Juli) mit ihm die Abrede getroffen, daß alle unter Generalmajor Sperreuters Befehle stehenden schwedischen Truppen in Westphalen und die noch im Eichsfeld liegenden thüringischen Regimenter mit seinen eigenen Truppen zu einem ansehnlichen, von ihm befehligten Heere vereint werden sollten, dem Baner im Fall der Noth Hülfe leisten würde. Mit dieser Armee sollte der Landgraf einen Zug an den Rhein unternehmen, um das bloquirte Frankfurt und den Bundesrath zu erlösen. De la Boderie, der französische Resident in Cassel, hatte an la Valette und Feuquières wiederholt[2]) Depeschen gesandt, in denen er immer von neuem berichtete, daß der Landgraf bei seinem Entschluß verharre, mit allen Truppen, die er von den norddeutschen Fürsten erhalten könne, nach Frankfurt vorzurücken; daß er seinem General Melander Befehl gegeben habe, die Mannschaften Herzog Wilhelms an sich zu ziehen, die entschlossen

1) Ueber seine Haltung giebt auch Chemnitz II, S. 805 f. reiches Material. Vgl. Rommel VIII, S. 375 f.

2) Am 14. (24.), 15. (25.), 17. (27.) Juli 1635.

seien, ihren Herrn zu verlassen, weil er sich durch die Drohungen Kursachsens habe in Schrecken setzen lassen. Ihre Officiere seien schon zu ihm gekommen, um ihre Bereitwilligkeit, in französischen Dienst überzutreten, zu erklären. Depeschen, die das ihrige zu dem Entschluß auch la Valette's, an den Rhein vorzurücken, beigetragen hatten. Allein schon zog Kursachsen Herzog Wilhelms Regimenter an sich. Baner sah sich genöthigt, sich gegen die kursächsische Uebermacht mit einem Theil seiner in Westphalen befindlichen Truppen (unter Oberst Glaubitz) zu verstärken. Mit dem Rest derselben heranzukommen, zögerte Sperreuter. Erst am 30. Juli traf er mit ungefähr 3000 Mann in Cassel ein. Damit war das Corps des Landgrafen etwa 7000 Mann stark.

So die Verhältnisse jenseit des Rheins, als Bernhard und die Franzosen an seinem Ufer erschienen.

La Valette und Feuquières sandten Briefe auf Briefe über den Fluß, an Fürsten des Bundes wie an Mitglieder des consilium formatum. Jetzt seien sie zur Stelle; jetzt gelte es, daß sich die Deutschen mit ihnen zu gemeinsamem Handeln vereinigten, sei es durch Conjunction oder eine energische Diversion.

An la Boderie schrieb Feuquières [1]), er solle den Landgrafen veranlassen, sofort mit allen Truppen, die er zu sammeln vermöge, heranzukommen, damit man sich den Schrecken, in welchen der Feind nunmehr gerathen sei, zu nutze mache, namentlich durch ein Unternehmen auf Frankfurt. Aber Eile thue Noth; denn die hiesige Armee könne in ihren gegenwärtigen Stellungen nicht länger als zehn bis zwölf Tage auf das Erscheinen des Landgrafen warten. Dessen eigenes Interesse sei nicht minder als das allgemeine dabei betheiligt, daß Frankfurt sich halte. Denn halte es sich nicht, werde die Last des Krieges binnen kurzem auf Hessen fallen.

Noch am 5. August erhielt Bernhard einen Brief vom Landgrafen, in welchem er seine Vereinigung mit ihm in nahe Aussicht stellte.

---

1) Am 2. (12.) Aug. 1635. Feuquières III, S. 237 f.

Allein Tag für Tag verging, Vitzthums Lage in Sachsenhausen wurde immer bedrängter —, aber der Landgraf erschien nicht.

Da die beiden kaiserlichen Generale, bei ihrem ersten Einbruch ins Hessische von Melander zurückgeworfen[1]), etwa 12,000 Mann stark von neuem vorgedrungen waren, erachtete er es für geboten, sich nur langsam dem Main zu nähern. Er ließ seine Truppen eine Zeit lang bei Gemünden campiren, sie dann nach Homburg an der Ohm aufbrechen, wo er sich am 5. August befand. Von hier sandte er den Obersten Geis an Bernhard und la Valette[2]) und rückte mit 2000 Mann Cavallerie weiter bis Butzbach vor. Während er zögerte, gingen Sachsenhausen und Frankfurt verloren.

Oberst Geis kehrte mit dieser Nachricht zu seinem Herrn zurück; zugleich mit der Aufforderung des Herzogs und Cardinals, die Vereinigung nicht länger zu verzögern. Denn hatte man die Stadt, von ihm ohne Hülfe gelassen, nicht halten können, so hoffte man doch, sie von ihm unterstützt wiederzugewinnen; nöthigenfalls indem man den Feind zu einer Schlacht zwang.

Jedoch des Landgrafen Sinn hatte sich in der kurzen Zeit ganz verwandelt. Nach einem mit seinen hohen Officieren gehaltenen Kriegsrath sandte er nochmals den Obersten Geis, dazu den Residenten de la Boderie an die Generale[3]), um ihnen zu erklären, daß die vorgeschlagene Conjunction weder für das allgemeine Beste vortheilhaft, noch überhaupt möglich sei. Zu längerem gemeinsamem Campiren würden die Lebensmittel fehlen, und zu einer Schlacht würde sich der Feind, der an Frankfurt und dessen Umgegend eine

1) Gefecht bei Melsungen vom 17. Juli. S. Chemnitz II, S. 805.

2) „pour lui découvrir mon sentiment touchant le bien de la cause commune." L. Wilhelm an la Valette d. d. du camp auprès Homburg sur l'Ohm, 5. (15.) Aug. Aubery II, S. 404. Leider ist der Inhalt seines (mündlichen) Anbringens nicht bekannt und ersichtlich.

3) L. Wilhelm an la Valette d. d. du camp chez Homburg sur l'Ohm, 13. (23.) Aug. 1635. Aubery II, S. 408. Das Memorial für die Gesandten von demselben Datum ebenda S. 409 f. Die Motive bei Chemnitz II, S. 810, dem die Acten offenbar vorgelegen haben, entsprechen nicht ganz den im Memorial angeführten.

reiche Quelle des Unterhalts besitze, nicht zwingen lassen. Uebrigens habe der Reichskanzler von ihm verlangt, mehr an die Erhaltung als an eine gewagte Verwendung der Truppen zu denken, sie nicht weiter von dannen, sondern ins Eichsfeld zu führen und zum Aufbruch gegen die Sachsen bereit zu halten. Wolle er sich mit ihnen vereinigen, so müsse er so starke Abtheilungen seines Corps zum Schutze seines Landes und des vom Feinde heimgesuchten Westphalen zurücklassen, daß er kaum eine Hand voll Leute übrig behalte; und ebenso stehe es mit den schwedischen Streitkräften, von denen er gleichfalls einen Theil nach Westphalen zurückschicken müsse. Auch würde er sich durch die Vereinigung mit ihnen der Gefahr aussetzen, ganz von seinem Lande und von der baner'schen Armee abgeschnitten zu werden, und damit seiner Truppen verlustig zu gehen.

Zwar versuchte man noch, ihn festzuhalten, ihn heranzuziehen. La Valette schrieb ihm [1]) in den schmeichelhaftesten Wendungen: er sei überzeugt, daß er sich auf kaiserliche Anerbietungen wegen eines Separatvertrages nicht einlassen würde; wären ihre Truppen erst vereint, so würden sie dem ganzen Deutschland den ersehnten, für die Evangelischen vortheilhaften Frieden geben. Daß das geschehe, sei der Wunsch seines Königs, dessen Armee nunmehr den Rhein überschritten habe.

Wenige Tage später [2]), als im Hauptquartier die Nachricht eingelangt war, daß Gallas mit seiner ganzen Armee bei Hanau erschienen sei, um sich bei Frankfurt mit dem grana'schen Corps zu vereinigen und dann den Angriff auf die Weimaraner und Franzosen zu beginnen, wurde Graf Jacob an den Landgrafen gesandt, ihm davon und von dem Entschluß der Generale, den Angriff aufzunehmen, Mittheilung zu machen. Und Herzog Bernhard gab dem Gesandten einen Brief an ihn mit, in welchem er ihn so nachdrücklich aufforderte, aus eben diesem Grunde mit der Vereinigung nun nicht länger zu säumen, „daß es ihm schwer werden würde, mit Anstand

1) d. d. 18. (28.) Aug. 1635. Aubery II, S. 413.

2) Vgl. Feuquières an de la Boderie d. d. du camp d'Oken près de Gustavebourg, 25. Aug. (4. Sept.). Feuquières III, S. 279.

abzulehnen". Auch der zurückreisende la Boderie erhielt Auftrag [1]), nochmals für die Nothwendigkeit gemeinsamer Action bei ihm einzutreten und, falls seine Vorstellungen ihn nicht zum Aufgeben seiner Verhandlungen mit dem Feinde bewögen, alles anzuwenden, um seine Truppen in französische Dienste zu ziehen.

Allein der Landgraf blieb allen Bitten, Vorstellungen, Schmeicheleien gegenüber taub. Er erklärte den Generalen, daß er zu Baner ziehen wollte, um mit ihm vereint die Sachsen zu schlagen und in Böhmen einzumarschiren. Bis dahin möchten sie sich in ihren Stellungen halten und „der Diversion erwarten". Wenn dann Gallas vom Rhein zum Schutze Böhmens aufbreche, könnten sie ihm in den Rücken gehen. Noch vor Schluß des Monats hob er sein Lager bei Homburg auf und zog über Vacha die Werra hinab in die Landvogtei Mühlhausen, wo er Anfang September anlangte, dort sein Hauptquartier nahm und seine Truppen ins Eichsfeld verlegte.

Bernhard hatte mittlerweile seine Truppen bei Mainz über den Rhein geführt und am Wasser zwischen Hochheim, Kostheim und Kastel Stellung nehmen lassen. Um die Verbindung mit dem hessischen Corps desto leichter und sicherer herzustellen, hatte er (am 20. August) einen Zug gegen das Schloß Königstein unternommen, dessen Gouverneur es mit den Kaiserlichen hielt. Wäre der Landgraf erschienen, so hätte man sofort gegen Frankfurt in die Action treten können. Ohne von ihm verstärkt zu sein, durfte man es nicht wagen, weil man es, außer mit den mansfeldischen Truppen, nunmehr auch mit den gallasischen, die sich von ihrem Sammelplatze bei Worms ins Darmstädtische gewandt hatten, aufnehmen mußte.

1) Memorial für la Boderie (von Feuquières) d. d. du camp de Castel vis-à-vis de Mayence, 29. Aug. (8. Sept.) Feuquières III, S. 281 f. Dazu la Valette an L. Wilhelm von dems. Datum. Aubery II, S. 420.

Dazu kam, daß die Lage der Truppen mit jedem Tage schwieriger wurde. Es herrschte im Lager großer Mangel an Lebensmitteln, und der Genuß der unreifen Trauben, mit denen die Mannschaften den Hunger zu stillen suchten, hatte, zumal bei der großen Hitze, zahlreiche Erkrankungen zur Folge. So nahm die Truppenzahl täglich ab, während die des nahen Feindes, der freilich auch bittern Mangel litt [1]), sich durch frische Zuzüge stets vergrößerte.

Die erwarteten Zufuhren aus den Magazinen in Metz und Nancy blieben aus, da es an Fuhrwerk fehlte und überdies die Communication unsicher war. Denn der Marquis Gonzaga, von Gallas entsandt, bedrohte die an der Verbindungslinie gelegenen Plätze. Ja, es war Gefahr, daß die Armee vom linken Rheinufer abgeschnitten würde, wie denn bereits ein Versuch gemacht wurde, die Mainzer Schiffbrücke durch vier Brander zu zerstören; ein Versuch, der glücklicherweise vereitelt wurde. Dazu liefen von den wichtigsten rheinischen Orten, in denen man Besatzungen hatte, verzweifelte Klagen ein: von Schmidberg — le pauvre colonel Schmidberg — in Mannheim, von Bussy-Lamet in Coblenz. Sie müßten sich ergeben, wenn nicht bald Entsatz käme. Hanau mit seiner durch die zwei nach Frankfurt entsandten Regimenter und durch die in der Stadt grassirende Pest aufs äußerste reducirten Besatzung war so gut wie abgeschnitten. Und dazu weiter der klägliche Verlauf des Feldzuges in Flandern, der befürchten ließ, daß der Feind, dort völlig Meister, sich demnächst auf das Heer am Mittelrhein werfen würde [2]).

Das alles entmuthigte die Truppen. Die Franzosen, die sich nur mit Widerstreben zum Rhein hatten führen lassen und guten Theils durch Drohungen hatten gezwungen werden müssen, ihn zu überschreiten [3]), fingen an, den Aufenthalt an ihm zu verwünschen.

---

1) S. Carve, „Reißbüchlein" S. 149.

2) Feuquières an P. Joseph d. d. du camp près Gustavebourg, 20. (30.) Aug. 1635. Feuquières III, S. 267 f.

3) Richelieu, Mém. VIII, S. 423. Grammont, Mém. I, S. 311. Zuerst die Schweizergarden verweigerten den Uebergang. Sie erklärten, es sei nicht nur gegen ihre Capitulation, sondern auch gegen den Willen ihrer Regierung,

Die Weimaraner ertrugen ihre Lage um so unwilliger, als ihnen weder der laufende Sold, noch die Soldrückstände gezahlt wurden. Schon begannen auch unter Bernhards Officieren die kaiserlichen „Avocatorimandate“ zu wirken, und immer unumwundener erklärten sie es für eine Thorheit, sich durch die geringen Unterstützungen Frankreichs von der Annahme des Prager Friedens abhalten zu lassen.

Wie verzweifelt die Situation war, beweist nichts deutlicher, als der dringende Rath, den Feuquières vom Hauptquartier aus seiner Regierung gab, ohne Säumen mit dem Feinde einen Waffenstillstand zu schließen [1]).

Eben jetzt erhielt Bernhard aus Paris die Antwort auf seine Forderungen. Ponikau hatte dort für seine Person die beste Aufnahme gefunden [2]), und es hätte nicht erst des guten Raths von Feuquières bedurft, ihn „eifrigst zu caressiren“. Denn daß man seinen Herrn an Frankreich „attachiren“ müsse, wurde dort, wie wir wissen, für eine um so dringendere Nothwendigkeit erkannt, als man Grund zu der Besorgniß zu haben glaubte, daß er, ununterstützt und sich selbst überlassen, den Prager Frieden annehmen möchte.

Auf des Herzogs Verlangen, durch französische Truppen verstärkt zu werden, um den Feind gegen den Rhein zurückzudrängen, ging man bereitwillig ein, so daß es — wovon die Rede war — noch im Laufe des Juli zur Vereinigung seiner Truppen mit denen la Valette's kam.

---

welche sich in Neutralität mit dem Kaiser befände. Sie verlangten von la Valette ein Certificat, daß er sie zum Uebergang gezwungen habe. Mr. Coeslin an Richelieu d. d. au camp de Hochheim, 20. (30.) Aug. 1635. Schwieriger noch waren die französischen Gensd'armes, namentlich die des Prinzen Heinrich von Bourbon und die Chevau-légers der königlichen Garde. Diese drohten laut, daß sie, wenn man sie auf das rechte Ufer übersetzen wolle, abziehen würden.

1) Feuquières an P. Joseph vom 20. (30.) Aug. 1635.

2) Ueber das Datum seiner Ankunft in Paris vgl. Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 7. (17.) Juli 1635. Ep. 434: „Septimus jam dies est, cum venit heic a Duce Bernhardo Ponica.“

Mit der geforderten Geldunterstützung hingegen stieß Ponikau auf nicht geringe Schwierigkeit. Zunächst: man drückte, vielleicht weil man Scheu trug, dem Herzoge eine so starke Macht zu überlassen, daß es bei ihm stand, wie weit er sich in Abhängigkeit von Frankreich begeben wollte, die Stärke des Heeres, das er sich erbot zum Kampf auf dem rechten Rheinufer mit französischem Gelde zu bilden und zu erhalten, von 20,000 Mann zu Fuß und 8—10,000 zu Pferde herunter auf 12,000 und 6000. Sodann: man reducirte die von ihm geforderten vier Millionen Livres für das um ein Drittel kleinere Heer auf eine Million, d. h. um drei Viertel; eine Summe, von der man selbst eingestand, daß sie zur vollen Erhaltung einer Armee von dieser Stärke nicht ausreiche, die man vielmehr selbst nur als einen Zuschuß bezeichnete, der genügen würde, wenn die Truppen, die an Empfang von Sold nicht gewöhnt seien, wie bisher durch Contributionen erhalten würden. Zu dieser Summe wollte man sich verstehen, weil man herauscalculirt hatte, daß man mit ihr noch immer billiger und bequemer wegkäme, als mit der Stellung der 12,000 Mann Auxiliartruppen, zu der man verpflichtet war, und mit deren Werbung Feuquières bisher so gar wenig Glück gehabt hatte.

Allein Ponikau erklärte rundweg, diese Summe genüge nicht und wich aller weiteren Verhandlung auf dieser Basis mit der Wendung aus, daß er nicht mit Vollmacht, abzuschließen, versehen sei. Wenn sich dagegen der König bereit erklärte, den Truppen, die der Herzog gegenwärtig hatte, eine einmalige Geldunterstützung von 300,000 Livres[1]) zukommen zu lassen, wenn er die sofortige Uebersendung einer kleineren Summe an den Herzog anordnete[2]), so hieß der Gesandte das zwar willkommen, ließ sich aber dadurch nicht bewegen, in der Hauptsache nachzugeben.

Ob diese Summe — ein Tropfen auf einen heißen Stein — wirklich in Bernhards Hände gelangte, muß freilich dahingestellt

1) Die Summe wird auch auf 100,000 Thaler angegeben.

2) 20,000 Thaler. P. Joseph an Feuquières d. d. Ruel, 10. (20.) Juli 1635. Feuquières III, S. 196 f.

bleiben. Was aber die 300,000 Livres betrifft, wird man es bezweifeln müssen, und zwar mit Rücksicht auf eine Weisung, die Feuquières erhielt, sie nicht eher zu zahlen, als der Herzog sich für den Abschluß eines Vertrages mit Frankreich auf Grundlage der Zahlung von einer Million Livres erklärt habe[1]). Jedenfalls erregte die unzeitige Sparsamkeit der Franzosen in den Kreisen, die des Herzogs Interesse vertraten, heftige Erbitterung. Hugo Grotius spottete über sie, denen erst der Schrecken über den ihren Grenzen immer näher kommenden Krieg die Hand geöffnet hätte[2]).

Selbst Feuquières, der von der Nothwendigkeit überzeugt war, daß Frankreich, um den Krieg gegen den Kaiser in Gang zu erhalten, den Deutschen mit vollen Händen Geld und Truppen geben müsse, lief die Galle über. Er schob Bullion, dem Sürintendanten der Finanzen in Paris, die eigentliche Schuld in die Schuhe; ihm, dessen Maxime es sei, den Verlust einer Million in Gold zu riskiren, um zehntausend Thaler zu retten[3]).

Gegen Mitte Juli war Ponikau, ohne Nennenswerthes erreicht zu haben, aus Paris abgereist. Ihm waren genaue Weisungen für Feuquières zu Verhandlungen direct mit dem Herzoge mitgegeben worden, da man wegen seines Anschlusses an Frankreich mit dem herzoglichen Gesandten nicht vom Flecke gekommen war. Aber Woche auf Woche verging, ohne daß er bei seinem Herrn eintraf. Mit wachsender Ungeduld erwartete dieser seine Rückkehr, und auch in Frankreich

1) Richelieu an Feuquières vom 11. (21.) Juli 1635. Feuquières III, S. 201. Vgl. Bullion an la Valette d. d. Ruel, 30. Sept. (10. Oct.). Aubery II, S. 451.

2) Grotius an Camerarius d. d. Paris, 17. (27.) Juli. Ep. 439 u. 440: „Interim Rex Galliae non tantum gravibus sociorum malis, sed suo ipse periculo exterritus pecuniam duci Bernhardo mittit etc.“

3) Feuquières an la Boderie vom 2. (12.) Aug. Feuquières III, S. 242. Vgl. seine Klagen über Bullion in seinem Briefe an P. Joseph vom 20. (30.) Aug. Feuquières III, S. 267 f. Wenn letzterer an Feuquières schreibt (d. d. Ruel, 10. [20.] Juli. Feuquières III, S. 196 f.), Richelieu wolle den Herzog mit seinen Truppen in der Freundschaft des Königs erhalten „à quelque prix que ce soit“, so erstreckt sich doch diese Phrase nicht bis zu der verlangten Summe von vier Millionen.

wurde man über sein Ausbleiben unruhig[1]). Man fürchtete, daß der Herzog sich inzwischen mit dem Kaiser verständigt haben möchte. Zwar erhielt Bernhard wohl einmal Nachrichten von der guten Verrichtung seines Gesandten, die seinen gesunkenen Muth neu belebten; aber die rechte Kühnheit und Sicherheit des Entschlusses wurde durch dessen langes Ausbleiben gelähmt[2]). Stieg doch mit jedem neuen Tage, an dem die von Frankreich erbetenen Subsidiengelder ausblieben, die Gefahr der Auflösung seines Heeres, in welchem das Mißvergnügen, von den Officieren selbst genährt, immer weiter um sich griff.

Endlich, am 18. August, fand Ponikau sich im Hauptquartier ein. Daß es nur geringe Summen seien, die er anzubieten habe, war bald im Lager bekannt und steigerte den Mißmuth der Officiere bis zu dem Grade, daß sie es sich herausnahmen, mit ihrem Verlangen vor den Herzog zu treten. Sie dienten, sagten sie ihm, nun schon ein Jahr lang auf sein bloßes Wort, ohne zu wissen, wem sie zugehörten. Er habe, seit der sächsische Friede so gut wie von allen Fürsten und Ständen angenommen sei, die Verpflichtung, an sich und an sie zu denken, damit sie nicht als die Einzigen, gleichwie Rebellen, von dem Frieden ausgeschlossen blieben. Es gäbe so gut wie keinen unter ihnen, der nicht einem in den Frieden einbegriffenen Fürsten unterthan sei, und daher hätte jeder von ihnen weit mehr zu verlieren, als bei der in Aussicht gestellten Entschädigung für seine Dienste zu gewinnen. Gleichwohl wären sie entschlossen, ihm weiter zu dienen, und wollten ihm, wenn er ihnen ausreichende Mittel zu ihrem Unterhalt zeige, versprechen, sich niemals von ihm zu trennen. Aber von der geringen Unterstützung Frankreichs dürfe ferner die Rede nicht sein: lieber wollten sie bisher umsonst gedient haben, als sich für so wenig Geld in einen Dienst begeben, der

---

1) P. Joseph an la Valette d. d. Ruel, 4. (14.) Aug. 1635. Aubery II, S. 400.

2) Feuquières an Bouthillier vom 21. (31.) Juli und vom 26. Juli (5. Aug.). Feuquières III, S. 222 f. u. 225 f.

ihre Verbannung aus dem Vaterlande enthielte. Sie schlossen mit der Bitte um eine bestimmte Antwort[1]).

Welchen Eindruck solche Haltung der Officiere machte, erkennt man aus Feuquières' Aeußerung: wenn es sich um die Rückkehr auf das linke Rheinufer handle, würde selbst Bernhard nicht im stande sein, zu verhindern, daß ein großer Theil seiner Truppen zum Feinde überginge.

Unter solchen Umständen sollten nun die Verhandlungen über Bernhards Anschluß an Frankreich im Hauptquartier selbst wieder aufgenommen werden.

Die Instruction, die Ponikau an Feuquières mitbrachte[2]), besagte in der Hauptsache, daß man dabei bleibe, sich nur zur Zahlung von einer Million Livres zu verstehen, den Herzog dafür aber auch nur zur Haltung von 12,000 Mann zu Fuß verpflichten wolle. Doch setze man voraus, daß er sich, ehrgeiziger als geizig (ayant plus d'ambition que d'avarice), nicht auf diese Truppenzahl beschränken werde. Wenn er jene Summe für zu unbedeutend erkläre, sollte Feuquières wie von sich aus bis anderthalb Million gehen dürfen (eingerechnet das Jahresgehalt des Herzogs)[3]). Die schon im Frühjahre verglichenen Punkte, namentlich das Versprechen in betreff der Landgrafschaft Elsaß und der Vogtei Hagenau, könnten in den Vertrag aufgenommen werden. Hoffte Richelieu doch, daß derartige persönliche Vortheile den besten Köder abgeben würden, um den Herzog ins Garn zu locken. Wie er denn

1) Feuquières an Bouthillier d. d. du camp de Gustavebourg, 24. Aug. (3. Sept.) 1635, Feuquières III, S. 274, und an P. Joseph vom 20. (30.) Aug., III, S. 267. Chemnitz II, S. 835, gedenkt der Scene, doch irrt er in betreff der Zeit um etwa einen Monat. Daß sie nicht erst am 22., sondern spätestens am 20. August gespielt habe, ergiebt sich aus dem zu zweit angeführten Briefe.

2) Sie datirt vom 11. (21.) Juli. Feuquières III, S. 201 f. Die Summe seines Auftrages lautete: „Sieur de Feuquières essayera de disposer l'esprit du duc Bernard pour l'attacher à Sa Majesté, qu'il ne s'en sépare."

3) 5000 Thaler. „Sa Majesté juge à propos que la somme, qu'elle baillera audit Duc, demeure secrète, pour ne donner jalousie aux Suédois."

deshalb schon früher la Valette angewiesen hatte[1]), ihn, falls er nicht billiger zu haben wäre, mit allgemeinen Worten (en général) zu versichern, daß er, wenn das Elsaß verloren ginge, mit Revenuen in Lothringen entschädigt werden sollte, oder gar, falls man Lothringen nicht behaupte, in Frankreich selbst. — Sobald der Marquis sich mit dem Herzoge verglichen habe, sollte er ihm 300,000 Livres bezahlen — eben die, welche Ponikau mitbrachte —, falls nicht ausdrücklich für den Beginn der Zahlung ein späterer Termin angesetzt würde. — Und endlich sollte Ponikau dann mit Vollmacht zum Abschluß des Vertrages nach Frankreich zurückgesandt werden.

Noch am Abend des 18. August händigte Ponikau dem Marquis diese Instruction ein[2]), der sie dem Cardinal la Valette mittheilte. Den übernächsten Tag (20. August) hatten dann beide eine Conferenz über den Abschluß des Tractats. Aber Ponikau blieb dem Marquis Feuquières gegenüber ebenso fest wie dem Cardinal Richelieu. In allen Punkten wurde man handelseinig, außer in betreff des „Principalpunktes": der von Frankreich zu zahlenden Summe.

Die letzte Hoffnung stand auf den nachgiebigen Sinn des Herzogs selbst. Sobald er von seiner Expedition nach Königstein ins Hauptquartier zurückgekehrt war, hatte er (am 23. August Abends) eine Verhandlung mit Feuquières und la Valette[3]). Er versicherte sie, daß er fest bei seinem ihrem Könige gegebenen Worte bleiben wolle, und forderte sie auf, in Gemeinschaft mit ihm die Kosten für 12,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferd zu berechnen.

Aber darauf wollte der Marquis nicht eingehen, da er, wie er nach Hause schrieb, wohl wußte, daß die Kosten die Summe, welche er dem Herzoge anzubieten hatte, um das Dreifache überstiegen. Er antwortete deshalb, sein König habe nicht gemeint, mit der einen

1) Richelieu an la Valette vom 30. Juni (10. Juli) 1635. Röse II, Urk. 11.

2) Feuquières an Bouthillier und P. Joseph d. d. camp près de Gustavebourg, 20. (30.) August. Feuquières III, S. 261 f.

3) Feuquières an Bouthillier und P. Joseph d. d. du camp de Gustavebourg, 24. Aug. (3. Sept.) 1635.

Million Livres sämmtliche Ausgaben für eine so große Armee, wie der Herzog sie wünsche, zu decken; aber er finde es nicht billig, daß Frankreich allein die Last eines Krieges trage, den die Conföderirten für ihre Interessen führten. Vielmehr solle jene Summe nur eine Subvention sein; und zwar bemerke er, daß sie alle Summen überträfe, die Frankreich jemals dem verstorbenen König von Schweden und selbst den Generalstaaten gezahlt habe.

Bernhard anerkannte unumwunden, daß alle Conföderirten dem Könige aufs höchste verpflichtet wären, zumal er selbst, der eine so ehrenvolle Behandlung so wenig verdiene. Aber er bitte Seine Majestät unterthänigst, den elenden Zustand zu bedenken, in welchen die Truppen durch ihre Ohnmacht gerathen seien, und den schimpflichen Frieden Kursachsens, der ihm alle Fürsten und Stände, auf deren Beistand er angewiesen sei, entzogen habe, so daß er nur noch durch Gewalt etwas von ihnen erlangen könne. Er habe den lebhaften Wunsch, Seiner Majestät zu dienen, aber er würde es für unverantwortlich halten, wenn er größere Versprechungen mache, als ihm seine traurige Lage zu erfüllen erlaube. Und um sie zu charakterisiren, erzählte er jene Scene, die er vor kurzem mit seinen Officieren gehabt hatte.

Cardinal la Valette übernahm es, darauf zu erwidern, was sich eben erwidern ließ. Er schloß damit, daß er dem Herzoge wegen der Unterstützungen von seiten des Königs die besten Vertröstungen gab, und ihn deshalb den Vertrag zu vollziehen ermahnte. Sei er vollzogen, so wolle er selber beim Könige des Herzogs Anwalt machen und demselben vorstellen, daß er zu seiner Erhaltung einer größeren Summe bedürfe.

Doch Bernhard blieb dabei: er sei stets bereit, für den König und das gemeinsame Interesse zu sterben; aber für weniger als für mindestens vier Millionen sich zu engagiren, verbiete ihm seine Ehre und Reputation.

Rückzug nach Lothringen.

Nachdem das evangelische Deutschland gleichsam mit fliegenden Fahnen zum Kaiser übergegangen war; nachdem dann selbst der Landgraf von Hessen es abgelehnt hatte, sich mit Herzog Bernhard zu verbinden; nachdem es für diesen somit fernerhin keine Aussicht mehr gab, im Kampfe auf dem rechten Rheinufer, dem Ziele seiner Wünsche, durch die evangelischen Heerscharen in Deutschland unterstützt zu werden, stand seine letzte Hoffnung auf Frankreich. Nur wenn dieses ihm die Geldmittel gewährte, die nothwendig waren, um sein Heer derart zu vergrößern, daß er es auch ohne die Sachsen, die Hessen, die Lüneburger, aber auch ohne die Franzosen la Valette's, die nicht länger am Rhein halten und kämpfen wollten, mit dem Feinde aufzunehmen vermochte: nur dann durfte er es wagen, vom Rhein, an dessen rechtem Ufer er nunmehr wartend hielt, gen Osten vorzudringen. Aber auch Frankreich versagte. Es verweigerte ihm, dem Mittellosen, die ausreichenden Mittel zur Werbung und Erhaltung der 18,000 Mann für die von ihm geplante selbständige Action in Deutschland.

Da erkannte er die schmerzliche Nothwendigkeit, die Stellungen am Rhein, in denen man nicht länger zu leben hatte und in beständiger Gefahr eines feindlichen Angriffes schwebte, zu verlassen und über den Fluß zurückzukehren. Natürlich, daß la Valette dem Plane mit Freuden zustimmte.

Um den Abzug zu maskiren, wurde am 4. September Generalmajor Vitzthum noch einmal gegen Frankfurt vorgesandt, in dessen Nähe es zu heftigen Zusammenstößen mit dem Feinde kam. Unmittelbar darauf (am 5. und 6. September) erfolgte der Aufbruch [1]), wie es scheint, zunächst der der Franzosen. In

---

1) Ueber den zweiten Rückzug an die Saar sind die Angaben der Quellen voller Widersprüche. Das grün'sche Tagebuch legt seiner Darstellung die des Theatr. Europ. zu Grunde; doch ergänzt es sie durch Detailschilderungen, die auf Autopsie beruhen. Von besonderer Wichtigkeit

Mainz blieben sieben Regimenter unter Oberst Hohendorf [1]), freilich nur in einer Stärke von etwa 2500 Mann und mit Proviant und Munition schlecht versehen. Wenigstens etwas Geld wurde ihnen vorschußweise vom Herzoge gegeben.

Eine große Zahl seiner Offiziere weigerte sich, ihm über den Rhein zu folgen, erklärte vielmehr ihren Entschluß, in dänische Dienste zu treten. Er ließ sie ziehen.

Für seine Person blieb er zunächst noch in Mainz, um das Kriegsmaterial, das man zurücklassen mußte, in Sicherheit zu bringen. Er ließ die Schiffbrücke abbrechen und sie sowie den größten Theil der in der Gustafsburg befindlichen Geschütze und der Munition unter starker Bedeckung (von 800 Mann) zu Schiff nach Coblenz schaffen [2]). Dann folgte er den Truppen, deren Marsch über Bingen auf Kreuznach ging. Da la Valette sich nicht hatte entschließen können, wenigstens einen Theil seiner Artillerie und Bagage im Stiche zu lassen, kam man nur langsam vorwärts. Erst am 9. September wurde Kreuznach erreicht, dort einen Tag gerastet, dann wieder aufgebrochen und die Nahe hinauf gegen Sobernheim marschirt. Es war dieselbe Route, die man zuvor von der Saar zum Rhein eingeschlagen hatte, auf der man jetzt zur Saar zurückkehren wollte: die Linie Meisenheim, Homburg, Zweibrücken, Saarbrücken.

Man war gutes Muths, da man den Feind nicht, wie man besorgt hatte, zu Kreuznach antraf. Da stieß man unvermuthet bei Sobernheim auf ihn [3]).

---

sind Richelieu's Memoiren, da ihnen offenbar tägliche Berichte oder tagebuchartige Aufzeichnungen des französischen Hauptquartiers zu Grunde liegen.

1) Die Regimenter: Hohendorf, Goudeck, die Schotten, Rheingräflichen, Wittgenstein'schen, Batilly und die Württembergischen. Chemnitz II, S. 834.

2) Darüber Schreibensextracte: aus Frankfurt, 16. u. 19. Sept., beide in „Bericht aus Fürstenthumb | Anhalt | . . . || Darbey wie Hertzog | Bernhardt, nachdem sie die Kayserischen bey Sobern | heim geschlagen, . . . | . . mit der Maintzer Schiffbrücke nach Cob | lentz gefahren . . . ||." 1635. 4 Bl. 4°. Vgl. Feuquières an P. Joseph d. d. Metz, 12. (22.) Nov. 1635. Feuquières III, S. 297.

3) Denn hier, und nicht, wie das Theatr. Europ. sagt, bei Meisenheim, kam es zum Gefecht.

Gallas hatte, solange Bernhard und die Franzosen zwischen Main und Rhein in sicherer Stellung lagen, Bedenken gehabt, sie anzugreifen. Sobald er von ihrem Vorhaben, sich über den Rhein zurückzuziehen, erfahren, war er aufgebrochen, bei Worms auf das linke Ufer gegangen und hatte seine Truppen in Eilmärschen an die Nahe geführt, in der Hoffnung, ihnen die Rückzugslinie zu verlegen und sie „auf gut schlesisch zu tractiren". Schon hatte er Meisenheim besetzt und Cavallerie gegen Sobernheim vorgesandt.

Diese war es, mit der die weimarische und französische Marschcolonne zusammenstieß. Das Treffen endete damit, daß die Reiter auf ihr bei Meisenheim stehendes Gros zurückgeworfen wurden.

Von den Gefangenen, die man gemacht, erfuhren die Feldherren, „daß Gallas ihnen mit seiner ganzen Armee auf dem Halse wäre". Sie wagten nicht, ihn anzugreifen, beschlossen vielmehr, ihm auszuweichen, das heißt, jene jetzt vom Feinde flankirte Straße zu verlassen und die Saar auf anderem Wege zu erreichen: nicht bei Saarbrücken, sondern weiter stromabwärts bei Wallerfangen (Vaudrevange), wo eine französische Garnison lag. Freilich mußte man durch unbekannte Gegenden, — un pays le plus rude et le plus désert du monde, wie in Richelieu's Memoiren das birkenfeldische Gebiet und die Gegend des Hohwaldes bezeichnet ist —; aber man durfte hoffen, bei nöthiger Eile dem Feinde zu entkommen.

Nachdem man über Nacht auf der Walstatt campirt hatte, erfolgte am 12. September der Aufbruch. Des Weges kundige Eingeborene, die Bernhard engagirt hatte, übernahmen die Führung des Heeres, das auf rauhem und schwierigem Wege in die Berge hineinzog. Man marschirte ohne Rast, den ganzen Tag über, immer in Schlachtordnung, „Pistol und Degen in Händen", umschwärmt von den Croaten, die, was an Bagage zurückblieb, zur Beute machten und die Marodeurs niederhieben. Erst zur Nacht wurde ein paar Stunden Halt gemacht; dann ging es weiter. Immer noch hatte man den Feind zur Seite und auf den Fersen. War bisher „das schönste Wetter von der Welt" gewesen, so trat nun Regenwetter ein. Die Wege weichten auf; nur mit größter Mühe konnten die Kanonen und der Wagenpark noch weiter mitgeführt werden.

Der Herzog ordnete deshalb an, daß die Wagen und Karren seiner Truppen verbrannt würden. Von den ausgespannten Pferden ließ la Valette eine große Zahl für sein schweres Geschütz, von dem er sich immer noch nicht trennen mochte, aufkaufen. Aber die Pferde waren so abgetrieben und ausgehungert, die Wege so morastig, daß es trotz dieses Vorspannes viel Mühe und Zeit kostete, die Kanonen vom Flecke zu bringen.

Auch diesen zweiten Tag war man ohne Unterbrechung marschirt. Dem Herzog galt es, Nohen, ein Birkenfeld gegenüber gelegenes Dorf an der Nahe, wo sich, wie er erfahren hatte, eine steinerne Brücke über den Fluß befand, vor dem Feinde zu erreichen; denn sie könne, wie es hieß, mit hundert Mann gegen tausend vertheidigt werden. Er sandte deshalb zur Nacht, während das Gros ein paar Stunden rastete, 500 Mann Cavallerie voraus und bewog den Cardinal, von der seinigen 400 Mann hinzuzugeben. Noch graute der Morgen nicht, als das Heer sich von neuem in Bewegung setzte. Es wurde wieder ein schöner Tag. Aber die Wege waren noch sehr schlecht, und der Feind setzte den Dahinziehenden noch heftiger als an den vorhergegangenen Tagen zu; doch wurde er stets und mit Verlust zurückgewiesen. Um Mittag erreichte man Nohen, das von der vorausgesandten Cavallerie eine Stunde ehe die Spitzen des feindlichen Heeres sich zeigten, besetzt worden war[1]).

Nach einem hitzigen Gefecht um die Brücke zog die Armee, gedeckt durch das Feuer der „Escadronstücklein", auf das linke Naheufer und gelangte, unaufgehalten weiter marschirend, am Abend zum Schloß Birkenfeld. Da der Pfalzgraf Georg Wilhelm Bernhards Bitte, einen Theil seiner Geschütze, sei es in Verwahrung, sei es als Präsent anzunehmen, mit der kläglichen Wendung ablehnte: er würde dadurch in die größte Verlegenheit gerathen, so ließ der Herzog sie noch während der Nacht in einen bei Birkenfeld befindlichen Teich versenken[2]). Und auch die Franzosen scheinen sich auf seine Veranlassung jetzt ihrer schweren Stücke in gleicher Weise entledigt zu

1) Vgl. die Schilderung des Passes in Richelieu's Mém. VIII, S. 384.

2) Grün, der mit der Mission betraut wurde, ist hier Hauptquelle.

haben. Länger mit sich führen konnte man sie eben nicht, da sie den Marsch in unverantwortlichster Weise aufhielten und es immer dringender nothwendig wurde, daß man Wallerfangen und die Saar erreichte. Denn der Mangel an Lebensunterhalt wurde mit jedem Tage empfindlicher. Seit dem Aufbruch von Kreuznach bildete das Obst an den Wegen fast die einzige Nahrung. Ein Stück Brod, vollends Wein, „war rar und seltsam“. Dazu erfuhr der Herzog, daß der Feind seinen Eifer, ihm und den Franzosen den Rückzug abzuschneiden, verdoppele.

Deshalb sandte er den Obersten Oehm mit einer starken Abtheilung Cavallerie nach Wallerfangen voraus, während das Gros weiter westlich, also entfernter vom Feinde, durch die unwegsamen Ausläufer des Hohberges Tag und Nacht fast ohne Ausruhen der Saar zu marschirte. Am Morgen des 16. September langte es Wallerfangen gegenüber an. Aber nun fand man keine Brücke über die Saar, und eine Furt, welche die Reiter entdeckten, „ging so strenge“, daß beim Passiren viel Fußvolk ertrank.

Indeß zeigte sich eine starke Abtheilung des Feindes — an 4000 Mann Ungarn, Croaten, Polen — auf dem Galgenberge. Bernhard, der die Arrièregarde hatte, ließ seine Mannschaft sich zum Gefecht formiren, seine „Escadronstücke“ vor die Front bringen und gegen den Feind ein Feuer eröffnen, unter dessen Schutze von leeren, aus Wallerfangen herbeigeschafften Weinfässern eine Brücke über die Saar verfertigt wurde, auf der die Infanterie hinüberzog, während die Cavallerie durch das Wasser ritt, das so hoch war, „daß es den Kutschwagen über die Schläge ging“.

Nachdem man den Fluß glücklich passirt hatte, galt es, Metz, nächst Nancy das Hauptwaffen- und Proviantdepot der Franzosen in Lothringen, zu erreichen. Auf dem Marsche stieß man noch einmal mit Truppen von Gallas, der die Saar an einer anderen Stelle überschritten, zusammen. Es war der General Graf Peter Götz, den er mit einer Reiterabtheilung vorausgesandt hatte, und der sich nun „in aller Furie und Ungestüm“ auf die französisch-weimarische Nachhut warf. Ein hitziges Gefecht begann, das lange schwankte, bis endlich der Feind mit großem Verluste geworfen,

Götz selbst zum Gefangenen gemacht wurde. Aber auch die Weimaraner und die Franzosen hatten stark eingebüßt, namentlich an Officieren.

Von da an ließ der Feind von weiterer Verfolgung ab, so daß das Heer ohne fernere Anfechtung nach einigen am 18., nach anderen am 20. September bei Metz anlangte. Freilich Bernhard selber krank, sein Corps, das nach all den früheren Entbehrungen nun auch noch die Anstrengungen und Gefahren eines vierzehntägigen Rückzuges hatte aushalten müssen, in traurigster Verfassung: abgerissen, hungernd, stark reducirt. Es bestand nur noch aus etwa 4000 Mann Cavallerie und einigem, wenigem Fußvolk. Mindestens vor fernerem Darben konnten die Truppen aus den Metzer Vorräthen geschützt werden.

Bekanntlich hat dieser Rückzug an die Mosel eine große Berühmtheit erlangt. Er wird als ein strategisches Meisterstück, als eine erstaunliche Heldenthat, als das einzige Ereigniß des Krieges von 1635 gepriesen, das den Ruhm und die Ehre der antikaiserlichen Waffen gerettet habe. Unvoreingenommener Betrachtung wird jener frühere Rückzug Bernhards an die Saar größere Bewunderung abnöthigen. Denn damals stand der Herzog einem eben so starken Gegner wie jetzt allein gegenüber und zog sich gleichwohl vor ihm auf offener Heerstraße Schritt für Schritt zurück, während jetzt er und la Valette im Verein von der großen Straße hinweg eiligen Marsches durch die Berge und Wälder wichen. Damals auch sah sich das weichende Heer nicht wie jetzt genöthigt, sein schweres Geschütz zu opfern. Aber freilich, die Franzosen bedurften einer glänzenden Zuspitzung ihres ersten, so wenig ruhmvollen Feldzuges am Rhein, und in Ermangelung eines Sieges mußte diese Retirade dazu dienen. Denn es ist zu beachten, daß sie wesentlich von französischer Seite als Wunderwerk der Kriegskunst glorificirt worden ist: „cette mémorable retraite de Mayence jusques à Metz, si connue de tout le monde et qui a fait tant de bruit“, wie sie in den grammont'schen Memoiren paraphrasirt wird. Man muß sie nur lesen, all die bewundernden, huldigenden Schreiben, die der französische Cardinal-General auch jetzt wieder aus der Heimath,

vor allen von seinem Gönner, dem Cardinal-Herzog Richelieu, erhielt, der ihn damals zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, auf alle Weise auszeichnete und in den Augen seiner Landsleute auch zu einer militärischen Berühmtheit zu machen suchte, zu der ihm doch in Wahrheit so vieles fehlte. Richelieu schrieb ihm wiederholt in den überschwänglichsten Ausdrücken: „Vous avez fait une retraite si glorieuse, que vous ayez combattu les ennemis“. Er rühmte ihn als den einzigen Franzosen, der eine Armee zu führen verstände. Und der Minister Bouthillier pries die gloriose Art, mit der er den Feind, der sich ihm entgegenstellte, zurückgeworfen hätte.

In Wahrheit war es ein wenig ruhmvoller Rückzug, bei dem es, dank den Franzosen, reichliche Verwirrung gab; ein Rückzug, der, wenn Herzog Bernhard nicht gewesen wäre, gar leicht in eine völlige Flucht hätte ausarten, oder mit einer völligen Vernichtung hätte enden können. Denn Bernhard war es, der überall die Augen hatte, stets auf dem Posten war, die nöthigen Dispositionen traf, zugleich dafür sorgte, daß der Marsch nicht stockte, und daß der Feind abgewehrt wurde, während sein geistlicher Kriegskamerad ganz den Kopf verloren zu haben schien. Die Mannschaften sangen ein Spottlied auf ihn mit dem bitteren Refrain: „où est le Duc de Weimar?“

Es muß la Valette zur Ehre nachgesagt werden, daß er die Verdienste des Herzogs erkannte und anerkannte. Nie stand er sich besser mit ihm, als in diesen trüben Wochen[1]). Er rühmte Richelieu gegenüber die Beständigkeit seiner guten Gesinnung gegen Frankreich und empfahl, ihn deshalb gut zu behandeln.

Jedenfalls konnte dem, der sehen wollte, das Verhältniß der beiden Corpsführer auf die Länge nicht verborgen bleiben. Und auch die Franzosen überkam bald die Empfindung von dem großen Verdienst des berühmten weimarischen Kriegshelden um die Erhaltung ihrer Truppen. Grotius schrieb um die Mitte des October

1) Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 9. (19.) Oct. 1635. Ep. 496. „Magnam duci cum Cardinali Valetta et prope fraternam esse amicitiam“, so erfahre er von Ponikau. Auch Grün berichtet davon.

aus Paris, daß der Herzog hier hoch gerühmt werde und für den Retter des französischen Heeres gelte[1]).

Als Bernhard und la Valette Gallas zum Rhein zurückdrängten, waren Marschall la Force und der Herzog von Angoulême in Lothringen mit der Aufgabe zurückgeblieben[2]), den Herzog Carl, der an der Spitze seines Heeres sein Land wiederzugewinnen suchte, ebenfalls zur Umkehr zu zwingen und damit die Sicherung der französischen Ostgrenze gegen die feindliche Heeresmacht zu vollenden. Aber der eine von ihnen war alt und ohne Energie, der andere aus Eifersucht auf den Kameraden säumig, so daß der Lothringer ihnen gegenüber leichtes Spiel hatte, obschon sie weder an Truppen, noch an Lebensmitteln Mangel litten; wie denn die für la Valette und Bernhard bestimmten Proviantzufuhren von Metz und Nancy zu ihren Gunsten sistirt wurden und ebenfalls für jene bestimmte Verstärkungstruppen Marschordre nach Lothringen erhielten. Herzog Carl theilte sein Heer, das ihm bedeutend zu augmentiren gelungen war, in zwei Corps, von denen er das eine unter Lemont an die Maas, nach St. Mihiel warf, mit dem andern die obere Moselgegend besetzte, in Rambervillers einzog,

---

1) Grotius an L. Camerarius d. d. Paris, 21. (31.) Oct. 1635. Ep. 501. Chatillon an d'Aersens d. d. Paris, 11. (21.) Nov. Aubery II, S. 495: „Monsieur le Cardinal de la Valette y a rendu preuve de son courage et bonne volonté, mais il a eu grand besoin de l'expérience et valeur du duc de Weymar, qui a rendu de grands tesmoignages de sa vigilance, adresse et bonne conduite et a acquis la bienveillance et estime grande de tous nos Français, qui l'ont veu agir etc.“ Vor allem in den Memoiren Montglats S. 90 f. wird das Lob Bernhards — grand et expérimenté capitaine et plus rusé que l'autre — gesungen. Vgl. u. a. auch la Meilleraye an Richelieu d. d. Vic, 24. Oct. (3. Nov.). Röse II, B. 4, Anm. 4.

2) „Zeitung | Ausn Frantzösi | schen Feldlager bey Luneville . . . ||.“ 1635. 4 Bl. 4°. Darin: „Aus dem Königl. Frantzösischen Feldlager bey Luneville, den 20. (30.) Aug.“

Charmes, Epinal, Remiremont nahm, überall von seinen Unterthanen mit freudigem Jubel aufgenommen.

Wie wenig entsprach dieser Verlauf des lothringischen Feldzuges den Erwartungen! Statt an den Rhein zurückgeworfen zu werden, machte der Gegner immer weitere Fortschritte. Die Besetzung St. Mihiels bedeutete eine unmittelbare Gefährdung Frankreichs; Metz und Nancy waren mit ihr umgangen, die eigene Grenze aus nächster Nähe bedroht. Und das in demselben Moment, da trübe Nachrichten vom Rhein eintrafen: daß Herzog Bernhard auf seiner unerhörten Forderung bestehe; daß Landgraf Wilhelm außen bleibe; daß der Abfall beider zu befürchten sei. Wie, wenn dann auch die gallasische Armee, vom Rhein vordringend, an der französischen Grenze erschien?

Der König entschloß sich — es wird später davon ausführlich die Rede sein — zu großen Opfern, um nur die beiden deutschen Fürsten zu halten. Er bestimmte alle Streitmassen, die sich in der Champagne sammelten —: die Reservearmee unter dem Grafen von Soissons, der sich der jüngst aufgebotene Ban und Arrièreban zugesellte; die 5000 gentilhommes volontaires, denen befohlen war, sich Ende August zu Chalons einzufinden; die neuangeworbenen 12,000 Schweizer u. a. — für ein Unternehmen gegen St. Mihiel, dessen Leitung er sich persönlich vorbehielt. Den Herzog von Lothringen sollten indeß la Force und Angoulême in Schach halten.

Während sie dem Herzoge bis Gerbéviller entgegengingen und dort Stellung nahmen, ohne doch einen Angriff auf sein verschanztes Lager bei Rambervillers zu wagen, versammelte sich das königliche Heer bei St. Dizier. Am 14. September ging der König zu den Truppen ab. Am 19. wurde Bar-le-Duc erreicht, von hier aus die Belagerung St. Mihiels unternommen. Schon am 22. capitulirte die Stadt. Das war also genau in der Zeit, da Herzog Bernhard und Cardinal la Valette bei Metz anlangten.

So standen nunmehr bedeutende Truppenmassen auf verhältnißmäßig engem Terrain rings um die Hauptstadt Lothringens beisammen: die stattliche Armee des Königs rückwärts bei St. Mihiel; davor die arg mitgenommenen rheinischen Truppen, von denen die

la Valette's nach Pont-à-Mousson verlegt wurden, während die Bernhards für die nächsten Tage bei Metz blieben, dann gleichfalls gegen die Stadt Nancy herangezogen wurden und östlich von ihr, um Amance gegen die Seille zu, Stellung nahmen; endlich die lothringische Operationsarmee unter den beiden Marschällen, die sich eben jetzt von Gerbéviller nach Luneville und bald darauf nach St. Nicolas, also noch näher an Nancy heranzog.

Der König wollte, daß diese imposante Heeresmacht nicht eher Winterquartiere bezöge, als sie das gallasische und lothringische Heer, mit denen die Corps einzeln bisher nicht hatten fertig werden können, vereint aus dem Felde geschlagen und damit die Gefahr von Frankreichs Grenze abgewandt hätte. Er löste deshalb bald nach der Einnahme von St. Mihiel sein Heer, das mit ihr seine Aufgabe erfüllt hatte, auf, ließ nur einige Regimenter in der eroberten Stadt und vertheilte die übrigen unter seine drei, in der Front befindlichen Marschälle. Zu la Force und Angoulême sandte er (am 26. September) la Meilleraie, den Großmeister seiner Artillerie, mit 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde. La Valette zuertheilte er an Reiterei 15,000 Mann von den compagnies réglées und drei Regimenter Infanterie, zu denen dann noch 6000 Schweizer kommen sollten. Er selbst kehrte nach St. Germain en Laye zurück, wo er am 12. October eintraf.

Gallas hatte mit seiner Hauptmacht die weichenden Weimaraner und Franzosen nur bis an die Saar verfolgt. Statt ihnen bei Wallerfangen den Uebergang streitig zu machen, war er, sobald er sie auf dem linken Ufer in der Nähe der compacten französischen Streitmassen wußte, stromauf marschirt, hatte die Saar bei Saargemünd passirt und sich dann gegen Dieuze gewandt, in der Absicht, sich mit dem Herzoge von Lothringen zu vereinigen. Dieser brach auf die Nachricht von dem Anzuge der Kaiserlichen aus seinem Lager bei Rambervillers auf und marschirte ihnen entgegen. Am 6. October vereinigten sie sich bei Maizières, südlich von Dieuze. Vereint gingen sie bis Marimont, wo sie sich in einem sehr günstigen Terrain zwischen ein paar Seeen verschanzten. Von hier aus bedrohten sie die Stellungen ihrer Feinde um Nancy, zunächst die

am weitesten vorgeschobene Herzog Bernhards, dessen Spitze — das forbus'sche Regiment — zu Vic an der Seille stand.

Auf die Kunde von der Vereinigung der feindlichen Streitkräfte hatten die drei französischen Marschälle und Herzog Bernhard in einem zu Nancy gehaltenen Kriegsrath beschlossen, ihre Truppen gleichfalls zusammenzuziehen. Dann wurde auch der Beschluß gefaßt, dem Feinde mit aller Macht unter die Augen zu gehen und eine Schlacht anzubieten. Man nahm die Route von Amance über Moncel und Vic und faßte bei Marimont dem Feinde gegenüber Stellung. Marimont selbst wurde besetzt. Allein alle Versuche, ihn aus seinem festen Lager herauszulocken, scheiterten. So blieb es bei einer gegenseitigen Kanonade und einigen kleineren Scharmützeln mit den Croaten. Denn den Feind in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, wagten die Heerführer nicht, „sich am Nördlinger Exempel spiegelnd". Und da es „unbeschreiblich kalt" und keine Fourage für die Pferde zu bekommen war, so wurde, nachdem man drei Tage dem Feinde gegenüber im Felde gehalten und das Land in meilenweitem Umkreise um dessen Lager mit Feuer verwüstet hatte, wieder aufgebrochen.

Bernhard verlegte seine Truppen in die Ortschaften an der Seille: Marsal, Moyenvic, Vic, Nomeny. In Vic nahm er sein Hauptquartier: „da wir denn (wie Grün schreibt) in guten warmen Kammern logirten, hingegen der Feind in der großen Kälte unter freiem Himmel ohne Wein und Brod im Felde liegen und vorlieb nehmen mußte."

Und nun kehrte sich das Spiel um. Wie sich vor kurzem die Lage der französisch-weimarischen Armee am Rhein immer ungünstiger gestaltet hatte, daß sie endlich den Rückzug antreten mußte, so gerieth jetzt die kaiserliche Armee, die sich, weit von ihren Hülfsquellen entfernt, in ausgeraubter und verheerter Gegend befand, in ärgste Bedrängniß. Zur Kälte gesellte sich der Hunger, zum Hunger bald die Pest.

Gleichwohl blieb Gallas entschlossen, die Franzosen „auszuharren". Stand doch Lothringen schon in Bereitschaft, sich zu Gunsten seines früheren Herrn zu erheben. Es lag ihm alles daran,

Winterquartiere so hart als möglich an der französischen Grenze zu nehmen, um sie gleich mit dem beginnenden Frühjahr überschreiten zu können. Er schob deshalb seine Reiterei an die Mortagne, bis nahe an St. Nicolas vor. Aber das Elend in seinem Lager nahm reißend zu. Die Pferde fielen in Masse vor Hunger; unter den Mannschaften forderte die Pest so viele Opfer, daß man die Leichen „zu Verhütung des Gestanks täglich verbrannte“ [1]). Ganze Truppenabtheilungen verließen die Armee, um weit umher zu plündern und zu rauben. Und dazu nun der Eintritt des Winters!

Ob Gallas damals schon von dem ungünstigen Verlauf auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze erfuhr, wo Baner die Sachsen (Mitte October) bei Bardewik, dann bei Dömitz geschlagen hatte, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls: dieses Unheil, das plötzlich über seine Armee hereinbrach und sie völlig aufzulösen drohte, genügte für sich allein, ihn niederzuschmettern. Er gab den Befehl zum Abbruch des Lagers und zum Rückzug ins Elsaß, der noch vor Mitte November angetreten wurde.

Aber auf dem Marsche begann erst das ganze Elend. „Der Hunger zog uns immer nach“, jammert der Feldpriester Carve. „Die Mütter warfen ihre Kinderlein von sich, damit sie den erbärmlichen Tod derselben nicht sehen müßten; die tapferen Soldaten, welche dem Feinde niemals den Rücken gewandt, fielen wie Schnee nieder und gaben ihren Geist auf; andere liefen den todten Gäulen und stinkenden Ochsen nach, ihr Leben noch eine kleine Zeit zu fristen.“ Um 10—12,000 Mann und darüber wurde, wie die Nachrichten lauten, in diesen letzten Wochen und Tagen das feindliche Heer geschwächt.

Die Reste der stolzen kaiserlichen Armada gelangten über Pfalzburg nach Zabern, das kurz vorher nebst der Bergfeste Hohbarr von dem Marquis de Grana den Franzosen abgenommen worden

1) Schreibensextracte: „Aus Ober Elsaß, vom 26. September“ in: „Zeitungen | Wie Ihr Churf. Durch | leuchtigkeit zu Sachsen ꝛc. | Newen Holdensle | ben, die Werber Schantz, Tangermünde vnd | Ständal eingenommen . . .||“ 1635. 4 Bl. 4°. Grün verweist in seiner Darstellung auf Carve, „der auch in Person dabei gewesen“. S. dessen „Reißbüchlein“.

war. Ohne Zabern wären sie „gar zu Trümmern gegangen“. Nun überschwemmten sie das Elsaß, das doch nicht im stande war, sie allesammt den Winter hindurch zu erhalten. Deshalb schickte Gallas den Marquis de Grana auf das andere Ufer, der dann mit seinem Corps nach Westphalen ins Winterquartier zog. Auch andere Theile seiner Armee entließ er, damit sie Gegenden aufsuchten, in denen sie überwintern konnten. Die ligistischen Truppen unter Graf Peter Götz, dem alten Colloredo, Johann von Werth und Mercy fanden sich im Trier'schen und Lüttich'schen zusammen. Der Herzog von Lothringen hatte sich schon beim Aufbruch von Gallas getrennt und die Seinen ins Bassigny und die Grafschaft Burgund geführt.

Gallas selbst blieb mit geringem Rest im Elsaß, vergebens bemüht, an Terrain zu gewinnen. Weder das unfern Straßburgs gelegene Dachstein, noch Hagenau, noch Colmar, noch das von Oberst Quernheim wacker vertheidigte Benfeld vermochte er zu nehmen. Indeß er zu Zabern in widerlicher Rohheit schwelgte und schlemmte, demoralisirten seine Truppen mehr und mehr, desertirten, wo sie konnten, theils hinüber auf das rechte Rheinufer, theils geradeswegs zum Feinde. Doch nahm Herzog Bernhard nur solche auf, die früher in schwedischen Diensten gestanden hatten.

Mit dem Rückzuge der Kaiserlichen aus Lothringen endet der Rheinfeldzug von 1635. Obschon sie ihre Absicht nicht erreicht, die Franzosen und Weimaraner nicht aus dem Elsaß und aus Lothringen vertrieben hatten, endete er doch zu ihren Gunsten. Denn der Main und der Neckar, der Mittelrhein, die untere Mosel und die Saar waren in ihrer Hand. Noch zuletzt, während die Armeen in Lothringen gegen einander standen, hatten Mannheim, Heidelberg, Frankenthal, schließlich (am 7. December) Mainz capitulirt.

Für Herzog Bernhard bedeutete dieses Resultat des Feldzuges seine Absperrung vom rechten Rheinufer. Denn es gab nur noch Einen Rheinpaß, der nicht in Feindes Hand war: die Stadt Straßburg. Aber hielt man auch südlich von ihr Benfeld, nördlich von ihr Hagenau besetzt, so beherrschte Gallas doch mit Zabern den direc-

ten Zugang aus Lothringen zu ihr, und es war stark zu befürchten, daß sie in der Lage, in der sie sich befand, den Lockungen des Kaisers auf die Dauer nicht widerstehen würde.

Auch auf den anderen Kriegstheatern entsprach das Ende des Feldzuges nicht den großen Hoffnungen und den gewaltigen Streitmassen, mit denen die Franzosen ihn eröffnet hatten. In Italien war nichts ausgerichtet, Valence trotz langer Belagerung unerobert geblieben. In den Niederlanden hatte der Krieg, seit die Franzosen gezwungen worden waren, die Belagerung von Löwen aufzugeben, den kläglichsten Verlauf genommen. Von der Heimath getrennt, sahen sie sich genöthigt, in trostlosestem Zustande auf staatischem Gebiete zu überwintern. Dem wackern Herzoge von Rohan aber stand ein zu kleines Corps zur Verfügung, als daß er auf dem Schweizer Kriegsschauplatze mehr zu thun vermocht hätte, als sich der spanischen und österreichischen Uebermacht erwehren.

Und all diese Mißerfolge nicht zum geringsten Theil deshalb, weil die französischen Truppen sich so wenig brauchbar erwiesen hatten. Bürgerkriege sind keine Schule für eine Armee; und seit ein paar Menschenaltern hatten die Franzosen nur in ihnen sich zu erproben Gelegenheit gehabt. Daher der Mangel an Disciplin und Ausdauer, die Unfähigkeit, Hunger und Strapazen zu ertragen; ein Eigenwille, wie er mit militärischer Parition unvereinbar ist und es verhindert, daß der General seine Mannschaften unbedingt in der Hand hat. Von soldatischem Geist war wenig mehr in ihnen zu spüren. Wie weit wurden sie in alledem von den habsburgischen Truppen übertroffen[1])!

Dazu kam, daß die Truppenkörper meist incomplett waren — viele Infanterieregimenter zählten nicht einmal 400, viele Cavallerie-

1) Vgl. u. a. das Urtheil in Montglats Mém. I, S. 120. „Les Français n'y [dans la guerre] avoient pas alors l'expérience, qu'ils ont eue depuis. D'abord qu'un homme avoit porté les armes en Hollande, on l'écoutoit comme un oracle; et tel passoit pour grand capitaine, qui depuis n'eût pas été jugé digne de commander une compagnie: tant la longue paix avoit rouillé les armes des Français et leur avoit fait oublier le métier de la guerre."

compagnien nicht einmal 25 Mann —, so daß la Valette seinen Feldzug mit einer Reformirung seiner Armee beginnen mußte. Die Officiere zeigten sich von vornherein widerspenstig: ein nicht geringer Theil von ihnen verließ ohne Urlaub die Armee, und damit war den Mannschaften ein Beispiel von Desertion gegeben, das sie nicht säumten nachzuahmen. Andere wieder sträubten sich, den Befehlen des Obercommandos zu gehorchen, wie denn, wovon bereits die Rede war, viele den Rhein zu überschreiten verweigerten. Wiederholte Befehle des Königs an seine Generale, gegen das „débandement und découragement“ mit rücksichtsloser Strenge zu verfahren, hatten wenig Erfolg; denn die Zahl der zu Bestrafenden war zu groß, als daß man sich an sie wagte. Der Adel beschloß, aus dem Felde heimzureiten, als man ihn — es war in jenen Septembertagen, da man mitten in Lothringen dem Feinde gegenüberstand — am wenigsten entbehren konnte; aber weil er seinen Unterhalt selber bestritt und keine Mittel mehr zu haben erklärte, mußte man ihn ziehen lassen. Dazu kamen empfindliche Mängel im Oberbefehl. Die Epoche der großen Feldherren Frankreichs war noch nicht angebrochen: die Generale, die an die Spitze der einzelnen Corps gestellt wurden, hatten höchstens in den Hugenottenkriegen ihre Erfahrungen sammeln können. La Force war ein Greis, der nicht mehr ins Feldlager gehörte, la Valette ein geistlicher Würdenträger, dem der Cardinalshut besser zu Gesicht stand als der Schlachthelm; der Herzog von Rohan, der einzige unter allen französischen Generalen, der wirkliches Feldherrntalent besaß, war Hugenott und wurde auch deshalb seitab von den Hauptkriegstheatern verwandt. Auch beliebte es Richelieu, die Commandos der einzelnen Corps zu theilen, was denn eine nimmer endende Eifersucht der auf einander angewiesenen Kameraden zur Folge hatte[1]).

---

1) Darüber hält sich Grotius in einem Briefe an Oxenstiern d. d. Paris, 9. (19.) Juli 1635, Ep. 436, auf: „mos est Cardinali Riceliaco partiri imperia, quod quam sit in bello periculosum, si vetera exempla admodum illustria non haberemus, ista nuper Bressaei, aulae gratia praefectoris, cum Castilionaeo certamina satis nos docerent.“

Es gehörte fürwahr kein geringer Muth dazu, mit solchem Material, dessen Mangelhaftigkeit sich bei seiner ersten Benutzung gezeigt hatte, einen Krieg fortzusetzen, der ringsum an der ganzen Landesgrenze geführt werden mußte. Aber freilich Richelieu, der wohl den Eintritt Frankreichs in die Action von Jahr zu Jahr hinauszuschieben vermocht hatte, war nicht in der Lage, dasselbe, wann es ihm beliebte, aus der kriegerischen Action wieder herauszuziehen: die aggressive Position, die er einmal eingenommen hatte, aufgeben, hätte nichts geringeres geheißen, als sich besiegt erklären. Indem er entschlossen war, den Kampf gegen das Haus Habsburg im nächsten Jahre fortzusetzen, galt es ihm, Mittel zu finden, die einen besseren Verlauf desselben verbürgten.

Zu diesen gehörte es, den Herzog Bernhard für Frankreich zu gewinnen. In ihm hätte es einen wirklichen Feldherrn besessen, dessen Kriegsruhm selbst durch eine so folgenschwere Niederlage wie die von Nördlingen nichts eingebüßt hatte, und der es mit jedem der feindlichen Generale, mit dem schwerfälligen Gallas wie mit dem beweglichen Johann von Werth, aufnahm. Gelang es, seine Person an Frankreich derart zu fesseln, daß er an der Spitze eines ausreichenden Heeres die Vertheidigung der vom Feinde nunmehr am meisten gefährdeten französischen Westgrenze übernahm, dann brauchte man vor einem Einbruch in die Champagne nicht mehr zu zittern und konnte die eigenen Streitkräfte nach anderen Seiten hin verwenden.

Aber würde sich der Herzog jetzt leichter als ehedem und um billigeren Preis gewinnen lassen?

Siebentes Buch.

Anschluß an Frankreich. Feldzug von 1636.

Der Vertrag mit Frankreich.

Wir erinnern uns der Verhandlungen Herzog Bernhards und Ponikau's mit la Valette und Feuquières vor dem Aufbruch von Mainz. Beide Franzosen hatten von dem Verlaufe derselben ihrem Könige ungesäumt (am 22. und 23. August) Bericht erstattet und ihn zugleich über die schlimme Lage der Dinge am Rhein aufgeklärt.

Ihre Nachrichten müssen den König und seine Umgebung sehr erschreckt haben. Man hatte darauf gerechnet, daß die Heilbronner Bundesfürsten, daß der Landgraf von Hessen und der Herzog von Weimar mit französischer Truppenhülfe die Rheinlinie halten würden: und nun war der Heilbronner Bund gesprengt; Landgraf Wilhelm drohte zu versagen; Herzog Bernhard bestand auf seinen „unerhörten" Forderungen.

Es mußte den Franzosen alles daran liegen, diese deutschen Streitkräfte, welche am Rhein die Ostgrenze Frankreichs vertheidigen sollten, nicht zu verlieren. Daher wurden umgehend an la Valette und Feuquières Vollmachten zu Verhandlungen und zum Abschluß mit beiden Fürsten gesandt und womöglich auch zur Aufrichtung eines neuen Vertrages mit den früheren Mitgliedern des Heilbronner Bundes[1]). Namentlich der Herzog mußte unter allen

---

1) Für das Folgende kommen an Schriftstücken namentlich in Betracht: Ludwig XIII. an la Valette d. d. Chalons, 4. (14.) Sept. 1635. Aubery II, S. 423; Königl. Instruction für la Valette vom 6. (16.) Sept. II, S. 430 ff. Richelieu's Mémoire für denselben d. d. Charonne (Chalons?),

Umständen gehalten werden: selbst auf Kosten eines unvernünftigen Vertrages: „d'un traité déraisonnable".

Deshalb sollte la Valette ihm in neuen Verhandlungen stufenweise eine höhere Summe anbieten, wenn er erkenne, daß er sich um eine geringere nicht von dem Abfall zum Kaiser abhalten lassen würde: zwei Millionen, und genügten sie nicht, bis zu 3,200,000 Livres. Eine Summe, die ungefähr acht Monatssolden für 6000 Reiter und 12,000 Fußsoldaten gleichkam. Denn so stark müsse das Heer sein, das er sich im Felde zu halten verpflichte, und zwar ungerechnet die in den Garnisonen befindlichen Truppen. Erreiche die Feldarmee diese Stärke nicht, so sollten an den Geldern entsprechende Abzüge erfolgen. Um die Effectivstärke zu constatiren, sollte es dem Könige freistehen, mit der Armee jederzeit Revuen abzuhalten. Der Herzog habe sie, wie der Landgraf, dem von der veraccordirten Summe 6 oder 700,000 Livres abzugeben wären, „unter der Autorität des Königs" zu commandiren, und zwar als „Général des forces de la confédéralité", der Landgraf als „Général des troupes Allemandes entretenues par le Roy". Und da er vom Könige besoldet werde, müsse er sich verpflichten, ausschließlich dessen Befehlen zu folgen. Doch wolle derselbe, falls der Herzog zu große Schwierigkeiten mache, auf dieser Forderung nicht bestehen, sondern sich mit der Versicherung begnügen, daß er im Fall des unglücklichen Verlaufs in Deutschland fest auf seiner Seite und in seinem Dienst bleiben werde. So wenig endlich der König einen Frieden schließen wollte, in den der Herzog nicht einbegriffen sei, ebensowenig sollte er oder der Landgraf anders als mit Zustimmung Frankreichs Frieden schließen dürfen.

So die Bedingungen, auf denen la Valette dem Herzoge gegenüber bei Wiederaufnahme der Verhandlungen bestehen müsse, falls er mit einer Summe von höchstens 3,200,000 Livres zufrieden sei. Verlange er mehr, so habe man — wie es in der Instruction heißt — allen Grund zu der Annahme, daß er nur

---

5. (15.) Sept. II, S. 426; Königl. Instruction für Feuquières d. d. Chalons, 4. (14.) Sept. Feuquières III, S. 287 f.

einen Vorwand zum Abfall vom Könige suche, und daß daher alle noch so großen Versprechungen vergebens sein würden. Alsdann müsse der Cardinal alle Mittel anwenden, um die französische Armee in Sicherheit zu bringen, damit sie, wenn der Herzog zum Feinde übergehe, nicht in Gefahr gerathe.

Es bezeichnet die Hast, mit welcher diese Weisungen aufgesetzt wurden, aber auch wie schwer dem Könige der Entschluß zu solchem Opfer wurde, wenn er gleichsam als Nachschrift hinzufügen ließ: er wolle dem Cardinal doch Freiheit geben, im alleräußersten Falle, und wenn der Herzog garnicht anders zu haben und zu halten wäre, selbst die von ihm geforderten vier Millionen zu bewilligen [1]).

Diese Weisungen mußten unter allen Umständen zu spät an ihre Adresse gelangen, als daß sie noch die beabsichtigte Wirkung hätten ausüben können. Datiren sie doch fast von demselben Tage, an welchem der Aufbruch vom Rhein erfolgte. Ob sie dem Cardinal la Valette während des Rückzuges eingehändigt wurden, und ob dieser auf ihm Zeit und Neigung hatte, dem Herzoge von ihnen Mittheilung zu zu machen, ist nicht ersichtlich und nicht eben wahrscheinlich. Eher ist es möglich, daß er sie bei der Ankunft in Metz vorfand. Doch läßt sich auch darüber nichts gewisses sagen. Jedenfalls schrieb er unmittelbar nach der Ankunft daselbst an Richelieu: er wage es nicht, wegen der vier Millionen die Entscheidung zu treffen; doch sei er überzeugt, daß das Geld sehr gut angewandt sein würde, wenn man es dem Herzoge zur Bildung des von ihm gewünschten Heeres gebe. Und dazu pries er wiederholt dessen Haltung während des Rückzuges und empfahl, ihm entgegenzukommen.

---

1) „Après que le présent mémoire a esté peracheyé, Sa Majesté a creu devoir encore laisser à la liberté dudit Sieur Card. de promettre jusques à quatre millions de livres, en cas qu'il juge impossible de pouvoir arrester sans cela le Duc de Weymar dans les intérests du Roy. Cette condition est si déraisonnable, et la somme si excessive, que ledit Sieur Cardinal ne s'y doit obliger qu'à la dernière extrémité et pour éviter les maux, qu'il croiroit pouvoir arriver, s'il ne le faisoit pas.“

Auf die Franzosen wirkte der Rückzug der Weimaraner nach Lothringen sehr abkühlend. Richelieu schrieb an la Valette[1]): „Als man Euch Vollmacht gab, mit dem Herzoge bis zur Summe von vier Millionen zu verhandeln, that man es, weil man erkannte, daß Ihr in der äußersten Gefahr waret, wenn er Euch verließ, und weil man nichts unterlassen wollte, Euch zu retten. Wie die Sachen jetzt liegen, ist man wohl gewillt, dem Herzoge die Truppen, die er effectiv haben wird, durch Aufwendung einer vernünftigen Summe zu unterhalten; aber man weiß wohl, daß sie sich nicht, wie er meint, auf 6000 Mann Cavallerie und 12,000 Mann Infanterie belaufen werden. Wenn der König einen so beträchtlichen Theil seines Geldes schlecht verwendete, würde es an Unterhaltungsmitteln für das französische Corps fehlen, ohne das der Herzog nichts ausrichten kann". La Valette wurde aufgefordert, umgehend mitzutheilen, wie viel man ihm seiner Meinung nach zahlen solle; denn aus der Ferne lasse sich das nicht beurtheilen.

La Valette erwiederte: es sei jetzt nöthiger als früher, den Herzog an sich zu ziehen, weil man ohne ihn den Krieg gegen den Kaiser nicht führen könne. Die Franzosen wären nachlässig und unwillig, so daß sie selbst des Königs Gegenwart nicht zu zügeln vermöchte. Es sei durchaus nöthig, daß ein oder zwei Heerzüge nach Deutschland ins Werk gesetzt würden, deren einen Bernhard übernehmen müsse, theils wegen seines großen Ansehens bei den Deutschen, theils wegen seiner festen antikaiserlichen Gesinnung. Wolle ihm der König eine Summe Geldes zum Unterhalt seines Heeres geben, so würden dem Kaiser viele Truppen entzogen werden können. Vor allem aber könne Gallas nur durch Bernhard aus Lothringen vertrieben werden. — Man sieht: La Valette verwandte sich aufs wärmste für seinen Kriegskameraden, dem er so großen Dank schuldete.

Wie aber stellte sich Herzog Bernhard zu solchen Bemühungen um seine Person?

Wir besitzen von seiner Hand eine Aufzeichnung aus den Tagen

---

1) d. d. Ruel, 25. Sept. (5. Oct.) 1635. Aubery II, S. 442.

seiner Ankunft in Metz[1]). Er sei mit seiner Armee nunmehr in solche „Extremitäten" gesetzt, auch ihm „dergestalt alle Hülfe benommen, daß er des Feindes Macht nicht zu widerstehen vermocht und also seine Posten am Rhein bis auf die darin gelassenen Besatzungen habe verlassen und sich mit den übrigen Truppen zurückziehen müssen. Er habe solches vor Augen stehende Unheil den Ständen zwar bei Zeiten eifrig und genugsam zu erkennen gegeben, aber leider sehen müssen, daß man nicht allein dessen wenig geachtet, sondern auch, daß die meisten sich dem Feinde accommodirt und die übrigen, statt ihm den versprochenen Beistand zu leisten, die Last und Ungelegenheit auf ihn gewälzt hätten." Dazu komme, daß er nicht wisse, in welchem Zustande Oxenstiern sich befinde, von dem er seit dessen Abreise „nicht einen Buchstaben" empfangen.

Es war eine verzweifelte Lage, in der er sich befand, nicht nur, weil er den Rhein hatte verlassen, vor den Kaiserlichen weiter und weiter gen Westen hatte weichen müssen, sondern und mehr noch, weil weder der Bund des evangelischen Deutschland noch Schweden ihn mit den Mitteln versehen hatte, deren er zur Fortsetzung des Kampfes bedurfte.

„Ich bin, weiß nicht wohl wem zu Diensten außer Gott und meinem Vaterlande", klagte er in jener Zeit einmal seinem alten treuen Hortleder. „Man hat mich zwar auf dem letzten Wormser Tage ordentlich berufen und bestellt, die Sache der Stände mit dem Degen auszufechten. Allein aus Furcht und Leichtfertigkeit haben mich viele außer Obacht gesetzt. Viele sind auch unterdrückt worden. Ich stehe allein."

Er war ganz auf sich gestellt, und es blieb ihm nur die Wahl zwischen einem Raubkriege, durch den er nach Freibeuterart seine darbenden, soldfordernden Truppen zufriedenstellte und beisammenhielt, und zwischen Entlassung seines Heeres und Aussöhnung mit dem Kaiser um jeden Preis; es sei denn, daß er eine neue Macht

1) Bernhard an Ponikau d. d. Metz, 23. Sept. 1635 (Gotha).

fand, die ihm besser wie Schweden, wie die Heilbronner Conföderation die Fortsetzung seines Kampfes ermöglichte.

Er hätte an seiner innersten Ueberzeugung, an seinem Glauben wie an seinem Patriotismus zum Verräther werden müssen, um sich dem entdeutschten, katholisch-habsburgischen Reichsoberhaupt zu unterwerfen. Er hätte den Adel seiner Gesinnung verleugnen, von sich selber abfallen müssen, um seinen Waffen, über deren unbefleckte Ehre er mit eifersüchtigem Stolze wachte, jedes höhere Ziel zu nehmen und den Krieg mit allen Rohheiten und Gräueln gemeiner Plünderungszüge planlos, ziellos fortwuchern zu lassen: ein Kurfürst Johann Georg oder ein Mansfeld hätte er sein müssen, um sich für das eine oder das andere zu entscheiden.

In der Lage, in der er sich befand, sah er, daß ihm nichts übrig blieb, als sich, so schwer es ihm gleich ankommen mußte, so entschlossen er es bisher stets vermieden hatte, Frankreich in die Arme zu werfen. Denn er habe jetzt nur noch „einzig und allein von Ihrer Majestät Mittel zu erwarten“. Es mochte ihm zum Troste gereichen, daß er damit Frankreich um so tiefer in den Kampf gegen den Kaiser hineinzog, den seine evangelischen Landsleute aufgegeben hatten.

Sein Deutschland kam ihm dabei nicht aus dem Sinn: er hat nicht einen Augenblick gemeint, für Frankreich Lorbeeren zu pflücken.

Kaum in Metz angekommen, that er, was er bisher zu thun stets abgelehnt, hinausgeschoben hatte: er setzte am 23. September seinen Namen unter den, in einzelnen Punkten etwas veränderten feuquières'schen Vertragsentwurf vom 23. März, dessen Inhalt freilich nur noch zum Theil zu der in dem halben Jahre völlig verwandelten Lage paßte.

An demselben Tage beauftragte er seinen getreuen Ponikau mit einer neuen Sendung nach Frankreich. Er sollte dem Könige für dessen ihm bisher erwiesene „sonderbare Affection“ danken, ihm dann die Gründe seines Rückzuges bis zur französischen Grenze ausführlich darlegen und ihm vorstellen, „wie hochnöthig es sei, daß des Feindes Beginnen gesperrt und die Sachen in den vier oberen

Kreisen gefaßt würden"; und wie ihm das bei dem völligen Unvermögen der Conföderirten Frankreichs nur möglich sei, wenn der König die nöthigen Mittel gewähre. Auf solche Mittel an Truppen und Geld sollte Ponikau dringen. „Sollte auch Ihre Majestät einige Tractatur mit uns darüber aufzurichten begehren, geben wir Euch volle Gewalt, sie bis auf unsere Ratification zu vollziehen."

Ponikau machte sich sofort auf den Weg. La Valette unterließ es nicht, ihn und seine Werbung durch besondere Schreiben dem Könige und Richelieu auf das wärmste zu empfehlen. Am 27. September hatte er zu Bar-le-Duc beim Könige Audienz. Er schrieb über sie seinem Herrn mit höchster Befriedigung[1]): er habe den König über die Maßen wohlgemeint befunden; derselbe wolle des Herzogs Armee so verstärken, daß sie den Feind über die Saar zurücktreiben und seinen ferneren Fortschritten die Spitze abhauen könne. „Noch zur Zeit verspüre ich bei diesem Hofe große Entschlossenheit, und werden alle Mittel an die Hand genommen, den Krieg zu führen." Wegen des Unterhaltes der Truppen sei er an Richelieu gewiesen. Auch in den folgenden Tagen erhielt er von dem Könige, den er auf seiner Heimreise aus dem Felde begleitete, wiederholt die Versicherung, daß derselbe seinen Herrn nicht verlassen wolle[2]).

In St. Dizier trennte Ponikau sich von ihm und reiste „per Post" nach Paris voraus, wo er Anfang October eintraf[3]).

Um vortheilhaftere Bedingungen herauszuschlagen, gab er sehr unverhohlen zu verstehen, bald, daß sein Herr mit dem Kaiser seinen Frieden machen und in das Privatleben zurücktreten werde, bald, daß er von demselben angegangen sei, die Führung eines Heeres zu übernehmen[4]).

Erst mit des Königs Heimkehr begannen die eigentlichen Verhandlungen, mit denen der Siegelbewahrer Bullion, der Großschatz-

1) Ponikau an Bernhard d. d. Bar-le-Duc, 27. Sept. 1635 (Gotha).

2) Ponikau an Bernhard d. d. St. Dizier, 29. Sept. (Gotha).

3) Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 3. (13.) Oct. Ep. 494.

4) Grotius an Schmalz d. d. Paris, 2. (12.) Oct. Ep. 493; an Oxenstiern vom 3. (13.) u. 9. (19.) Oct. Ep. 494 u. 496.

meister Bouthillier und die Staatssecretäre Servien und Chavigny beauftragt wurden [1]). Namentlich Bouthillier, der es sehr hoch aufgenommen, daß Bernhard ihn mit einem besonderen Schreiben beehrte, scheint sich entgegenkommend verhalten zu haben [2]).

Schon am 17. October erreichten die Verhandlungen ihren Abschluß in einem Vertrage mit einer Anzahl offener und einer Anzahl geheimer Artikel [3]).

Zur Fortsetzung des gegenwärtigen Krieges, dessen Zweck „die Wiederherstellung der Libertät Deutschlands" ist, erhöht der König dem Herzoge als General des Bundesheeres — denn diesen Titel sollte er fortführen — die Unterstützung, die er ihm bisher gewährt hat, auf die Summe von jährlich vier Millionen Livres, die vom nächsten 5. (15.) November an in vierteljährlichen Raten von einer Million postnumerando (après le service rendu) gezahlt werden; also am 5. November, 5. Februar, 5. Mai und 5. August. Nur die erste Zahlung soll, damit der Herzog in den Stand gesetzt werde, sein Corps auf die vertragsmäßige Stärke zu bringen, pränumerando erfolgen, und zwar 400,000 Livres zwei Tage nach Unterzeichnung des Vertrages, 100,000 Livres Mitte December (Ende Dezember n. St.), der Rest von 500,000 Livres am 5. (15.) Februar nächsten Jahres, d. h. am Schlusse des ersten Termins.

Der Herzog verpflichtet sich, für diese Summe bis zum 10. (20.) Januar 1636 seine Armee auf die Effectivstärke von mindestens 6000 Mann Cavallerie und 12,000 Mann Infanteie — alle

1) Ihre Vollmacht vom 15. (25.) Oct. 1635 bei Röse II, Urk. 12.

2) Vgl. Bouthillier an la Valette d. d. Ruel, 20. (30.) Oct. Aubery II, S. 481.

3) Der Vertrag zuletzt publicirt bei Röse II, Urk. 13. Die geheimen Artikel Urk. 15. Früher schon bei Aubery II, S. 475 ff., wo die Articles secrets gleich dem Vertrage angefügt sind. Dumont VI, 1, S. 118 f., giebt nur die offenen Artikel. Inhaltlich resumirt sie Grotius an Oxenstiern d. d. 21. (31.) Oct. u. 6. (16.) Nov. Ep. 500 u. 506. Er schreibt jedoch: „ipsum instrumentum, quod pollicitus fuerat, mihi non ostendit Ponica." Vgl. auch Chemnitz II, S. 920 u. a. Das Datum findet sich verschieden angegeben: 16., 17., 18. Oct. (a. St.). Der 17. ist das richtige.

Truppen wohlausgerüstet — zu bringen und eine Artillerie mit 600 Pferden und den nöthigen Officieren zu halten.

Er hat die vier Millionen zur Erhaltung der Truppen zu verwenden, die, solange sie sich auf dem linken Rheinufer befinden, acht, sobald sie auf das rechte zurückkehren, nur sechs Monatssolde empfangen. Die Soldzahlungen erfolgen durch den vom Könige ernannten Schatzmeister nach jedesmal voraufgegangener Musterung [1]), von denen die erste gleich nach dem 10. Januar 1636 stattzufinden hat. Die Musterungen werden durch königliche Kriegscommissare und Controleure im Beisein des Generallieutenants und des Finanzintendanten, die sich, vom Könige ernannt, in des Herzogs Umgebung befinden, abgehalten und, damit das Unwesen der „Passevolanten“ [2]) nicht aufkommen kann, nach ein paar Tagen wiederholt, wo dann für jeden fehlenden Reiter 40, für jeden fehlenden Infanteristen 12 Livres, für jeden fehlenden Officier eine seinem Range entsprechende Summe zu gunsten des Königs in Abzug gebracht wird.

Ueberhaupt ist der König nur in dem Falle verpflichtet, die Summe von vier Millionen zu zahlen, daß der Herzog an dem bestimmten Termine (10. [20.] Januar 1636) die 18,000 Mann wirklich beisammen hat; wo nicht, hat er ihm nur einen proportionellen Theil dieser Summe zu erlegen, deren Rest er zur Complettirung der herzoglichen Armee durch französische oder fremde Truppen bis zur ausbedungenen Stärke verwenden kann.

Deutschen Fürsten und Ständen, die vom Prager Frieden zurücktreten, soll der Herzog einen Theil des Subsidiengeldes nach Verhältniß der Truppenzahl, mit der sie sich betheiligen werden, abgeben. Und wenn die Streitkräfte der Conföderirten sich vermehren, so daß sie im stande sind, das Feld zu behaupten und in Feindes Land einzudringen, soll der Herzog in dem Maße, als er

1) Es wechseln die Ausdrücke revue und monstre, die genau genommen nicht dasselbe bedeuten.

2) Vgl. über sie G. Droysen, Beiträge zur Gesch. des Militärwesens in Deutschland während des 30jährigen Krieges. Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte. N. F. 1875.

seine Truppen auf Feindes Kosten unterhalten kann, auf die französischen Subsidiengelder verzichten.

Bestimmungen, die sich insgesammt um die Errichtung der weimarischen Armee und die Zahlung der französischen Subsidien drehen. Sie traten an die Stelle derjenigen des feuquières'schen nunmehr von Bernhard unterzeichneten Vertragsentwurfes, die sich auf die ihm untergebene Bundesarmee und auf das französische Hülfscorps (von 12,000 Mann) bezogen.

Eine andere Reihe von Bestimmungen des früheren Actenstückes, die dessen Schluß bildeten, war trotz des Wandels der Verhältnisse nicht antiquirt. Und sie wurden denn auch, zum Theil wörtlich, zum Theil mit beachtenswerthen Abänderungen, in den neuen Tractat aufgenommen. So wurde wiederholt, daß der König dem Herzoge, wenn derselbe durch eine Schlacht oder sonst einen Unfall seine Armee oder einen Theil derselben verliere, zu einer neuen verhelfen wolle. Aber hinzugefügt wurde jetzt: „indem er dazu die vier Millionen verwendet". — Die Verpflichtung des Königs, für den Herzog im Fall seiner Gefangennahme „dieselbe Sorge wie für einen seiner Generale" zu tragen, wurde jetzt auf alle seine Officiere, die Verpflichtung, mit dem Feinde keinen Frieden zu schließen, der ihm nicht die Freiheit zurückgebe, auf seine ganze Armee wie auf alle Bundesfürsten ausgedehnt. Umgekehrt sollte Bernhard nicht nur für seine Person, sondern zugleich für alle Fürsten, die dem Bunde noch zugehörten und sich ihm später anschließen würden, die Verpflichtung übernehmen, ohne Wissen und Willen Frankreichs keinerlei Vergleich mit dem Kaiser und dessen Anhängern einzugehen.

Der Märzentwurf aber enthielt noch eine Reihe von Bestimmungen, die sich mit der Person des Herzogs beschäftigten, mit seiner dienstlichen Stellung wie mit seinen persönlichen Vortheilen. Was sich darauf bezog, wurde nunmehr in einer Anzahl geheimer Artikel zusammengefaßt, bei denen es von Wichtigkeit ist, zu beachten, was sie mehr und was sie weniger enthielten, als das frühere Actenstück.

Hatte es in diesem geheißen, daß der Herzog sich als Bundesgeneral dem Könige wie dem Bunde eidlich verpflichten sollte, den

Krieg nach den Befehlen des Bundesdirectoriums und mit Einrathen eines von diesem und von Frankreich ernannten Kriegsrathes zu führen, so sollte er nach dem geheimen Vertrage, der ihm gleichfalls den Titel eines Generals über die Streitkräfte der verbündeten deutschen Fürsten ließ[1]), die mit französischem Gelde unterhaltene Armee unter der ausschließlichen Autorität des Königs commandiren und sie ohne Rücksicht auf andere Weisungen in dessen Dienst und überall da, wo er es wünschte, verwenden. Dagegen wurde ihm die unmittelbare Heeresleitung (la direction de toutes les actions de guerre) überlassen, und zwar unter Beibehaltung jener früheren Bestimmung, daß ihm bei derselben Bevollmächtigte nicht nur des Königs, sondern auch der verbündeten Fürsten berathend zur Seite stehen sollten. Bei seinen Kriegsunternehmungen sollte ihm die Rücksicht auf die „cause commune" maßgebend sein. Nur wenn es sich um den Uebergang auf das rechte Rheinufer, um den Einmarsch in ein neues Land und um den Beginn einer größeren Belagerung handelte, hatte er zuvor bei dem Könige anzufragen.

In betreff seiner persönlichen Vortheile wurden ihm an baarem Gelde für die Dauer des Krieges (außer den vier Millionen) 200,000 Livres Jahresgage bewilligt, dazu ihm eine auf königliche Domänen fundirte Pension von jährlich 150,000 Livres, die vom Abschlusse des Friedens an gezahlt werden sollte, versprochen.

An Gebiet wurde ihm die Landgrafschaft Elsaß mit Einschluß der Vogtei Hagenau von neuem zugesichert, — jetzt in weit umfassenderer Weise; denn während ihm Feuquières im März nur den „Genuß" der österreichischen Revenuen in diesem Gebiete angeboten und seinem Könige sowohl die in ihm gelegenen festen Plätze, als auch die Oberherrschaft vorbehalten hatte, wurde jetzt dieses Gebiet mit allen Rechten, die das Haus Oesterreich an ihm besessen, und ohne daß die festen Plätze ausgenommen waren, ihm als Landgrafen von Elsaß zum Besitze überlassen unter der einzigen Bedingung, in seinem neuen Territorium die katholische Religion nicht zu beein-

1) Daß ihm dieser Titel in der Folgezeit gegeben wurde, ersieht man aus Röse II, Urk. 22.

trächtigen[1]). Wenn es zu Friedensverhandlungen käme, sollte der König verpflichtet sein, sich nach besten Kräften dafür zu bemühen, daß der Herzog in dem Besitze dieser sowie seiner schwedischen Donationen belassen, oder daß ihm eine entsprechende Entschädigung gegeben werde.

So diese Vertragsartikel, wie sie von den beiderseitigen Bevollmächtigten am 17. October unterzeichnet wurden, indem dieselben sich zugleich verbindlich machten, dafür zu sorgen, daß sie binnen Monatsfrist von ihren Herren ratificirt wären.

Wie man sieht, für den Herzog große Vortheile und große Verpflichtungen. Reichliche Mittel zur Fortsetzung des Krieges, souveräner Besitz eines deutschen Territorium, bedeutende Pension auf Lebenszeit: also dauernde Belohnungen für vorübergehende Leistungen.

Aber das alles unter der einen Bedingung, daß er — wie wiederholt sein mag — die von Frankreich besoldete Armee ausschließlich unter französischer Autorität commandire. Eine Bedingung, von der freilich vorauszusehen war, daß sie eine nicht minder starke Fessel für ihn werden würde, als bisher seine Abhängigkeit von dem an der Spitze des Heilbronner Bundes stehenden schwedischen Reichskanzler eine solche für ihn gewesen war; eine Bedingung, die vom französischen Standpunkte durchaus natürlich und berechtigt erscheint, vorausgesetzt, daß Frankreich die von dem Herzoge befehligte Armee wirklich besoldete. Daß er völlig in den Dienst Frankreichs übertreten und einfach ein französischer General werden sollte, war auch

1) Auf den Unterschied dieser Bestimmung in den beiden Fassungen kann nicht nachdrücklich genug aufmerksam gemacht werden. Läge jener frühere Entwurf nicht vor, so würde man versucht sein können, an den Bestimmungen dieses Vertrages zu deuteln. Jetzt kann darüber kein Zweifel sein, daß eine Reihe von einschränkenden Bedingungen, die Frankreich ursprünglich gewünscht hatte — statt des Territorialbesitzes nur der Genuß der Einkünfte, statt der landgräflichen Souveränität vasallitische Abhängigkeit, dazu die Entziehung der festen Plätze —, aus welchen Gründen immer, ausdrücklich bei Seite gelassen wurde, also auch nicht in den Wortlaut des Vertrages wieder hineingedeutelt werden darf.

in den geheimen Artikeln ebensowenig gesagt, wie, daß er die Landgrafschaft Elsaß als französischer Vasall zum Besitze erhalten würde; und von einer eidlichen Verpflichtung, wie in dem Märzentwurfe, war nicht mehr die Rede. Hingegen war ihm auch in ihnen der Titel eines Bundesgenerals gelassen und ein Einfluß der verbündeten Fürsten Deutschlands auf seine Kriegführung anerkannt. Ebenso war das Verfügungsrecht des Königs über die Armee des Herzogs in dem Punkte beschränkt, daß sie nicht für etwelche speciellen Interessen Frankreichs, sondern nur im allgemeinen Interesse verwandt werden sollte.

Immerhin enthielten die Artikel Dunkelheiten und Widersprüche genug, um verschiedene Auslegungen zu gestatten, und waren somit, falls sie angenommen wurden, ganz dazu angethan, Anlaß zu unliebsamsten Erörterungen, zu Mißstimmungen und Hader zu geben.

Französischerseits war man über das Abkommen sehr befriedigt. Die enormen Versprechungen, die damit, daß man sie machte, noch keineswegs erfüllt waren, erschienen gering im Vergleiche zu dem, was man mit ihnen gewann: den ersten Feldherrn der Zeit mitsammt einem respectablen Heere. Daher folgte denn auch der Festsetzung der Vertragsbedingungen die königliche Ratification auf dem Fuße[1]. Und wenig später erging zugleich mit den nöthigen Weisungen an d'Hoquincour, den königlichen Statthalter im Elsaß, die Anzeige, daß der König dem Herzoge — général de l'armée de mes alliés et confédérés wird er hier officiell genannt — „den Genuß aller vormals österreichischen Rechte und Einkünfte im Elsaß" eingeräumt habe.

Ponikau reiste mit der Urkunde und einer Summe Geldes — wie es scheint, der ersten Abschlagszahlung auf die erste Quartalsrate: 400,000 Livres — Anfang November von Paris ab, indeß dem Cardinal la Valette das Brevet wegen der dem Herzoge aus-

1) Am 19. (29.) Oct. 1635. Röse II, Urk. 14 u. 16. Dazu ein Brevet, enthaltend die Zusicherung der Pension von 150,000 L. vom 18. (28.) Oct. Urk. 17, und die Verordnung wegen der Landgrafschaft Elsaß vom 27. Oct. (6. Nov.) Urk. 18.

gemachten Pension und mehrere den Genuß der Rechte und Einkünfte im Elsaß betreffende Weisungen für die Commandanten in Colmar, Schlettstadt und Hagenau übermittelt wurden, die er nebst dem vom Könige ratificirten Exemplar des Vertrages selbst dem Herzoge aushändigen sollte, sobald dieser ihm das mit seiner Unterschrift versehene übergeben habe[1]).

Mit großer Ungeduld erwartete Bernhard die Rückkehr seines Gesandten[2]). Er wurde mit jedem Tage unruhiger, daß man ihn so lange zurückhielt, ohne den Vertrag abzuschließen. Er argwöhnte, daß es geschehe, weil Frankreich damit umgehe, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. La Valette wandte sich deshalb direct an Richelieu: wenn man sich nicht beeile, den Herzog zufriedenzustellen, werde derselbe sich in Sonderverhandlungen mit dem Feinde einlassen. Er gab ihm auf sein wiederholtes Drängen als Vorschuß auf die Summe, die er von Frankreich forderte, 5000 Livres, um seine Truppen zu befriedigen, die, wenn man sie nicht sofort bezahle, debandiren würden.

Am 8. oder 9. November endlich kam die Nachricht des Vertragsabschlusses ins Hauptquartier. Bernhard begrüßte sie mit tausend Freuden[3]). Um einiges später, vielleicht erst gegen Ende November, langte Ponikau an und händigte seinem Herrn die Urkunde ein, die dieser sofort unterzeichnete[4]), worauf dann die Aus-

1) Chavigny an la Valette d. d. Ruel, 27. Oct. (6. Nov.) 1635. Aubery II, S. 488 f.

2) Für das Folgende: La Valette an Richelieu d. d. Château Salins, 27. Oct. (6. Nov.) 1635. Röse II, Urk. 20. La Meilleraye an Richelieu d. d. Vic, 26. Oct. (3. Nov.). Röse II, B. 4, Anm. 11. Noch am (7.) 17. Nov. waren keine Nachrichten von Ponikau eingetroffen.

3) La Valette vom 9. (19.) Nov. Röse II, B. 4, Anm. 10. „Le Duc de Weymar est extrêmement aise de la conclusion de son traité. Je luy ai appris la nouvelle.“

4) „Monsieur le Duc Bernard etc. a rattifié aussitost ce que ledit Sr de Ponica a traitté, ayant secondé ses intentions, qui ne sont point à s'opiniastrer, ou par se monstrant trop difficile à dénoter quelque volonté contraire au service de S. Mté etc.“ So in des Herzogs „Mémoire“. S. die folgende Anm.

wechselung der beiden vollzogenen Vertragsinstrumente erfolgte. Zugleich übergab Bernhard dem Cardinal la Valette ein paar „Mémoires“, von denen er wünschte, daß er sie seiner Regierung übermittle[1]).

Das eine war ein Auszug aus den offenen Vertragsartikeln, soweit dieselben die Truppen betrafen. Der König möge ihn unterschreiben, damit er, der Herzog, ihn seinen Officieren vorzeigen könne, die er nicht in den ganzen Inhalt des Vertrages, namentlich nicht in die sein persönliches Verhältniß zu Frankreich betreffenden Bestimmungen einweihen wollte. Der König beeilte sich, den Wunsch zu erfüllen; schon am 25. December setzte er seinen Namen unter das Excerpt[2]).

Das andere Memoire enthielt das Gesuch um eine allerdings sehr nöthige Abänderung des Vertrages. Wenn Bernhard nicht Geld in Händen hatte, war er nicht in der Lage, die vertragsmäßige Truppenzahl zusammenzubringen, und deshalb bat er um Pränumerandozahlung der einzelnen Quartalsraten, namentlich der ganzen ersten Rate. Er hoffte um so eher auf Gewährung, als er durch seine sofortige Unterzeichnung des Vertrages bewiesen habe, daß er nach wie vor dem Könige mit Eifer zu dienen entschlossen sei.

Freilich, ob er selbst im Falle das Geld vorweg gezahlt wurde, bis zu einem so nahen Termin eine so starke Armee auf die Beine zu bringen vermochte, mußte höchst zweifelhaft erscheinen und wurde selbst von la Valette bezweifelt. Wenn Bernhard ihm die Absicht äußerte, nach Paris zu gehen, sobald er seine Truppen in Winterquartiere verlegt habe, so wird der Grund gewiß nicht allein gewesen sein, sich bei Hofe persönlich vorzustellen, sondern zugleich, auf eine

---

1) Es sind die beiden „Mémoires“, wie sie la Valette nennt; „Projets“, wie sie von einem französischen Kanzelisten dann überschrieben wurden, welche Röse II, Urk. 19 u. 21 publicirt hat. La Valette sandte sie mit Depesche vom 27. Nov. (7. Dec.) 1635 an Richelieu. Vgl. Röse II, S. 478 f., Anmerkungen.

2) „Déclaration du Roy pour l'entretènement d'une armée Allemande commandée par Mr. le Duc de Weymar d. d. St. Germain en Laye, 5 Janv. 1636 (26 Déc. 1635).“ Aubery III, S. 8.

Aenderung dieser unmöglichen Bestimmung des Vertrages hinzuwirken.

Durch den Octobervertrag trat Bernhard in ein neues Verhältniß ein, das bis zu seinem Tode Bestand haben sollte. Die Geschichte seines ferneren Lebens, soweit sie nicht den Krieg zum Inhalt hat, dreht sich wesentlich um jenen Vertrag, die Erfüllung, die Abänderung, die Auslegung seiner Bestimmungen. Wenn nach der Auffassung der Franzosen der Herzog, indem er seinen Namen unter die Urkunde setzte, besoldeter Diener der Krone Frankreich wurde, so war er seinerseits weit davon entfernt, diese Auffassung zu theilen. Verhehlte er sich auch nicht, daß er nicht ein einfaches Auxiliarverhältniß einging, sondern daß er sich in sehr starke Abhängigkeit von Frankreich setzte, ohne dessen nachdrückliche Unterstützung seine Rolle ausgespielt gewesen wäre, so war in seinen Augen das ganze Verhältniß doch nicht ein dauerndes und unlösliches, sondern nur ein vorübergehendes, im beiderseitigen Interesse gebotenes, und seine Grundlage nicht Befehl und Gehorsam, sondern Leistung und Gegenleistung. Nach diesem Gesichtspunkte hat er, wir werden es sehen, von Anfang an gehandelt, ihn hat er wiederholt mündlich und schriftlich aufs schärfste betont. Und der Wortlaut des Vertrages enthielt, wie schon bemerkt, mindestens ebensoviel, was dafür, als was dagegen sprach. Noch kurz vor seinem Tode hat er einmal erklärt: die Franzosen hätten ihn und seine Armee „gänzlich an sich ziehen" wollen, sich aber dann damit begnügt, ihn zu verhindern, daß er sich „von ihnen abwandte". Und so habe er sich denn, wie er sich ein andermal ausdrückt, herbeigelassen, „Ihro Majestät von Frankreich einen Reiterdienst zu thun".

Reise nach Paris.

Als Ponikau mit dem Vertrage in Metz eintraf, verhandelte der Herzog mit la Valette über die ferneren militärischen Anordnungen.

Sie hatten Gallas ungehindert entweichen lassen, da sie mit den eigenen Truppen keine neue größere Unternehmung mehr wagten. Die Reihen der Franzosen waren durch den Abzug der adeligen Reiterei stark gelichtet: was von ihnen noch im Felde lag, war erschöpft, mürrisch, wenig zuverlässig. Und mehr noch als die Franzosen waren die Weimaraner, deren Haltung gleichfalls viel zu wünschen übrig ließ, der Ruhe bedürftig. Es that dringend noth, daß die Mannschaften ins Quartier kamen.

Und so ging man denn, nachdem man noch gemeinsam Dieuze, wo Gallas eine Besatzung zurückgelassen, vierzehn Tage lang belagert und endlich eingenommen hatte, an die Vertheilung der Winterquartiere. Da la Force schon früher in die Grafschaft Baudemont aufgebrochen war, um den Herzog von Lothringen in Schach zu halten, so handelte es sich nur um die Truppen des Herzogs und des Cardinals. Dieser erbot sich, den Weimaranern die Gegend um St. Mihiel und das Land Woevre an der Maas[1]) zu überlassen, die durch die Mosellinie und die starken Positionen von Metz und Nancy vor dem etwaigen Angriff des wieder vordringenden Feindes gedeckt und vom Kriege noch verhältnißmäßig wenig mitgenommen waren. Allein die Einräumung so vortrefflicher Quartiere für den Herzog entsprach durchaus nicht den Absichten des Königs. Diesem lag vielmehr daran, daß die Weimaraner an den exponirtesten Punkten dem Feinde gegenüber blieben, während seine Franzosen sich in ungefährdeten und wohlhabenden Landstrichen erholten. Es leitete ihn dabei der doppelte Gesichtspunkt: das französische Gebiet vor den Plünderungen der weimarischen Truppen zu

1) oder Vaivre, d. i. das „la Voyure“ der Quellen.

bewahren und die vom Feinde besetzten Districte durch sie in Contribution setzen zu lassen. Er meinte, daß er mit Rücksicht auf den Vertrag dem Herzoge schon etwas zumuthen dürfe. Er wollte eben für sein Geld etwas haben.

In diesem Sinne hatte er schon Mitte November disponirt[1]) und verbot dann dem Cardinal la Valette ausdrücklich, die Weimaraner um St. Mihiel und im Woevre'schen zu quartieren. Denn, so schrieb er ihm, er wolle aus diesen Districten noch Getreide in die Magazine von Metz und Nancy überführen lassen. Das aber sei, wenn die Weimaraner, die nicht vom Plündern lassen könnten, dort lägen, nicht mehr möglich. Vielmehr sei zu befürchten, daß sie das französische Grenzland nicht anders als der Feind heimsuchen würden, den er fast lieber als sie in seinem Reiche sehen wolle, da man ihn doch wenigstens ohne Umstände wieder hinauswerfen könne. Uebrigens würde er sich, nachdem er in dem jüngst aufgerichteten Vertrage ihre Unterhaltung übernommen habe, mit einer doppelten Ausgabe belasten, wenn er ihnen nun auch noch Quartiere in seinem Reiche bewilligte.

Er bezeichnete die Saarlinie und den gegen Luxemburg gelegenen Landstrich als Quartier für sie, d. h. die Gegend um St. Avold, Saarbrücken, Wallerfangen, also um Plätze, die dem Feinde zum Theil erst wieder abgenommen werden mußten. Von diesen Positionen aus, meinte er, könnten sie dann die Wiedereroberung des Schlosses Sierck unternehmen und sich damit den Weg auf Trier öffnen. Ausdrücklich bemerkte er, daß nur diese Anordnung die Möglichkeit gebe, den Feind während des Winters zu beunruhigen; und der Herzog habe ja oftmals versichert, daß er das zu thun entschlossen sei. Sollte er sich aber gegen die Verlegung seiner Truppen in diese Gebiete standhaft weigern, so würde es immer noch besser sein, wenn der Cardinal ihm im äußersten Falle Quartiere

1) Ludwig XIII. an la Valette d. d. St. Germain, 14. (24.) Nov. 1635. Aubery II, S. 500. Königl. Instruction für Mr. de Mayolas d. d. St. Germain, 15. (25.) Nov. Röse II, B. 3, Anm. 172. Dazu dann Ludwig XIII. an la Valette d. d. St. Germain, 26. Nov. (6. Dec.) Aubery II, S. 501; vom 29. Nov. (9. Dec.) Röse II, B. 3, Anm. 173 u. S. 98.

um Pont-à-Mousson und St. Avold, also vor der Mosel, anbiete, indeß er seine eigne Mannschaft hinter sie, in die Gegend von St. Mihiel und in das Land Woevre verlege. Denn dann blieben die Weimaraner doch wenigstens weiter von der französischen Grenze entfernt[1]).

Es waren starke Zumuthungen, die der König an den Herzog, dessen er sich nunmehr versichert wußte, und an seine zusammengeschmolzene, ruhebedürftige Mannschaft stellte. Nachdem sie jahrelang unausgesetzt im Felde verwandt und immer kämpfend zwischen der böhmischen und französischen Grenze hin und her geworfen war, sollte abermals ein Winter hingehen, ohne daß ihr eine Frist zur Erholung und Kräftigung gegönnt wurde.

Freilich, nach den Bestimmungen des Vertrages konnte Bernhard es nicht verweigern, sich diesen Weisungen des Königs, wie schwer es ihm gleich ankommen mußte, zu fügen. Während der Cardinal rückwärts nach Toul aufbrach, blieb des Herzogs Hauptquartier in der ersten Decemberwoche zu Metz, von wo er es dann auf das linke Moselufer, nach Sancy, wenige Stunden von der luxemburgischen Grenze, verlegte[2]).

Allein seine Truppen waren ihm nur mit Murren in diese exponirten Gebiete, deren Bewohner es ganz mit dem Feinde hielten, gefolgt. Daß ihnen nach all den „vielfältigen harten Tra-

1) Sehr treffend äußert sich Grotius gegen Oxenstiern in seinem Briefe vom 25. Febr. (6. März) 1636. Ep. 558: „Suedos, qui in illis sunt regionibus, taedet hujus militiae: pro vallo sunt Gallis, ad pericula primi, ad stipendia ultimi, neque plus sesquimestro accipere, ingenti rerum omnium pretio, praesertim linguam Gallicam ignorantibus. Itaque diffluunt et hi et caeteri Ducis Bernhardi milites, ut vix pars dimidia supersit."

2) Er datirt den 3. u. 5. Dec. aus Metz, 6. Dec. aus St. Marie (aux Chênes). Der Stand der Ueberlieferung gestattet nicht, den kleinen Krieg während des Winters 1635 auf 1636 nach seinem Verlaufe darzustellen. Hauptsächlich kommt für ihn eine Anzahl bernhardischer Briefe in Betracht: sein undatirter Brief bei Gallois I, S. 115; (an Morshäuser) d. d. Etain, 17. Dec. (Gotha): an la Valette 27. Dec. 1635 (6. Jan. 1636?) Aubery III, S. 10; an Oxenstiern d. d. Verdun, 12. Jan. 1636 (Stockholm); an la Valette d. d. Verdun, 15. Febr. 1636. Aubery III, S. 35 f.

vaillen“ neue Arbeit zugemuthet wurde, machte sie „unwillig, widrig und ungehorsam“, so daß es, wie Bernhard klagte, fast das Ansehen gewann, als ob bei ihnen alle gute Disciplin und Ordnung gänzlich erloschen sei und jeder sich die Freiheit nehme, seinem eigenen Willen zu folgen.

Er trat solchem Unwesen mit scharfen Mandaten entgegen[1]), verbot bei Todesstrafe das „vielfältige eigenwillige Ausreiten, zumal beim Fouragiren“. Fortan sollte sich kein Mann „ohne seines vorgesetzten Officiers Vorwissen, Erlaubniß und Paßzettel“ von der Truppe entfernen dürfen. Zum Fouragiren sollten stets Officiere mitcommandirt werden. Auch alle Mannschaften, die sich gegen die Einwohner, zumal gegen Geistliche, sowie gegen Kirchen und Klöster irgend welche Ausschreitungen zu Schulden kommen ließen, sollten am Leben gestraft werden. Er machte die Commandanten für die Haltung ihrer Regimenter verantwortlich. Dazu befahl er sofortige Abschaffung des ganzen Trosses als „unnützen überflüssigen Gesindels, das keinen Dienst leiste und nicht zu gebrauchen sei“.

Natürlich, daß die Weimaraner bei der Nähe des Feindes wenig Ruhe fanden. Kaum daß sie in die ihnen angewiesenen Gebiete eingerückt waren, so überschritten mehrere ungarische und polnische Reiterregimenter, die im Luxemburgischen lagen, bei Diedenhofen (Thionville) die Mosel, vereinigten sich mit den nach der Picardie zu liegenden Croaten unter Oberst Forbach und denen Isolani's von der piccolomini'schen Armee und näherten sich Bernhards Quartieren. Zwar gelang es ihm noch, sie zurückzuweisen; aber als der Feind dann immer größere Truppenmassen an der luxemburgischen Grenze zusammenzog, sah er sich genöthigt, einen Theil seiner Stellungen zu opfern und seine Truppen an die Orne zurückzuziehen, wo er um die Mitte des December in Etain sein Hauptquartier nahm. Allein der Feind drängte nach, um, wie Bernhard erfuhr, die Orne zu überschreiten und seine Truppen aus-

1) „Mandat, gute Ordre zu halten im Quartier“ d. d. St. Marie, 6. Dec. 1635 (Gotha). Bernhard an General Hoffirch s. d. (Gotha). Bernhards Erlaß d. d. Verdun, 13. (23.) Jan. 1636 (Gotha).

einanderzusprengen. Schon streifte die kaiserliche leichte Cavallerie bis an den Fluß und machte sich an Gondrecourt, ein zwischen Etain und Sancy an einem See gelegenes Schloß[1]), als er mit einer Reiterabtheilung erschien, das Schloß befreite, die Croaten bis über die Grenze zurückwarf. Doch hatte das auf die Dauer keine Wirkung. Nur um so stärker kehrte der Feind zurück, und auch an andern Punkten überschritt er die Grenze. Besonders verhängnißvoll war, daß er Longwy nahm, welches der jenseit der Maas stehende Graf von Soissons trotz Bernhards Aufforderung ohne Deckung gelassen hatte.

Immer mehr wurden die Stellungen der Weimaraner eingeengt, immer mehr ihnen die Subsistenzmittel genommen. Der Herzög schrieb in seiner Verzweiflung dem Könige: er müsse sich auf die Defensive beschränken; denn in den ihm zugewiesenen Quartieren gebe es keinen Platz mehr, von dem aus er etwas unternehmen könne, da sie sämmtlich entfestigt seien. Selbst Etain sei von allen Seiten offen. Seine Mannschaften seien in Folge dessen nie in Ruhe: Nachts auf Wache, am Tage im Kampf mit dem Feinde, daher aufs äußerste ermüdet. Ihre Zahl nehme täglich ab; seine Infanterie sei bis auf einen geringen Rest zusammengeschmolzen. Und an la Valette schrieb er: Er überlasse es ihm, zu bedenken, welchen Dienst er sich in Zukunft von seinen Truppen versprechen könne, wenn sie vom Feinde immer mehr bedrängt würden und ohne Verstärkung blieben. „Ich werde gezwungen sein, alle Quartiere zu verlassen und den Feind mir nachzuziehen, der, dadurch ermuthigt, Pläne fassen wird, die nicht leicht vernichtet werden können."

„Ich bedarf geschützter Quartiere", war der stete Refrain seiner Schreiben. Er bedurfte ihrer um so mehr, als er einen Theil seiner Cavallerie an la Valette, der zu Anfang des neuen Jahres zu einem Zuge ins Elsaß rüstete, hatte abgeben müssen. Es waren drei Regimenter, die er entsandte, und die in schlechtester Ordnung, unterwegs aufs wüsteste hausend, ihren Weg über Toul nahmen.

1) Nicht zu verwechseln mit dem südwestlich von Nancy gelegenen Gondrecourt, wie Röse II, S. 99 es gethan.

Anfang 1636 hatte er sein Hauptquartier bis zurück an die Maas — nach Verdun — verlegt und vertheilte von hier aus seine Truppen längs des Flusses auf- und abwärts von Verdun und in das Gebiet um Etain, Conflans, Fresnes. Er näherte sich damit der Gegend von St. Mihiel, die ihm vordem von la Valette für den Winter in Aussicht gestellt worden war [1]). Allein die projectirte Reise nach Paris mußte er auch jetzt noch weiter hinausschieben; denn er wurde eben damals gezwungen, im obersten Commando seiner Armee eine Aenderung vorzunehmen. Freiherr Lorenz von Hoffirch, den er erst kürzlich zum General seiner Cavallerie ernannt hatte, rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen so wenig, daß er schon Anfang 1636 den Abschied erhielt. Für seine Stelle bestimmte der Herzog den Obersten Oehm und wies die Regimentsinhaber an, hinfort dessen Befehlen zu folgen. Aber natürlich, daß er nicht alsbald nach einer solchen Aenderung seine Truppen verlassen durfte [2]); um so weniger, als sie argen Mangel litten und im Felde kaum noch zu brauchen waren. Dazu kam, daß ihnen seit la Valette's Abzug ins Elsaß gegen fernere Angriffe von Norden her jeder ausreichende Rückhalt fehlte.

Längst war der 10. Januar vorüber, ohne daß der Herzog an die vertragsmäßige Augmentation seiner Armee auch nur hatte denken können. Denn bei der Nähe des Feindes durfte er seine Officiere nicht

1) In Bernhards Nachlaß (Gotha) befindet sich eine Locationsliste seiner Truppen vom 14. Januar 1636.

2) Bernhards Bestallung für Hoffirch zum General der Cavallerie d. d. Hauptquartier Vic, 24. Oct. 1635 (Gotha). Seine Verabschiedung in Gestalt der Bewilligung einer Reise „ins warme Bad" d. d. Verdun, 6. Jan. 1636 (Gotha). Bernhard an Oxenstiern d. d. Verdun, 12. Jan. 1636 (Stockholm): „Ob ich zwar wohl vermeint, nachdem der Herr von Hoffirch bei mir ankommen, ich sollte von ihm etwas Erleichterung erlangt haben; es hat aber gedachter von Hoffirch so hoch hinaus gewollt, daß ich nicht hindern können, die Dienste dem Begehren gleich zu sein, worüber er seinen Abschied von mir begehrt, welchen ich ihm auch bewilliget." Des Herzogs Befehl, in welchem er seine Obersten von der Cavallerie an Oberst Oehm verweist, datirt gleichfalls vom 6. Jan. (Gotha).

auf Werbungen aussenden [1]). Dazu kam, daß der 5. Februar ins Land ging, ohne daß von Frankreich auch nur ein Sou eintraf. Es kam eben keiner von beiden Theilen seiner Hauptverpflichtung nach: der Herzog nicht in Bezug auf die Truppen, die Franzosen nicht in Bezug auf das Geld.

Indeß forderte die Lage der Soldaten mit jedem Tage gebieterischer, daß etwas für sie geschehe. Wuchs doch die Gefahr, daß sie den Gehorsam aufkündigten und auseinander liefen, wenn sie nicht Geld und Gelegenheit, sich zu erholen, erhielten. Die Reise des Herzogs nach Paris war nicht länger hinauszuschieben. Sobald er daher vernahm, daß la Valette aus dem Elsaß in sein altes Quartier in Toul zurückgekehrt sei, eilte er (Mitte Februar) zu ihm, um mit ihm über den Zustand der Truppen, die Nothwendigkeit ihrer Erholung vor beginnendem Feldzuge und über seine Reise nach Paris Rücksprache zu nehmen.

Sofort nach dieser Begegnung, in welcher der Cardinal ihm entschieden zu der Reise rieth, traf er die Vorbereitungen für dieselbe. Er befahl dem Obersten Oehm, als seinem Stellvertreter bei der Armee, den Officieren den Grund seiner Entfernung mitzutheilen, und daß er seine Rückkehr nach Möglichkeit beschleunigen werde; dafür zu sorgen, daß die Truppen in den ihnen angewiesenen Quartieren gute Ordnung hielten und die benachbarten Quartiere des valette'schen Corps nicht belästigten; und daß die Obersten mit Strenge gegen das Auslaufen und Ausreiten und andere Insolentien einschritten. Generalcommissar Heinrich von Offenburg und die Obersten Schneidewin und Haudecker sollten ihm bei der Heeresleitung zur Seite stehen. Wegen der Proviantirung sollten sie mit dem Bischof von Mende, dem früheren Abbé de Marsillac, der das Verpflegungswesen verwaltete, zu Metz, wegen der Kriegführung

1) Dieses Motiv giebt er ausdrücklich dem Könige an. Vgl. Bernhard an Oxenstiern d. d. Verdun, 12. Jan. 1636 (Stockholm). Er sei „wegen Ursachen der unsichern Quartiere gegen dem Land zu Lützelburg gelegen, also hart travailliret, daß täglich etwas abgehet, auch nicht wohl meine Officiere, welche ich vermeint gegen Deutschland zu schicken, die Rekruten zu machen, habe entbehren können“.

mit Bellefond zu Verdun und Feldmarschall Hebron zu Toul correspondiren und sich im Fall eines feindlichen Angriffs auf diesen zurückziehen.

Noch vor Ausgang Februar begab sich der Herzog in Begleitung Ponikau's und Oberst Hohendorfs auf die Reise und langte spätestens in den ersten Märztagen in Paris an, wo man schon seit Wochen von seinem Erscheinen sprach[1]).

Die Art seines Empfanges steigerte die Verstimmung, in der er sich in Folge der ihm zugewiesenen Winterquartiere und der ausbleibenden Subsidien befand. Strömte auch das Volk zu Fuß und zu Wagen vor das Thor, um den deutschen Kriegshelden bei seiner Ankunft anzustaunen, so gab es doch in den maßgebenden Kreisen der Residenz Stimmen genug, die seine Kriegführung mißbilligten und es tadelten, daß er so vorzügliche Gelegenheiten zum Kampfe habe vorbeigehen und sich bei Nördlingen habe schlagen lassen. Dazu kam, daß er bald genug zu beobachten Anlaß fand, mit wie ausgesuchter Aufmerksamkeit der noch immer in Paris anwesende Herzog von Parma behandelt wurde[2]). Wieviel mehr Umstände

1) Vgl. Grotius vom 18. (28.) Febr. und 25. Febr. (6. März) 1636. Ep. 557 u. 588. Am 4. (14.) März — Ep. 560 u. 561 — erwähnt er des Herzogs Ankunft.

2) Ueber Parma's Pariser Aufenthalt sehr ausführlich (tagebuchartig) Mercure françois XXI, S. 123—128. Ueber seinen Empfang sehr genaue Angaben im Theatr. Europ. III, S. 615; über den Bernhards III, S. 624. Doch irrt es, wenn es sagt, letzterer sei „sehr stattlich tractirt worden, nicht weniger noch geringer als der Herzog von Parma". Vgl. Grotius' Briefe: vom 11. (21.), 18. (28.) Febr., 4. (14.) März Ep. 555, 557, 561. Daß Bernhard den Parmesen noch in Paris antraf, sagt Grotius in seinen Briefen vom 4. März ausdrücklich. Er meldet desselben Abreise erst am 10. (20.) März. Ep. 562. Richelieu, Mém. VIII, S. 109: „Il partit dès le 18 Mars (n. St.) très-satisfait de Sa Majesté, qui lui envoya une chaîne de diamans de 60,000 écus et deux cassettes pleines de galanteries, tant pour lui que pour la duchesse sa femme." — Ueber Bernhards Aufenthalt in Paris giebt das Theatr. Europ. III, S. 640 u. 650 weitere, zum Theil anziehende, aber mehrfach auch falsche Notizen. Sehr ausführlich auch Pufendorf VIII, § 42.

waren schon bei dessen Einholung gemacht worden! Dann hatte man ihm eine Wohnung im Louvre — un des plus beaux appartements du Louvre — eingeräumt, während Bernhard nur im Arsenal einlogirt wurde. Man hatte jenem zu Ehren glänzende Feste gegeben, ihn mit Geschenken überhäuft, und der König hatte ihm gestattet, sich in seiner Gegenwart zu bedecken, während er Bernhard wissen ließ, er wünsche, daß er entblößten Hauptes vor ihm erscheine. Und dieser junge Parmese, um acht Jahre jünger als Bernhard, hielt es nicht einmal für nöthig, ihn bei seiner Ankunft persönlich zu begrüßen, vielmehr für ausreichend, wenn er ihn durch einen Abgesandten bewillkommnen ließ.

Kein Zweifel, daß die Distinction von seiten des französischen Hofes keine zufällige war. Der Grund für sie mag auch darin gelegen haben, daß man Odoardo von Parma für die festeste Stütze Frankreichs jenseit der Alpen erkannte und bei der geplanten Errichtung einer antispanischen Liga der italienischen Fürsten hauptsächlich auf seinen Eifer und Einfluß rechnen zu müssen glaubte. Jedenfalls lag er darin, daß derselbe ein regierender Fürst, Bundesgenosse Frankreichs und nicht auf französische Hülfsgelder angewiesen war, während Bernhard, dank seinem Vertrage mit Frankreich, in den Augen des Königs und Richelieu's nur für einen in französischen Diensten stehenden General angesehen wurde, mit dem man nicht unnöthige Umstände zu machen brauche. Bernhard war von vornherein nicht gewillt, hinter Parma zurückzustehen. Er, ein Glied einer der ältesten und angesehensten deutschen Fürstenfamilien, eines Kurhauses, in dessen Adern, wie er sich rühmte, kaiserliches Blut rollte, beanspruchte mindestens die gleichen Rechte als dieser Sprößling eines päpstlichen Nepotengeschlechtes, dessen Herzogthum noch keine hundert Jahre alt war. Es galt ihm, zu zeigen, daß er nicht meine, sich durch seinen Vertrag zu einem simplen Diener der Krone Frankreich erniedrigt zu haben.

Als bei seinem Empfange der König sich nach den ersten Begrüßungsworten bedeckte, folgte er dem Beispiel, so daß der König sich beeilte, den Hut wieder abzunehmen, um ihn dadurch zu nöthigen, das Gleiche zu thun. Er brach dann die Audienz kurz

ab[1]). Der Königin dagegen machte Bernhard hernach, um der Pflicht der Galanterie zu genügen, entblößten Hauptes seine Aufwartung.

Man muß des Herzogs Unwillen über solche Zurücksetzung doch stark empfunden haben, wenn man ihn dann mit der Erklärung zu beschwichtigen suchte, daß der König ihm die Ehre, sich in seiner Gegenwart zu bedecken, nicht bestreiten würde, falls er sich den Titel eines Herzogs von Franken oder einem andern Lande beilege; denn sie lediglich dem Blute zuzugestehen, sei nicht gebräuchlich. Auch haben Pater Joseph und selbst Richelieu ihn bald nach seiner Ankunft in seiner Wohnung begrüßt, und der Cardinal hat ihm sechs prachtvolle Pferde zum Präsent gemacht. Wie man denn überhaupt bemüht war, ihn, dessen man für den Fortgang des Krieges nicht entbehren konnte, so eng als möglich an Frankreich zu attachiren. Zu dem Zweck trug man sich schon wochenlang vor seiner Ankunft mit dem Project seiner Vermählung mit der Prinzessin von Rohan[2]), die man, wie die Rede ging, mit sammt ihren Eltern zum Katholicismus zu bekehren dachte, damit sie alsdann bei dem Gemahl Bekehrungsversuche anstellen möchte. Denn man wünschte fernerhin keine protestantischen Generale an der Spitze der Truppen. Ein Project, dem gegenüber der Herzog sich eben so kühl verhielt wie gegenüber den Versuchen, ihn seine dienstliche Abhängigkeit fühlen zu lassen, voll mannhaften Stolzes.

In St. Germain en Laye, wohin sich der König bald nach des Herzogs Ankunft begab, dieser ihm in einigen Tagen folgte, und wo dann in Gegenwart einer Anzahl der höchsten Militärs über den Plan des bevorstehenden Feldzuges berathen wurde, nahm Bernhard die Gelegenheit wahr, für sein und seiner Truppen Interesse einzutreten. Was zu fordern er gekommen, waren gute Quartiere für sie und Geld. Allein damit hatten es die Franzosen nichts weniger als eilig, so nachdrücklich er es gleich betonte, daß

---

1) Grotius erzählt an Oxenstiern die peinliche Scene schon am 4. (14.) März, Ep. 560. In seinem Schreiben an ihn vom 10. (20.) März, Ep. 562, kommt er ausführlicher auf die Sache zurück. Vgl. die Mém. von Montglat I, S. 109.

2) Grotius an Oxenstiern vom 25. Febr. (6. März) 1636, Ep. 558.

er für seine Leute nicht einstehen könne, wenn sie noch länger ohne Bezahlung blieben. Wiederholt beschwerte er sich gegen Grotius, daß die Geldfrage immer noch nicht erledigt sei und er deshalb seine so dringend nöthige Rückkehr zur Armee immer noch weiter hinausschieben müsse[1]). Noch am 6. April erging er sich in Klagen gegen ihn, daß er so lange hingehalten würde, indeß im Felde die guten Gelegenheiten verloren gingen und die Truppen sich verringerten. Er wurde argwöhnisch auf diese Franzosen, daß sie es mit der Verbindung mit ihm nicht aufrichtig meinten; daß sie ihn derart zu fesseln suchten, daß er nicht mehr zurückkönne; daß sie an geheime Friedensverhandlungen mit dem Feinde dächten[2]).

In den Verhandlungen, die dann in Chantilly fortgesetzt wurden, bestand er mit Nachdruck auf seiner Forderung der vertragsmäßigen vier Millionen. Allein die Franzosen erklärten eben so entschieden, daß der Vertrag sie zur Zahlung dieser Summe nur für den Fall verpflichte, daß er sein Heer auf 18,000 Mann brächte. Jetzt, wo es kaum ein Drittel so stark sei, müsse auch die Summe entsprechend verringert werden.

Es war nahe daran, daß Bernhard die Verhandlungen kurzweg abbrach. Doch wurde dann, wie es scheint wesentlich durch Richelieu's Bemühungen, ein Abkommen dahin getroffen, daß Bernhard 600,000 Livres ausgezahlt erhielt und ihm für den August eine neue Zahlung in Aussicht gestellt wurde, deren Größe sich nach der Zahl der Truppen, die er dann haben würde, richten sollte[3]). Eine Sparsamkeit, die Grotius aufs bitterste verspottete[4]).

---

1) Grotius vom 25. März (4. April), Ep. 568; vom 31. März (10. April), 574; vom 1. (11.) April, 575; vom 8. (18.) April, 577.

2) De Noyers' undatirter Brief bei Aubery III, S. 59.

3) Grotius an Camerarius vom 5. (15.) Mai 1636. Ep. 587. Vgl. jedoch Grotius an Oxenstiern vom 2. (12.) Juni. Ep. 598.

4) Grotius an Grubbe vom 8. (18.) Apr. Ep. 579: „Hic Duci Bernhardo datur pecunia praesens satis parce ad sexcenta millia, promittitur in futurum, ut mos est gentis, largius.“ Vgl. Grotius an Oxenstiern vom 28. Apr. (8. Mai) Ep. 585. Bernhard habe 600,000 L. erhalten: „ultra nihil“.

Als der Herzog auch die Erstattung der 500,000 Livres forderte, die er auf la Valette's und Feuquières' dringende Bitte vordem an den Grafen von Hanau und den Obersten Hohendorf zur Bezahlung der Mainzer Garnison geliehen hatte, wurde ihm rundweg erklärt: außer jenen 600,000 Livres werde er nichts erhalten[1]).

Ende April war er zur Abreise gerüstet. Doch eine Erkrankung hielt ihn noch über zwei Wochen an der Seine fest. Mitte Mai endlich reiste er ab.

Ponikau und Hohendorf blieben vorläufig noch in Paris, um dann, jener nach England, dieser nach Holland zu gehen und in des Herzogs Auftrage Truppen zu werben. Während dieses Aufenthalts, der sich noch über einen Monat ausdehnte, war Ponikau viel mit Hugo Grotius zusammen und sprach mit ihm wiederholt über seinen Herrn[2]). Vor allem betonte er, daß derselbe mit den Franzosen nur als Verbündeter verhandelt habe, und daß er auch durch eine Heirath nicht enger mit ihnen verbunden werden wolle. Das Elsaß habe er vom Könige nur angenommen, um dereinst bei den Friedensverhandlungen desto mehr berücksichtigt zu werden. Die ihm bewilligte Pension sei nur eine Belohnung für seine bisherigen Leistungen, nicht ein Band, das ihn für die Zukunft an Frankreich feßle. Auch wolle er sie nur mit Zustimmung Oxenstierns annehmen.

Es war die Auffassung, die der Herzog selbst von seinem Verhältniß zu Frankreich von Anfang an gehabt hatte und in der Folgezeit immer wieder betonte.

---

1) De Noyers an Richelieu vom 18. (28.) Apr. 1636. Aubery III, S. 63.

2) Vgl. darüber Grotius an Oxenstiern vom 2. (12.) Juni. Ep. 598.

Feldzug im Elsaß.

Richelieu war entschlossen, den Krieg gegen das Haus Habsburg im zweiten Jahre in großartigstem Maßstabe fortzusetzen. Daß er es mit mehr Glück und Erfolg als bisher thun werde, glaubte er um so sicherer annehmen zu dürfen, als sich die wesentlichste Vorbedingung in erwünschtester Weise zu erfüllen schien.

Diese Vorbedingung war die fernere Kriegsbetheiligung Schwedens, das den Vertrag zu Compiègne zu ratificiren bisher unterlassen, hingegen seit dem Abschluß des Prager Friedens Neigung zu einem Separatvergleich mit dem Kaiser gezeigt hatte. Allein Oxenstierns Bemühungen bei Kursachsen wie beim Kaiser selbst scheiterten, weil von ihnen die Annahme ihres Separatfriedens als die Basis der Verhandlungen gefordert wurde; und so war es noch im Herbst (1635) zum Beginn der schwedisch-sächsischen Feindseligkeiten gekommen, denen freilich noch ein Versuch friedlichen Ausgleiches zur Seite ging, der aber ebenso vergeblich blieb. Hingegen war es Richelieu gelungen, im September 1635 dahin zu vermitteln, daß zu Stuhmsdorf der schwedisch-polnische Stillstand erneuert und damit Schweden vor Polen sichergestellt wurde. Und als zu Anfang des Jahres 1636 Dänemark zwischen Schweden, dem Kaiser und Sachsen zu vermitteln unternahm und auch dieser Versuch in Folge der unannehmbaren Erklärung des Kurfürsten ins Stocken gerieth, da erklärte sich Oxenstiern zur Erneuerung der alten schwedisch-französischen Allianz bereit. So kam es im März (1636) zum Vertrage von Wismar[1]), nach welchem sich zum ersten Mal beide Mächte in den Kampf gegen das Haus Habsburg theilten, den Frankreich auf dem linken Rheinufer führen sollte, indeß Schweden, von seinem Alliirten mit jährlich einer Million unterstützt, seine Waffen nach Schlesien und Böhmen trug. Das wäre gleich-

1) Der Vertrag von Wismar vom 10. (20.) März 1636 u. a. bei Londorp IV, S. 566. Dumont VI, 1, S. 123. Die zu ihm führenden Verhandlungen nach den Acten bei Chemnitz II, S. 923 f., 939 f.

sam eine Diversion zu Gunsten Frankreichs gewesen, die Oesterreich verhindert hätte, seine Streitkräfte am Rheine und in den Niederlanden zu vermehren, es vielmehr gezwungen hätte, einen Theil derselben vom westlichen Kriegsschauplatze hinweg auf den östlichen zu ziehen. Nur freilich, daß dann des Reichskanzlers Wunsche entsprechend die Krone Schweden den Tractat von Wismar ebensowenig ratificirte wie zuvor den von Compiègne; denn es galt zu vermeiden, daß sie sich definitiv mit Frankreich verbände, solange sie noch Aussicht hatte, einen vortheilhaften Separatfrieden mit Oesterreich zu erhandeln oder zu erkämpfen[1]).

Während des Winters wurde in Frankreich angestrengt zum Kriege gerüstet und nicht ohne mannigfachen heimischen Widerstand, der sich selbst bis zu unruhigen Auftritten steigerte, das nöthige Geld beschafft.

Der neue Feldzugsplan, wie er zur Zeit der Anwesenheit Herzog Bernhards am französischen Hofe definitiv festgestellt wurde, wich von dem des vergangenen Jahres erheblich ab. Ja, man möchte sagen, er war ihm geradezu entgegengesetzt. Denn die niederländische Seite, welche im vorigen Feldzuge die höchste Bedeutung gehabt hatte, dachte man in Hinblick auf die vorjährigen trüben Erfahrungen und in der Ueberzeugung, daß der durch Schweden engagirte Kaiser nicht in der Lage sein würde, am Niederrhein, in Luxemburg und Flandern große Truppenmassen zu verwenden, nebensächlich zu behandeln und den Kampf dort wesentlich den Holländern selbst zu überlassen. Man schloß deshalb mit ihnen einen neuen Allianztractat ab, in welchem man sich zu einer jährlichen Zahlung von zwei Millionen verpflichtete[2]). Man erachtete es für ausreichend, sich dort in der Defensive zu halten und sich zunächst darauf zu beschränken, die eigenen Grenzen zu decken und den Prinzen von Oranien bei der Wiedergewinnung der Schenkenschanz zu unterstützen. Im Falle günstigen Verlaufs war eine Diversion

---

1) Vgl. Odhner, die Politik Schwedens S. 51.

2) d. d. Haag, 6. (16.) Apr. 1636 bei Dumont VI, 1. S. 124 f.

am Niederrhein in Aussicht genommen. Die Reste der vorjährigen französischen Operationsarmee — etwa 10,000 Mann —, die in den Niederlanden überwintert hatten, wurden bald nach der Aufrichtung jenes Tractats eingeschifft, um die zum Schutz der Picardie bestimmten Truppen des Grafen von Soissons, des Marschalls de Chaunes (Gouverneurs in der Picardie) und des Marschalls de Brezé zu verstärken. Dagegen sollte der Schwerpunkt des Angriffs nach Süden verlegt werden: in jene Gebiete, in denen man die spanische Macht nicht minder empfindlich treffen konnte, als in ihren niederländischen Besitzungen. Man beschloß, das französische Heer, das unter Marschall Crequi in Italien stand, zu verdoppeln, und hoffte, daß es dem Herzoge von Parma gelingen werde, weitere Fürsten Italiens für die Allianz zu gewinnen, die er nebst den Herzögen von Savoyen und von Mantua im vergangenen Sommer mit Frankreich abgeschlossen hatte, so daß man, auf die größere Truppenmacht gestützt, leicht im stande gewesen wäre, den Spaniern das Herzogthum Mailand zu entreißen; um so leichter, als der Herzog von Rohan das Veltlin, die Communicationslinie zwischen dieser spanischen Besitzung und dem österreichischen Tirol, auch in diesem Jahre gesperrt halten sollte, und als die französische Flotte bestimmt wurde, unter dem Grafen d'Harcout im Mittelmeere zu kreuzen und die Spanier zu verhindern, neue Truppen an die italienische Küste zu werfen.

Gleichzeitig sollte der Prinz Condé in die Franche-Comté einmarschiren, um diese wichtige spanische Enclave, die zwischen Frankreich, Lothringen, Elsaß, der Schweiz und Savoyen eingekeilt lag, in Besitz zu nehmen, so daß man dann von ihr aus jederzeit durch das eidgenössische oder savoyische Gebiet nach Italien vordringen konnte. Zwar hatten die Freigräfischen mit Frankreich im Jahre 1611 einen Vertrag abgeschlossen, dessen Garanten die Eidgenossen waren, nach welchem sie während eines Krieges beider Kronen neutral sein sollten. Aber sie hatten dem Herzoge von Lothringen den Rückzug in ihr Gebiet und den Spaniern den Durchmarsch durch dasselbe und Werbungen in ihm gestattet, was denn für Frank-

reich jetzt einen willkommenen Anlaß gab, zu erklären [1]), daß es auch seinerseits die Neutralität nicht mehr respectiren werde.

Im Bunde mit Savoyen, im Besitze der Franche-Comté und Lothringens, durch eine starke Aufstellung gegen Luxemburg und Flandern gedeckt, wäre die continentale Grenze Frankreichs vor aller Feindesgefahr gesichert gewesen.

Deshalb sollten — das bildet den Schlußstein des französischen Feldzugsplans für 1636 — Cardinal la Valette und Herzog Bernhard den Feind vollends aus Lothringen und dem Elsaß vertreiben und ihn abhalten, in die Freigrafschaft vorzudringen und Condé an ihrer Eroberung zu hindern.

Mit einem Worte: es galt für Frankreich, seine Ostgrenze, wie bis zum Rheine, so bis zum Jura auszudehnen, den spanischen Niederlanden gegenüber seine Nordgrenze zu decken, den Spaniern ihre italienischen Besitzungen zu entreißen und ihnen die Herrschaft auf dem Mittelmeere streitig zu machen [2]).

Schon im Januar hatte, wie früher erwähnt wurde, la Valette nebst den Feldmarschällen Rantzau und Hebron und dem Grafen Guiche (dem späteren Herzoge von Grammont) mit einem aus französischen und fremden Truppen combinirten Corps, zu dem auch Herzog Bernhard beigesteuert, einen Zug ins Oberelsaß unternommen [3]), um die rings vom Feinde umgebenen und „gleichsam

1) Königl. Manifest vom 27. Apr. (7. Mai) 1636. Aubery III, S. 320 f.

2) Sehr bezeichnend schreibt daher de Noyers an Condé am 29. Mai (8. Juni) 1636. Aubery III, S. 92 f.: „L'Italie et la Franche-Comté sont maintenant nos principales espérances; et chacun les considère comme les meilleurs instrumens de la paix."

3) Ueber diese Expedition handelt sehr eingehend Chemnitz II, S. 965 ff. Viel auch in Grammonts Mém. S. 313 f. Für die Entstehung des Planes ist von besonderer Wichtigkeit das Schreiben von P. Joseph an la Valette d. d. Paris, 16. (26.) Dec. 1635. Aubery II, S. 509 f. Dazu Chavigny an la Valette d. d. Paris, 17. (27.) Dec. Aubery II, S. 511. Das Ex-

bloquirten" Plätze, die man noch besetzt hielt, mit Lebensmitteln, Kriegsmaterial und Geld zu versehen. Namentlich galt es den Reichsstädten Colmar, Schlettstadt und Hagenau, deren Commandanten wiederholt und aufs dringendste um Unterstützung gebeten hatten.

Die Expedition glückte über alles Erwarten. Von Colmar aus, dem man zuerst Hülfe brachte, wurde „hinuntergearbeitet", Schlettstadt succurrirt; aus einer der oberelsässischen Ortschaften nach der andern, aus Germar, Dambach, Epfing, Andlau, Barr, Erstein, Dachstein wurden die Kaiserlichen verjagt, die sich dann flüchtig nordwestwärts nach Zabern wandten.

Gallas, der dort sein Quartier genommen hatte und, während seine Truppen größten Mangel litten und „die Pest und das Sterben sowohl unter den Pferden als Menschen erschrecklich grassirte, Tag und Nacht gut Geschirr machte, mit Spielleuten und Frauenzimmern in stetem Sause lebte", wurde durch die Annäherung des Feindes so erschreckt, daß er alle schon getroffenen Vorbereitungen für die Fastnachtsfestivitäten im Stiche ließ und mit seinen Mannschaften in großer Eile und Verwirrung nach Weißenburg aufbrach. Von hier wich er dann auf die Nachricht von der Besetzung der rheinabwärts von Straßburg gelegenen Wanzenau noch weiter nördlich nach Landau, wo er mit seinen Truppen in kläglichstem Zustande anlangte.

La Valette folgte ihm nicht, sondern zog es vor, sich seiner Instruction gemäß darauf zu beschränken, nun auch Hagenau zu proviantiren, dann sein Corps nach Lothringen zurückzuführen und es (wie es scheint) um Epinal in Winterquartiere zu verlegen.

Indeß hatten die Weimaraner die Grenze gegen Luxemburg zu decken gehabt. Allein da sie in der Verfassung, in welcher sie sich befanden, nicht mehr im stande waren, es mit dem Feinde

---

peditionscorps sollte bestehen aus 3000 Musketieren und ebensoviel Reiterei von den Corps von la Valette, la Force, der Armee in der Champagne, und von Herzog Bernhard, von letzterem 1200 M. Cavallerie, und zwar Franzosen und Fremde: „car il eût été impossible d'y mener des corps entiers, tant ils étoient dégoûtés de l'Allemagne."

aufzunehmen, wurden sie, als der Herzog sich in Paris aufhielt, und, wie es scheint, in Folge seiner Beschwerde über die schlechten Quartiere, aus der Gegend von Fresnes noch weiter zurückgezogen: nach Essey, zwischen St. Mihiel und Pont-à-Mousson. Und als die Lebensmittel in diesen Quartieren „ganz clam“ wurden, brachen sie auch von hier auf, über Toul, wo sie sich am 26. März befanden, in die Gegend von Vezelize, das zum Hauptquartier eingerichtet wurde; also in unmittelbarster Nähe der Quartiere des Cardinals.

Zu Vezelize traf nach den Pfingstfeiertagen der Herzog wieder bei seinen Truppen ein. Das Geld, das er mitbrachte, reichte freilich nur zur Zahlung des halben Soldes. Aber seine Versicherung, daß sie im August bestimmt den vollen Sold erhalten würden, machte sie willig, noch ferner ebenso treu zu dienen als bisher. Auch erhielten sie auf la Valette's Veranlassung vom Bischof von Mende Getreide.

Zwischen beiden Corpsführern fanden nun Berathungen über die Ausführung der ihnen zugewiesenen Aufgabe statt. Es galt einen neuen Zug ins Elsaß, da Gallas nach dem Abzuge der Franzosen wieder von Landau rheinaufwärts gegangen war und bei Drusenheim ein verschanztes Lager errichtet hatte, von dem aus er auf Straßburg Pression ausübte und Hagenau durch seine Croaten bloquiren ließ. Man wollte zugleich Hagenau Entsatz bringen, zugleich Gallas von dem Einmarsch in die Franche-Comté abhalten, in welche soeben Condé einrückte, um Dôle zu belagern.

Der Plan, den man faßte, war, daß la Valette von Epinal aus mehr südwärts, bei Markirch (St. Marie aux Mines), ins Oberelsaß einmarschiren und dann rheinabwärts vordringen sollte, während Herzog Bernhard von Dieuze aus die oberelsässische Grenze bei Pfalzburg überschritt. Es war also auf einen doppelten Vorstoß in der Richtung auf Drusenheim und Hagenau abgesehen. Im Falle der Gefahr sollte das eine Corps dem andern zu Hülfe kommen[1]). Und wenn das Unternehmen gelang und Gallas über

1) Vgl. Chavigny an la Valette d. d. Paris, Vendredy, (?) Juni 1636.

den Rhein zurückwich, wurde die Verlegung des Feldzuges auf dessen rechtes Ufer in Aussicht genommen[1]). Man rechnete, von der condé'schen Armee nach Ueberwältigung der Franche-Comté Unterstützung zu erhalten[2]) und jenseit des Rheins die hessischen Truppen in der Nähe zu finden, so daß man dort den Kaiserlichen mit imposanter Macht entgegentreten konnte.

In der zweiten Hälfte des Mai erfolgte der Aufbruch. La Valette sandte, nachdem er mit seinem Corps — 12,000 Mann zu Fuß, 6000 zu Pferde, wie sich angegeben findet —, zu dem der Herzog vier Reiterregimenter abgegeben, die Grenze überschritten hatte, den Feldmarschall Hebron mit etwa tausend Reitern gegen Dachstein zum Recognosciren voraus. Nahe bei diesem Orte traf er auf vier Croatenregimenter, die trotz ihrer größeren Zahl mit starkem Verlust, unter Zurücklassung ihrer Bagage, in aufgelöster Flucht nach Zabern zu weichen gezwungen wurden. Dann folgte der Cardinal mit dem Gros in der Richtung auf Brumath. Seine Annäherung verursachte bei dem Feinde solchen Schrecken, daß er die Blockade Hagenau's aufgab, sein verschanztes Lager bei Drusenheim verließ, die Kanonen aus ihm auf das rechte Rheinufer hinüberschaffte und sich wiederum, wie im Januar, nach Weißenburg und Landau zurückbegab, so daß es la Valette gelang, eine große Proviantcolonne (von etwa 700 Wagen) nach Hagenau hineinzuschaffen.

Aubery III, S. 93. De Noyers an Condé d. d. Conflans, 29. Mai (8. Juni) III, S. 92; an la Valette d. d. Conflans, 31. Mai (10. Juni) III, S. 95; P. Joseph an la Valette d. d. Conflans, 10. (20.) Juni III, S. 114.

1) Daß dieses weitere Ziel schon bei jenen Berathungen ins Auge gefaßt wurde, beweist ein Schreiben Chavigny's an la Valette d. d. Paris, 13. (23.) Juni, Aubery III, S. 124, in welchem derselbe von diesem Plane spricht, den der Cardinal in seinem letzten Schreiben an Richelieu erwähnt hatte. Es ist zu bemerken, daß Briefe aus dem westlichen Lothringen bis Paris damals etwa acht Tage unterwegs waren.

2) Königlicher Befehl an la Valette zum Aufbruch nach Hagenau; und an Condé, ihn mit etlicher Mannschaft zu unterstützen: de Noyers an la Meilleraye d. d. Ruel, 10. (20.) Mai Aubery III, S. 80 und 12. (22.) Mai III, S. 83 und an Condé 12. (22.) Mai III, S. 82.

Mittlerweile hatte auch Bernhard seine und die unter dem Grafen Guiche zurückgelassenen valette'schen Truppen gesammelt und war am 25. Mai von St. Nicolas aufgebrochen, südlich von der Seille an Vic, Moyenvic und Marsal vorüber auf Dieuze marschirt, durch jene Gegend, in der man zu Ende der vorigen Campagne den Kaiserlichen so lange gegenübergestanden hatte. Von Dieuze ging er am 30. Mai in Person mit einem Theil seiner Truppen (1000 Mann zu Pferde und 600 zu Fuß) nach Saarburg (d. i. „Kaufmanns-Saarbrücken"), während der Rest sammt der Bagage unter dem Grafen Guiche in der Nähe von Dieuze bei Bergaville zurückblieb. Als der mit einem Detachement von hundert Pferden voraufgesandte Major Hans von Rosen meldete, daß er auf eine starke Abtheilung Croaten getroffen sei, rückte Bernhard in Eile nach und warf die Croaten Hals über Kopf nach Saarburg zurück.

Der Marsch ging weiter an Lixheim vorbei auf Pfalzburg, dieselbe Straße, auf der im letzten Spätherbst die Kaiserlichen über die Grenze entwichen waren. „Der Weg lag noch voll todter Leute und Pferde, daß es nicht wohl zu glauben." Gegen den Abend des letzten Mai langte man vor Pfalzburg an, dessen Schloß mit einem Officier und zwölf Mann besetzt war, die sich erst nach längerem Parlamentiren zum Abzuge verstanden.

Im Besitze dieses wichtigen Schlüssels zu Lothringen, beeilte Bernhard sich in der Nacht vom 1. auf den 2. Juni die Grenze zu überschreiten, um nun auch drüben die Stadt Zabern, „das alte böse Nest", den Schlüssel zum Elsaß, durch einen Handstreich zu nehmen. Sofort machte er sich an die „Schanze ob Zabern", die er trotz ihrer Festigkeit ohne Verlust auch nur Eines Mannes binnen ein paar Stunden in seiner Gewalt hatte[1]). Und nun beschloß er den Angriff auf die gut befestigte und stark besetzte dreigetheilte

1) Grammont (Graf Guiche) an Richelieu d. d. au camp devant Saverne, 4. (14.) Juli (Röse II, B. 4, Anm. 36) berichtet Bernhards Angriff auf die „Citadelle von Zabern", „qui a été tel, qu'en trois heures il s'est rendu maître d'un fort, qu'un homme d'honneur doit maintenir trois semaines contre une armée royale puissante."

Stadt selbst, in welcher Oberst Georg Friedrich von Mühlheim das Commando führte. Aber vor der Ankunft seines Hauptcorps und namentlich der Artillerie konnte er nicht an eine reguläre Belagerung denken. Zunächst wandte er sich gegen die Croaten, die, von Hebron geschlagen, soeben bei Zabern erschienen. Doch kehrte er, sobald er erkannte, daß er ihnen an Zahl nicht gewachsen sei, in sein Lager zurück, während die Croaten unter den Wällen der Feste vorüber, auf Umwegen durch das Lothringische ins kaiserliche Lager bei Weißenburg entwichen.

Er hatte sofort seine übrige Armee und seine Artillerie herangerufen. Als ein Theil derselben eingetroffen war, dazu ein paar Karthaunen und eine Anzahl Kugeln von Oberst Quernheim in Benfeld, begann er die reguläre Belagerung. Noch am Abend der Ankunft des Grafen Guiche[1]) ließ er die Trancheen eröffnen; am 9. Juni wurde „am oberen Eckthor" Bresche geschossen. Obschon sie noch nicht ausreichte, beschloß er doch in seiner leidenschaftlichen Art den Sturm. „Un peu à la manière allemande", meinte Graf Guiche, dessen eindringliches Abrathen ebenso wenig Wirkung auf ihn ausübte, wie das anderer Officiere[2]).

Noch am Abend erfolgte der Angriff. Die Franzosen drangen mit größter Bravour in die Bresche vor. Aber das heftige Granaten- und Musketenfeuer von den Mauern herab, das furchtbar unter ihnen aufräumte, zwang den Grafen Guiche, der selbst aus mehreren Wunden blutete, seine Truppen endlich aus der Vorstadt zurückzuziehen. Bernhard sandte den jungen Grafen Jacob von Hanau (Münzenberg) mit ein paar Regimentern zur Unterstützung vor und setzte sich, als der Graf und die Regimentscommandeure sofort

---

1) Für das folgende sind natürlich die grammont'schen Memoiren besonders zu beachten. Graf Guiche datirt schon den 4. (14.) Juni aus dem Lager vor Zabern.

2) „Mais comme la continuation d'une négative n'eût pas été admise chez un Général allemand, qui ne fait pas cas de répliquer, lorsqu'il s'est déterminé à vouloir quelque chose, le comte de Guiche ne pouvant vaincre son opiniâtreté prit le parti de l'obéissance et donna les ordres nécessaires pour l'attaque." Grammont.

fielen, selbst an die Spitze der Truppen. Doch kaum war er ein paar Schritte vorwärts gegangen, als ihm eine Musketenkugel einen Finger fortriß. Als es dunkel wurde, mußte man den Kampf abbrechen [1]).

Wegen des starken Verlustes auf beiden Seiten wurde am folgenden Tage ein vierstündiger Stillstand zur Beerdigung der Gefallenen abgeschlossen.

In den nächsten Tagen langte der Rest der Truppen und der Artillerie im Lager an, so daß nunmehr die Stadt ganz umschlossen und die Belagerung mit verdoppeltem Nachdruck fortgesetzt werden konnte. Nachdem eine neue Bresche gelegt war, kam es am 15. Juni zu einem zweiten Sturm, durch den die Besatzung aus der „unteren Vorstadt" geworfen wurde, die sie beim Abzug in Brand steckte.

Gleich am 16. Juni sandte Oberst Mühlheim, dessen Gesuch um günstige Abzugsbedingungen der Herzog in schroffer Weise zurückwies, Boten mit Briefen aus, in denen er um schleunigen Entsatz bat: allein gelassen, würde er den eng umschlossenen Platz nicht zwei Tage mehr halten können, weil er keinen Proviant und keine Munition mehr besitze.

Gallas, der wiederum in seine Positionen bei Drusenheim eingerückt war, hatte am 13. Juni eine Berathung mit dem König Ferdinand von Ungarn, der auf einen Tag ins Lager kam. In ihr scheint der Beschluß des Entsatzes von Zabern gefaßt worden zu sein. Aber zwischen Drusenheim und Zabern, um Brumath, stand der Cardinal la Valette und sperrte die Straße zwischen beiden Punkten. Und nun kam auch, aus seinem Lager aufbrechend, um in Gemeinschaft mit dem Cardinal den Kaiserlichen den Weg nach Zabern zu verlegen, der Herzog heran. Sie seien, so wird erzählt, entschlossen gewesen, ihnen eine Schlacht anzubieten. Gallas jedoch wagte sich

1) Ueber diesen Sturm namentlich Grammont, Mém. S. 315 f. „L'assaut fut terrible, de même que la défense des assiégés." Vgl. Theatr. Europ. III, S. 663. Ueber den Verlust des Fingers schrieb Grotius an H. Bernhard d. d. Paris, 14. (24.) Juni 1636. Ep. 623: „Damnum, quod sinistra fecit, dextra facile repensabit."

nicht aus seiner festen Stellung heraus. Denn auf seine Truppen, deren Zustand sich seit dem Winter um nichts gebessert hatte, war kein Verlaß. In Folge des Mangels, an dem sie fortdauernd litten, desertirte das Fußvolk in hellen Haufen und ließ sich scharenweise vom Feinde anwerben; und die Haltung der polnischen und croatischen Reiterei war „einer Meutination nicht viel ungleich, so daß man auf sie fast ebensoviel Reflexion als auf den Feind machen mußte".

Daher wandte sich der Herzog im Verein mit dem Cardinal zurück nach Zabern, um nun mit gesammter Macht die Belagerung rasch zu Ende zu führen.

La Valette war über ihren bisherigen langsamen Verlauf sehr unwillig und erging sich seiner Regierung gegenüber in starken Vorwürfen gegen den Kameraden, der sie über Gebühr hingezögert habe. Er sprach sein Bedauern darüber aus, daß er sie nicht selber begonnen, und versicherte, daß er gern einen Angriff unternommen haben würde, wenn der Herzog nicht die alleinige Ehre der Eroberung in Anspruch nähme[1]). Jetzt ging es mit der Belagerung rasch zu Ende. Am 24. Juni wurde den Belagerten „das Wasser von der Mühle abgenommen"; am 28. begann die heftige Kanonade, in welcher der tapfere Feldmarschall Hebron den Heldentod fand[2]). Es wurde eine neue Bresche geschossen, durch die man „wohl mit zwei Wagen zugleich hätte hineinfahren können". Auch soll an diesem Tage der Vicomte Turenne mit Verstärkung im Lager eingetroffen sein[3]). Doch unterblieb der Sturm, für den

1) La Valette an Richelieu d. d. du camp de Hochmat(?), 22. Juni (2. Juli), Röse II, Urk. 23, und vom 28. Juni (8. Juli), Röse II, B. 4, Anm. 40. Auch in Frankreich war man über die lange Dauer der Belagerung voll Ungeduld. Vgl. de Noyers an la Valette d. d. Paris, 6. (16.) Juli 1636. Aubery III, S. 145.

2) Ueber den Tod Feldmarschall Hebrons — „fort estimé du Roy et de toute la cour", wie es in Montglats Mém. I, S. 112 heißt — schrieb u. a. Chavigny an la Valette d. d. Paris, 13. (23.) Juli. Aubery III, S. 160; de Noyers an la Valette d. d. Challiot, 13. (23.) Juli III, S. 163; Richelieu an denselben d. d. Charonne, 10. (20.) Juli III, S. 152.

3) Es ist der „Conte de Rhein" des Theatr. Europ. Die Verstärkung,

schon die Regimenter ausgewählt waren, weil Nachrichten von dem Anzuge der Kaiserlichen einliefen, die sich dann freilich nicht bestätigten. Erst am nächsten Tage (29. Juni) kam er zur Ausführung. Seine unmittelbare Folge war, daß Oberst Mühlheim zu parlamentiren begann.

Am 4. Juli wurde der Accord unterzeichnet[1]), der für die Belagerten vortheilhaft genug war. Sie hatten noch am 4. das Schloß Hohbarr, das „Mittelthor" und den halben Mond vor demselben zu überliefern, auch das „innere Thor", an dem jedoch die Kaiserlichen bis zu ihrem Abzuge eine Wache behielten, welche den weimarischen und französischen Truppen den Eintritt in die innere Stadt verwehrte.

Der Auszug der Besatzung aus der durch die Wirkungen der feindlichen Kanonen und zuletzt noch durch eine verheerende Feuersbrunst fast ganz demolirten Festung sollte am 5. Juli früh um 6 Uhr mit allen militärischen Ehren und allen Habseligkeiten erfolgen. Die Ausziehenden, denen verstattet wurde, für drei Tage Proviant mitzunehmen, hatten nur „à cavalliero" zu versichern, daß sie kein fremdes Gut mitführten; eine Durchsuchung der Wagen und der Bagage unterblieb. Ausdrücklich wurde ihnen zugesichert, daß sie weder beleidigt noch geplündert, noch gezwungen werden sollten, in die Reihen ihrer Feinde einzutreten. Nur denen, die vorher bei dem Sieger gedient hatten, sollte es freistehen, von neuem Dienst bei ihm zu nehmen. Sie sollten nach Drusenheim convoyirt, und ihnen die Geiseln, die sie dem Kriegsgebrauche nach stellen mußten, sobald die sie begleitende Mannschaft zurückgekehrt sei, herausgegeben werden. — Den Einwohnern, die „in dem Schutze gelassen werden sollten, in dem sie sich vor der letzten kaiserlichen Belagerung befunden", wurde eine Zahlung von 100,000 Gulden „für den Brand", von 20,000 Gulden „für die Plünderung", von 8000 Gulden „für den Canon" auferlegt.

---

die er heranführte, giebt es auf 2000 M. Cavallerie und 6000 M. Infanterie an.

1) Bei Aubery III, S. 156 f. Deutsch im Theatr. Europ. III, S. 676.

Herzog Bernhard sorgte dafür, daß die Capitulation in allen Punkten streng gehalten und der abziehende Feind in keinerlei Weise belästigt wurde.

Der allgemeine Kriegsverlauf gab der Eroberung von Zabern in den Augen der Franzosen noch eine besondere Bedeutung.

Gleichzeitig mit dem Einmarsch der weimarischen und französischen Truppen ins Elsaß war von der condé'schen Armee die Grenze der Franche-Comté überschritten worden. In den Tagen, als Bernhard die Belagerung von Zabern begann, machte Condé sich an die Belagerung von Dôle, dem gut befestigten Hauptplatz der Grafschaft, von dem selbst der Feind sagte, seine Einnahme bedeute die Einnahme des ganzen Landes[1]). Die Stadt war nur schwach besetzt; aber entflammt von dem Bischof von Besançon und den vornehmsten Angehörigen der Grafschaft, die sich in ihren Mauern aufhielten, griff die Bürgerschaft zu den Waffen. Die Franzosen, noch Neulinge in der Belagerungskunst, machten so gut wie gar keine Fortschritte[2]), so daß man in den leitenden Kreisen Frankreichs immer ungeduldiger wurde und in Sorge gerieth, daß Gallas zum Entsatz vom Rheine her durchbrechen möchte. Daher wurde la Valette immer wieder daran erinnert, daß es seine Aufgabe sei, ihn von der Franche-Comté und von Dôle fernzuhalten.

Von diesem Gesichtspunkte aus faßte man in Paris auch die Belagerung Zaberns auf. De Noyers schrieb an la Valette: die Einnahme Zaberns würde ein unbeschreiblicher Vortheil für die Sache des Königs im Elsaß sein; und das Elsaß diene zur Beförderung der Belagerung von Dôle. Er bezeichnete die beiden

1) De Noyers an Machaut d. d. Conflans, 7. (17.) Juni 1636. Aubery III, S. 105. Der Mercure françois XXI, S. 130 ff. enthält eine sehr eingehende Beschreibung der Belagerung.

2) Daher Montglat, Mém. S. 120: „Si cette place fut bien défendue, elle fut mal attaquée: le prince de Condé, quoique grand politique, n'entendoit point la guerre, et les Français n'y avoient pas alors l'expérience, qu'ils ont eue depuis.“ Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 1. (11.) Sept. 1636. Ep. 649.

umlagerten Plätze als die zwei Pole, um die sich alle Gedanken des Königs, alle Unternehmungen Richelieu's drehten. Er sprach die Ueberzeugung aus, daß, wenn Zabern gefallen sei, die Belagerung von Dôle rascher zu Ende gehen würde[1]). Daher der Jubel der Franzosen über die Einnahme Zaberns. Sie bezeichneten sie als ein militärisches Meisterstück ersten Ranges und natürlich den Cardinal la Valette, der, ohne an den Mühen der langwierigen Belagerung theilgenommen zu haben, den Ruhm der Eroberung theilte, als den eigentlichen Helden von Zabern. Waren vom Könige, von Richelieu, von de Noyers und Pater Joseph schon während seines Vormarsches ins Elsaß die schmeichelhaftesten Anerkennungsschreiben eingelaufen, so empfing er auf die Nachricht von dem Falle der Festung die überschwenglichsten Lobeserhebungen. „Vous êtes le général des généraux“: in diesem Stil wurde er verherrlicht.

Schon vor der Einnahme hatte la Valette (am 28. Juni) an Richelieu geschrieben, daß es ihm scheine, als ob Herzog Bernhard Zabern — la plus considérable place de l'Alsace, wie er es einmal nennt — für sich behalten wolle, und daß ihm dies der Religion wegen bedenklich scheine, da Zabern die Residenz des Bischofs von Straßburg sei. Er bitte deshalb um Verhaltungsmaßregeln.

Die Antwort lautete, daß die Stadt dem Herzoge unter der Bedingung überlassen werden solle, daß er sich schriftlich verpflichte, den katholischen Kultus in ihr nicht zu beeinträchtigen.

Gleich nach der Einnahme wiederholte der Cardinal seine Bemerkung. Und indem er von neuem seine religiösen Bedenken geltend machte, bezeichnete er es als seiner Meinung nach das beste, den Platz einem „katholischen Gouverneur“ zu übergeben. Jetzt schrieb ihm Richelieu[2]): es sei wahr, daß die Katholiken großen

1) De Noyers an la Valette d. d. Conflans, 13. (23.) u. 18. (28.) Juni 1636. Aubery III, S. 124, 127.

2) Richelieu an la Valette von 13. (23.) Juli 1636. Aubery III, S. 158. Vgl. Chavigny und de Noyers an ihn von dems. Datum. III, S. 160 f., 163 f.

Lärm schlagen würden, wenn man diese bischöfliche Residenz dem evangelischen Fürsten überließe, was man sonst gern thun würde, um ihm einen Beweis seines Vertrauens zu geben. Schon suche der päpstliche Nuntius mit Eifer das, was man in diesem Punkte beabsichtige, zu erforschen, und dem von Spanien unablässig und mit Erfolg bearbeiteten heiligen Vater würde es ein Grund sein, sich offen gegen Frankreich zu erklären. La Valette solle deshalb nach eigener Wahl einen Gouverneur bestellen — er erhielt zu dem Zwecke von seiner Regierung ein Blanket — und dem Herzoge zum Beweise, daß es nur die Rücksicht auf die Religion sei, die Frankreich verhindere, ihm Zabern zu überlassen, auf seinen Wunsch das Schloß Hohbarr, auch sonst einen Platz im Elsaß oder an der Saar einräumen. Auch sollte er sich nach seinem Belieben in Zabern aufhalten dürfen und von den französischen Beamten nicht weniger respectirt werden, als wäre die Stadt völlig in seiner Hand. Doch fügte Richelieu freilich hinzu, daß es im Interesse Frankreichs das beste sein würde, wenn der Cardinal es mit seiner erprobten Klugheit bewirken könne, daß so wenig wie die Stadt Zabern das Schloß Hohbarr „in die Hände der Hugenotten" käme.

Das war ganz la Valette's Meinung, der Richelieu antwortete: wenn Zabern in des Königs Händen und alles abgemacht sei, werde der Herzog sich desto leichter bequemen. Er ernannte den Generalcommissar Herrn von Folleville zum Gouverneur und bestimmte nur französische Truppen zur Besatzung.

Kein Zweifel, daß Bernhard von solcher Behandlung, die in directem Widerspruch zu den Bestimmungen seines Vertrages stand und ihm von neuem bewies, daß die Franzosen ihn nur auszunutzen beabsichtigten, wenig erbaut war. Aber bei seiner Abhängigkeit von ihnen mußte er gute Miene zum bösen Spiel machen. Der Augustmonat stand bevor, und er hatte seinen Truppen die feierliche Versicherung gegeben, daß sie dann Sold empfangen würden. Beharrte er auf seinem Willen, so mußte er gewärtig sein, daß die versprochenen französischen Zahlungen ausblieben, und daß seine Truppen, wenn er ihnen dann sein Wort nicht einlösen könne, revoltiren oder gar auseinandergehen würden.

Gerade jetzt lag ihm alles daran, sie in der Hand zu behalten; denn es eröffnete sich ihm noch einmal die Aussicht, sie zu neuem Kampfe auf das rechte Rheinufer zurückzuführen. Was war ihm dieser Aussicht gegenüber der Besitz jener einen Feste? Der Ruhm seiner Waffen, errungen im Kampfe gegen das Haus Habsburg, galt ihm über alles.

Während der Belagerung Zaberns hatte — am 24. Juni — Oberst Quernheim von Benfeld aus Ober-Ehnheim, dann auch Molsheim eingenommen. Und weiter droben hatte sich — am 19. Juni — Belfort dem Grafen de Suze, Commandanten von Mömpelgard, ergeben. Damit war man wieder im Besitze fast des ganzen Oberelsaß und hielt die arg mitgenommene gallasische Armee bei Drusenheim gleichsam eingeschlossen. Die Aufgabe, ihren Einmarsch in die Freigrafschaft zu verhindern, hatte man aufs beste gelöst.

Auch auf dem jenseitigen Rheinufer war ein bedeutender Erfolg errungen.

Kaum einer von allen rechtsrheinischen Plätzen hatte eine größere strategische Bedeutung als die Festung Hanau, welche das hessische Kriegstheater mit dem oberrheinischen verband. Man hatte sie, als man im vergangenen Jahre über den Rhein zurückging, unter dem Generalmajor Jacob Ramsai, einem aus der Zahl jener ausgezeichneten schottischen Officiere, die sich auf den Continent begeben hatten, um an dem großen Kampfe Theil zu nehmen, besetzt gelassen. Und der wackere Schotte, „ein listiger und trefflicher Kopf in kriegerischen Anschlägen", vertheidigte den ihm anvertrauten Platz gegen die Kaiserlichen unter dem Generalwachtmeister Freiherrn von Lamboy mit standhaftem Muth. Mochte gleich Frankfurt es mit dem Feinde halten, Platz für Platz, zuletzt selbst Coblenz in dessen Gewalt gerathen: er hielt die Belagerung von Monat zu Monat aus, im Vertrauen auf seine Waffen, in Hoffnung auf Entsatz.

Mitten im Winter sandte er den Major Heinrich von Tondorff mit einem Hülfsgesuch an Herzog Bernhard, dem Tondorff dann, unterwegs an der Fortsetzung seiner Reise verhindert, über die Lage der Festung schriftlichen Bericht erstattete[1]): daß es mit Hanau „ziemlich schlecht" stehe, weil es an Lebensmitteln mangle und der Rest von Korn und Wein bis Ende Juni verzehrt sein werde; daß die Besatzung stark abgenommen habe und keine 800 Mann mehr zähle; daß es mit der Munition „noch so hingehe", aber kein Geld zur Befriedigung der Truppen vorhanden sei, und daß, wenn keines beschafft werde, die Festung doch endlich in die Gewalt des Feindes gerathen müsse. Deshalb möge sich der Herzog des für das gemeine Wesen wie für Frankreich hochwichtigen Platzes annehmen und bei dem französischen Könige das nöthige Geld flüssig machen. Geschehe das nicht, so sei Ramsai entschlossen, im äußersten Falle lieber die Stadt in Brand zu stecken, die Festungswerke zu demoliren und zu versuchen, sich durchzuschlagen, als sie dem Feinde, von dem er doch wisse, daß er ihm keinen Accord halten werde, zu übergeben. Er hoffe jedoch, daß es dahin nicht kommen werde, weil der Entsatz so leicht sei; denn der Feind liege nur in einer Stärke von 800 Mann um die Stadt und habe nur zehn kleine, weit von einander entfernte und nicht unter einander verbundene Redouten.

So nahe gleich dem Herzoge das Schicksal Hanau's gehen mochte, so hatte er doch zunächst nicht daran denken können, die Festung zu entsetzen. Es liegt ein — leider undatirter — Brief von ihm an Ramsai vor[2]), in welchem er dessen „tapfere und standhafte, rühmliche Resolution" lobt, ihm das Zeugniß giebt, „daß er sich bisher, wie es einem redlichen, getreuen Cavallier gebühre, erwiesen und sich das Werk zu des evangelischen Wesens Beförderung aufs äußerste habe angelegen sein lassen"; die Erwartung ausspricht,

1) Heinrich von Tondorff, „gewesener Major der hanau'schen Squadron in Hanau" an H. Bernhard d. d. Haag, 30. April 1636 (Gotha).

2) Bernhard an Ramsai s. l. et d. Antwort auf dessen Schreiben vom 30. Nov. 1635. Im bernhardischen Nachlaß (Gotha) nach dem tondorff'schen Schreiben vom 30. April 1636 eingeheftet.

daß er in seinem Eifer fortfahren werde, und ihn versichert, daß es „künftig mit gehörigem Dank“ erkannt werden solle. Zu dem allen aber fügt er hinzu, daß er, da er ununterbrochen mit dem Feinde engagirt sei, ihm seinerseits bisher nicht habe zu Hülfe kommen können und ihn „auch jetzt sobald auf einen gewissen Termin nicht vertröften könne“. Deshalb stelle er es ihm anheim, wenn er sich nicht länger zu halten vermöge, „einen guten Accord zu treffen und den Ort zu quittiren“.

Auch an Landgraf Wilhelm hatte sich Ramsai gewandt, an ihn, der sich in einer Anwandlung von Schwäche, angesichts der sein Land heimsuchenden grana'schen Scharen und der Auflösung der evangelischen Partei, schon im vergangenen Jahre mit dem Kaiser in Verhandlungen eingelassen hatte, die sich durch Monate hinzogen, ohne daß eine Einigung erzielt wurde, bis es dann dem Einflusse des französischen Gesandten Chaumont, und vor allem den Vorstellungen seiner eigenen hochherzigen Gemahlin Amalie Elisabeth, einer hanau'schen Prinzessin, gelang, ihn umzustimmen. Durchdrungen von ihrem Worte: „besser redlich gefochten und gestorben, als schändlich verdorben“, trat er mit dem Entschlusse in das neue Jahr, wenn der Kaiser, wie es wahrscheinlich sei, seine Bedingungen nicht annehme, „noch einmal als das andere alles aufzusetzen“, vorausgesetzt, daß Frankreich ihm die Mittel gebe; denn ohne solche Hülfe vermöge er nicht, den Kaiserlichen zu widerstehen. Und im März erklärte der Landgraf dem Grafen Jacob von Hanau, der ihn in französischem Auftrage in Cassel aufsuchte, ohne Vorbehalt: wenn er Unterstützung an Truppen und Geld erhalte, „als ein getreuer Patriot bei der guten Partei fest und beständig verbleiben zu wollen“. Er trage Verlangen, „daß die Zeit und jetzige stattliche Gelegenheit“, die Sachen wiederum anzufangen, wo man sie gelassen, in Acht genommen werde[1]).

Als Tondorff ihn auf seiner Reise zu Herzog Bernhard in Cassel begrüßte, versprach er ihm, Hanau zu entsetzen, und da er

1) Jacob von Hanau an Bernhard d. d. Wesel, 7. Jan., und Arnheim, 25. März 1636 (Gotha).

den Entsatz allein nicht zu unternehmen wagte, sandte er dem Feldmarschall Alexander Leßlie, der vor kurzem zur Deckung Westfalens gegen die Spanier mit frischen schwedischen Truppen auf dem linken Weserufer erschienen war, die Aufforderung, sich dem Zuge nach Hanau anzuschließen. Nach längeren Verhandlungen kam es am 2. Juni zwischen ihnen zu dem Beschlusse gemeinsam zum Entsatze der Festung aufzubrechen, und sofort ging man an seine Ausführung.

Am 13. Juni durchbrachen die Hessen und Schweden über Windecken anrückend die lamboy'sche Vorpostenkette im Bruchköbeler Walde, drangen dann gegen das feindliche Lager an, bemächtigten sich der Schanzen, schleiften sie, nahmen die Besatzung gefangen und erzwangen sich so den Zugang zur Festung, die sie mit frischem Volk und reichlichen Lebensmitteln versahen [1]).

Herzog Bernhard, der damals vor Zabern lag, wurde von dem Vormarsch Landgraf Wilhelms und Leßlie's zeitig in Kenntniß gesetzt und knüpfte an das Unternehmen die größten Hoffnungen. Er drang in den Landgrafen, nach Befreiung der Festung den Main zu überschreiten und weiter heraufzurücken, um Gallas, den man damals zum Schlagen zu bringen hoffte, den Rückzug über den Rhein abzuschneiden. Wie so oftmals im vergangenen Jahre, schwebte ihm auch jetzt ein strategisches Zusammenwirken seines und des hessischen Corps auf dem rechten Rheinufer vor. Wohl möglich, daß der Aufbruch der Weimaraner aus dem Lager nach Brumath mit dem Vormarsch der Hessen und Schweden an den Main im Zusammenhang stand.

Allein die Nachricht von dem Anzuge der kaiserlichen Generale Götz und Gronsfeld zwang diese, ohne ihrer Absicht gemäß auch den vom Obersten Druckmüller belagerten Ehrenbreitstein entsetzt

1) L. Wilhelm an Bernhard d. d. Ziegenhain, 26. Juni 1636 (Gotha). Den Entsatz Hanau's erzählen eingehend ein paar Schreibensextracte aus Frankfurt vom 14. (24.) Juni (Gotha). Auch das Theatr. Europ. III, S. 664 f., dessen Quelle sich bisher nicht gefunden hat. Neuerdings: A. Bornemann in den Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins für hess. Gesch. und Landeskunde, Nr. 5 (Hanau 1876).

zu haben, eiligst über Friedberg nach Hessen und Westfalen zurückzukehren. Schon am 26. Juni befand der Landgraf sich wieder in Ziegenhain und schrieb von hier aus an Bernhard: sein Vorschlag sei „nicht practikabel“.

Bernhard war nicht der Mann, sich durch solche Absage in dem einmal gefaßten Entschlusse beirren zu lassen. Briefe, die er in den Tagen der Uebergabe Zaberns aus dem vom Feinde befreiten Hanau von Paul Ludwig, dem dortigen schwedischen Residenten, und von Ramsai selbst erhielt [1]), bestärkten ihn vielmehr in demselben.

Da der „Paß“ Breisach in Feindes Hand war, bot die Straßburger Brücke die einzige Möglichkeit für seine Truppen, vom oberen Elsaß aus festen Fußes den Rhein zu überschreiten. Die Verlegung des Krieges auf das rechte Rheinufer hing demnach von dem guten Willen der Straßburger ab.

Nun hatten es die Kaiserlichen sich schon im vergangenen Sommer angelegen sein lassen, die Stadt zur Annahme des Prager Friedens zu bewegen. Aber die evangelische Bürgerschaft, die nicht eben gut kaiserlich war, hoffte mit der Neutralität davonzukommen. Die langathmigen Verhandlungen führten, dank den Bemühungen des Vicomte de Roussilly und vor allen Reinhard Mockels, des schwedischen Residenten im Elsaß, nicht zum Ziele [2]). Im ganzen, muß man sagen, befolgten die Straßburger eine Opportunitätspolitik: sie wagten nicht, es mit einer Partei ganz zu halten, mit einer ganz zu verderben; sie öffneten ebensowohl den Officieren der aus Lothringen ins Oberelsässische gewichenen gallasischen Armee ihre Thore, als sie während la Valette's Januarexpedition Rantzau's Erscheinen in ihren Mauern mit Freuden begrüßten. Und ähnlich war es hernach in der Zeit des kaiserlichen Lagers bei Drusenheim und dann des französischen bei Brumath. Wer mit der

1) Ramsai an Bernhard vom 3. Juli; Paul Ludwig an Bernhard vom 25. Juni; dazu spätere Schreiben vom 27. u. 29. Juli u. 6. Aug. 1636 (Gotha).

2) Vgl. u. a. die Berichte des Generalquartiermeisters Paul Morshäuser an Bernhard vom December (Gotha).

stärkeren Macht in größerer Nähe erschien, fand das bessere Entgegenkommen.

Zunächst nur, um im Lager vor Zabern mit Lebensmitteln und Munition unterstützt zu werden, hatte Herzog Bernhard den Residenten Mockel veranlaßt, sich von Benfeld nach Straßburg zu begeben. Auch der schwedische Rath Josias Glaser, auch des Herzogs Generalauditeur Georg Wölker fanden sich auf seine Veranlassung zu dem nämlichen Zwecke dort ein[1]).

Wölker schrieb am 7. Juni dem Herzoge: die Herren von Straßburg hätten erklärt, daß, wenn sie ihm jetzt offen hülfen, alle Tractate, die sie aus Noth und Zwang mit den Kaiserlichen angefangen hätten, wieder zurückgehen und sie alsdann übler als andere Städte von dem Kaiser behandelt und unter ein schweres Joch gebracht werden würden. Wenn aber der Herzog mit seiner Armee bei ihnen erschiene und bliebe, wollten sie mehr thun, als er von ihnen erwarte.

Solcher angsterfüllten Vorsicht gegenüber hatten jene drei nicht eben leichtes Spiel, und ihre Briefe an den Herzog sind voll Klagen. Nur „mit großer Arbeit" brachte Wölker es dahin, daß sie zweihundert halbe Karthaunenkugeln und hundert zu zwölf Pfund bewilligten, „jedoch alles heimlich". Auch sagten sie die Lieferung von 100,000 Musketenkugeln zu, falls man deren Transportirung übernähme.

Dann erschien Gallas mit seiner Armee wieder in der Nähe der Stadt, bei Drusenheim, und fing von neuem an, den Straßburgern „überaus süß und lieblich vorzupfeifen" [2]), versprach ihnen die Herausgabe ihrer abgefangenen Soldaten, die Sorge für die Sicherheit auf dem Lande und im Namen des Kaisers die Erfüllung ihrer Begehren. Den von ihnen in sein Lager gesandten Trompeter „tractirte er überaus höflich und gnädig", wußte es

1) Glasers Berichte an H. Bernhard aus Straßburg vom 3., 6., 8., 11., 17. Juni 1636 u. s. w. (Gotha). Er traf am 2. Juni in Straßburg ein, Wölker am 7. Juni. Vgl. Wölker an Bernhard d. d. Straßburg, 7. Juni. Aus dem Lager vor Zabern, 14. Juni, datirt ein sehr bedeutsames Empfehlungsschreiben des Herzogs an Straßburg für Wölker.

2) Mockel an Bernhard d. d. Straßburg, 16. Juni (Gotha).

selbst zu entschuldigen, daß sie zum Nachtheil des Kaisers zwölf kürzlich in Basel gekaufte Schiffe angehalten hätten; kurz, „er ließ in allem spüren, daß er die Stadt ins Garn zu locken suche". Und da sie auf den Lockruf nicht sofort kam, zog er andere Register. Er drohte: wenn sie sich mit dem Herzoge und den Franzosen weiter einlasse, werde er ihr alles Getreide auf dem Felde wegbrennen[1]). Auch alarmirende Nachrichten ließ er verbreiten[2]): daß die Franzosen unter Turenne vor Zabern „den Rest bekommen" hätten; daß Piccolomini in Frankreich, Herzog Carl in Lothringen eingefallen sei, und daß auch in Burgund bereits ein so starkes Corps stehe, daß Condé froh sein werde, wenn er sich eilends zurückziehen könne. Und dazu „Rodomontaden": er hätte den Herzog von Weimar „hiebevor viel höher judicirt als jetzund, wo er sich vor dem schlechten Nest Zabern amusirt hätte und nicht stracks auf ihn angegangen wäre, sondern ihm Zeit gelassen, ein so großes Heer zusammenzubringen." Er würde ihn längst vor Zabern heimgesucht haben, wenn er nicht die Ehre, ihn „nebst den Herren Franzosen" wieder aus dem Reiche zu jagen, dem Könige von Ungarn aufbewahrt hätte.

Natürlich, daß das alles die zaghaften Gemüther ganz einschüchterte. Selbst von jenen früheren geringen Bewilligungen an Bernhard war nicht mehr die Rede. Um so nothwendiger erschien es ihm, die Kaiserlichen aus der Nähe Straßburgs mit Gewalt zu entfernen. Als seine Truppen, die Belagerung Zaberns unterbrechend, im französischen Lager bei Brumath erschienen, begab er sich persönlich in die unmittelbarste Nähe von Straßburg, nach Wolfsheim, wo er mit den Abgeordneten der Stadt zusammentraf, denen er erklärte: da der Feind sich Straßburg genähert habe und zu befürchten stehe, daß er sich am Rheine verschanzen, verstärken und ihnen die Ernte und Zufuhr wegnehmen würde, so sei er entschlossen, die Stadt und ihr Gebiet vor ihm zu schützen, sich des-

1) Mockel an Bernhard d. d. Straßburg, 25. u. 26. Juni 1636 (Gotha).

2) Mockel an Bernhard d. d. Straßburg, 5. Juli (Gotha).

halb zwischen Straßburg und den Feind zu legen und ihm eine Schlacht anzubieten. Und wenn sie versprächen, am Heilbronner Bunde festzuhalten und ihm demgemäß ihre Brücke zur Verfügung stellten, wolle er „eine solche Diversion auf jenes Ufer machen, daß sie im Elsaß hoffentlich vor dem Feinde sicher sein würden". Da aber Cardinal la Valette zu dem Unternehmen nur mitwirken dürfe, wenn er sicher sei, daß seine Truppen zu leben fänden, und die Stadt auch zu den anderen Kriegsbedürfnissen beisteuere, so ersuche er sie, für 30,000 Mann Proviant auf drei Monate, dazu 800 Centner Pulver, 1200 Kanonenkugeln zu liefern, 40,000 Reichsthaler an baarem Gelde herzuschießen und freien Einkauf in ihren Mauern zu gestatten. Erhalte er nicht noch diesen Abend ihren Bescheid, so werde er mit den Franzosen zurückgehen und seinen Plan einfach aufgeben.

In der That, starke Forderungen! Mockel hatte gewarnt, „den Bogen anfangs nicht so gar hoch zu spannen, es möchte böse Effecten verursachen". Auch der Herzog besorgte es. Aber die Franzosen hatten von ihnen nicht abgehen wollen.

Die Straßburger, auch die der evangelischen Sache anhängenden Rathsherren, waren über sie erschreckt und nahmen sie für einen Beweis feindseliger Gesinnung. Es kam zu Erwägungen im Rathscollegium, zu schriftlichen Verhandlungen mit dem Herzoge, endlich zu einer Resolution der Straßburger Stadtbehörden vom 28. Juni [1]), in der sie sich auf die seit mehr als einem Menschenalter durch die That und mit großen Opfern bewiesene patriotische und evangelische Gesinnung der Bürgerschaft beriefen, um darzulegen, daß es nicht ihr schlechter Wille, sondern nur die Bedrängniß ihrer Lage sei, die es ihr unmöglich mache, des Herzogs Forderungen zu erfüllen. Da es mit ihrem eigenen Getreide knapp bestellt sei, könnten sie nichts zur Proviantirung der Truppen thun; doch wollten sie wie bisher freien Einkauf von Lebensmitteln in der Stadt bewilligen. Kriegs-

1) Bürgermeister und Rath von Straßburg vom 28. Juni 1636 (Gotha). Die Resolution hat Chemnitz III, S. 17 vorgelegen; doch theilt er nur ein Stück aus ihr (den vierten Punkt) mit, und auch den nicht genau.

material aus dem Zeughause herzugeben, verbiete schon die Weitläufigkeit der neuen Befestigungsanlagen, die sie zunächst zu versehen hätten; doch solle dem Herzoge der freie Kauf von Pulver und Lunten, „als ein Stück der Commerzien", auch ferner verstattet werden. Vollends baares Geld könnten sie nicht zahlen, da der langjährige Krieg und ihre noch nicht vollendete städtische Fortification so große Kosten verursachten, daß die Bürgerschaft schon jahrelang mit außerordentlichen Steuern belastet sei. Und was endlich die Einräumung der Brückenpassage betraf, so baten sie ihn, sich noch zu gedulden, da sie dieses „Hauptwerk" vor den großen Schöffenrath bringen müßten. Kurz: was sie bewilligen wollten, war nicht so viel, daß es des Herzogs Pläne unterstützen und fördern konnte, sondern nur so viel, daß es ihrer Stellung den Charakter ausgesprochener Feindseligkeit nahm. Ihre Sehnsucht war nach wie vor die Neutralität, und deshalb suchten sie alles zu vermeiden, wodurch sie sich deren Bewilligung von Seiten des Kaisers voreilig verscherzen konnten. Vollends seit dann Gallas, um alle Verhandlungen des Feindes mit den Straßburgern über die Brückenpassage abzuschneiden, seine Posten bis in unmittelbarste Nähe der Stadt, bis Weiersheim und Hördt, vorschob und neue „überzuckerte" Worte an sie richtete, hatten sie keine Neigung mehr, es durch Entgegenkommen gegen die Franzosen mit den Kaiserlichen zu verderben. Gab ihnen doch Gallas wiederholt die Versicherung, daß sie „alle Satisfaction" erhalten würden, und daß er hauptsächlich zu ihrem Schutz in ihre Nähe gerückt sei; deshalb sollten sie, ohne sich mit Herzog Bernhard und den Franzosen einzulassen, den kaiserlichen Bescheid erwarten, bis dahin ihre Brücke gesperrt halten und unverzüglich die zwölf Schiffe ausliefern. Letzteres geschah denn auch, und um Mitte Juli war von Gallas die Pontonbrücke geschlagen, die sein Lager mit dem jenseitigen Ufer verband.

Solange Bernhard an dem einmal gefaßten Plane festhielt, durfte er es nicht darauf ankommen lassen, daß Straßburg mit dem nahen Feinde gemeinsame Sache mache. Deshalb schraubte er in neuen Verhandlungen mit der Stadt (am 10. Juli) seine Forderungen bis auf käufliche Ueberlassung von 2000 Maltern Früchten

herunter und brach gleich darauf (am 13. Juli) mit der gesammten Streitmacht von dem eroberten Zabern auf. Sie bestand aus dem Corps von la Valette in einer Stärke von etwa 6000 Mann zu Fuß und über 2500 Reiter und dem seinen, das zwar vor Zabern stark eingebüßt hatte, dann aber durch Ueberläufer wieder auf 4000 deutsche Reiter und 1800 Knechte gebracht war.

Ueber Hochfelden marschirend langte das Heer am 14. Juli bei Brumath an. Nach ein paar Rasttagen schlug es diesseit der Zorn, nach Straßburg zu, bei dem Kloster Stephansfelden ein festes Lager, das von den äußersten feindlichen Reiterposten nur eine Stunde entfernt war.

Die Absicht war, mit dem Feinde „in die Wette zu campiren" und ihm, wenn er sich ins freie Feld hinauswagte, eine Schlacht zu liefern. Allein die Haltung der Straßburger drohte alles zu verderben. Denn sie hatten wohl den Kauf der 2000 Malter bewilligt, aber mit solchen Clauseln, daß die Bewilligung thatsächlich einer Ablehnung gleichkam. Folge war, daß man den Truppen, die doch leben mußten, das ganze Gebiet abzuernten preis gab. Man dachte dann ihnen das zur Füllung der Magazine in Zabern und Hagenau nöthige Getreide abzukaufen. Jedoch die Soldaten zogen es vor, was sie auf den Fluren einheimsten, nach Straßburg zu verhandeln. Um dem einen Riegel vorzuschieben, ließ der Herzog die Stadt durch eine Wache förmlich absperren. Allein das vollends rief bei den Straßburgen, die schon über die Verwüstung ihrer Aecker in Aufregung gerathen waren, laute Erbitterung wach. Und die Wiedereinziehung jenes Postens beruhigte sie ebensowenig als die Bemühungen von Schawelitzky, Morshäuser und Mockel. Sie wiesen es zurück, sich wieder offen zum Heilbronner Bunde zu bekennen, waren vielmehr entschlossen, die Verhandlungen mit dem Feinde zu Ende zu führen. Und dazu war dessen Heer nicht aus seiner festen Stellung zu bringen, so daß es nur zu kleinen Scharmützeln kam, wenn die durch das Land streifenden Trupps beim Fouragiren aufeinander stießen.

Aber Bernhard wußte, daß sich der Zustand im Drusenheimer Lager rasch immer trüber gestaltete, daß der Mangel in ihm zu-

sehends wuchs, die Desertionen sich von Tag zu Tage mehrten; in Folge des Genusses von „unzeitigem Obste", des „nassen Wetters" und des morastigen Lagerterrains unter den Truppen eine tödtliche Epidemie um sich griff[1]). Dazu erfuhr er, daß ein Theil der kaiserlichen Cavallerie unter Lamboy, der sich nach der Aufhebung der Belagerung Hanau's mit Gallas vereinigt hatte, aus dem Lager aufgebrochen sei, den Fluß überschritten habe und das rechte Ufer hinauf nach Breisach marschire, um dort über die Brücke zurückkehrend nach Burgund zu ziehen. Gründe genug für ihn, bei seinem Entschluß der Rheinüberschreitung zu verharren, auch wenn die Straßburger fortfuhren, ihm die Passage über ihre Brücke zu verweigern; wenn sie ihm nur, worauf er sich Hoffnung machte, wenigstens das Material zur Errichtung einer Schiffbrücke käuflich überließen.

Allein auch das lehnten sie ab[2]): sie würden, wenn sie einwilligten, den Rhein und die Ill von den nöthigsten Schiffen entblößen, sich den Paß auf dem Rheine ganz sperren, die bisher freigehaltene Zufuhr ganz verlieren. In den Augen der Kaiserlichen würde es dasselbe sein, ob sie dem Herzoge ihre feste Brücke öffneten oder ihm die Mittel, eine Schiffbrücke zu schlagen, überließen. Auch jene hätten das Material zu ihrer Schiffbrücke nicht in der Stadt gekauft, sondern es von weiter oben herab und nur durch sie hindurchgeführt. Sollte aber der Herzog „etliche wenige" Schiffe zu einem andern Zwecke nöthig haben, oder bei den Straßburger Seilern Einkäufe machen wollen, so wolle man „die gesuchte Handlung bei den Privatis nicht schwer machen".

Ueber diese Antwort war der Herzog aufs höchste entrüstet und sandte den Straßburgern einen Brief, in dem er ihnen seine Meinung rund heraus sagte[3]). Daß sie sein jetziges Gesuch wie die früheren abgelehnt und ihre Mittel nicht zur völligen Vernich-

1) Bericht eines Ueberläufers aus dem gallasischen Lager vom Anfang Juli (von Mockel an H. Bernhard übersandt). Dazu Mockels Briefe an den Herzog aus Straßburg, namentlich der vom 4. Juli 1636 (Gotha). Vgl. Chemnitz III, S. 17, dem diese Berichte vorgelegen zu haben scheinen.

2) Straßburgisches Schreiben vom 26. Juli (Gotha).

3) Bernhard an den Rath zu Straßburg d. d. Brumath, 26. Aug.

tung des von Furcht und Schrecken übermannten, ermatteten Feindes zur Verfügung stellten, zwinge ihn, seinen zur Ehre Gottes, zur Freiheit des Vaterlandes, zur Wohlfahrt der evangelischen Stände gefaßten Plan aufzugeben und dem Feinde die gleichsam gebundene Faust wieder freizulassen, so daß derselbe, dessen Untergang unvermeidlich gewesen, Zeit und Gelegenheit erhalte, sich wieder zu erholen, mit andern zu vereinigen und alsdann den Krieg zu verlängern und seines Gefallens zu führen.

Damit, daß die Straßburger, die er mit den schlechtgesinnten Frankfurtern auf eine Stufe stellte, seine Forderungen ablehnten, war über seinen Plan der Stab gebrochen. Ohne die Straßburger Brücke, ohne Straßburger Schiffe war eine Passirung des Rheins damals für ihn unausführbar. Einen Angriff auf das feindliche Lager verbot dessen starke Befestigung. Längeres Verweilen in den gegenwärtigen Stellungen war nicht möglich, weil die Feldflur abgeerntet und die Gegend in weitem Umkreise ausgeplündert war. Man mußte also zurück. Es wurde beschlossen, sich „etwas gegen die Saar zu ziehen", um Gallas, falls er mit all seiner Macht nach Burgund aufbreche, „den Marsch dergestalt schwer zu machen, daß er wenig von seinem ohnehin abgematteten Volke dahin bringen würde, und also diese Hauptarmee des Feindes, darauf alle seine Force bestehet, mit Gottes Hülfe zu ruiniren". Sollte aber Gallas jenen Zug nicht ausführen, so wollte man „anderweitige Mittel" suchen, um über den Rhein zu kommen. Dann hoffte Bernhard sich doch noch zu gemeinsamem Unternehmen mit dem Landgrafen zu vereinigen[1]).

Sich wie ein Dieb in der Nacht davonzuschleichen, war nicht nach seiner Art. Vielmehr beschloß er „zum Valet" noch einen

1636 (Gotha). Vgl. Chemnitz III, S. 22. Dazu seine Aeußerungen in seinen Briefen an L. Wilhelm d. d. Brumath, 1. Aug.; an Oxenstiern d. d. Brumath, 3. Aug. (Gotha). Vgl. auch seinen Brief an Richelieu d. d. au camp de Litzen (d. i. Lixheim), 6. (16.) Aug. Röse II, B. 4, Anm. 48.

1) Vgl. Bernhards in der vorigen Anmerkung genannten Briefe an L. Wilhelm vom 1. und an Oxenstiern vom 3. Aug.

kecken Handstreich, der dem Gegner beweisen mochte, daß ihn nicht Furcht vor ihm zum Abzuge zwänge. Er setzte sich an die Spitze seines Leibregiments zu Pferd und führte es, begleitet von seinem ahnungslosen französischen Kriegsgefährten, bis an das feindliche Lager, trieb den Außenposten zurück und blieb unter den Wällen halten, bis die ganze feindliche Cavallerie im Felde erschien. La Valette drang in ihn, gegen die Uebermacht auch seine übrige Reiterei heranzuholen. Allein der Herzog wollte dem Franzosen zeigen, daß das Eine Regiment stark genug sei, es mit der ganzen Schar der feindlichen Kürassiere und Dragoner aufzunehmen. Zwei Stunden lang schlug er sich mit ihnen herum, und als es dunkel wurde, zog er sich mit nur geringem Verluste zurück, während von den Kaiserlichen über dreißig Mann gefallen waren.

In den ersten Augusttagen begann der Abzug über Hochfelden und Zabern, von da über das Grenzgebirge hinein nach Lothringen. Am 5. August wurde Pfalzburg erreicht; am 6. befand sich das weimarische Heer zu Lixheim. Wieder einmal war seine Hoffnung gescheitert und der Rhein hinter seinem Horizont hinabgesunken.

Feldzug in Lothringen und Burgund.

Herzog Bernhards Aufbruch aus dem Elsaß erfolgte in einem für Frankreich äußerst gefahrdrohenden Moment.

Nach dem feindlichen Feldzugsplane, der im letzten Winter zu Brüssel zwischen dem Cardinalinfanten, dem Herzoge von Lothringen, dem Prinzen Thomas von Savoyen, dem General Piccolomini und anderen Feldherren verabredet worden war, sollte es für die Campagne von 1636 nichts geringeres gelten, als den gleichzeitigen Einbruch aller Armeen in Frankreich längs der ganzen Grenze. Von den Niederlanden sollten der Cardinalinfant, Prinz Thomas, Piccolomini und Johann von Werth mit einer spanisch-kaiserlich-

bairischen Armee den Hauptstoß gegen die Picardie führen; aus den luxemburgischen, aus den pfälzischen und elsässischen Gebieten sollte die lothringische und gallasische Armee, durch Lothringen und die Franche-Comté vordringend, in das Herzogthum Burgund (Bourgogne) einmarschiren. In der Betrachtungsweise der modernen Kriegskunst würde man sagen, es habe den concentrischen Stoß gegen Paris gegolten.

Allein die Ausführung des Planes verzögerte sich über Erwarten lange. Einmal wagte sich, wie wir sahen, Gallas nicht gegen Herzog Bernhard und Cardinal la Valette heran, suchte ihnen vielmehr auszuweichen. Sodann waren bis Ende April die Spanier durch die Belagerung der Schenkenschanz zurückgehalten, die sie sich wiederholt, wiewohl vergebens, zu entsetzen bemühten, bis sie dann am 20. April durch Capitulation wieder in die Hände der Holländer gerieth. Und endlich verstrich die Zeit bis zum Juni mit der Belagerung von Lüttich, dessen Bewohner sich von der antifranzösischen Bewegung Belgiens nicht hatten fortreißen lassen, vielmehr die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung standhaft verweigerten und sich dafür nun von einem starken Lager kaiserlicher, spanischer und bairischer Scharen eingeschlossen sahen. Aber sie hielten sich so wacker, daß die feindlichen Corps Mitte Juni unverrichteter Sache abziehen mußten.

Erst mit der Aufhebung der Belagerung von Lüttich begannen feindlicherseits die eigentlichen Operationen. Jetzt schob, wovon die Rede war, Gallas seine Stellungen wieder bis in die Nähe Straßburgs vor; Herzog Carl sammelte seine Truppen im Luxemburgischen und drang, vom Feinde ungehindert, in sein Herzogthum ein. Von den Niederlanden aus erfolgte mit imposanter Streitmacht der Einbruch in Frankreich selbst. Vorauf ging ihm ein Kriegsmanifest des Cardinalinfanten, dessen Nachdruck hauptsächlich darin lag, daß es auch im Namen des Kaisers sprach und somit gleichsam dessen Kriegserklärung war[1]).

---

1) d. d. Brüssel, 25. Juni (5. Juli) 1636. Gedruckt u. a. im Theatr. Europ. III, S. 667 f.

Am 30. Juni capitulirte als erster Platz auf französischem Boden la Capelle, eine der vielen kleinen, in schlechtem Vertheidigungszustande befindlichen picardischen Grenzstädte. Der Verlust machte in Frankreich keinen tieferen Eindruck; und durch die fast gleichzeitige Einnahme Zaberns wurde er vollends verwischt. Auch mußte es beruhigen, daß der Feind von der weiter landeinwärts gelegenen Stadt Guise unverrichteter Sache abzog, weil die Besatzung zur Vertheidigung entschlossen war und das zum Schutze der Picardie bestimmte Heer bei St. Quentin stand. Aber als er sich nun seitwärts wendend le Catelet nach kurzer Belagerung und trotz der Nähe des französischen Heeres am 15. Juli nahm, begann man daheim zu erschrecken. Denn nun sah man, daß der Feind „festen Fuß in der Picardie gefaßt habe". Und der Schrecken wuchs rasch, als immer neue Unglücksnachrichten folgten: daß der Feind zur Somme vorgedrungen sei, den Uebergang über dieselbe am 23. Juli zu Cerisi (zwischen Bray und Corbie) bewerkstelligt habe, ohne daß die eigenen Heerführer im stande gewesen wären, es zu hindern; daß sie vielmehr vor dem unaufhaltsam vorrückenden Feinde nach Noyon, nach Compiègne gewichen, daß Prinz Thomas, Piccolomini und Johann von Werth in Roye eingerückt seien und nun die wilden ungarischen und croatischen Reiterscharen das ganze Gebiet zwischen der Somme und Oise überschwemmten und mit Raub, Mord und Brand heimsuchten[1]).

Man zitterte vor dem Erscheinen des Feindes unter den Thoren der Hauptstadt, die damals nichts weniger als gut befestigt war. Flüchtlinge zu Roß und zu Fuß, lange Reihen von schwerbeladenen Wagen und Karren bedeckten die Straße nach Chartres und Orleans. Es herrschte vollkommene Panik und dazwischen unverhaltene Wuth gegen den Herzog-Cardinal, der die Stadt seinen Prunkbauten zu Liebe der Festungswerke beraubt, der den Krieg begonnen habe, ohne die nöthigen Mittel zu besitzen, ihn mit Ehren zu führen.

---

1) „Jean de Werth, dont le nom se rendit si redoutable, que dans le Paris, quand on vouloit faire peur aux petits enfans, on les menaçoit de lui." Montglat, Mém. I, S. 131.

Da habe man die Folgen seiner Verbindung mit den Ketzern. Und was hätte nun die von ihm angeordnete rücksichtslose Erhöhung der Auflagen genützt! Paris war unmittelbar daran, zu revoltiren; die Provinzen in Aufregung, in manchen die Bauern schon in offener Insurrection; der Adel voll Unwillen, von manch einem aus seiner Mitte zu befürchten, daß er sich zu Spanien schlagen würde; so von dem alten Herzog von Epernon, dem Gouverneur von Guienne, der, wie so viele seiner Standesgenossen, seit langem in schlechtem Verhältniß zu Richelieu stand; so selbst von dem Grafen von Soissons, dem Chef der Armee, auf der allein die letzte Deckung von Paris beruhte. Der Boden wankte dem Cardinal unter den Füßen. Selbst der König ermannte sich zu Vorwürfen gegen seinen allmächtigen Minister, weil sich dessen in Aussicht gestellte Siege in Niederlagen verwandelt hatten.

Es ist bekannt, wie Richelieu dem allen entgegentrat, mit welchem persönlichen Muth, mit welcher geistigen Ueberlegenheit, nur das Eine Ziel im Auge: Paris vor dem immer näher dringenden Feinde zu retten. Seine imponirende Haltung bändigte allen Groll gegen ihn, zerstreute alle Furcht vor dem Feinde. Der Gedanke der Vaterlandsgefahr verdrängte alle andern Empfindungen. Dem lähmenden Schrecken folgte gleichsam unvermittelt eine erstaunliche Aufwallung von Opfermuth und Kampfeslust. Adel und Bürgerschaft der Hauptstadt begannen in der Betheiligung an der Errichtung eines neuen Heeres, zu der Richelieu aufrief, in der Beisteuer zu dessen Bewaffnung und Besoldung zu wetteifern. Er durfte rechnen, es binnen Monatsfrist vollzählig ins Feld zu schicken[1]. Aber bis dahin konnte der Feind längst im Herzen Frankreichs stehen!

Es galt, Mittel sofortiger Abwehr zu finden. Und was wäre da natürlicher gewesen, als die auf andern Punkten des Kriegs-

---

1) Die Briefe des Hugo Grotius sowie die in dem dritten Bande der aubery'schen Sammlung mitgetheilten, aus Paris von Ende Juli 1636 datirten sind voll von diesen Dingen und sehr anziehend durch ihr reiches Detail. Vgl. Richelieu, Mém. IX, S. 221 ff.

theaters stehenden Truppen, soweit sie irgend entbehrt werden konnten, rasch heranzuziehen? Ein Glück war es, daß der Feind diese Frist so schlecht ausnutzte. Denn statt die Oise zu überschreiten und direct auf Paris zu marschiren, begnügte er sich mit der Belagerung von Corbie an der Somme, das er am 5. August einnahm. Von da ab ruhte hier vorläufig der Krieg; denn der Cardinalinfant, wegen der Bewegungen der Holländer, die auf Richelieu's Anregung Belgien bedrohten, in Sorge, wagte keine neue Unternehmung, gab vielmehr dem Prinzen Thomas den Befehl, nicht zu weit in das Innere Frankreichs vorzudringen. Dazu kam, daß die wichtigsten, in dem vom Feinde beherrschten Gebiet gelegenen Städte, namentlich St. Quentin und Beauvais, sich zum Widerstande entschlossen zeigten und die neue französische Armee mit überraschender Schnelligkeit wuchs.

Um so schlimmer sah es im Osten aus. Wo Herzog Bernhard eingriff, ging wohl alles nach Wunsch, und all die zahlreichen Lobeserhebungen, die la Valette aus Frankreich erhielt, gebührten im Grunde ihm. Die Einnahme Zaberns, das Einrücken und die Stellung bei Brumath lähmten Gallas' rechtsrheinische Bewegungen vollständig, machten seine Vereinigung mit dem Herzoge von Lothringen auf directem Wege unmöglich, hinderten ihn, zum Entsatz von Dôle aufzubrechen. Denn Dôle war noch immer unerobert. Während die condé'sche Armee vor der Stadt fest lag, breitete Herzog Carl sich verwüstend in Lothringen aus, nahm, ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, einen Platz nach dem andern, näherte sich mehr und mehr der Grenze der Franche-Comté. Daß er vor seiner Vereinigung mit Gallas tief in Frankreich eindringen werde, war kaum zu erwarten, dagegen zu befürchten, daß er, wieder im vollen Besitz des Herzogthums, eilen werde, vor Dôle zu erscheinen und die Stadt zu entsetzen.

Richelieu erwartete den Fall der Stadt, an welchem das Schicksal des ganzen Feldzuges hing, von Tag zu Tage mit wachsender Ungeduld. Als der Feind die picardische Grenze überschritt, war seine nächste Absicht, sobald Dôle genommen sei, einen Theil

der condé'schen Armee aus der Freigrafschaft zur Verstärkung des Grafen von Soissons in die Picardie abzurufen. Gleich auf die Kunde von dem Fall le Catelets befahl er dem Prinzen, nach erfolgter Einnahme 1500 Mann zur Nordarmee zu entsenden, eine Zahl, die er dann auf 2000 erhöhte. Aber die Belagerung kam nicht vom Fleck, und der Feind drang schon gegen die Oise vor. Als er Roye erreichte, erging an Condé der gemessene Befehl, die von ihm gelegte Mine, wie weit sie geführt sein möchte, springen zu lassen und, wenn er sich damit des Platzes nicht bemächtige, die Belagerung aufzugeben, la Meilleraye mit einem Theil seiner Truppen eiligst auf den Kriegsschauplatz im Norden zu senden und mit dem Rest von 5000 Mann selber in das Herzogthum Burgund, also auf heimischen Boden zurückzukehren, wo er sich durch neue Aushebungen leicht wieder würde complettiren können. Condé kam dem Befehl um so lieber nach, als er sich bereits selber aufs höchste gefährdet sah. Denn am 18. Juli war Lamboy mit dem aus dem Drusenheimer Lager entsandten, 2000 Mann starken Cavalleriecorps zu Breisach über die Brücke gegangen und stand Ende des Monats bei Gray an der Saône. Hier stieß ein großer Theil der lothringischen Armee zu ihm. Die Gesammtstärke des Corps wurde auf 6000 Mann zu Pferde und 5—6000 zu Fuß geschätzt. Dann kam auch Herzog Carl selbst mit dem Rest seines Heeres heran.

So ließ Condé denn die Mine springen, obschon sie noch nicht bis unter die Bastion geführt war, hob am 5. August die Belagerung auf und zog mit seinen Truppen an St. Jean de Losne vorbei über die französische Grenze nach Dijon.

Die Schuld an diesem ruhmlosen Ende eines Unternehmens, das die allgemeine Aufmerksamkeit so lange in Anspruch genommen hatte und, wenn es glückte, den bedeutsamsten Einfluß auf den allgemeinen Kriegsverlauf ausgeübt haben würde, wälzte Condé von sich ab auf la Valette und Herzog Bernhard, welche die Annäherung des Entsatzes nicht verhindert hätten, und auf den König, ohne dessen ausdrücklichen Befehl er Dôle eben jetzt in wenig Tagen ein-

genommen haben würde [1]). In Wahrheit traf die Schuld nur ihn, „den großen Politiker, aber schlechten General".

Der Rückzug Condé's aus der Franche-Comté erfolgte zu derselben Zeit wie der Bernhards und la Valette's aus dem Elsaß. Es that freilich dringend noth, daß sie sich wieder der französischen Grenze näherten; denn Carl von Lothringen war dem weichenden Condé in das Herzogthum Burgund gefolgt und hatte bei Verdun, einem unbefestigten, aber gleichwohl sehr wichtigen Platz am Einfluß des Doubs in die Saône, Posto gefaßt. Wenn Gallas bei Drusenheim über den Rhein und auf dem rechten Ufer nach Breisach ging, dort den Fluß wieder passirte, konnte er, die Freigrafschaft quer durchziehend, völlig ungehindert zu ihm gelangen. Daher begrüßten der König und seine Minister ihr Wiedererscheinen in Lothringen mit größter Freude [2]). Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze sei die erste Gefahr überwunden: man sei mit der Bildung einer Armee beschäftigt, die, über 10,000 Mann zu Pferde und 25,000 zu Fuß stark, bis Ende August beisammen sein würde. Aber auf dem östlichen bleibe der Einfall des Herzogs von Lothringen, der die Grenze bereits überschritten habe, zu fürchten, vollends wenn er durch die gallasische Armee verstärkt würde. Deshalb genüge es nicht, daß la Valette und Bernhard in Lothringen eingerückt seien und dieses Herzogthum vom Feinde reinigten: es gelte, daß sie unverweilt über Epinal oder Mirecourt durch die Freigrafschaft [illegible] dem Herzog Carl auf den Leib gingen, um ihn, ehe Condé [illegible], zu schlagen, bevor Gallas zur Stelle sei.

Indem die beiden Feldherren aufgefordert wurden, sich mit Condé zu verbinden und mit ihm in Gemeinschaft zu operiren,

1) Condé an la Valette [illegible]

2) [illegible] an la Valette [illegible] Richelieu und de Noyers an Bern. [illegible]

wurde ihnen doch nicht zugemuthet, sich ihm, dem Helden von Dôle, dem als Prinzen von Geblüt und als Gouverneur Burgunds der Oberbefehl von rechtswegen zugestanden hätte, unterzuordnen. Nur die Berathungen sollten gemeinsam angestellt werden, die Führung seiner Truppen jeder selbstständig behalten. Richelieu schrieb an la Valette, daß er und Herzog Bernhard die einzigen wären, welche die Dinge auf dieser Seite wieder ins Gleiche zu bringen vermöchten.

Auch Condé hatte den Befehl der Vereinigung mit den beiden Generalen erhalten, denen er zugleich ihre Marschroute angeben sollte. Er schilderte ihnen seine überaus bedenkliche Lage[1]: wie er „fast seine ganze Armee" hätte von sich lassen müssen, so daß er dem Herzoge von Lothringen gegenüber, der in seiner unmittelbarsten Nähe stehe und alles verheere, nicht das Feld behaupten könne, sondern sich darauf beschränken müsse, die Städte zu schützen, von denen doch eine nach der andern durch die feige Haltung seiner Truppen verloren gehe. Wenn sie, und wäre es nur auf vierzehn Tage, zu ihm kämen, würde er alle Verluste wiedereinbringen, aufs neue in die Freigrafschaft einrücken, den Feind zum Rückzuge oder zu einer Schlacht zwingen und ihn verhindern, in ihr Winterquartiere zu nehmen. Aber sie müßten eilig herankommen, jedoch nicht durch die Freigrafschaft, um nicht vor der Vereinigung mit ihm auf den Feind zu treffen, vielmehr den Weg rechts von der Saône über Langres, Fontaine-Française, Auxonne, St. Jean de Losne und Bellegarde (Seurre) nehmen, in welcher Gegend dann die Vereinigung stattfinden würde.

Bernhard und la Valette waren weiter in Lothringen vorgedrungen, wo sich außer den von Herzog Carl zurückgelassenen Besatzungen kein Feind mehr befand. So hatten sie denn leichtes Spiel. Von Lixheim marschirten sie auf Finstingen (Fenestrange) und Dieuze. Am 17. August befand sich der Herzog zu Luneville. Am 19. erschien eine Abtheilung seines Heeres vor Blamont. Der

1) Drei Briefe Condé's an la Valette d. d. Dijon, 15. (25.) Aug. Aubery III, S. 216, 217, 218. Der erste Brief vor, die beiden andern nach Eintreffen des königlichen Befehls geschrieben.

Commandant wollte sich nicht ergeben, steckte vielmehr, als die Weimaraner stürmten, die Stadt in Brand und wich mit der Besatzung aufs Schloß. Als er dann von hier aus um Capitulation bat, wurde ihm nur Uebergabe auf Gnade und Ungnade gewährt. Seine Mannschaft mußte mit weißen Stäben abziehen; er selbst wurde auf Bernhards Befehl als Brandstifter an den Galgen gehängt.

Am 24. August wurde, nach heftigem Straßenkampf mit der lothringischen Besatzung, in welchem sich Bernhard, den Seinen voranstürmend, persönlich der Gefahr aussetzte, Rambervillers genommen, dem Feinde gegen Stellung von Geiseln freier Abzug vom Schloß, auf das er sich zurückgezogen hatte, gewährt. Der Herzog ließ es sich angelegen sein, für den Schutz der Frauen, zumal der Nonnen, Sorge zu tragen [1]). Er hinterließ an diesem wichtigen Platze an der Mortagne seinen Obersten Wilken von Bodendorf mit seinem Reiterregiment und einer Anzahl Dragonern, um „die Straßen zu partiren und lineam communicationis von da auf Dieuze, Kaufmannssaarbrücken und Deutschland zu erhalten". Mit seinen übrigen Truppen rückte er auf Epinal, während la Valette zu Mirecourt stand. Sie näherten sich also der Freigrafschaft und Condé. Von diesem gelangten neue, dringende Aufforderungen an sie, in Burgund einzurücken, wo der Feind immer mehr um sich greife. Er habe schon die ganze Gegend zwischen der Saône und der Tille mit Brand und Verwüstung heimgesucht, so daß es an Lebensmitteln fehle.

Es war in der That höchste Zeit, daß sie zu Condé stießen; denn was bei ihrem Abzug aus dem Elsaß zu erwarten gewesen, war geschehen: Gallas hatte nicht gesäumt, seiner gesammten Armee, mit Ausnahme von nur drei Regimentern unter Oberst Dischler, die zur Deckung Weißenburgs zurückbleiben sollten, den Befehl zum Aufbruch zu geben. Seine leichte Reiterei von Ungarn, Croaten und Polacken, die ein besonderes Corps bildeten, war sofort

1) Bernhard an? d. d. Rambervillers, 24. Aug. 1636 (Gotha). La Valette an Richelieu d. d. Mirecourt, 24. Aug. (3. Sept.) lobt Bernhard: „il a fort bien fait cette action." Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 8. (18.) Sept. Ep. 650. Theatr. Europ. III, S. 701. Danach Chemnitz III, S. 46. Viel detaillirter Grün.

aus ihrem abgesonderten Lager aufgebrochen, an Straßburg vorbei, die Ill hinauf und über Thann, das sie schon am 8. August erreichte, gradeswegs nach Burgund gezogen. Den Kern seines Heeres [1]) führte er persönlich desselben Weges, den kurz zuvor Lamboy genommen hatte: auf dem rechten Rheinufer hinauf bis Breisach und über den dortigen Brückenpaß. Sobald er Nachricht von der Aufhebung der Belagerung Dôle's erhielt, ging er, Mitte August, auf das elsässische Ufer zurück und zog nun über Reitersheim, wo ein paar Tage gerastet wurde, sengend und brennend durch die Grafschaft Mömpelgard, das Thal des Doubs hinab und dann hinüber in das der Saône, wo er zu Auxonne — nach andern Berichten zu Gray — seine Verbindung mit dem Herzoge von Lothringen und Lamboy herstellte. Vereint rückte dann ihre imposante Streitmacht, die sich auf 40—50,000 Mann angegeben findet, nordwärts und schlug auf einer bei Champlitte gelegenen Höhe ein Lager, um hier in fester Stellung den Zuzug weiterer Verstärkungen aus Deutschland zu erwarten.

So schien denn ein gewaltiger Vorstoß gegen das Herz Frankreichs, ähnlich dem vor kurzem von Norden her erfolgten, unmittelbar, und ehe man zu seiner Verhinderung zur Stelle war, bevorzustehen [2]). Wie damals erschien auch jetzt ein feindliches Kriegsmanifest, welches König Ferdinand von Ungarn, der Höchstcommandirende der feindlichen Streitkräfte, am 8. September, sofort nach erfolgter Conjunction, von Breisach aus publicirte [3]). Da galt es denn, dem Einbruche mit starker Macht vorzubeugen.

1) Die Stärkezahl findet sich sehr verschieden angegeben. Eine Armeeliste im Theatr. Europ. III, S. 639.

2) Vgl. Mockel an Bernhard d. d. Benfeld, 19. Dec. 1636 (Gotha): „Sonsten kommt so viel heraus, daß H. General Gallas Intention, ehe er S. Jean de Losne attaquirt, gewest, E. Fl. Gn. und die ganze französische Armee weit hinter sich auf der rechten Hand zu lassen, und ehe sie ihn würden können erlangen, einen guten Posto an der Loire zu fassen und von da, als gleichsam dem Herzen Frankreichs aus, seines Gefallens zu dominiren."

3) Oft gedruckt; u. a. Theatr. Europ. III, S. 697; Chemnitz III, S. 48; Londorp IV, S. 572 2c.

Am 1. September hatten Bernhard und la Valette mit Condé zu Langres eine Berathung, in Folge deren Condé, der selber in Dijon blieb, seine Truppen unter Feldmarschall Rantzau, einem der vorzüglichsten Officiere in der französischen Armee, den auf der Straße von Langres heranziehenden Weimaranern und Franzosen über Fontaine-Française entgegensandte. In der Gegend von Montsaugeon, wo man zu einander stieß, wurde, ein paar Meilen westlich von Champlitte, ein Lager geschlagen [1]). Damit war dem Feinde der Vorstoß in gerader Richtung verbaut. Er wagte sich überhaupt, so stark er sich gleich nach der Vereinigung aller Corps an Zahl befand, nicht gegen die gleichfalls concentrirten Streitkräfte seines Gegners heran, sondern hielt sich in seiner festen Lagerstellung. Nur die Croaten zogen zum Fouragiren aus, wobei sie dann häufig von ihren Gegnern überfallen und mit blutigen Köpfen heimgejagt wurden [2]).

Obschon der König den beiden so erprobten Feldherren auch jetzt wieder volle Freiheit des Handelns gewährte und Richelieu sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, sie immer von neuem durch schmeichelhafteste Lobeserhebungen anzufeuern [3]), wurde ihnen doch auf das bestimmteste erklärt, man wünsche nicht, daß sie eine Schlacht wagten; wenigstens nicht eher, als bis die für sie bestimmten Verstärkungen eingetroffen seien; nämlich der Herzog von Longueville, der Befehl erhielt, mit der ganzen, in der Normandie gebildeten Armee — etwa 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde — nach

1) Bernhard datirt 7. Sept. 1636 aus Montsaugeon. Nach dem Mercure françois XXI, S. 268 (danach Montglat S. 121) lag Bernhard zu Montsaugeon, la Valette zu Jussey („Cussey“), Rantzau mit den condé'schen Truppen zwischen beiden.

2) Grammonts Mém. S. 318, erzählen ein solches Rencontre, in welchem der Affe der Frau des Croatenobersten, den der Graf Guiche dem Herzog Bernhard präsentirte, eine ergötzliche Rolle spielt. Richelieu, Mém. IX, S. 261.

3) Richelieu an la Valette vom 12. (22.) Sept. Aubery III, S. 237: „Je vous avoue, que j'ay plus d'espérance en vostre conduite et en celle de Monsieur le Duc Bernard, quoiqu'avec des forces médiocres, qu'en toutes les grandes armées, que nous avons de deçà.“ Ludwig XIII. an la Valette vom 30. Sept. (10. Oct.) III, S. 251.

Burgund aufzubrechen, um dann gleichfalls als selbstständiger General Hand in Hand mit den drei andern Feldherren zu operiren; und Oberst Vaubecourt, der Gouverneur der Champagne, der ein bedeutendes Cavalleriecorps heranführen sollte.

Das war eine Beschränkung, die dem Herzoge schwer genug angekommen sein mag. Und einmal wenigstens trieb ihn sein Ungestüm, sich über sie hinwegzusetzen [1]). Es war am 29. September abends, daß er den Befehl gab: nachts um 2 Uhr sollten sich alle disponiblen Cavallerieregimenter beim Quartier des Rheingrafen, das am weitesten gegen den Feind vorgeschoben war, einfinden. Als sie pünktlich zur Stelle waren, wurde Oberst Rosen mit dem Leibregiment zur Avantgarde bestimmt; das öhmische und rheingräfische Regiment folgten unter Generalmajor Taupadel als Soutien; Feldmarschall Rantzau setzte sich, unter Zustimmung la Valette's, mit der französischen Cavallerie in Bewegung, um als Reserve zu dienen. Es galt nichts Geringeres als eine Ueberrumpelung des Croatenlagers, das, wie fast immer, von dem Heerlager getrennt war und sich mit Troß und Karren und zusammengeraubten Kisten und Kasten bunt genug oberhalb Champlitte's im weiten Felde ausdehnte.

Rosens erste Schwadron, bei welcher sich der Herzog, der im Kampfe immer allen voran sein mußte, persönlich befand, ging geradeswegs auf das gallasische Hauptquartier los, jagte einen Posten von 400 piccolomini'schen Reitern mit großem Verluste zurück und gelangte keck bis unter das von einer Musketierwache besetzte Thor von Champlitte. Erst als die Lärmkanone gelöst und es in Stadt und Lager lebendig wurde, führte der Herzog die Reiter in guter Ordnung zurück. Mittlerweile aber hatte Taupadel die Umgehung des Croatenlagers vollendet, und während er es im Rücken anfiel, setzte

1) Theatr. Europ. III, S. 716 (jedoch zum 16. [26.] Oct.). Fast wörtlich danach Chemnitz III, S. 86 (doch mit dem Datum des 30. Sept.). Auch Grün giebt die Darstellung des Theatr. Europ., aber nicht ohne beachtenswerthe Abweichungen.

Rantzau mit seinen Franzosen von vorn an. Dann kam auch Bernhard selbst. Hatten die überraschten Croaten anfangs Widerstand versucht, so gaben sie ihn, sobald sie sich von allen Seiten angegriffen und ohne alle Hülfe gelassen sahen, auf und suchten, ihre schon bespannten Bagagewagen im Stiche lassend, ihr Heil in wilder Flucht zum Hauptlager. Man ließ sie fliehen und hielt sich an ihrem Lager schadlos, das man plünderte und dann in Brand steckte. Man machte „über die Maßen stattliche Beute": Isolani's Leibkutsche mit einem Sechsgespann von Grauschimmeln und sein Silbergeschirr, sämmtliche Handpferde des Croatenobersten Ludwig, dazu noch an zweitausend Pferde.

Für beide Gegner standen Verstärkungen in Aussicht. Während die französischen immer noch ausblieben, langte, nachdem man fünf Wochen einander gegenübergelegen, bei den Kaiserlichen ein in Schlesien geworbenes Corps unter Oberst Butler an, das Mitte September die Drusenheimer Brücke passirt hatte [1]). Und nun säumten sie nicht weiter, den längst geplanten und so umfassend vorbereiteten Einbruch in das Innere Frankreichs ins Werk zu setzen. Ihr erstes Ziel war Dijon, die Hauptstadt des Herzogthums Burgund.

Indem sie — um den 10. October — aufbrachen, zündeten sie im Lager alle Wachtfeuer an, um den Gegner über ihren Abzug zu täuschen [2]). Ihr Marsch ging über den Flecken Mirebeau, vor dem sie am 13. October erschienen. Die gut französische Bürgerschaft dachte zwar mitsammt der Besatzung an Gegenwehr; aber als die feindliche Uebermacht den Ernst zeigte und die Kanonen

1) Bernhard an Baner d. d. Langres, 6. Nov. 1636 (Stockholm). Gedr. bei Cyprian, adversaria historica S. 8 f. Benutzt von Chemnitz III, S. 86. Vgl. S. 47.

2) Nach Grammont, Mém. S. 319, rückte Gallas mit 22,000 M. z. F., 18,000 z. Pf. und 24 Kanonen ins Burgundische. Martin, Hist. de France XI, S. 456, giebt, den Mém. Richelieu's folgend, 30,000 M. an. — Daß, wie das Theatr. Europ. III, S. 716 erzählt, die Franzosen, durch diese Kriegslist getäuscht, den Aufbruch erst nach zwei Tagen gewahr geworden, bleibt mindestens sehr zweifelhaft.

zu spielen begannen, war der Ort alsbald überwältigt und wurde zur Hälfte ein Raub der Flammen. Was man in Waffen fand, wurde niedergemacht.

Die Franzosen hatten sich sofort auf die Kunde von dem Abzuge des Feindes gleichfalls erhoben, um sich ihm, wo er auch durchbrechen wollte, wie bei Champlitte, entgegenzustellen. Graf Guiche mit der Avantgarde voran, überschritten sie, da sie erfuhren, daß sie zum Entsatz Mirebeau's doch zu spät erschienen, die Tille und standen zwischen diesem Zufluß der Saône und Dijon in Schlachtordnung, als der Feind von Mirebeau herankam. Der machte, völlig überrascht, Kehrt. Und da man besorgen mußte, daß er vielleicht noch weiter südwärts den Einmarsch bewerkstelligen würde, beeilte man sich Nuits, Beaune, St. Jean de Losne, Auxonne zu besetzen, d. h. alle Punkte, auf die sich etwa ein nächster Angriff des Feindes richten konnte.

Dieser marschirte über die reiche Abtei Citeaux, die im Vorübergehen geplündert wurde, südwärts gegen die Saône, und zwar, wie sich bald ergab, auf St. Jean de Losne, einen Platz, der nahe an dem Einfluß der an Dijon vorüberfließenden Ouche in die Saône liegt. Am 21. October erschien er vor der Stadt[1]), in der das Regiment Condé (unter Sieur de Cousture) und hundert Mann von dem Regiment de la Mothe-Houdancourt lagen. Es heißt, die Besatzung hätte sich ergeben wollen; aber die Bürger, durch das Beispiel von Dôle angefeuert und entschlossen, zu beweisen, daß die

1) Das Datum nach Montglats Mém. S. 121; sie, wie auch die Mém. Richelieu's, S. 265, geben einen sehr detaillirten Bericht dieser Belagerung, über die wir überhaupt vortrefflich unterrichtet sind. In Betracht kommen namentlich Rantzau's Briefe an la Valette d. d. St. Jean de Losne vom 24. Oct. (3. Nov.) 1636. Aubery III, S. 269. Dazu Condé an Richelieu d. d. Dijon, 27. Oct. (6. Nov.). Haussonville, Hist. de la réunion de la Lorraine à la France, II, 1860, S. 318, Urk. XI. Dazu zwei Briefe von Grotius an Oxenstiern und an Camerarius d. d. Paris, 4. (14.) Nov. Ep. 682 u. 683 (seine Cohortes sind Regimenter). Die Stärke der Besatzung betrug nach dem Theatr. Europ. III, S. 717, 400 M.; das Tagebuch Grüns macht daraus 800.

Burgunder des Herzogthums ihren Feinden nicht minder tapfer zu widerstehen wüßten als die der Grafschaft, hätten trotz der in der Stadt wüthenden Pest die Vertheidigung gefordert und erklärt, den Ersten, der von Uebergabe spräche, auf offenem Markt aufknüpfen zu wollen.

Schon hatten sie ein paar Tage lang die Belagerung und das Bombardement ausgehalten, schon war Bresche geschossen und ein Sturm mannhaft abgeschlagen worden, als Entsatz kam. Es war Rantzau, der mit der condé'schen Reiterei, einem Theil des weimarischen Fußvolks und zwei deutschen Cavallerieregimentern nach einem Nachtmarsch durch die weiten Wasserflächen der bereits ausgetretenen Ouche und Saône — sie hätten über zwei Stunden lang bis über den Gürtel im Wasser waten müssen, heißt es in dem grün'schen Tagebuche — Auxonne erreichte, die dort ihm entgegentretenden Croaten zusammenhieb, dann auf kürzestem Wege weiter auf St. Jean eilte und glücklich in die Stadt gelangte. Wie er berichtet, wäre der Feind schon durch die Nachricht von seinem Erscheinen so erschreckt worden, daß er seine Geschütze sofort zurückzog und die bereits genommenen Außenwerke verließ. Einen Posten von 300 Dragonern, der noch am Stadtthor hielt, ließ Rantzau sofort angreifen und zurückwerfen. So diese Action in seiner eigenen bescheidenen Schilderung, die in den Berichten der Zeitgenossen und in der Ueberlieferung weit bedeutender dargestellt und als Heldenthat gerühmt wird; wie sie denn die Aufhebung der Belagerung zur Folge hatte. „Le brave Monsieur de Rantzau“ und sein „glorieux exploit“ wußten die Franzosen nicht genug zu rühmen[1]), und auch Grotius schrieb, Rantzau habe seine Ruhmesthaten um eine neue vermehrt; indeß er selbst in stolzer Bescheidenheit gegen la Valette äußerte, er bedauere, daß die Sache nicht schwieriger gewesen sei.

---

1) U. a. de Noyers an la Valette d. d. Amiens, 2. (12.) Nov. Aubery III, S. 272. Richelieu an denselben d. d. Amiens, 3. (13.) Nov. III, S. 273: „On ne sçauroit assez louer Monsieur de Rantzau; l'action de Saint Jean de Laune mérite, qu'on ait un soin extraordinaire de luy etc.“

St. Jean de Losne wurde der Markstein von Gallas' Glück. Wie er im vergangnen Herbst mitten aus Lothringen, bis wohin er in stolzem Siegesgefühl vorgedrungen war, zurückgemußt hatte, so wandte er jetzt an der Grenze Frankreichs selbst seine Schritte rückwärts. Denn zu dem Gegner, der ihm, wo er auch immer vorzubrechen versuchte, Halt gebot, kam der rasch zunehmende Unwille in seinem Heere, das, weit von seinen Hülfsquellen entfernt, unbeschreiblichen Mangel litt und über die Strapazen murrte. Diese wurden unerträglich, als die Regenzeit eintrat, die Flüsse anschwollen und austretend die Ebene unter Wasser setzten und die Wege in Moräste verwandelten [1]). Verweilte man länger, so war zu befürchten, daß die Zelte fortgeschwemmt werden würden, die Geschütze und die Wagen nicht mehr transportirt werden könnten.

So erfolgte denn am 27. October der Rückzug von St. Jean nach Mirebeau und Gray, wo man die Saône zu passiren dachte. Aber gleichzeitig waren mit Zurücklassung ihrer Bagage die Franzosen und Weimaraner aufgebrochen, bei denen sich Rantzau wieder eingefunden hatte, und zwangen den Gegner, indem sie ihm zur Seite an den Höhen hinzogen, drunten in der sumpfigen Niederung zu bleiben. In seinen Reihen nahm die Auflösung immer mehr überhand; die Mannschaften waren „ganz nahe bei Meutination"; sie desertirten in hellen Haufen: „also daß wir" — wie Bernhard an Baner schrieb — mit Gefangenen überhäuft worden." Ueber 2000 habe er seinem Corps eingereiht.

Am 31. October und 1. November wurde noch auf dem rechten Saôneufer die feindliche Arrièregarde angegriffen, eine große Anzahl Fußvolk gefangen genommen, 41 beladene Munitionswagen, 3 Geschütze und viel Kriegsmaterial erbeutet [2]).

Da die Einwohner der Freigrafschaft den debandirten kaiser-

1) S. die Schilderung bei Montglat S. 121.

2) So H. Bernhard an Baner vom 6. Nov. 1636 (Stockholm). Sehr ausführlich ist Graf Guiche (Grammont, Mém. 321 f.) über diese Gefechtstage. Ich wage aber sein, wie es scheint, sehr bestimmt gefärbtes Detail nicht in die Darstellung aufzunehmen.

lichen Scharen den Paß über die Saône verweigerten, mußten sie auf dem rechten Ufer weiter stromauf ziehen, bis sie eine Woche später bei „Apremont" eine Brücke schlugen und im elendesten Zustande auf das linke Ufer übergingen. Bernhard schätzte ihren Verlust während dieses Rückzuges auf mehr als 5000 Mann. Er schrieb in den ersten Novembertagen: „Also ist dies große Corpus und starke Macht in kurzer Zeit durch Gottes gnädigen Beistand dergestalt ruinirt worden, daß wenig Dienste mehr von solchen zu hoffen."

So dieser burgundische Feldzug Herzog Bernhards, der für Frankreich nichts Geringeres bedeutete, als die Verhinderung der feindlichen Invasion. Was that Frankreich dagegen für ihn, und, da er ganz auf französisches Geld angewiesen war, welche Summen ließ es ihm zukommen?

Außer dem Gelde, das Ponikau, dann der Herzog selber aus Paris ins Lager brachten — zusammen eine Million Livres —, war bisher, trotz des Vertrages und trotz des späteren Versprechens, keine Zahlung von seiten der Regierung erfolgt. Und doch hatte der Herzog seine Mannschaft nur durch die Versicherung, daß sie im August vollen Sold empfangen würde, im Gewehr und bei guter Laune erhalten. Der August war gekommen, mit ihm der Abzug aus dem Elsaß nach Lothringen, — jedoch kein Geld. An Eifer zu seiner Beschaffung hatte man es in Paris, an dringender Mahnung der Herzog nicht fehlen lassen: aber umsonst, und Richelieu vertröstete ihn auf 1. September. Befand sich doch Frankreich in jenen Tagen des Falles von la Capelle, le Catelet und Roye in peinlichster Geldverlegenheit. Und als dann die Tage der Pariser Aufwallung folgten, flossen wohl rasch große Summen in den Staatsschatz; aber von den Kosten der Errichtung und Erhaltung der neuen Armee wurden sie weit übertroffen, so daß es, als diese gegen die Somme vorrückte, mit dem Gelde ebenso traurig

aussah als vorher. Selbst la Valette konnte für seine Truppen kein Geld flüssig machen. Auf seine Briefe und Abordnungen kam von de Noyers, von Bouthillier, von Bullion immer die gleiche Antwort: wir haben keines[1]). Was Wunder, wenn Bernhards Leute da unruhig zu werden und, der Disciplin vergessend, das Land zu plündern anfingen und Bernhard solchen „Désordres“ nicht steuern konnte, vielleicht auch nicht wollte[2])?

Beim Aufbruch aus dem Elsaß hatte er den Kammerherrn Wolf Dietrich Truchseß an den König gesandt, mit dem Auftrage, Entschädigung für die von ihm bestrittenen Kosten der Belagerung von Zabern und Zahlung der im August fälligen Rate von einer Million zu fordern. Ein dritter Punkt seiner Mission betraf den Jahrgehalt des Herzogs[3]). Ihr Inhalt war also durchaus finanzieller Natur. Da war es denn wohl vorauszusehen, wie es ihm glücken würde.

Die Hauptforderung war die zweite: die prompte und volle Quartalszahlung. Aber sowohl nach dem Vertrage als nach der letzten Abmachung war Frankreich nur dann zu ihr verpflichtet, wenn Bernhard sein Heer auf die Effectivstärke von 18,000 Mann brachte, und diese Zahl erreichte es im Lauf des ganzen Jahres bei weitem nicht. Von diesem Standpunkt aus erklärten die Franzosen, da der Herzog, wie sie wüßten, nicht über 4000 Mann zu Pferde und 2000 zu Fuß habe, könnten sie nicht die vertragsmäßige Summe zahlen. Sie erboten sich zur (abermaligen) Zahlung von nur

1) De Noyers an la Valette vom 12. (22.) Sept. 1636. Aubery III, S. 237. Bouthillier an denselben von demf. Dat. III, S. 239, Bullion an denselben vom 15. (25.) Sept. III, S. 241 u. 242 f.

2) Ueber die „Désordres“ in Bernhards Heere vgl. Condé an la Valette d. d. Dijon, 12. (22.) u. 18. (28.) Sept. Aubery III, S. 240 u. 244.

3) Leider ist die Instruction für Truchseß nicht mehr aufzufinden, so daß man auf Röse II, S. 131 f. angewiesen ist. Die Genauigkeit seiner Angaben unterliegt aber so starken Zweifeln, daß man ihnen nur mit großer Vorsicht wird folgen dürfen, namentlich, wie ich jedoch hier nicht weiter ausführen will, in betreff des Jahrgehalts. Von mehreren (drei) Sendungen von Truchseß kann keine Rede sein.

600,000 Livres. Jetzt mehr zu geben wären sie, wie de Noyers dem Abgesandten des Herzogs in einer Conferenz erklärte, selbst beim besten Willen nicht in der Lage. Truchseß dagegen bemühte sich, nachzuweisen, daß das Corps seines Herrn größer sei, als man annehme: man müsse eben auch die Besatzungstruppen mitrechnen; man dürfe nicht vergessen, daß Oberst Wurmbrandts, Oberst Loisons Regiment und andere Truppen kürzlich zu ihm gestoßen seien. Aber die Franzosen waren jedesmal mit einer Einwendung zur Hand: die Garnisontruppen könnten durch Contributionen erhalten werden; gegenüber den Zugängen zur Feldarmee seien ebenso große Abgänge erfolgt. Und Richelieu schrieb an Bernhard: er habe keinen Grund, mit der vom König bewilligten Summe unzufrieden zu sein; denn nach dem Vertrage habe er nicht mehr zu verlangen, und sein Corps sei jetzt nicht größer als zur Zeit seiner Anwesenheit in Paris, wo er sich mit der nämlichen Summe, die man ihm jetzt bewilligt, zufrieden erklärt habe[1]).

Aber selbst die 600,000 Livres kamen nur sehr langsam zusammen. Ende September war bei Hoeufft, einem reichen holländischen Banquier, der seit langem in Frankreich ansässig war und die Geldgeschäfte für Herzog Bernhard vermittelte, erst die Hälfte der Summe deponirt. Derselbe erklärte an Truchseß, es werde noch gute Weile haben, die volle Summe baar zusammenzubringen, und meinte, der Herzog solle sich mit Wechseln auf Dijon, Troyes und Lyon begnügen. Er rieth, mit der Forderung der vollen Million so lange zurückzuhalten, bis die 600,000 Livres ganz erlegt seien, da es sich sonst selbst mit dieser Summe noch mehr verzögern möchte. Truchseß theilte das dem Herzoge mit[2]) und bat um neuen

---

1) Richelieu an Bernhard d. d. Amiens, 2. (12.) Oct. 1636, Röse II, B. 4, Anm. 72; vom 28. Sept. (8. Oct.) Avenel VIII, S. 307. Vgl. Richelieu an la Valette d. d. Amiens, 30. Sept. (10. Oct.). Aubery III, S. 253. „J'escris à Monsieur le Duc Bernard le plus obligeamment qu'il m'est possible." Dazu Richelieu an Bernhard d. d. Amiens, 7. (17.) Oct. Avenel VIII, S. 307.

2) Truchseß an Bernhard d. d. Paris, 28. Sept. u. 10. Oct. 1636 (Gotha).

Verhaltungsbefehl: ob er bleiben solle, bis er die ganze Summe in Händen habe.

Bernhard wandte sich auf die Mittheilungen seines Gesandten über den Gang der Verhandlungen persönlich an Richelieu[1]). Wenn man auf den Vertrag zurückgreife und für jeden fehlenden Reiter 40, für jeden fehlenden Fußsoldaten 12 Livres von der Million in Abzug bringe, so mache das einen Ausfall von nicht mehr als 136,000 Livres; denn eingerechnet die in den elsässischen Plätzen gelassenen Truppen, die er gleichfalls bezahlen müsse, fehlten ihm (an den 18,000 Mann) 1000 Mann zu Pferde und 8000 Mann zu Fuß[2]). Mit der Summe, die man ihm geben wolle, würde es ihm unmöglich sein, seine Truppen zu befriedigen und die Fülle der außerordentlichen Ausgaben zu bestreiten. Die Truppen hätten nun schon lange nur einen kleinen Theil ihres Soldes bekommen: denn es sei ihm bis zum Mai eine ganze Million zu wenig gezahlt worden[3]). Aber er habe mit Rücksicht auf den damaligen Geldmangel und auf das Versprechen, daß er im August eine volle Million empfangen solle, auf jene verzichtet. Auf diese Augustzahlung habe er seine Truppen vertröstet; nur so habe er sie von Ausschreitungen zurückgehalten. „Aber trotz meines Entgegenkommens und meines stets bewiesenen Eifers, dem Könige und dem Gemeinwohl zu dienen, und trotz der mir gegebenen Versprechungen stehen wir jetzt im October, ohne daß ich etwas erhalten habe, und meine Officiere überhäufen mich wegen des Geldmangels mit Klagen." Er habe deshalb dem Banquier Hoeufft befohlen, die 600,000 Livres als einen Theil der vertragsmäßigen Million anzunehmen, und ersuche nun Richelieu, zu veranlassen, daß ihm auch der Rest dieser Million baldigst eingehändigt, und daß rechtzeitig für pünktliche Abzahlung der nächsten vertragsmäßigen Quartalsrate gesorgt werde.

---

1) d. d. Montsaugeon, 6. Oct. 1636. Röse II, Urk. Nr. 24.

2) d. h. also: er hatte in allem 5000 M. Cavallerie, 4000 M. Infanterie.

3) Das war durchaus richtig; denn von der ersten Rate (5. Nov. 1635 bis 5. Febr. 1636) brachte Ponikau nur 400,000 Livres für das Heer, von der zweiten (5. Febr. bis 5. Mai 1636) Bernhard nur 600,000 L.

Truchseß blieb auch noch den October hindurch in Frankreich [1]), ohne daß es ihm gelang, die Franzosen zur Zahlung einer größeren Summe zu bewegen. Nicht einmal die Wiedererstattung der Auslagen seines Herrn bei der Belagerung Zaberns konnte er durchsetzen. Zwar wurde es anerkannt, daß man zu ihr verpflichtet sei: „aber jetzt wäre sie ihnen unmöglich“. Frühestens Ende October ist er aus Paris abgereist, und zwar mit den 600,000 Livres, die ihm Hoeufft in Gold einwechselte, „weil es leichter fortzubringen“ [2]).

1) Truchseß an Bernhard d. d. Paris, 24. Oct. 1636 (Gotha).

2) Daß er die Summe wirklich dem Herzoge überbrachte, ersehen wir aus einer „Specification der Gelder so Monsieur Höfft meinetwegen empfangen“ (Gotha). Darin: „im Augusto selbigen Jahres an Truchseß geliefert 600,000.“ Der August ist wohl nur genannt, weil er der accordirte Termin der Zahlung war. Noch am 6. (16.) Oct. schreibt Grotius an Oxenstiern aus Paris Ep. 664: Bernhard beklage es sehr, „quod pecuniae a Rege nec quantum promissum esset, acciperet, nec suo tempore“.

Achtes Buch.

Feldzug von 1637.

Winterquartiere und zweite Reise nach Paris.

Wie schwer war es dem Herzoge vordem geworden, den Rhein zu überschreiten, dann seine Truppen westwärts der Grenze Frankreichs zuzuführen, Frankreich zu schützen, statt Deutschland zu befreien! Immer wieder hatte ihn, der durchdrungen war von seiner Mission, der Erretter seines Vaterlandes vom habsburgischen Joche zu werden, Sehnsucht und Thatendrang aus dem Herzen Lothringens an den deutschen Strom zurückgezogen. Immer mit neuem Muth, mit neuer Hoffnung war er gekommen, und jedesmal schien es ihm glücken zu sollen; bis er dann jedesmal nach glückverheißenden Anfängen umkehren mußte, um den Franzosen Aufgaben erfüllen zu helfen, für die ihm alle Begeisterung fehlte. Was war ihm Dôle! Was die Sicherheit der französischen Grenze! Daß die siegreichen kaiserlichen Waffen sein Deutschland überschwemmten, ihm ungehindert über den Rhein hatten folgen können; daß in der Heimath kein Befreier von ihnen erschien: mit welchem Schmerz mußte das seine Seele erfüllen! Er war in der Ferne, umgeben von Truppen, denen das Commando in fremder Sprache gegeben wurde, zusammengespannt mit Feldherren, von denen der eine ein geistlicher Würdenträger der römischen Kirche, der andere ein französischer Prinz von Geblüt war, und die an Unfähigkeit und Anmaßung mit einander wetteiferten. Da mochte sein Sinn wohl sehnsüchtig hinüberschweifen über die Bergketten des Wasgau's und über die Gelände des Rheins in das ferne Heimathland, dessen Wohl ihm über alles galt und dessen Weherufe zu ihm herüberschollen. „Mich verlanget von Herzen,

wieder in meinem geliebten Vaterland zu arbeiten", schrieb er einmal mitten aus Frankreich an den schwedischen Reichskanzler.

Bei dem glaubensverwandten Schweden, nicht bei dem katholischen Frankreich war seine Hoffnung, seine Sympathie, trotz des Vertrages, der ihn an Frankreich fesselte, trotz der Unterstützungen, die er von dort erhielt. Diese hinterlistige Politik Richelieus, die es umging, offen Farbe zu bekennen, sich vielmehr darauf beschränkte, den Kampf gegen den Kaiser spärlich und nur, soweit es das Interesse Frankreichs erheischte, zu unterstützen, ohne ihm den Krieg zu erklären, und dabei stets auf der Lauer lag, in Deutschland ein Stück Beute nach dem andern wegzuschnappen, diese Politik der Eroberungen aus dem Hinterhalt wurde dem ehrlichen Ernestiner, je näher er sie kennen lernte, um so verhaßter. Wie anders handelte Schweden! Mit offenem Visier, mit eigenen Waffen und Feldzeichen, unter bedeutenden Opfern setzte es den unter dem großen Könige begonnenen Kampf gegen die österreichische Macht auf deutschem Boden fort, auch jetzt noch, wo das evangelische Deutschland von ihm und von sich selber abgefallen und zum Feinde umgetreten war. Und wenn Oxenstiern kein Hehl daraus machte, daß er den Frieden wünsche und erstrebe, aber ihn ohne Landgewinn nicht abschließen werde, so suchte er die Rechtfertigung solcher Forderung darin, daß sein Vaterland für das in Deutschland vergossene Blut seiner waffenfähigen Söhne, für den dahin gegebenen heimischen Reichthum einen Anspruch auf „Satisfaction" habe.

Während seines Aufenthalts in Paris hatte der Herzog sich dem dortigen Vertreter Schwedens um so enger angeschlossen, je mehr Gründe er fand, auf die Franzosen erbittert zu sein. Und Hugo Grotius hatte natürlich nichts unterlassen, ihn in seiner Hinneigung zu Schweden, in seinem Mißtrauen gegen Frankreich zu bestärken und zur Vorsicht zu mahnen, wenngleich auch er es für den Moment als nothwendig erklärte, daß der Herzog sich Frankreichs bediene und deshalb den Franzosen bis zu einem bestimmten Punkte entgegenkomme. Es wird hauptsächlich Grotius' Verdienst gewesen sein, daß der Herzog eben jetzt, nachdem er sich kaum an Frankreich hingegeben hatte, seine Beziehungen zu Schweden wieder

enger knüpfte und mit Oxenstiern, der Differenzen in den letzten Zeiten ihres persönlichen Beisammenseins vergessend, in einen lebhaften Briefwechsel trat, der bewies, wie fest jeder von ihnen dem andern vertraute, wie stark er auf ihn rechnete. Dem Herzoge lag daran, den Reichskanzler zu versichern[1]), daß sein Anschluß an Frankreich, zu dem ihn die Noth gedrängt habe, seine Treue gegen die Verbündeten nicht erschüttern werde, daß er vielmehr schon in Vorbereitungen stehe, dem verfallenen evangelischen Wesen wieder aufzuhelfen, und daß er deshalb hoffe, von Schweden nicht vergessen zu werden. Und Oxenstiern eröffnete ihm schon im Frühjahr 1636, daß seine Regierung den Krieg in Deutschland fortsetzen und, sobald die See offen sei, bedeutende Truppentransporte nach Deutschland senden werde, und empfahl ihm, „mit Zuthun der Königlichen Majestät in Frankreich ebener Gestalt eine gute Armee aufzubringen und damit nach Deutschland zu avanciren". Er entwickelte ihm die Vortheile, die ein Zusammenwirken der beiden, an verschiedenen Enden des Reiches auftretenden Heeresmassen haben würde. Einen Monat später benachrichtigte er ihn von der Vereinigung der kaiserlichen und kursächsischen Armee und ihrem Anmarsch gegen Baner und wiederholte ihm die Bitte, bei dem französischen Könige zu erwirken, daß er ihn mit seinen und mit französischen Truppen „heraus nach Deutschland gehen lasse, und also dem Feinde eine Diversion erweckt werde". Dann wieder forderte er ihn auf, dem Landgrafen Wilhelm und Feldmarschall Leßlie, die vereint nach den obern Quartieren vorgedrungen seien, „etwas näher zu kommen". Und wir wissen bereits, wie ernsthaft der Herzog, sobald er sich Zaberns bemächtigt hatte, das zu thun willens war.

Auch als Oxenstiern nach Schweden zurückgekehrt war, um den zum Frieden geneigten Reichsrath für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges zu bestimmen, blieb er mit dem Herzoge in brieflichem Verkehr. Er bat ihn, ihm seinen Fortgang aus Deutsch-

1) Entwurf von Bernhards Instruction für Ponikau d. d. Paris, 23. April (3. Mai) 1636. Ponikau's Reise zu Oxenstiern ist dann freilich unterblieben.

land nicht übel zu deuten, und sandte ihm von Stockholm aus seine Glückwünsche zur Eroberung Zaberns. Nun möge er „seine siegreichen Waffen ferner fortsetzen und den Feind verfolgen, insonderheit aber die evangelischen Stände, soweit immer möglich, wiederum an sich ziehen und also zu des gemeinen evangelischen Wesens Diensten und Bestem beständig cooperiren". An seiner Unterstützung, fügte er hinzu, werde er es nicht fehlen lassen. Und acht Tage später — am 20. August — theilte er ihm mit, Leßlie habe sich von Landgraf Wilhelm getrennt, um sich mit Baner zu vereinigen und „dann der abermals neu eingefallenen Difficultäten ungehindert zu avanciren und mit Euer Fürstlichen Gnaden zu dem gemeinsamen scopo zu cooperiren". Aufs härteste verurtheilte er die Haltung Straßburgs, von der ihm Bernhard Anfang August berichtet hatte, namentlich weil sie den Herzog „an Fortsetzung seiner hochnützlichen Absichten" hindere. Er fürchte, so schrieb er ihm, daß noch einmal die Zeit kommen werde, wo die Städte in Deutschland ihre in diesem Kriege geführten Proceduren am meisten selbst empfinden und bereuen würden. Aber es sei nun nicht zu ändern, und er stimme ihm durchaus bei, daß er jetzt „durch eine ansehnliche Diversion den Feind am meisten travailliren und der evangelischen Partei pro tempore den besten Dienst werde thun können" 1).

Noch befand Bernhard sich auf dieser „Diversion", in Burgund, da erhielt er die kaum noch erhoffte Nachricht, daß die Schweden unter Baner am 24. September das kaiserlich-kursächsische Heer an der mecklenburgischen Grenze geschlagen hätten. Die Schlacht bei Wittstock, diese Revanche für Nördlingen, diese glänzendste Rechtfertigung der oxenstiern'schen Kriegspolitik, war eine der größten des ganzen Krieges und eine der folgenschwersten; denn während nun Feldmarschall Wrangel in die Mark einbrach, drang Baner zur Elbe vor und den Fluß hinauf nach Thüringen. Mitte November stand er zu Eisenach, im Herzen Deutschlands.

1) All die obigen Mittheilungen entstammen Briefen von Oxenstiern an Bernhard, die sich sämmtlich in des letzteren Nachlasse (Gotha) finden, und zwar d. d. Wismar, 27. März, Stralsund, 29. April, 12. Mai, 24. u. 28. Juni, Stockholm, 13. u. 20. Aug., 17. Sept. 1636.

Jetzt konnte Landgraf Wilhelm aus den Niederlanden, wohin er vor dem götzischen Einbruch ins Hessische gewichen war, in sein Land zurückkehren und seine Truppen mit den Schweden vereinigen. Und was hinderte es, daß diese von neuem die Pfaffengasse heraufkamen, sich in Gemeinschaft mit den Hessen den Gebieten des Heilbronner Bundes näherten, bereit, Herzog Bernhard und das Bundesheer in ihre Mitte aufzunehmen?

Als ein neuer Brief des Reichskanzlers bei dem Herzoge eintraf[1]), in welchem er ihn versicherte, daß er von seinem Eifer, mit seiner Armee der Krone Schweden und seinem Vaterlande zu dienen, durchaus überzeugt sei, aber nicht wisse, welche Befehle er von Frankreich habe, und ob er „mit seiner Armee noch zum Dienste des gemeinen Wesens nach Deutschland zu gehen gemeint, oder vielleicht von den Franzosen zur Vertheidigung ihres Landes genöthigt sei —", da war er bereits entschlossen, seinen alten Plan zu verwirklichen: über den Rhein nach Deutschland zurückzukehren und mit Baner „cooperirend" den Kampf auf dem rechten Rheinufer fortzusetzen. Er sandte an Baner in freudigster Stimmung seinen Glückwunsch zu dessen Siege[2]): er hoffe nun, daß es mit Gottes Hülfe zu dem erwünschten Ende kommen werde, wie er denn auch an seinem Theil nicht gefeiert habe und es ferner nicht fehlen lassen wolle.

Sobald seine Truppen sich in guten und gesicherten Quartieren rasch ein wenig erholt haben und durch 4000 Mann, zu deren Anwerbung er auf französisches Geld rechnete, vermehrt sein würden, wollte er aufbrechen, um die heruntergekommenen gallasischen Reste vollends über den Rhein zu jagen und ihnen zu weiteren Unternehmungen auf das jenseitige Ufer zu folgen. Er forderte deshalb die Stadt Straßburg, die seit seinem Abzuge aus dem Elsaß mit dem Feinde weiter verhandelt hatte, auf[3]),

1) Oxenstiern an Bernhard d. d. Stockholm, 1. Oct. 1636 (Gotha).

2) Bernhard an Baner d. d. Langres, 6. Nov. (Gotha).

3) Oberst Oehms Sendung. Dazu Bernhard an Straßburg, d. d. Hauptquartier Molanton (Röse: Melathon)? Nov. (Röse: 12. Nov.) (Gotha).

ihm freie Passage zu gewähren. „Da seine treue Anhänglichkeit an das gesammte liebe Vaterland deutscher Nation, wie er bei Gott bezeuge, jederzeit der Zweck und die Regel all seiner Unternehmungen gewesen sei, und da seine Charge, die er von den vier oberen Kreisen erhalten habe, ihm zur Pflicht mache, keine von Gott erwiesene gute Gelegenheit zur Wohlfahrt des Vaterlandes aus Handen zu lassen, so sei er entschlossen, sich mit der Armee ehestens wieder gegen Deutschland zu wenden, und zweifle um so weniger, daß die Straßburger sich abhalten lassen würden, an ihrem Orte das ihrige dabei zu thun, als sie von des Feindes betrüglichen Tractaten und gegen die Freiheit des Vaterlandes gerichtetem Vorhaben in ihrem Particularwesen eine ansehnliche Probe erfahren hätten."

Als Quartiere für seine Truppen ersah er sich das Land Bassigny, das sich, wohlgeschützt und vom Kriege bisher so gut wie gar nicht berührt, an der westlichen Grenze Lothringens zwischen Neufchâteau und Jonvelle erstreckt und von der Maas und der Mouzon, einem ihrer Nebenflüsse, durchströmt wird. Sobald er sie in die Quartiere verlegt hatte, wollte er nach Paris gehen, um dort wegen seines deutschen Feldzuges persönlich die nähere Abrede zu treffen.

Es war in den Tagen, da auch der westfranzösische Feldzug seine Ende erreichte. Das in Paris neugebildete Heer, das mit dem September marschbereit war, übertraf den in der Picardie stehenden Feind an Zahl. Aber es mangelte an tüchtigen Feldherren. Weder Graf Soissons, der in seiner bisherigen Kriegführung so wenig Glück gehabt hatte, noch der Herzog von Orleans, den Richelieu jetzt an die Spitze der Truppen stellte, waren gute Generale. Statt dem Gegner direct auf den Leib zu rücken, hielten sie sich bei der Belagerung einzelner, von ihm besetzter Plätze auf und ließen ihm dadurch Zeit, zu entkommen. Zuerst machten sie sich an Roye, dann an Corbie, dessen nach allen Regeln einer pedantischen

Kriegskunst unternommene Belagerung anderthalb Monat kostete. Denn mit der, nur von 3000 Mann besetzten Stadt durch einen Sturm kurzen Prozeß zu machen, wagten sie nicht[1]. Erst als der König und der Kardinal sich in die Nähe des Lagers begeben hatten, wurde die Belagerung zu Ende geführt. Am 4. November capitulirte Corbie, und damit endete hier die Campagne. „Der Himmel wird wieder heiter", sagte man aufathmend.

Aber Monsieur und Soissons, alte Gegner des Cardinal-Herzogs und über seine Mißbilligung ihrer Heeresleitung von neuem auf ihn erbittert, zettelten jetzt eine förmliche Verschwörung gegen ihn an, wagten dann zwar im entscheidenden Moment nicht, ihn bei Seite zu schaffen, zogen sich aber vom Heere und Hoflager zurück und begannen von Blois und Sedan aus gegen die Regierung zu arbeiten. Man hatte allen Grund, zu besorgen, daß sie mit Spanien gemeinsame Sache machen, das Heer auf ihre Seite ziehen, kurzum, ihrer Regierung gegenüber die Rolle Wallensteins spielen würden.

In eben diesen Tagen der Sorge gelangte die Nachricht von den Absichten und dem Verlangen Herzog Bernhards an den Hof, wo man sich keineswegs verhehlte, daß er über die militärischen Aufgaben, die man ihm zugemuthet, die militärische Stellung, die man ihm angewiesen, und ebenso über den Bescheid, mit dem man seinen Gesandten Truchseß abgefertigt, ungehalten zu sein alle Ursache habe. Um so mehr lag jetzt daran, seinen Wünschen entgegenzukommen, damit er sich nicht auf die Seite jener mißvergnügten Großen schlage und die Opposition gegen die Krone verstärke.

So kam es, daß der König sich bereit erklärte, dem Herzoge das zur Werbung von 4000 Mann nöthige Geld zu bewilligen und zu einem Feldzuge in Deutschland die Erlaubniß zu geben, vorausgesetzt, daß er ihm auf dem rechten Rheinufer ebenso treu diene wie

---

1) „Cette résolution faisoit bien voir le peu d'expérience des Français à la guerre", heißt es in der sehr scharfen Kritik dieser Belagerung bei Montglat S. 129.

auf dem linken[1]). Auf das bestimmteste aber wünschte man das Erscheinen Bernhards in Paris zu verhüten. Lieber wollte man ihm noch größere Mittel für seinen rechtsrheinischen Feldzug gewähren, als ihn bei Hofe sehen; denn man fürchtete, daß er persönlich für seine weitergehenden Geldansprüche eintreten würde, die man, auch wenn man wollte, jetzt zu erfüllen nicht in der Lage sei. Und eine abschlägige Antwort, meinte man, gebe sich besser von fern als in der Nähe. Man wünschte vielmehr, daß la Valette die Verhandlungen mit ihm führe[2]). Nur für den Fall, daß es auch durch die in Aussicht gestellte größere Unterstützung nicht gelänge, ihn zu sofortigem Aufbruch und Uebergang über den Rhein zu vermögen, dachte man, ihm Winterquartiere einzuräumen; aber nicht auf französischem Gebiete, sondern möglichst fern von ihm, da man es den Heimsuchungen seiner Truppen nicht preisgeben mochte. Hatte doch Condé schon Ende October davor gewarnt, die Weimaraner für den Winter in Frankreich aufzunehmen, weil sie ärger als die Feinde brennten und verwüsteten[3]). Nicht, wie Bernhard wünschte, das Bassigny und die Gegend links von der Maas dachte man ihm, falls er diesseit des Rheines bliebe, anzuweisen, sondern das südliche Lothringen: die ausgeraubte Gegend von Remiremont, Epinal, Rambervillers und Mirecourt[4]). Um ihn aber durch die Verweigerung des Bassigny nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, sollten ihm im Nothfall wenigstens Contributionen aus diesem

1) De Noyers an la Valette d. d. Amiens, 9. (19.) Nov. 1636. Aubery III, S. 282. Ein Brief, aus welchem der Zusammenhang dieser Zustimmung des Königs und der Absentirung von Orleans und Soissons deutlich erhellt.

2) De Noyers an la Valette d. d. Ruel, 20. (30.) Nov. Aubery III, S. 297.

3) Condé an Richelieu d. d. Dijon, 27. Oct. (6. Nov.). Haussonville, Urk. XI.

4) Richelieu an la Valette d. d. Amiens, 3. (13.) Nov. Aubery III, S. 273. „Nostre frontière ne sçauroit supporter les extraordinaires désordres, que les éstrangères commettent.“ Aehnliche Wendungen in den Briefen aus jenen Tagen häufig.

Districte bewilligt werden, die allmonatlich von ein paar französischen und einem weimarischen Beamten an Ort und Stelle erhoben würden.

Nachdem in diesem Sinne die nöthigen Directiven an la Valette abgegangen waren, fand eine Conseilsitzung statt, in welcher Bernhards beide „Desseins“ durchberathen wurden. Und hier wurden gegen seinen Rheinübergang nun doch schwere Bedenken geltend gemacht[1]): daß er nicht stark genug sei, um auf dem rechten Ufer mit Erfolg zu operiren, und daß man sich nicht in der Lage befinde, ihm Succurs zukommen zu lassen; daß er nicht die Freiheit der Rückkehr auf das linke Ufer haben würde und somit veranlaßt oder gezwungen werden könnte, sich mit dem Kaiser auseinanderzusetzen; daß man sich angesichts der orleanischen Bewegung nicht seiner Truppen berauben dürfe; und endlich, daß Gallas einen Theil seiner Armee noch diesseit des Rheines habe und, von den Weimaranern nicht mehr festgehalten, leicht an einen neuen Angriff gegen Frankreich würde denken können. So erkannte man es denn für nöthig, auf das andere „Dessein“ hinzuarbeiten: die weimarische Armee Winterquartiere in Südlothringen beziehen zu lassen, so entfernt als möglich von der eigenen Grenze; ihr Contributionen aus dem Bassigny zu bewilligen und ihr zu erlauben, sich in die Freigrafschaft hinein auszudehnen, wo sie reichen Unterhalt finden würde, wenn sie zuvor Jonvelle, Luxeuil, Vesoul und andere Orte einnähme. —

Als die gallasische Armee einen Uebergang über die Saône suchte, hatte sich la Valette mit seinem Corps von den Weimaranern getrennt und war, dem Herzoge die weitere Verfolgung überlassend, seinerseits in das Bassigny gezogen, das Bernhard sich ausersehen hatte. Er hatte seine Truppen in dem Gebiete vertheilt und sein Hauptquartier zu Neufchâteau aufgeschlagen. Ihm galt es eben,

1) De Noyers an la Valette d. d. Ruel, 23. Nov. (3. Dec.) 1636. Aubery III, S. 297 f. Vgl. Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 8. (18.) Dec. Ep. 699. „. . . Gallos et antehac noluisse et nunc etiam nolle, ut Dux Bernhardus trans Rhenum arma ferat, cum is id maxime velit, ait Ponica.“

seinen Franzosen baldigst in gedeckten Winterlagern gemächliche Erholung von den Strapazen der letzten Campagne zu verschaffen.

Bernhard, der somit allein am Feinde blieb, mochte von Ruhe nicht eher etwas wissen, als er die Saône, an welcher dieser noch einige Plätze besetzt hielt, ganz gesäubert hatte. Deshalb sandte er den Generalmajor Taupadel gegen Jussey, wo des Obersten Caspar Mercy Cavallerieregiment geblieben war. Am 13. November wurde der Platz genommen, worauf der Feind „den Obertheil der Saône" bis auf die Stadt Jonvelle quittirte. Vor diesem wichtigen Saônepaß, der wohlbesetzt war, erschien Bernhard selbst und nahm ihn nach mehrtägiger starker Beschießung am 20. November durch Capitulation. Die wohlgefüllten Magazine, die Gallas dort mit Rücksicht auf seinen Zug nach Frankreich angelegt hatte, fielen in die Hände des Siegers [1]). Damit war der Feind vom linken Flußufer völlig abgedrängt. Gallas ging zurück nach Port, Herzog Carl nach Favernay.

La Valette hatte den Herzog auf dessen Bitte bei der Belagerung Jonvelle's unterstützt: wie er angiebt [2]), gegen dessen Versprechen, nach erfolgter Einnahme seine Truppen in die Franche-Comté und nach Lothringen, in die Gegend von Darney an der Saône zu verlegen. Aber der Herzog habe, so fügt er hinzu, sein Versprechen nur zu bald vergessen, indem er gleich nach der Einnahme mit der Forderung hervorgetreten sei, daß ihm Neufchâteau, dieser wichtige Platz an der Maas, das Hauptquartier des Cardinals, zum Quartier eingeräumt würde. La Valette habe diese Zumuthung auf das bestimmteste zurückgewiesen.

Jedenfalls: er wünschte unter allen Umständen, daß die Weimaraner ihm nicht ins Gehege kämen, und deshalb unterließ er es, dem Herzoge die Contribution aus dem Bassigny anzubieten; deshalb erklärte er ihm, daß er nach seinem Vertrage verpflichtet sei,

1) Bernhard an Baner d. d. Arbeville, 15. Dec. 1636 (Gotha). Der zwischen Bernhard und dem Commandanten Daboncourt aufgerichtete Accord vom 20. (30.) Nov. in Gotha.

2) La Valette an Richelieu vom 23. Nov. (3. Dec.). Aubery III, S. 300 f.

auf französischem Boden seine Truppen aus eigener Tasche zu bezahlen und sich für die Beschädigungen, die sie französischen Unterthanen zufügten, entsprechende Abzüge an den ihm verheißenen Geldern gefallen zu lassen. Kurz: es war seine Tendenz, sich in allem so schwierig zu erzeigen, daß er ihn dadurch desto mehr veranlaßte, nach Deutschland aufzubrechen, sobald seine Truppen sich vier bis sechs Wochen lang in und um Jonvelle erholt hätten; denn reichlich so lange würde die dort gemachte große Beute, die er ihnen ganz überließ, für ihre Verpflegung vorhalten. Den Cardinal Richelieu bat er, indem er ihm die ganze Situation eingehend darlegte, aufs dringendste, es mit den Contributionen aus dem Bassigny nicht zu übereilen.

Dann aber erhielt er die Conseilbeschlüsse. Wie schlecht mußte er sie willkommen heißen! Er beeilte sich, Richelieu die Sachlage nochmals eingehend darzustellen[1]). Dreierlei stehe in betreff Herzog Bernhards fest: einmal, daß er mit seinen Truppen nur an einen völlig sicheren Ort gehen würde; sodann, daß sein Vortheil ihm stets verbieten würde, sich vom Könige zu trennen, um sich mit dem Kaiser zu vergleichen; endlich, daß, wie die Erfahrung lehre, jede Gegend, in die man seine Truppen lege, bei ihrem Aufbruch, selbst wenn sie nur ganz kurze Zeit in ihr verweilt hätten, völlig ruinirt wäre. Alle drei Gründe sprächen für seine Fernhaltung von Frankreich. Das Mittel dazu wäre, ihm die Aussicht auf gute Winterquartiere zu nehmen und ihn darauf hinzuweisen, daß er für sie, falls er sie in Frankreich beziehe, nach seinem Vertrage zahlen müsse. Nun habe der Herzog sich zum Abzug über den Rhein erboten; die Straßburger hätten ihm, wie er (la Valette) wisse, ihre Brücke zur Verfügung gestellt; in Deutschland verlangten Viele sein Wiedererscheinen; dank dem Siege der Schweden werde er eine so kräftige Diversion machen können, daß er Gallas nach sich ziehen und durch eine Wintercampagne dessen Ruin vollenden würde. Aus all diesen Motiven folgerte er, daß man des Herzogs Anerbieten annehmen

1) La Valette an Richelieu d. d. Neufchâteau, 30. Nov. (10. Dec.) 1636. Aubery III, S. 303 f.

müsse. Seine einzige Sorge sei nur, daß derselbe umschlagen und die Sicherheit seiner Truppen und die Vortheile seines Verbleibens in Frankreich der Rheinüberschreitung vorziehen möchte.

In betreff der Wahl der weimarischen Winterquartiere waren also la Valette und Richelieu vollkommen einig. In betreff des Uebergangs der Weimaraner auf das rechte Rheinufer ließ dieser sich durch la Valette's letzte Darlegungen, trotz des Conseilbeschlusses, so weit gewinnen, daß er ihn unter der Voraussetzung billigte, daß Gallas über den Rhein zurückwiche, Piccolomini und Johann von Werth über die Maas; d. h. daß die Gefahr für Frankreich sich durch den Abzug seiner Feinde aus unmittelbarster Nähe verringerte.

Dem Herzoge aber erschien die Zumuthung, sich zum Zuge über den Rhein in hart am Feinde gelegenen, völlig ausgesaugten Gebieten zu kräftigen, denn doch etwas stark, und so kam es darüber zwischen ihm und seinem französischen Kriegsgefährten zu sehr ernster Verstimmung [1]). Also zum Dank dafür, daß er seine Begabung den Franzosen lieh und ihnen den Feind vom Halse hielt, ließen sie ihn Winter für Winter in exponirtester Stellung auf dem Posten, während ihre Leute die Muskete in die Ecke stellten und es sich in sicheren Quartieren wohl sein ließen!

Er hatte schon einige Wochen zu Jonvelle gelegen, als er sich plötzlich vom Feinde angegriffen sah. Trotz des Zustandes seiner Truppen hatte sich Gallas entschlossen, die Gährung im Innern Frankreichs und die Absonderung des valette'schen Corps von dem weimarischen zu benutzen, um sich in keckem Ansturz auf dieses, das ihm zunächst stand, zu werfen. Er führte im ersten Drittel des December die Seinen von Port aus wieder über die Saône und erschien völlig unerwartet vor Jonvelle. Da sah sich der Herzog genöthigt, die Stadt und seine Stellungen am Flusse aufzugeben und sich auf das valette'sche Corps zurückzuziehen. Vom Feinde eine

1) H. Grotius redet in seinen Briefen mehrfach von der discordia inter cardinalem Valettam et Ducem Bernhardum. Sie sei ex delectu locorum ad stativa entstanden. U. a. an Oxenstiern vom 22. Dec. 1636 (1. Jan. 1637). Ep. 703.

Strecke verfolgt, ging sein Marsch, auf dem er etwa 300 Reiter verlor, auf verschneiten Wegen hinein in das Land Bassigny. Die Maas wurde erreicht und überschritten; bei der Festung la Mothe (unfern Bourmonts) geriethen seine Truppen mitten in die französischen Quartiere. Indem Bernhard sich dafür in aller Form entschuldigte, führte er die Seinen an dem Hauptquartiere des Cardinals vorbei und hinüber in das Flußgebiet der Marne. Zu Demanche aux Eaux, einem großen Dorfe am Saulx, einem Nebenflusse der in die Marne einmündenden Orne, also hinter den Franzosen, richtete er sein Hauptquartier ein und begann die Truppen in der Gegend ringsum zu vertheilen [1]).

Es ist sehr bezeichnend, daß auf Bernhards Bericht von diesem Ueberfall zunächst der Argwohn am französischen Hofe auftauchte, er habe ihn nur erfunden, um einen Vorwand zu haben, nach Frankreich zurückzukehren und hier Winterquartiere zu nehmen [2]), und daß man la Valette beauftragte, den Sachverhalt zu untersuchen. Nicht minder bezeichnend ist es, daß, als das Ereigniß durch weitere Nachrichten bestätigt wurde, der König voll Furcht vor der neuen Annäherung des Feindes gegen die Grenze seines Reiches la Valette anwies, den Herzog seiner größten Gunst und seiner besonderen Sorge für ihn und seine Truppen zu versichern und mit ihm über die Winterquartiere außerhalb Frankreichs in Verhandlung zu treten [3]), und daß er ihm und Longueville befahl, den Feind im Vereine mit Bernhard von dem Einbruch in Frankreich abzuhalten: was sie gemeinschaftlich beschlössen, würde der König ohne weiteres gut heißen. Das Regiment Vaubecourt

1) Ueber diesen Rückzug handelt namentlich Bernhard an Baner d. d. „Arbeville" (Abbeville?) 15. Dec. 1636 (Gotha). Vgl. Chemnitz III, S. 87. Grotius an Oxenstiern vom 22. Dec. 1636 (1. Jan. 1637). Auch Richelieu, Mém. IX, S. 272. Sehr detaillirt berichtet Grüns Tagebuch.

2) De Noyers an la Valette d. d. Ruel, 11. (21.) Dec. Aubery III, S. 315.

3) Ludwig XIII. an la Valette d. d. St. Germain en Laye, 15. (25.) Dec. Aubery III, S. 316. Vgl. de Noyers an la Valette d. d. Ruel, 16. (26.) Dec. III, S. 317.

erhielt Marschbefehl, um Langres und Chaumont zu besetzen. Die Truppen in der Champagne mußten sich marschfertig halten.

Allein jener Vorstoß von Gallas hatte nur den Zweck gehabt, seinen weiteren Rückzug zu maskiren; denn weder der Zustand seiner Mannschaft, noch der des Landes erlaubten es ihm, sich für den Winter in der Freigrafschaft festzusetzen. Ohnehin hatte er den Befehl, über den Rhein zurückzukehren, um gegen Baner Verwendung zu finden, dessen rastlosem Vordringen Halt zu gebieten es stärkerer Truppenmassen bedurfte. Und so brach er denn mit dem größten Theile dessen, was von seiner Armee noch übrig war — im ganzen etwa 12,000 Mann mit einem nur kleinen Theile der Artillerie —, auf und führte sie bei Breisach über den Strom, um sie dann ins Badische und Württembergische — nach Worms, Heilbronn, Stuttgart, bis hinüber nach Nördlingen ins Quartier zu verlegen. In der Grafschaft Burgund blieben von den Seinen nur fünf Regimenter zu Pferde und sechs zu Fuß und ein Regiment Dragoner unter Generalwachtmeister Mercy und Feldmarschall Baron von Suys, dazu (in Gray) die schwere Artillerie; außerdem das butler'sche Corps und das des Herzogs von Lothringen [1]).

Sobald man bei Hofe erkannte, daß der Angriff von Gallas nur eine „Finte" gewesen sei, und man erfuhr, daß er wieder Kehrt gemacht habe, faßte man einen muthigen Entschluß, um den Schweden zu zeigen, daß man ihren Siegen nicht mit untergeschlagenen Armen zuschaue. La Valette erhielt Befehl, mit dem deutschen und dem französischen Herzoge — Bernhard und Longueville — vereint die in die Franche-Comté zurückziehenden gallasischen Truppen oder die in ihr gebliebenen Truppen von Herzog Carl anzugreifen. Erst bei der Rückkehr von diesem Unternehmen, bei dem, wie der König selbst sich äußerte, „gar kein Risiko" sei, sollte der Cardinal mit

1) So nach einem „Verzeichniß aller gallasischen Völker und Regimenter, so viel deren innerhalb 8 und 10 Tagen zu Breisach über die Brücken gangen, auch wie stark dieselben und wohin jede zu marschiren assignirt". Von Glaser an H. Bernhard als Beilage zu seinem Schreiben d. d. Straßburg, 20. Jan. 1637 eingesandt (Gotha).

Bernhard die Verhandlungen über die Winterquartiere zu Ende führen; und zwar sollte er ihn versichern, daß der König seinen Zug nach Deutschland billige und mit allen Kräften unterstützen werde.

Kurz vor Jahresschluß begegneten sich die beiden Feldherren zu Ligny (an der Orne) in der Grafschaft Bar[1]). Bernhard erklärte es für unmöglich, jenem Befehle des Königs nachzukommen: die Jahreszeit sei ungünstig, die Truppen schwach; man erhalte kein Geld zur Verpflegung; es fehle an Pferden zum Transport einer zahlreichen Artillerie, deren man bedürfe, um dem Feinde die vielen kleinen Plätze abzunehmen, in die er hineingeschafft habe, was von Lebensmitteln noch im Lande vorhanden sei.

La Valette theilte diese Ansicht durchaus und unternahm es, sie seiner Regierung gegenüber zu vertreten. Er bemühte sich, zu beweisen, daß man während des letzten Feldzuges nichts geringeres vollbracht habe, als Banér, und deshalb durchaus nicht einer Rehabilitirung in den Augen der Schweden bedürfe. Man sei doch nur verpflichtet, das zu thun, was sich mit den gegebenen Mitteln ausführen lasse. Die Schweden hätten, als sie schwächer wie die Sachsen waren, Magdeburg verloren gehen lassen und erst, nachdem sie sich gestärkt, die Schlacht bei Wittstock gewonnen. Er dagegen und Bernhard hätten angesichts eines ihnen überlegenen Feindes Zabern genommen und ihn dann in seinen Verschanzungen aufgesucht; hätten ihn zur Aufhebung der Belagerung von St. Jean de Losne gezwungen, auf dem Rückzuge seine Arrièregarde zweimal geschlagen und ihm große Verluste beigebracht. Wolle man etwas unternehmen, so müsse es die Erhaltung des von Herzog Carl angegriffenen Mömpelgard sein. Aber dazu müsse man sich umfassend vorbereiten: nicht „à la Françoise“. Denn etwas ohne die nöthigen Mittel zu unternehmen, gehe gegen den Nutzen des Königs und gegen seine eigene Ehre.

---

1) Bernhard an la Valette d. d. au camp de Démanche aux caves, 25. Dec. 1636 (4. Jan. 1637). Ueber die Zusammenkunft vgl. namentlich la Valette an P. Joseph und an Chavigny d. d. Ligny, 30. Dec. 1636 (9. Jan. 1637). Aubery III, S. 366 und Röse II, B. 4, Anm. 62.

In dieser Begegnung kamen die beiden Feldherren auch auf die weimarischen Winterquartiere zu sprechen. Quartiere um Mirecourt lehnte der Herzog auf das entschiedenste ab[1]); andere und bessere vermochte der Cardinal ihm nicht anzubieten, da die von ihm eingenommenen nicht einmal für seine eigenen Truppen ausreichten. Er bat deshalb, daß der König den Herrn de Rozières oder einen anderen Bevollmächtigten sende, um die Angelegenheit zu arrangiren. Uebrigens stellte er dem Kriegskameraden das ehrendste Zeugniß aus, damit zugleich beweisend, daß die Verstimmung zwischen ihnen nicht allzutief gegangen, oder längst wieder gehoben war. Er könne, so äußerte er sich, nur oft Gesagtes wiederholen: daß man an der Treue des Herzogs nicht zweifeln dürfe, und daß er allem, was etwa nachtheiliges über ihn berichtet worden wäre, auf das bestimmteste widersprechen müsse.

Er sandte den Herrn de Thou mit mündlichem und schriftlichem Bericht über die Zusammenkunft an den Hof[2]). Am 27. December kam de Thou in Paris an und hatte noch an demselben Tage Audienz bei Richelieu, in welcher er Gelegenheit nahm, den Gerüchten über die Zerwürfnisse beider Generale entgegenzutreten. Dann sah er auch de Noyers, Chavigny und Pater Joseph und entledigte sich seines Auftrages bei dem Könige, der es bedauerte, daß die Generale seinem Verlangen wegen des Einmarsches in die Freigrafschaft nicht nachgekommen wären. Es würde nicht das erste Mal gewesen sein, daß die französischen Waffen nicht geringere Erfolge im Winter als im Sommer errungen hätten; und daß sich im Winter wohl Krieg führen lasse, habe soeben Baner mit seinen Schweden bewiesen, auch Gallas durch seinen letzten Uebergang über die Saône; doch müßten freilich sie, die an Ort und Stelle seien, besser wissen, was ausführbar sei, als er von St. Germain aus[3]).

1) Bernhard an K. Ludwig XIII. d. d. camp de Ligny, 30. Dec. 1636 (9. Jan. 1637). Röse II, B. 4, Anm. 63.

2) de Thou an la Valette s. l. & d. Aubery III, S. 372. Vgl. Röse II, B. 4, Anm. 78.

3) Vgl. K. Ludwig XIII. an la Valette d. d. St. Germain en Laye, 5. (15.) Jan. 1637. Aubery III, S. 369.

In betreff der weimarischen Winterquartiere erreichte der Gesandte es, daß der König den Herren de Villarceaux und de Rozières den Befehl ertheilte, sich sofort zum Herzoge zu begeben, um wegen derselben, sowie wegen der Unterhaltung seiner Truppen definitive Abrede zu treffen. Und zugleich übersandte Richelieu ihm die Versicherung, daß der König, so weit es in seiner Macht liege, alles, was er vernünftiger Weise im Interesse seiner Truppen wünsche, erfüllen und ihm so gute Quartiere, wie es ohne Schädigung der französischen Grenze nur immer möglich sei, anweisen lassen würde [1]). Im übrigen wurden alle Entschließungen bis zur Ankunft la Valette's in Paris verschoben, die man demnächst erwartete. Denn da man sich, seiner ursprünglichen Neigung entgegen, genöthigt gesehen hatte, den Herzog, der darauf bestand, so bald als möglich an den Hof zu kommen, förmlich einzuladen, so war der Cardinal dringend gebeten worden, gleichfalls, und zwar noch vor seinem Kriegsgefährten, zu erscheinen, um die Regierung über ihn, seine Gesinnung und seine Pläne im Vorwege genauer zu orientiren.

Bernhards Reise nach Paris verzögerte sich wie vorm Jahre von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, auch dann noch, als er vor Gallas wieder Ruhe hatte. Denn nun galt es, den Truppen in der Gegend zwischen Maas und Marne, in die er sie zurückgeführt hatte, Quartiere anzuweisen, wobei es nicht ohne manche Reibereien mit den valettischen Truppen abging [2]). Dann hielten ihn auch unruhige Auftritte bei einzelnen seiner Truppentheile zurück.

Erst am 24. Januar 1637 brach er aus seinem Hauptquartier Demanche auf. Die Reise ging über Gondrecourt, Chaumont und Bar-sur-Aube. Ende Januar traf er in Paris ein [3]).

---

1) Richelieu an Bernhard vom 4. (14.) Jan. 1637. Avenel V, S. 1009. Vgl. Röse II, B. 4, Anm. 61.

2) Bernhard an Oxenstiern d. d. Paris, 10. Febr. 1637 (Stockholm).

3) Einzelne Reiseerlebnisse bei Grün. Ueber den Tag der Ankunft

Um was er kam, war an erster Stelle nicht, wie man bei Hofe befürchtet hatte, das Geld, sondern der Krieg. Er wollte nun endlich seinen großen Plan verwirklichen: den Rhein überschreiten, den Kampf nach Deutschland verlegen und sich mit Baner in die Hände arbeiten, der, wie Oxenstiern ihm jüngst geschrieben hatte, mit Leßlie bereits vereint sei und die Vereinigung mit dem Landgrafen von Hessen verabredet habe, fest entschlossen, den Feind, wo er ihn treffe, nochmals anzugreifen und dann „den Fuß in die österreichischen Erblande zu setzen" [1]). Und da der Herzog aus mehr als hinreichender Erfahrung wußte, was bei einer solchen Theilung der Heeresleitung, wie sie von der französischen Regierung zwischen ihm und la Valette beliebt worden war, herauskam, da er zur Genüge erfahren hatte, daß sie im Grunde nichts anderes bedeute, als seine Unterordnung unter den Oberbefehl des französischen Kameraden, und da der letzte Feldzug ihn über dessen Abneigung gegen einen Uebergang auf das rechte Rheinufer genugsam aufgeklärt hatte, so wollte er den alleinigen Oberbefehl über ein eigenes Heer fordern, das durch französische Truppen verstärkt werden sollte. Denn ohne die Hülfe Frankreichs würde er, wie er meinte, „wohl nicht wieder auf deutschen Boden kommen können".

Keiner, der in Paris eifriger für die Erfüllung von Bernhards

---

widersprechen sich die Nachrichten. Giebt doch Grotius selbst in dem Einen Briefe an Oxenstiern vom 2. (12.) Febr. 1637, Ep. 714, zwei verschiedene Data. Vgl. Grotius an Camerarius vom 19. (29.) Jan. Ep. 712.

1) Oxenstiern an Bernhard d. d. Stockholm, 19. Nov. 1636 (Gotha). Bernhard an Oxenstiern d. d. Paris, 10. Febr. 1637 (Stockholm). „Was sonsten wird können aufs künftige Jahr vorgenommen werden, ist Ursach meiner hiesigen Reise, zumalen ich nicht wohl werde ohne hiesige Hülfe können wieder auf deutschen Boden kommen, sonderlich wenn, wie nöthig fallen will, über Rhein zu arbeiten, darauf ich anjetzo fleißig arbeite (Grotius werde ihm das Nähere mittheilen). Gott der Allmächtige gebe nur die Gnad, daß man sich in der erlangten guten Postur möge halten, bis man sich aller Orten zugleich arbeiten möge; solches fleißig zu treiben ich nicht ruhen werde, denn mich wohl von Herzen verlanget, nächsten wieder in meinem geliebten Vaterlande zu arbeiten." Vgl. Grotius an Oxenstiern und an Steno Bielke vom 25. Febr. (7. März) 1637. Ep. 722 u. 723.

Wünschen wirkte, als Hugo Grotius, mit dem er seit seinem vorjährigen Aufenthalte in der französischen Hauptstadt in enger Beziehung geblieben war und den er über den Zweck seiner Reise schon im voraus unterrichtet hatte[1]). Ponikau, von seiner englischen Werbung Anfang (7.) December unverrichteter Sache nach Paris zurückgekehrt, hatte ihn der Anhänglichkeit seines Herrn an Schweden versichert[2]) und ihm mitgetheilt, daß derselbe sich von Frankreich losmachen werde, wenn er keine eigene Armee erhalte. Schon vor Bernhards Ankunft hatte Grotius für dessen Pläne zu arbeiten begonnen. Nun er kam, war dieser einer der ersten, die ihn begrüßten. Gleich nach seiner Unterredung mit ihm schrieb er dem Reichskanzler, der Herzog habe seinen Eifer für die Interessen Schwedens unumwunden bekannt, und seiner Versicherung sei um so mehr zu glauben, als er die Gesinnung Frankreichs und das Uebergewicht la Valette's zur Genüge kennen gelernt habe und kaum länger ertragen könne[3]). Wie nahe das Verhältniß war, das beide Männer verband, beweist nichts mehr als der Entschluß von Grotius, seinen jüngsten Sohn (Dietrich), der zwei Jahre lang in seiner holländischen Heimath den Belagerungskrieg studirt hatte, der Leitung des Herzogs zu übergeben, damit er unter ihm den Krieg in offenem Felde kennen lerne[4]).

Bei seinem Gegenbesuche (am 2. Februar) wiederholte Bernhard, daß er auf ein eigenes Heer dringen und sein Verhältniß zu Frankreich lösen werde, wenn man ihm nicht willfahre. Er rechnete auf 20,000 Mann, von denen der König die Hälfte stellen sollte, während er seine 8000 Mann auf 10,000 vermehren wollte[5]).

---

1) Grotius an Camerarius vom 19. (29.) Jan. 1637. Ep. 712.

2) Grotius an Bernhard vom 10. (20.) Dec. 1636. Ep. 700: „Ex colloquio D. Ponicae magis magisque cognosco Celsitudinis Tuae animum erga rem Suedicam“.

3) Grotius an Oxenstiern vom 2. (12.) Febr. 1637. Ep. 714.

4) Grotius an Oxenstiern vom 2. (12.) u. 5. (15.) März. Ep. 728 u. 760.

5) Daß Bernhard damals 4000 M. z. F. und ebensoviel zu Pferd hatte, schreibt er selber an Oxenstiern d. d. Paris, 10. Febr. 1637 (Stockholm).

Erst am 10. Februar kam der König von Orleans, wo er sich mit seinem Bruder wieder ausgesöhnt hatte, nach Paris. Wann der Herzog ihm zuerst aufwartete, ist nicht ersichtlich; daß er ihm aber offen erklärte, er wolle, sobald der Frühling nahe, seine Waffen gegen den Feind wenden und werde sein Interesse niemals von dem Schwedens trennen, berichtet Grotius [1]).

Dieser hatte am 13. Februar beim Könige eine Audienz, um ihm seine Glückwünsche zur Aussöhnung mit dem Herzoge von Orleans darzubringen. Er benutzte die Gelegenheit, um von Bernhards Vorhaben zu reden, das er als eine unerläßliche Hülfe für Schweden darstellte; denn ohne eine nachdrückliche Diversion am Rhein würde sich Baner auf die Dauer gegen die von allen Seiten andringende Uebermacht des Feindes nicht behaupten können. Der König, der die Besorgniß seiner Umgebung theilte, daß Schweden aus dem Kriege ausscheiden und, statt den von ihm geplanten allgemeinen Friedenscongreß, der zu Cöln eröffnet werden sollte, zu beschicken, für sich allein Frieden mit dem Kaiser machen möchte, gab, wenn auch nur in allgemeinen Worten, beruhigende Zusicherungen.

Die Verhandlungen kamen, auch trotz Grotius' unablässiger Bemühungen [2]), nur sehr langsam vom Fleck. Bernhard hatte gehofft, bis zum April die 20,000 Mann beisammen zu haben. Aber der Februar verging und Woche auf Woche im März, ohne daß er etwas erlangte. Endlich erklärte man sich bereit, ihm ein französisches Corps von 6000 Mann [3]), das unter dem besonderen

---

Vgl. Grotius an Oxenstiern vom 25. Febr. (7. März), 2. (12.) März und an Camerarius vom 25. Febr. (7. März). Ep. 722, 725, 723.

1) Grotius an Oxenstiern vom 17. (27.) Febr. Ep. 719: „. . . neque unquam se sua commoda a Suedorum commodis separaturum." An Bielke, Salvius und Camerarius von dems. Datum. Ep. 720. Beide Schreiben enthalten den Bericht über Bernhards Audienz.

2) Vgl. außer Grotius' Briefen u. a. auch eine Correspondenz aus Paris vom 7. (17.) April 1637 (Dresden).

3) Doch wird die Stärke auch anders angegeben. Grotius an Oxenstiern vom 26. Aug. (5. Sept.) 1637. Ep. 817: „Hallerius octo millia ex promisso habere debebat." Dagegen spricht er in seinem Brief an Oxenstiern vom 1. (11.) Juni 1637, Ep. 775, gar von 10,000 M., die Hallier

Befehle eines französischen Marschalls stehen sollte — man bestimmte Hallier, den späteren Marschall de l'Hôpital, für diesen Posten — zu überlassen, muthete ihm aber zu, den Feldzug mit der Belagerung von Dôle zu eröffnen. Bernhard, der keine Neigung hatte, die Ausführung eines Planes, den er als nothwendig erkannte, aufzugeben, um einen Fehler gutzumachen, den die Franzosen im verflossenen Jahre begangen hatten, lehnte diese Zumuthung rundweg ab.

Auch auf die Lieferung von Geld für seine Truppen, das er bisher wiederholt und immer vergebens gefordert hatte, drang er mit allem Nachdruck. Aber auch da stieß er auf immer neue Schwierigkeiten. Namentlich der gewandte Bullion wußte ihn von einem Tage zum andern hinzuhalten, so daß er sich gegen Grotius bitter beklagte. Erst Anfang April ging man auf sein Verlangen ein, indem man die Finanzbestimmungen des Octobervertrages dahin abänderte [1]), daß ihm sofort 700,000 Livres baar ausgezahlt werden sollten und 100,000 Livres in Wechseln auf Dijon. Weitere 100,000 sollten am 5. (15.) Mai und 300.000 im Juni folgen. Dazu noch 150,000 Livres in guten Anweisungen. Mit diesen Zahlungen sollte Frankreich all

hätte haben müssen. Nach einer Liste vom 20. April 1637 (Gotha) sollte die Stärke des hallier'schen Corps 9650 M. z. F., 1020 z. Pf. und 420 Carabiniers betragen.

1) „Quittance de S. A. le Duc Bernard etc." d. d. Paris, 7. (17.) Apr. 1637. Röse II, Urk. 25. Dieses wichtige Actenstück, eine Modificirung des Vertrages vom October 1635, an das dann die Finanzverhandlungen Hoeuffts mit der französischen Regierung von Anfang 1638 anknüpfen, wird geradezu als „le dernier traité" bezeichnet. Daß der Herzog seit dem Octobervertrage bisher bei weitem nicht die in ihm ausgemachte Summe erhielt, zeigt folgende Zusammenstellung:

I.	Rate 5. Nov. 1635 — 5. Febr. 1636	400,000 L.	durch Ponikau,
II.	„ 5. Febr. — 5. Mai 1636	600,000 L.	durch Bernhard,
III.	„ 5. Mai — 5. Aug. 1636	600,000 L.	durch Truchseß,
IV.	„ 5. Aug. — 5. Nov. 1636		
V. (I.)	„ 5. Nov. 1636 — 5. Febr. 1637	1,350,000 L.	durch Bernhard,
VI. (II.)	„ 5. Febr. — 5. Mai 1637		
	sa. in VI Raten statt 6 Millionen nur	2,950,000 L.	

seinen finanziellen Verpflichtungen bis zum 5. Mai des laufenden Jahres (1637) nachgekommen sein. Das heißt: es sollte genügen, daß es dem Herzoge in den seit dem Vertragsabschlusse bisher abgelaufenen anderthalb Jahren (sechs Quartalen) statt der vertragsmäßigen sechs Millionen kaum die Hälfte zahlte.

Für die beiden nächsten Quartale vom August und November (1637) sollte der Herzog sich gleichfalls mit der knappen Hälfte der vertragsmäßigen Summe, nämlich mit 600,000 Livres (am 5. August) und 300,000 (am 5. November), begnügen[1]).

Für diese stark reducirten Zahlungen, mit denen er sich in einer besonderen „Quittance“ befriedigt erklärte — sie betrugen im ganzen mit Hinzurechnung der 150,000 Livres Gehalt des Herzogs 2,400,000 Livres —, versprach er bis zum Schlusse des laufenden Jahres seine Truppen „auf den in dem Vertrage bezeichneten Stand zu bringen, so daß derselbe von beiden Theilen pünktlich ausgeführt sei“. Bis spätestens Ende April verpflichtete er sich mit seinem ganzen Corps in die Franche-Comté einzurücken, um von ihr aus den Rhein — wie verabredet wurde, bei Rheinfelden — zu überschreiten und im Vereine mit den ihm von Frankreich bewilligten Truppen den Krieg in Deutschland zu führen: „pour le service de Sa Majesté et pour le bien et avantage de la cause commune“, wie es in der Acte heißt. Daß er volle Freiheit in betreff der Kriegführung erhielt, war in ihr nicht gesagt; doch war ihm das bereits im Octobervertrage zugestanden worden, und Grotius theilte es ausdrücklich an Oxenstiern mit[2]).

1) Der Wortlaut dieses um späterer Verhandlungen willen wichtigen Passus lautet: „Nous promettons aussi de tenir Sa Majesté quitte des termes dud. traitté, qui escheront au [15. Août] et au 15. Novbre de la présente année, moyennant le payement, qui nous sera fait de la somme de 600,000 L. au 15. Août prochain et de 300,000 L. au 15 jour de Novembre.“

2) Grotius an Oxenstiern vom 28. Apr. (8. Mai) 1637. Ep. 758: „Dux Bernhardus ob duo gaudet, quod et suae meliores sint quam antehac copiae, quaesitis e rapto equis, et quod mittatur summa cum potestate bellum gerendi ex occasionibus.“

So wichtig war es ihm, auf deutschen Boden zurückkehren zu können, daß er sich mit einer fast auf die Hälfte reducirten Summe zur Erhaltung und Vermehrung seines Heeres begnügte. Allein der Verpflichtung, den Feldzug noch im April zu eröffnen, konnte er nicht nachkommen, da er sich über Erwarten lange in Paris zurückgehalten sah. Die Beschaffung der Pferde und des Kriegsmaterials für die ihm eingehändigte Baarschaft — die 700,000 Livres gingen zum guten Theile dabei auf — nahm Zeit in Anspruch, und dann ergab es sich, daß die mit dem Ankauf beauftragt gewesenen Franzosen zu schwache Transportpferde besorgt hatten. Auch scheint es Schwierigkeiten gehabt zu haben, die für den Herzog bestimmten französischen Truppen für den Uebergang über den Rhein geneigt zu machen. Erst Anfang Mai reiste Bernhard von Paris ab.

Ueber den Rhein.

Um Herzog Bernhards Feldzug von 1637 zu verstehen, ist es nöthig, den Ausgangspunkt wieder von der Lage Frankreichs zu nehmen.

Die paar Kriegsjahre, die Frankreich nunmehr durchgemacht, hatten die Erwartungen des Auslandes wie der Franzosen selbst stark getäuscht. Trotz großer Opfer von seiten der Bevölkerung, trotz großer Anstrengungen von seiten der Armee, trotz aller umfassend angelegten und sorgfältig ins Werk gesetzten Pläne der Regierung war im Grunde doch nichts erreicht worden. Einem kecken, rasch zugreifenden Gegner war es gelungen, bis an, bis über die französischen Grenzen vorzudringen, während von den heimischen Generalen nicht Einer sich in der Landesvertheidigung hervorthat. Dôle, la Capelle, le Catelet waren fürwahr keine Blätter in dem Lorbeerkranze des französischen Kriegsruhmes.

Das französische Volk war an politischem Verstande noch nicht gereift genug, um dem Vaterlande materielle Opfer zu bringen, wo

sich keine Erfolge zeigten. Nur große Siege hätten der nationalen Leidenschaft einen nachhaltigen Impuls zu geben vermocht. Da sie ausblieben, murrte man über die Reihe neuer Maßregeln, die Richelieu anwandte, um der Regierung das zur Fortsetzung des Krieges nöthige Geld zu verschaffen. Den Adel erbitterten die Finanzedicte, den Bürger die städtischen Anleihen, die breite Masse der niederen Bevölkerung die Vermehrung der indirecten Steuern und ihre rücksichtslose und rohe Eintreibung durch die Steuerpächter. So kam es, daß die innere Opposition gegen den verhaßten und gefürchteten Cardinal gleichzeitig und gleichmäßig mit der Kläglichkeit des Kriegsverlaufes zunahm. Provinzialparlamente, Rechnungskammern, Finanzbureaus, kurz die provinziellen Körperschaften, setzten sich nicht minder in Opposition zur Regierung als die Bevölkerung in den Provinzen. Es kam sogar — so namentlich in Guienne — Anfang 1637 zu förmlichen Aufständen. Und wenn sie auch mit bewaffneter Hand oder durch die Thätigkeit der neucreirten Intendanten niedergeschlagen wurden, so blieb doch die Opposition und die Schwierigkeit.

Unter diesen Verhältnissen begreift es sich, wenn Richelieu, indem er alles für die Fortsetzung des Krieges vorbereitete, doch die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs, vorausgesetzt, daß er für Frankreich von Vortheil war, willkommen hieß. Es war der Papst Urban VIII., welcher der Krone Frankreich seine Vermittlung zur Herbeiführung eines Universalfriedens angeboten hatte, über den zu verhandeln man in Cöln zusammenkommen sollte. Natürlich, daß Urban nur an die katholischen Mächte gedacht hatte; ebenso natürlich, daß Richelieu die Zuziehung der beiden ihm nahestehenden evangelischen Mächte Holland und Schweden forderte, von denen er wünschen mußte, daß sie nicht für die Verwirklichung ihrer politischen Pläne weiter kämpften, oder auf eigene Faust separatim mit dem habsburgischen Gegner ein Abkommen träfen, während Frankreich diesen Kampf aufgab und ohne sie in Verhandlungen eintrat. Da sich zwar die Generalstaaten, von Venedig angegangen, zur Beschickung des Cölner Congresses bereit erklärten, Schweden aber unter formellen Vorwänden einer Antwort auswich, so war

der ganze Friedensplan längst gescheitert, als endlich am letzten Tage des Jahres 1636 Schweden eine sehr laue Zusage gab. Und der Graf d'Avaux, der im April 1637 zum französischen Bevollmächtigten in Deutschland ernannt wurde, ging nicht nach Cöln, sondern nach Hamburg, um mit Dr. Adler Salvius, den Oxenstiern bei seiner Abreise in die Heimath neben Steno Bielke mit der Weiterführung der diplomatischen Geschäfte Schwedens betraut hatte, über die engere Verbindung beider Mächte neue Verhandlungen anzuknüpfen. Denn bisher hatte Schweden, bei dessen Staatsmännern der Gedanke eines vortheilhaften Separatausgleichs mit dem Kaiser nach wie vor die Oberhand besaß, den Wismarer Tractat immer noch nicht ratificirt.

Mittlerweile hatte sich die militärische Lage Frankreichs noch vor Beginn des eigentlichen Feldzuges von 1637 in einer höchst bedenklichen Weise verschlimmert. Wir wissen bereits, daß es der Kampf gegen Spanien war, den es Richelieu galt; und wenn die französische Regierung es auch ablehnte, den neuen deutschen Kaiser Ferdinand III. anzuerkennen, ihn, der, jüngst auf dem kurfürstlichen Collegialtage in Regensburg gewählt, den Marschallsstab mit dem kaiserlichen Scepter vertauschend im Februar 1637 seinem kaiserlichen Vater in der Reichsregierung folgte, so dachte sie doch nicht daran, den offenen Krieg gegen ihn zu beginnen. Um so nothwendiger erschien es ihr, all ihre wichtigen Positionen gegen Spanien zu behaupten und zu erweitern. Aber schon Anfang 1637 gab der vor Jahresfrist in Paris so glänzend gefeierte Herzog von Parma, aus Furcht, sein Herzogthum zu verlieren, die Allianz mit den Franzosen auf, da sie nicht im stande waren, ihm gegen die in seinem Lande liegenden Spanier ausreichende Hülfe zu leisten, und schloß mit den Spaniern einen Neutralitätsvertrag. Und schlimmer noch für die Franzosen war der Verlust des Veltlins, den sie doch selbst verschuldet hatten, indem sie den Herzog von Rohan, damals den einzig hervorragenden General aus ihrer eigenen Mitte, ohne die zur Behauptung einer so wichtigen Position ausreichende Unterstützung ließen. Während Rohan an einer langwierigen Krankheit darniederlag, gelang es Oesterreich und Spanien, die Graubündner zu ge-

winnen, und Mitte März 1637 brach der Aufstand los. Rohan sah sich genöthigt, um nur seine kleine Schar zu retten, einen Vertrag zu unterzeichnen, nach welchem die Franzosen bis Ende April 1637 das Veltlin ganz geräumt haben mußten. Er zog sich, über die schlechte Behandlung, die er während seiner Dienstzeit von Frankreich erfahren hatte, erbittert und mißtrauisch gegen Richelieu, der ihm den Verlust dieses wichtigen Passes schuld gab, nach Genf zurück. Später hat er sich in Herzog Bernhards Hauptquartier eingefunden.

Solchen Einbußen gegenüber lag Richelieu desto mehr daran, gegen die Spanier auf der niederländischen Seite mit allem Nachdruck aufzutreten, nicht nur, um sie an einer Wiederholung des Einbruches vom vorigen Jahre zu verhindern, sondern auch um die Streitkräfte Frankreichs in das spanisch-niederländische Gebiet vordringen zu lassen und für einen Hauptschlag mit der oranischen Armee in Verbindung zu setzen. Für diese wichtigste Aufgabe wurden zwei Armeen errichtet, die unter den Befehl des Marschalls Chatillon und des Cardinals la Valette kamen, der nicht, wie man wohl gemeint hat, aus zarter Rücksicht gegen Herzog Bernhard vom östlichen Kriegsschauplatze abberufen wurde, sondern der, als geistlicher Bruder und erklärter Liebling Richelieu's das Feld für seine Thätigkeit da angewiesen erhielt, wo voraussichtlich mit der geringeren Mühe und Gefahr die volleren Lorbeeren zu pflücken waren.

Herzog Bernhard dagegen fand wieder auf der französischen Ostgrenze seine Verwendung. Während der Herzog von Longueville den südlichen Theil der Franche-Comté bis zum Doubs als Operationsfeld erhielt, sollte Bernhard sie im Norden angreifen. Zwar verlangte er, daß man ihm verstatte, diese Gebiete nur zu durchziehen, um rasch an den Rhein zu kommen und, ihn überschreitend, den Krieg auf das jenseitige Ufer zu verlegen. Aber darauf ging Richelieu nicht ein, da er die Behauptung und starke Besetzung der Freigrafschaft für um so nothwendiger erachtete, als mit dem Verlust des Veltlin und dem Rücktritt Parma's Frankreich der Gefahr eines Angriffes weit mehr als im vergangenen Jahre ausgesetzt war.

Vielmehr forderte er, daß der Herzog den nördlichen Theil derselben Platz für Platz vom Feinde säubere[1]).

Von der Bedeutung der Rheinüberschreitung durchdrungen, hatte Bernhard während seines Pariser Aufenthaltes durch seinen Generalquartiermeister Paul Morshäuser ein ausführliches, auf sie bezügliches Gutachten ausarbeiten lassen[2]). Morshäuser hatte in ihm eingehend entwickelt, daß Zeit, Mittel, Terrainverhältnisse und Feindesnähe es verböten, mit Schiffen überzusetzen, oder eine Schiffbrücke zu schlagen; daß man nur die Wahl habe, bei Straßburg oder bei Rheinfelden überzugehen, und daß es weit thunlicher, sicherer und vortheilhafter sein würde, den Uebergang bei Straßburg zu bewerkstelligen. Allein solche Erörterungen waren, wie viel treffendes und werthvolles sie gleich enthalten mochten, für den Moment ohne praktische Bedeutung; denn die Franzosen verstanden es, wie wir sahen, den Herzog von Monat zu Monat in Paris festzuhalten, und als sie ihn endlich ziehen ließen, hatte er ihrer Forderung, den Feldzug mit Operationen in der Freigrafschaft zu beginnen, nachgeben müssen[3]).

Im deutschen Interesse wäre alles darauf angekommen, daß Bernhard den Feldzug baldigst und zwar mit dem Uebergang über den Rhein eröffnete. Schweden rechnete darauf; die ganze Stellung Baners im Herzen Deutschlands beruhte auf dieser Voraussetzung. Ueber seine Kriegsunternehmungen hielt er den Herzog genau orientirt, und Oxenstiern drang wiederholt in ihn, sich an Gallas zu

---

1) Daher denn des H. Grotius wiederholt geäußerte Meinung, daß aus des Herzogs Rheinübergang nichts werden würde. An Oxenstiern vom 7. (17.) Apr. 1637. Ep. 745: „67. 71. 24. 70. 66. 55. 74. 78. 76. 79. 32. 118. 217 (= Vinariensis) de Simonide (= pecunia) transegit aliquo suo damno. Vix videtur 71. 77. 81. 4. 2010. (= iturus) ante Majum medium et an in roiam (= Germaniam) dubito etc.“ Vgl. Ep. 760 u. 767.

2) d. d. Paris, 20. Febr. 1637 (Gotha).

3) Daher Grotius an Oxenstiern vom 1. (11.) Juni Ep. 775: „Praeterfluit tempus et occasiones rei bene gerendae.“ Und an späterer Stelle, frühere Muthmaßungen wiederholend: „Ego nunquam serio cogitatum Gallis in Germaniam eum mittere credo, et diu est, quod credidi.“

hängen, ihn zu schlagen, nach Deutschland zu vorzurücken und Baner von der auf ihm liegenden Uebermacht des Feindes zu entlasten[1]). Es ließ sich nicht absehen, wie großartige Folgen es gehabt haben würde, wenn Bernhard mit seinem Corps einen Theil des Feindes in Arbeit hielt und ihn verhinderte, gegen Baner, der vor Leipzig lag, aufzubrechen; vollends, wenn es gelang, ihn beiseite zu werfen und sich den Stellungen der Schweden zu nähern. Der neue Kaiser hätte alsdann in höchster Gefahr geschwebt; er wäre gezwungen gewesen, mit Schweden separatim Frieden zu machen. Schon waren auf dem kurfürstlichen Collegialtage zu Regensburg im Herbst 1636 unter dem Eindrucke der Wittstocker Katastrophe die Kurfürsten von Mainz und von Brandenburg zu Verhandlungen mit Schweden beauftragt worden. Aber davon eben mochte Richelieu nichts wissen, der ohnehin den Herzog nur bis an den Rhein ziehen lassen wollte, damit er dort Frankreich vor neuen Angriffen schütze.

Als Baner sich genöthigt sah, unverrichteter Sache von Leipzig abzuziehen, führte er seine Truppen nach Torgau, wo er sich im Februar festsetzte und von Monat zu Monat auf eine Diversion Bernhards wartete. Statt ihrer sah er die Feinde sich mehr und mehr um sein Lager sammeln. Die Corps von Hatzfeld und von Götz näherten sich; bald erfuhr er auch, daß Gallas, von den Franzosen und Weimaranern unbehelligt gelassen, aus der Rheingegend abgezogen und gegen ihn im Anmarsche sei. Da blieb ihm nichts übrig, als auch von Torgau aufzubrechen und jenen, in der Kriegsgeschichte so vielbewunderten Rückzug nach Pommern anzutreten, der den ungestümen Feldherrn als ein Muster vorsichtiger Besonnenheit zeigte, um wenigstens die Verbindung mit Wrangel herzustellen und im Verein mit ihm das jüngst erledigte Pommern gegen die Ansprüche Brandenburgs für seine Königin zu behaupten.

Mitte Mai, kurz vor der Zeit, da Baner von Torgau aufbrach,

---

1) Vgl. namentlich Baners Brief an Bernhard d. d. Torgau, 28. März 1637 (Gotha). Oxenstiern an Bernhard d. d. Stockholm, 13. Febr. (Weimar); 11. März (prs. Troyes, 6. Mai) u. 27. Mai (Gotha).

langte Bernhard, über Troyes und Bar-le-Duc reisend, zu Daillecourt (in der Nähe von Clermont) bei seinen Truppen an[1]), deren Stärke schwerlich die Zahl von 9000 überstieg[2]). Wenigstens einen halben Monatssold zahlte er ihnen aus und ließ sie sich zum Aufbruch fertig machen.

Bevor jedoch die versprochenen Franzosen zur Stelle waren, konnte er den Feldzug nicht beginnen. Er war deshalb wiederholt in den Cardinal gedrungen, ihre Absendung zu beschleunigen; aber erst Anfangs Juni trafen sie ein, freilich in weit geringerer Stärke, als ausgemacht worden war[3]), und ohne ihren General, der persönlich zu kommen noch länger säumte. Trotzdem erfolgte nun sofort der Aufbruch von Daillecourt. Der Marsch ging an der Festung Montigny-le-Roy vorbei, hinein in die Freigrafschaft, in welcher Herzog Carl mit seinen Lothringern

---

1) Für die Feldzüge von 1637 und 1638 (bis zur Einnahme von Breisach) konnte ich ein überaus wichtiges gleichzeitiges Manuscript benutzen, dank der großen Güte seines Besitzers, des Herrn Nationalraths Dr. A. von Gonzenbach. Er hat ihm die treffende Bezeichnung eines Journals der weimarischen Armee gegeben. — Für das zunächst Folgende ist das Theatr. Europ. III, S. 701 f. Quelle für Grün, der jedoch beachtenswerthe Zusätze hat. Von großer Wichtigkeit auch für die militärischen Actionen von Bernhards Heere während des ganzen Feldzuges von 1637 sind Grotius' Briefe, da er häufig schriftliche Nachrichten von dem Herzoge und seinem bei diesem befindlichen Sohne erhielt. Auch sandte ihm Bernhard expresse Boten. (So Rotenhan, vgl. Ep. 795.) Grotius an Schmalz vom 21. (31.) Juli 1637 Ep. 800: „D. Ducis Bernhardi amicitiam et cum hic esset, colui, et nunc etiam per literas colo."

2) Diese Zahl giebt ein contrôle général des troupes du Duc B. (Röse II, B. 4, Anm. 92.) Die Angabe des Theatr. Europ. III, S. 791 (8000 M. z. Pf., 12,000 z. F.), welche der vielfach von ihm abhängige Engelsüß, Weymarischer Feld-Zug (1648) S. 66 wiederholt, ist ganz gedankenlos übertrieben.

3) „ita quidem, ut pro X millibus hominum aegre IV millia peditum, equites CCCC appareant." Grotius an Oxenstiern vom 1. (11.) Juni Ep. 775. Bernhard an Richelieu d. d. Camp de Champlitte, 12. (22.) Juni Röse II, B. 4, Anm. 92. „Elles ne viennent pas au tiers de ce qui m'a esté promis par Sa Maj. et V. A."

sich während des Winters ausgebreitet hatte. Nächstes Ziel war die wichtige Grenzstadt Champlitte, vor der das Heer am 12. Juni lag. Sobald sie durch Belagerung und Beschießung zur Uebergabe gezwungen worden, ging es direct gegen die Saône: auf Gray, wo der Herzog den Fluß zu überschreiten dachte. Am 14. Juni wurde dort der Uebergang durch ein heftiges Groß- und Kleingewehrfeuer gegen die auf dem linken Ufer stehende lothringische Uebermacht forcirt[1]. Es entspann sich ein sehr hartnäckiger Kampf, in welchem, wie sich erzählt findet, die weimarische Cavallerie viermal vergebens den Fluß durchschreitend das linke Ufer zu gewinnen suchte, bis Herzog Bernhard sich dann endlich selber mit seinem Pferde in den Strom gestürzt und durch sein Beispiel die Seinen fortgerissen habe, die nun mit Todesverachtung und unwiderstehlich das jenseitige Ufer erstiegen hätten. Der Feind mußte mit bedeutendem Verlust zurück. Und da ihm die Verfolger hart im Nacken saßen, artete sein Rückzug bald in wirre Flucht aus. Auch die Verstärkung, die er am Abend erhielt, wurde in die Auflösung hineingerissen. Erst in Besançon fanden sich die Trümmer der Geschlagenen wieder zusammen. Bernhard aber konnte sechszehn erbeutete Standarten nach Paris senden[2]. Er führte seine Armee quer durch das Land über Gy, das er etwa am 17. Juni nahm, und über Marnay am Dignon, das er vergebens zu nehmen suchte, während ein Detachement das weiter nördlich gelegene St. Loup occupirte[3]. Von Marnay ging

---

1) Der Uebergang erfolgte (wie auch das Theatr. Europ. III, S. 800 angiebt) am 14. Juni (und nicht schon am 12.). Am 12. datirt Bernhard noch aus dem Lager vor Champlitte. In der Ueberlieferung wird mehrfach Gray und Rai verwechselt. Gray ist damals eine bedeutende Feste und ein wichtiger Saônepaß gewesen, Rai ein Nest unfern von Gray.

2) De Noyers an la Valette d. d. Ruel, 23. Juni (3. Juli) 1637. Aubery III, S. 423.

3) Auch hier sind, wie so häufig, die militärischen Angaben sehr weit von einander abweichend und dabei meist sehr kurz. Nach Grün ist St. Loup und ebenso Marnay durch ein Detachement genommen worden, nach Röse dieses wie jenes durch die Hauptarmee. Meine Angaben im Texte gründen sich auf die Annahme eines bestimmten Planes, den Bernhard bei seinem

der Marsch nördlich an Besançon vorüber an den Doubs, der am 26. Juni bei Beaume (les Nonnes) erreicht wurde. Die Stadt wurde am folgenden Tage genommen und mußte eine bedeutende Summe für die Brandschatzung zahlen, halb in Geld, halb in Getreide, das der Herzog nach Mömpelgard schaffen ließ, wo er mit Rücksicht auf seinen Marsch an den Rhein ein Magazin zu errichten beabsichtigte. Bei Beaume stießen auch die Obersten Schawelitzky und Canowsky mit ihren Regimentern zu ihm. Ihr Erscheinen war um so willkommener, als die Franzosen Halliers vom ersten Marschtage an auszureißen begonnen hatten. Von Beaume ging es den Doubs aufwärts, gegen Clerval, von wo aus man, dem Laufe des Flusses weiter folgend, in kürzester Frist die Grenze der Grafschaft Mömpelgard überschreiten konnte.

So hatte der Herzog die Franche-Comté binnen wenigen Wochen in gerader Richtung von einem Ende bis zum andern durchzogen, ohne Aufenthalt, außer, wo sich ihm der Feind entgegenstellte, und wo es auf dem Wege liegende Ortschaften einzunehmen galt. Dem Zusammenstoße mit dem Feinde, der sich bei Besançon gesammelt hatte, war er ausgewichen, indem er diese Hauptstadt der Grafschaft weit rechts liegen ließ und den Doubs erst weiter stromaufwärts erreichte. Er hatte also nicht in Uebereinstimmung mit dem Verlangen der französischen Regierung gehandelt, vielmehr im Interesse seines alten unvergessenen Planes, den Rhein sobald als möglich zu überschreiten. Für den in seine Absichten eingeweihten Grotius war es längst kein Geheimniß mehr, daß Bernhards Ziel Basel sei[1]). Es galt ihm, trotz des morshäuser'schen Februargutachtens, bei Rheinfelden überzugehen, weil sich dort auf dem jenseitigen Ufer kein Feind befand, und weil die Truppen aus der nahen Schweiz bequem verpflegt werden konnten.

Mit Basel stand Bernhard schon seit mehreren Wochen durch

Durchmarsch durch die Freigrafschaft befolgte: den, so rasch als möglich an den Rhein zu gelangen.

1) Grotius an Camerarius vom 27. Juni (7. Juli) 1637 Ep. 788; vgl. 789 vom 30. Juni (10. Juli).

Generalquartiermeister Morshäuser[1]) und Oberst Schawelitzky, den er mit ein paar Regimentern in den Sundgau voraufgesandt hatte, in Verhandlung. Von Pfirt aus zeigte der Oberst am 15. Juni der Stadt an[2]), daß er in ihre Nähe gekommen sei, und bat sie, den Ankauf von Lebensmitteln für seine Truppen zu gestatten. Daß es nicht auf irgend welche Gewalt abgesehen sei, bewies er durch die Aufforderung an den Magistrat, ohne einen von ihm oder seinen Regimentsobersten unterschriebenen Paß keinen von seinen Soldaten einzulassen. Auch bat er ihn um ein Verzeichniß der städtischen Dorfschaften, damit er für ihren Schutz Sorge tragen könne. Allein die damals zu Baden versammelte Tagsatzung der dreizehn Orte war von dem Erscheinen weimarischer Truppen an der Schweizer Grenze wenig erbaut; denn sie wünschte auch jetzt, wo die Wogen des großen Krieges an den Fuß ihrer Berge schlugen, ihre Neutralität zu erhalten. Die Versammelten schrieben deshalb (am 21. Juni) dem Herzoge, sie seien zwar des guten Glaubens, daß seine Truppen nicht in feindlicher Absicht an ihrer Grenze erschienen; aber sie fürchteten doch, daß es sich um eine Unternehmung in ihrer Nachbarschaft handle, durch welche die Eidgenossenschaft „nicht wenig turbiret und ihr allerlei schwere Ungelegenheiten auf den Hals gerichtet werden möchten". Sie hätten beschlossen, keinem Theile die Passage durch die Schweiz zu gestatten und etwaige Gewaltsamkeiten mit Ernst abzuwehren. Sie bäten ihn deshalb, seine Truppen von ihren Grenzen zurückzuführen.

Nicht minder groß aber und viel kränkender waren die Schwierigkeiten, die sich von einer anderen Seite gegen den Uebergang bei Rheinfelden erhoben.

Graf Grancé (Grancey), der französische Statthalter in Mömpelgard, beeilte sich, sobald er von des Herzogs Anmarsch auf Clerval erfuhr, in niedriger Eifersucht auf ihn diese freigräfische Stadt durch seinen Bruder, den Abt von Courville, mit französischen Truppen besetzen

1) Bernhard an Erlach d. d. Montmartin, 5. Juli 1637. Gonzenbach, Der General Hans Ludwig von Erlach, I (Bern 1880), Urk. 1.

2) Sammlung der eidgenössischen Abschiede V, S. 1041.

zu lassen, so daß Bernhard, als er unter ihren Mauern erschien, die Thore verschlossen fand. Es kam zu den peinlichsten Weiterungen[1]: bis zur förmlichen Gefangensetzung des Abtes und einiger französischer Officiere durch den äußerst aufgebrachten Herzog, der drohte, sie aufknüpfen und den Platz stürmen zu lassen, falls man ihm nicht die Thore öffne. Hallier gelang es dann, dahin zu vermitteln, daß man ihm mit seinen Franzosen die Stadt einräumte.

Aber auch Rheinfelden dachte Grancé, bevor die Weimaraner kämen, in französische Gewalt zu bringen und wandte sich zu dem Zweck an einige Baseler Bürger. Doch der Anschlag kam durch aufgefangene Briefe zur Kenntniß des Feindes, der sich nun beeilte, die Besatzung auf 500 Mann zu vermehren und ein paar Agenten des Herzogs aufzuheben.

Bernhard war über diesen Franzosen und seine Umtriebe in höchster Wuth. Er nahm an, daß sie mit Wissen und Willen seiner Regierung ins Werk gesetzt seien, und schrieb deshalb an Richelieu in beleidigtem Tone: wenn es Seiner Eminenz und Seiner Majestät gefallen hätte, ihm, dem sie das Commando übergeben, auch die Ausführung zu überlassen, so würde es ihm mit Gottes Hülfe nicht minder gut geglückt sein, als andern. Durch Grancé's Verhalten sei er in seinen Unternehmungen in höchstem Maße gehindert worden[2]. Er sah sich genöthigt, das Rheinfelder Unternehmen aufzugeben und in die Freigrafschaft zurückzukehren, nicht um sich nun dort festzusetzen und in mißgelaunter Resignation auf den kleinen Krieg mit einem Gegner zu beschränken, den er nicht für seiner würdig erachtete, sondern um die Vorbereitungen zu treffen, den Rhein nunmehr vom Elsaß aus bei Straßburg, dem andern Punkt des morshäuser'schen Memoires, zu überschreiten. Denn freilich, so leicht und gleichsam improvisirt wie oberhalb Basels ließ sich das hier nicht ausführen. Mußte man sich doch, während man,

1) Bernhard ließ dem Abte durch Schawelitzky erklären: er werde es nicht dulden, daß der Statthalter Grancé irgend einen Platz nehme. Grancé an Richelieu d. d. Mömpelgard, 2. (12.) Juli 1637. Röse II, Urk. 26.

2) Bernhard an Richelieu d. d. Montmartin, 5. (15.) Juli 1637. Röse II, B. 4, Anm. 100.

von Rheinfelden aus operirend, die neutrale Schweiz im Rücken und in den Flanken gehabt hätte, um in die Straßburger Gegend vorzudringen, erst den Rücken dadurch sichern, daß man in der Franche-Comté gründlich mit dem Feinde aufräumte. Und das erforderte Zeit.

Grancé aber suchte seiner Regierung gegenüber den Herzog völlig zu discreditiren. Er beschwerte sich gegen Richelieu [1]) über den ihm zu Clerval widerfahrenen unauslöschlichen Schimpf und bat, an dem Herzoge Rache nehmen zu dürfen. Er suchte ihn als gemeinen Betrüger hinzustellen, der zwar erkläre, daß er auf das rechte Rheinufer gehen wolle, aber nur nach einem Vorwand suche, es zu unterlassen. Da sei ihm denn freilich die Verweigerung des Einlasses in Clerval sehr erwünscht gekommen; denn nun habe er sagen können, daß er es belagern müsse. Auch habe er, daß er bei Rheinfelden übergehen wolle, zu Basel laut verkünden lassen, damit der Feind seine Vorbereitungen treffe, es zu verhindern. Und als er (Grancé) ihm dann berichtet habe, daß der Feind am Rhein und bei Rheinfelden stark schanze, sei er, statt vorzugehen, nach Besançon zurückgekehrt, um kleine, nicht in Vertheidigungszustand befindliche Städte und Schlösser einzunehmen, die er (Grancé) mit seinen Franzosen von Mömpelgard aus ebenso gut hätte occupiren können. Kurz, die kläglichste Eifersucht auf den Herzog, die schmerzliche Einsicht, daß er in seinem Mömpelgard ihm gegenüber keine Rolle spielen könne und selbst daheim in seinem Gouvernement von ihm bei Seite geschoben werde, waren es, welche dem armseligen Franzosen einen so verleumderischen, widerspruchsvollen Brief in die Feder dictirten; einen Brief, dessen ungereimter Inhalt denn doch zu durchsichtig war, als daß er für den Herzog üble Folgen hätte haben können [2]).

War Bernhard auf seinem Marsche nach Basel der feindlichen, um Besançon versammelten Hauptmacht vorbeigezogen, um so rasch

1) Grancé an Richelieu d. d. Mömpelgard, 2. (12.) Juli 1637. Röse II, Urk. 26.

2) Ludwig XIII. an Bernhard, 15. (25.) Juli. Röse II, Urk. 27:

wie möglich an sein Ziel zu gelangen, so war sein erster Entschluß, als er in die Freigrafschaft zurückkehrte, ihr unter die Augen zu gehen und Besançon durch eine Feldschlacht zu gewinnen. Aber bei seiner Annäherung wich der Feind aus seinem Lager in die Stadt. Und da eine Recognoscirung ergab, daß sie zu fest sei, als daß man einen Sturm wagen könne, führte er die Seinen, nachdem sie mehrere Stunden lang in Schlachtordnung vergeblich auf das Wiedererscheinen des Feindes im freien Felde gewartet hatten, nach Norden ab [1]).

Und nun folgte die Eroberung einer ganzen Reihe weiterer, hauptsächlich auf der östlichen Seite der Freigrafschaft, gegen Mömpelgard und das Elsaß zu gelegenen Plätze [2]). Am 4. Juli wurde das nördlich von Beaume auf einem hohen Berge erbaute feste und große Schloß Montmartin durch eine Abtheilung unter Hans Friedrich Moser von Vilseck, Oberstlieutenant im canowsky'schen Regiment, genommen; durch andere Abtheilungen die Schlösser Rougemont und Fallon. Isle am Doubs ging bei der Erstürmung

---

„J'ay donné ordre très exprès au comte de Grancé . . . de vous rendre tous les respects et devoirs, qui sont dus à une personne de vostre qualité etc." In diese ganze grancé'sche Episode gewährt der zum Theil chiffrirte Brief von Grotius an Oxenstiern vom 14. (24.) Juli Ep. 795 (vgl. 796) sehr tiefe Einblicke. „Consilium, quod Pyrrhon (= Bernhard) pridem habuerat de 66. 79. 112. 63. 13. 33. 45. 10. 79. 81 (= Rhynfeldio). conscius ejus is qui Montempellicardum tenet Grancheus praeripere Pyrrhoni id voluit metu Lactucariorum (= Gallorum), ne si Pyrrhon eo potiretur, 15. 32. 11. 55. 77. 33. 78. 33. 4. 72. 26 (= sibi teneret) non Vindici (= Gallo). Litterae, quas ea de re scripserat Granchaeus, ita negligenter curatae sunt, nisi et 55. 73. 60. 2110 (= dolus) latet, ut in hostium manus venerint. Conqueritur ea de re in hac aula Dux (d. i. sein Brief vom 5. (15.) Juli) et tamen, si haec spes fefellerit, sperat alia via se venturum 10. 7. 70. 78. 76. 4. 19. 72. 31. 93. 61. (= trans Rhenum)."

1) Nach Grotius an Bielke und Salvius vom 15. (25.) Juli 1637 Ep. 781 betrug die Stärke des weimarischen Heeres damals 5000 M. z. F., 2000 z. Pf.; dazu die hallier'schen Truppen 5000 z. F., 800 z. Pf.

2) Grotius an Oxenstiern vom 12. (22.) Aug. 1637 Ep. 809: „Scripsit mihi Dux, ex quo hinc abiit XXII obsidiones tam magnas tam parvas sibi peractas."

in Flammen auf. Noch weiter nördlich fiel Luxeuil und hart an der mömpelgardischen Grenze am 12. Juli Stadt und Schloß Grange, wo der Herzog für einige Tage sein Hauptquartier aufschlug. Dann ging es an die Belagerung des festen und stark besetzten Lüders (Lure), dessen Besitz für ihn unentbehrlich war, da es die Hauptstraße aus der Freigrafschaft in den Sundgau beherrschte. Sie begann am 14. Juli; am 17. wurde der Ort gestürmt. Damit hatte der Herzog einen neuen directen Weg ins Elsaß und an den Rhein. Er war entschlossen, ohne Säumen mit seinen Weimaranern aufzubrechen. Hallier mit den Franzosen sollte indeß auf Basel marschiren, um Bernhards Rücken gegen einen etwaigen Vorbruch Herzog Carls aus der Franche-Comté zu decken, die Schanze bei Hüningen zu nehmen und womöglich dort den Uebergang zu bewerkstelligen.

Die Expedition Halliers setzte freilich die Zustimmung der Eidgenossenschaft voraus, welche der Herzog, trotz ihrer Erklärung vom 21. Juni doch noch zu gewinnen hoffte. Denn es hatte sich inmittelst ein vortrefflicher Fürsprecher für ihn gefunden: der bernische Oberst Hans Ludwig von Erlach, von früher her in freundschaftlichen Beziehungen zum Herzoge. Morshäuser hatte ihn im Laufe des Juni zu Basel angetroffen und war von ihm beauftragt worden, seinem Herrn Grüße und die Versicherung seiner unveränderten Anhänglichkeit zu überbringen. Bernhard lud ihn darauf durch ein sehr verbindliches Schreiben (vom 5. Juli) zu einem Besuche ein und sandte den Major Betz mit einem Convoy, ihn ins Hauptquartier zu begleiten. Erlach folgte der Einladung und kam zum Herzoge, als derselbe vor Lüders lag. Dieser theilte ihm nun des Näheren mit[1]), daß er die Absicht habe, über den Rhein zu gehen, und sprach die Hoffnung aus, daß der Oberst den Eidgenossen, falls ihnen die Ankunft seiner Truppen „etwas ombrage" mache, seine Absicht eröffnen und sie versichern würde, daß er „bei ihnen nichts anderes als gute Freundschaft fortzupflanzen begehre, auch so

1) Erlach an Bernhard d. d. Basel, 25. Juli 1637. Gonzenbach, I, Urk. 2.

gute Ordnung halten würde, daß Niemand durch die Soldateska beschwert werden solle".

Gleichzeitig schrieb er an die damals noch in Baden tagende Versammlung der dreizehn Orte in Beantwortung ihres Briefes vom 21. Juni [1]) und versicherte sie, daß sein einziger Zweck sei, „seinem geliebten Vaterlande den edlen Frieden erwerben zu helfen", und daß er nicht daran denke, den Schweizern „durch Perturbirung ihres glücklichen Zustandes" näher zu kommen; daß er ihnen vielmehr „alle Ehre, Liebs und Guts" erweisen wolle, dafür aber auch darauf rechne, „daß sie seine Waffen nicht geringer tractiren würden, als sie die der Feinde des Königs von Frankreich tractirt hätten".

Hallier langte mit seiner, durch fortwährende Desertionen äußerst reducirten Mannschaft über Pruntrut und Pfirt am 23. Juli zu Blotzheim, unfern Basels, an. Schon auf dem Marsche hatte er (durch Sieur de Vieuville) bei den Baselern um Erleichterung für die Proviantirung seiner Soldaten anhalten lassen. Er bat, ihm zu verstatten, „dreihundert Stück Frucht", die er herbeischaffen lassen wolle, in ihrer Stadt verbacken zu dürfen, eine Bitte, die er, zu Blotzheim angelangt, wiederholte.

Soeben — am 22. Juli — war in Baden eine siebenörtliche Conferenz [2]) eröffnet worden, auf der man über die dem Herzoge gegenüber einzunehmende Haltung schlüssig werden wollte. Erlach, der, von acht Compagnien Reitern begleitet, aus dem weimarischen Hauptquartier nach Basel zurückgekehrt war, nahm an ihr als Vertreter seiner Regierung theil. Er trat lebhaft für das Interesse des Herzogs ein und wies darauf hin, daß von Basel kein Proviant, sondern nur dessen Verbackung begehrt werde. Ueber dieses höchst geringfügige Gesuch kam es auf der Conferenz zu heftigem Auseinandersetzungen, da Luzern und Schwyz dasselbe ablehnen wollten und forderten, daß man, dem jüngsten Tagsatzungsbeschluß ent-

1) Bernhard an die dreizehn, zu Baden versammelten Orte d. d. Hauptquartier Grange, 13. Juli 1637 (Gotha).

2) Zürich als Vorort, Bern, Luzern, Schwyz, Basel, Solothurn und Schaffhausen.

sprechend, an der Erbeinigung mit Oesterreich festhalte und sich einem Durchmarsch der Franzosen und Weimaraner auf Rheinfelden mit den Waffen in der Hand widersetze. Da man den Oesterreichern wiederholt gestattet hatte, ohne voraufgegangene Anfrage mit Truppen und Kriegsmaterial durch das Baseler Gebiet zu gehen[1]), wäre jene Haltung nicht sowohl eine neutrale als eine geradezu feindliche gewesen. Doch einigte man sich schließlich dahin, dem Herzoge zu antworten, daß man dem Könige und seinem General zu Ehren, und um zu verhindern, daß die Baseler Unterthanen dem Mangel an Brod abhelfen müßten, die Verbackung der schon in der Stadt befindlichen „dreihundert Stück Frucht" gestatten wolle, daß man aber zugleich bitte, Basel mit ferneren Zumuthungen zu verschonen.

Während dieser ganz kläglichen Weiterungen, die den Marsch Halliers verzögerten und wenig Aussicht ließen, daß er die Vorschriften des Herzogs würde ausführen können, war dieser, in Lüders eine sehr starke Besatzung unter dem Capitain Berghauer vom gelben Regiment zurücklassend, mit seinem Corps am 19. Juli gleichfalls aufgebrochen, über die elsässische Grenze gezogen und bis zum Dorfe „Passavant" marschirt. Am nächsten Tage ging es hart an Belfort vorbei über die Savoureuse und bis zum Dorfe „Rothbach" (Roppe). Am 21. standen die Truppen auf dem Ochsenfelde bei Thann. Man hatte also die Defileen der Vogesen, ohne auf den Feind gestoßen zu sein, hinter sich.

Und nun eilte der Herzog, an den Rhein zu kommen. Ohne sich bei der Belagerung Thanns aufzuhalten, die, wie eine Recognoscirung ergab, nöthig gewesen wäre, wenn man sich des festen Platzes bemächtigen wollte, führte er die Seinen auf der großen Straße nach Mühlhausen; am folgenden Tage (23. Juli) die Ill hinunter vor Ensisheim. Der Besitz dieser Stadt, in welcher 180 Mann von der Breisacher Besatzung lagen, war für ihn unerläßlich,

1) Soeben erst, am 24. Juli, hatten die Oesterreicher, ohne daß ein Einspruch erfolgt wäre, vier Geschütze hart an der Stadt vorüber in die neue Schanze bei Grenzach geführt.

damit ihm nicht von Breisach aus seine Rückzugslinie in die Franche-Comté und seine Verbindung mit Hallier abgeschnitten werden konnten. Deshalb ließ er unter ihren Mauern mit einem Theil der Truppen den Generallieutenant Rheingrafen Johann Philipp zurück, der dann am 27. Juli die Besatzung zur Capitulation zwang. Er selber eilte mit der übrigen Mannschaft, immer dem Laufe der Ill folgend, über Colmar, wo sich ihm 400 Franzosen unter Oberst Manicamp, dem dortigen Statthalter, anschlossen, nach Benfeld, das er am 26. Juli erreichte. Damit war eine meisterhafte Operation vollendet. Ohne daß der Feind es gemerkt und es von Breisach aus zu hindern versucht hätte, standen die Weimaraner in der Rheinebene und in nächster Nähe des Stromes.

Und nun galt es, ihn unverweilt zu überschreiten. Nicht freilich zu Straßburg, da das nicht ohne zeitraubende Verhandlungen mit der zaghaften Bürgerschaft[1]), und ohne zu früh die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen, möglich gewesen wäre, sondern zu Rheinau, jenem südöstlich von Benfeld, genau in der Mitte zwischen Breisach und Straßburg gelegenen, etwas heruntergekommenen Ort, bei dem vor vielen hundert Jahren ein Habsburger in den Fluthen des Rheines umgekommen war. Zwar gab es hier keine feste Brücke; aber die zahlreichen Inseln, die, wie in diesem ganzen Theil seines Laufes, so namentlich an dieser Stelle der Strom bildete, mußten den Uebergang erleichtern. Von großem Vortheil war der Rückhalt, den man an Benfeld hatte. Und nicht weniger günstig war es, daß der Feind, der nicht an die Möglichkeit dachte, daß Bernhard

1) Schawelitzky an Bernhard d. d. Straßburg, 7. Mai 1637, chiffrirt (Weimar): „Bei hiesiger Stadt attestiren sie und betheuern hoch die unterthänige Zuneigung gegen E. Fl. Gn., wünschen das Werk gern gut, sind aber dabei furchtsam, und will endliche Resolution schwer fallen. Ich hab dieser Zeit an meiner Möglichkeit nichts ermangelt, auch erst gestriges Tags in Anwesen Herrn Mockels die Sach äußerst poussirt, kann E. Fl. Gn. gleichwohl deswegen noch nichts Sicheres berichten. Männiglich trägt großes Verlangen und hofft man von allen Orten her die Erlösung. Ist nicht zu zweifeln, kommen E. Fl. Gn. mit Glück über den Bach, es wird alle Menschen compariren."

an dieser Stelle übergehen würde, am jenseitigen Ufer, bei Kappel, wo die Elz in den Rhein mündet, nur sehr unbedeutende Werke aufgeführt hatte und sie nur sehr schwach besetzt hielt.

An demselben 27. Juli, an welchem Ensisheim fiel, begann, von Bernhard persönlich geleitet, der Uebergang[1]). Auch in der mondhellen Nacht erlitt er keine Unterbrechung. Am ersten Tage betraten an 1500 Mann das jenseitige Ufer und begannen sofort Verschanzungen aufzuwerfen und bei dem Dorfe Wittenweier das Lager abzustecken. Auf Schiffen, die rasch und in großer Menge herbeigeschafft waren, wurden am folgenden Tage 1200 Reiter übergesetzt. In weiteren zwei Tagen rechnete Bernhard die gesammte Mannschaft drüben zu haben. Von der Bagage hoffte er, daß sie mit Erlaubniß der Straßburger über deren Brücke passiren würde. Rheingraf Johann Philipp erhielt Befehl, mit seinen Truppen von Ensisheim heranzukommen. „Und wenn“ — schrieb Bernhard an Erlach (28. Juli) — „Hallier mit den Herrn Eidgenossen so weit kommen wäre, daß er dergleichen thun könnte, und unterdessen auch passiren und die Schanz bei Hüningen wegnehmen, wäre die Sach sehr weit und wohlbestellt.“ Er befahl ihm, falls dazu keine Aussicht vorhanden sei, sich droben nicht länger aufzuhalten, sondern sich gleichfalls bei Wittenweier einzufinden.

Aber so lange ließ der Feind nicht auf sich warten. Johann von Werth, der sich noch im Winter von der Heeresmacht, die im vergangenen Jahre in die Picardie eingefallen war, getrennt, dann nach langer Belagerung (im Juni) den Ehrenbreitstein (Hermannstein) genommen hatte und darauf in die Wetterau gegangen war, um nun auch Hanau in seine Gewalt zu bringen, hatte nicht so bald von Bernhards Unternehmen Nachricht erhalten, als er sich an die Spitze von ein paar Regimentern Cavallerie und Dragonern setzte und, aus dem Kaiserwalde vorbrechend, am Landungsplatz der Weimaraner erschien. Er überraschte eine Reitercompagnie, die vor

1) Ueber den Rheinübergang findet sich das authentischste in Bernhards Brief an Erlach d. d. Benfeld, 28. Juli 1637. Gonzenbach I, Urk. 3. Ausführlicher berichtet das Theatr. Europ. III, S. 809; vgl. Grün.

den Verschanzungen lag, und trieb sie bis Wittenweier zurück, wo ihn eine Musketensalve empfing. Vor einer Cavallerieabtheilung, die der Herzog selbst heranführte, sah er sich genöthigt in starkem Trabe durch den Wald nach Offenburg zu weichen.

So war der erste improvisirte Versuch des Gegners leicht und glücklich abgeschlagen. Aber es war zu erwarten, daß er demnächst und stärker wiederkommen würde. Daher ließ Bernhard es sich angelegen sein, seiner Stellung auf dem rechten Ufer durch weitere Werke größere Festigkeit zu geben und die Communication mit dem linken besser zu versichern.

Das Lager bei Wittenweier umgab er mit einem tiefen Wassergraben und verband es mit dem linken Ufer durch eine Anzahl von Schiffbrücken, zu denen die Straßburger einen Theil des Materials lieferten[1]). Man zählte ihrer, die von Insel zu Insel reichten, nicht weniger als sechs. Vor dem Hauptarm des Rheins, dem rechten Ufer zugekehrt, lag vor der größten Brücke ein überaus starkes Fort — eine „Realschanze" —; auch ihr anderes Ende war durch einen auf einer Insel gelegenen starken Brückenkopf gedeckt. Kleinere Schanzen bewahrten die Zugänge zu den andern Brücken. Dazu mehrere größere und kleinere Werke, so daß das inselreiche Flußgebiet von einem förmlichen Fortificationsnetz überspannt war. Wenn man den Plan im Theatrum Europaeum, von dem man vermuthen darf, daß er auf einer in der Umgebung des Herzogs entstandenen Zeichnung beruht[2]), betrachtet, so erstaunt man über die imposante Anlage: ein fortificatorisches Meisterstück, das den Eindruck macht, als habe der Herzog sich am Rhein, dem endlich

1) Joachim von Berstedt, Meister und Rath von Straßburg, an Bernhard vom 16. Jan. 1638 (Gotha): daß die Kaiserlichen ihnen allen Paß gesperrt, sei die Folge davon, „daß E. Fl. Gn. wir bei dem neulichen Uebergang Rheins mit Schiffen und Materialien zu Schiffbrücken große Hülfleistung gethan". Vgl. auch Grotius an Oxenstiern vom 26. Aug. (5. Sept.) 1637 Ep. 817.

2) Grotius an Oxenstiern vom 19. (29.) Aug. Ep. 813: „Mitto tabellam munitionum, quas in Rheni insula inque ripa ulteriore fecit Dux Bernhardus, a filio mihi transmissam."

erreichten Ziele jahrelanger Sehnsucht, nun auch derart festsetzen wollen, daß es keinem Feinde je gelingen könne, ihn wieder zurückzuwerfen[1]).

Mitten in der Arbeit an den Befestigungen sah er sich zum zweiten Male von Johann von Werth überrascht, der darauf brannte, ihn zur Rückkehr auf das linke Ufer zu zwingen, bevor er seine Stellung auf dem rechten uneinnehmbar gemacht habe, und deshalb, sobald er Verstärkungen erhalten hatte (am 2. August), wieder gegen ihn vorging. Es war ein gewagtes Unternehmen, dieser Angriff auf das mächtige, der Vollendung schon nahe gebrachte Fortificationswerk, das todverachtende Verwegenheit voraussetzte; und es ist daher wohl glaublich, daß der General den Muth seiner Truppen durch einen tüchtigen Trunk und das Versprechen eines vollen Monatssoldes — jenes Schlachtensoldes, der in damaliger Zeit den Soldaten für entscheidenden Sieg in offener Feldschlacht gezahlt wurde — entflammt habe. Sie griffen mit einer „nicht bald erhörten Furie" an[2]). Während das Geschütz die Brücke unaufhörlich mit Kugeln überschüttete, stürmte das Fußvolk gegen die Brückenschanzen und das Lager und kam, den umgebenden breiten Graben durchwatend, den Weimaranern so nahe auf den Leib, daß diese sich ihrer mit Piken und umgewandten Musketen erwehren mußten. Die Cavallerie, welche diesen Angriff unterstützte, wurde von einem heftigen Feuer aus Gewehren und Feldgeschützen empfangen, so daß sie in Verwirrung gerieth. Ueber zwei Stunden lang setzte Werth diesen Kampf fort: „mit fast unerhörtem Ernst,

1) „Wie man denen [illegible] ... so sie wohl möglich, ihm die Brücken und deren gemachte Schanz über Rhein wieder zu nehmen ꝛc." heißt es in einem Original-Schreiben aus Straßburg vom 24. Sept. 1637. Dresden.

2) Schilderung in einem Original-Schreiben aus Straßburg vom 7. (17.) Aug. 1637. Dresden. Dazu Theatr. Europ. III. S. 816. und [illegible] Drucken. Darnach [illegible]. Uebrigens ist die [illegible] der ersten Kämpfe um die Rheinschanzen voller [illegible]. [illegible] an [illegible] 19. (29.) Aug. Ep. 813: „historiam a Gallis editam, ... quam a Duce Bernhardo acceptam comparetur."

ohne das wenigste Nachlassen". Und erst als sein Verlust auch an hohen Officieren zu groß geworden war, gab er Abends gegen 6 Uhr das Zeichen zum Rückzuge nach Offenburg. Es verdient bemerkt zu werden, daß trotz allen windigen Prahlereien der Pariser weder bei diesem noch bei dem früheren Angriff die Weimaraner von den Franzosen unterstützt worden waren[1]).

Schon am folgenden Tage (3. August) kam es zu einem neuen Zusammenstoß, indem Werth mit großer Uebermacht einen auf Recognoscirung landeinwärts gesandten Trupp von etwa 60 Reitern überraschte. Bernhard sandte[2]), um sie herauszuhauen, zunächst das Regiment des Obersten Rosen, das dann, den weichenden Werthischen folgend, in einen Hinterhalt gerieth, worauf der Herzog selber einen Theil des bodendorf'schen Regiments vorführte. Aber der Feind hatte nunmehr so viel Truppen zur Stelle, daß er ihn zur Umkehr zwang und bis ins Lager zurückverfolgte. So nahe war er den Weichenden auf der Ferse, daß er sich des Herzogs bemächtigt hätte, wenn dieser nicht in voller Rüstung durchs Wasser gesetzt wäre[3]). An die Rheinverschanzung aber wagte Werth sich nicht noch einmal heran, nachdem er mit großem Verluste zu zweien Malen ihre Festigkeit erprobt und sich von neuem überzeugt hatte, daß ihm hier nicht so leichtes Spiel wie vordem zu la Capelle bereitet würde, und daß Herzog Bernhard ein anderer Gegner sei als ein französischer Maréchal de camp.

Als das Schanzwerk vollendet und Hallier endlich mit den traurigen Resten seiner Franzosen — sie finden sich auf nicht mehr als tausend Mann angegeben — im Lager eingetroffen war, galt es für

---

1) Grotius an Oxenstiern vom 19. (29.) Aug. Ep. 813. Vgl. Ep. 809 vom 13. (23.) Aug. — Daß Hallier noch am 31. Juli um Basel stand, ist urkundlich beglaubigt.

2) Das scheint trotz der einander widersprechenden Berichte festzustehen. Vgl. Extract Schreibens aus Straßburg vom 7. (17.) Aug. Das Theatr. Europ. III, S. 816, macht aus Oberst Rosa (Rosen) einen Obersten Roa und Grün aus diesem „den französischen Obersten Roae".

3) Werth an den Bischof von Bamberg vom 8. (18.) u. 9. (19) Aug. Röse II, B. 4, Anm. 107.

den Herzog, sich längs des Rheines weiter auszubreiten; nicht zum wenigsten deshalb, um aus umfassenderen Gebieten die für sein Heer nöthigen Lebensmittel zu beschaffen. Vor allem erachtete er es für unerläßlich, sich in Besitz von Kenzingen zu setzen, das, an der Elz gelegen, den Eingang in den Schwarzwald beherrschte. Wichtiger noch war der Besitz für ihn dadurch, daß mit ihm Werths Verbindung mit Breisach durchschnitten gewesen wäre[1]). Er erwartete deshalb, daß dieser nicht säumen werde, der Stadt im Falle der Belagerung zu Hülfe zu eilen, und erwartete es um so mehr, als er erfahren hatte, daß soeben Isolani mit elf Croatenregimentern zu ihm gestoßen sei[2]). Da dachte er ihm denn im offenen Felde entgegenzutreten; denn er brannte vor Begierde, ihm eine Schlacht zu liefern[3]).

Sein Lager wohlbesetzt lassend, brach er nach Kenzingen auf und nahm unterwegs das feste Schloß Mahlberg und die Städte Endingen und Ettenheim. Er hatte sehr richtig gerechnet. Kaum daß er mit 600 Mann und einigen Kanonen die Belagerung begonnen und Bresche geschossen hatte, als er erfuhr, daß Entsatz im Anzuge sei. Er gab sofort die Belagerung auf und rückte dem Feinde nach Ettenheim entgegen[4]).

---

1) Kenzingen „couppe le passage de Brisac au camp de l'ennemy". Bernhard an Richelieu vom 28. Aug. (7. Sept.) Röse II, B. 4, Anm. 108. Oder, wie Grotius an Oxenstiern am 9. (19.) Sept. Ep. 826 von Kenzingen schreibt: „Oppidum, quod et ad Brisacum et in Würtenbergensem agrum uberem iter panderet etc."

2) „Isolani's Reiterei, in 3/m. stark, ist den 3. Sept. (14. Aug.) hier anhero kommen." Savelli an Reinach d. d. Hauptquartier Fürstenheim, 27. Aug. (6. Sept.) (Gotha). Isolani kam aus Hessen.

3) In dem in Anm. 1 citirten Briefe schreibt er: „le désir, que j'avois eu d'attaquer l'ennemi en campagne pour essayer de prendre sur luy quelque avantage". „Praelii avidum" nennt Grotius den Herzog in seinem Briefe an Oxenstiern vom 9. (19.) Sept.

4) Hauptquelle für das Gefecht bei Ettenheim ist der schon angeführte Brief Bernhards an Richelieu vom 28. Aug. (7. Sept.). Danach Grotius an Oxenstiern vom 9. (19.) Sept. (ähnlich an Camerarius von dems. Dat. Ep. 825). Dazu Bernhard an Erlach d. d. Benfeld, 11. Sept. Gonzenbach I, Urk. 5. Von feindlicher Seite der erwähnte Brief Savelli's an Reinach vom

Ettenheim liegt am Westabhange des Schwarzwaldes an einem Bach, der sich, in den Bergen entspringend, das Rheinthal nach Westen durchfließend, bei Kappel in die Elz ergießt. An diesem Bach traf der Herzog am 25. August den Feind in Schlachtordnung und nahm sofort auf dem linken Ufer Stellung. Als Werth den Uebergang mit Infanterie und Artillerie forcirte, zog er die Seinen zurück, um durch den Schein des Rückzuges die Kampflust des Gegners zu erhöhen. Sobald zwei größere Abtheilungen Infanterie, vier Cürassierregimenter, alle Croaten und Dragoner herüber waren, ließ er Hallier mit der Avantgarde—vier Regimentern weimarischer Cavallerie und zwei französischen Infanterieregimentern — vorgehen, der sie „mit solcher Klugheit und Courage" vorführte, daß sie den Feind in großer Confusion ins Wasser zurückwarfen, eine große Zahl von Officieren und Soldaten tödteten und einige gefangen nahmen. Werth selber entging nur mit knapper Noth der Gefangenschaft. Hätte der Anbruch der Nacht den Herzog nicht verhindert, den Bach zu überschreiten, so würde nichts davongekommen sein. Entschlossen, seinen Sieg zu verfolgen, ging er den Bach eine Meile höher hinauf, um näher an der Quelle einen anderen Uebergang zu suchen und Werth am nächsten Morgen in den Rücken zu kommen. Der aber hatte durch Patrouillen Nachricht von diesem Marsch erhalten und deshalb die Seinen in großer Hast zurückgeführt. Doch faßten die Weimaraner noch seine Arrièregarde, die sich, angegriffen, auf das Gros, das auf der Höhe zwischen Ettenheim und Lahr, bei Kippenheim stand, zurückzog. Bernhard holte grobes Geschütz heran und eröffnete eine Kanonade, die drei Stunden andauerte und die Feinde zwang, sich in voller Auflösung in ihr Lager zu retiriren. Er verfolgte sie, soweit es die große Müdigkeit der Mannschaft und der Pferde nach viertägiger Arbeit gestattete. Mit Rücksicht

---

27. Aug. (6. Sept.), der den Werthischen den Sieg zuschreibt. Dazu mehrere Schreibensextracte aus Straßburg vom 28. Aug. (Dresden). Die gedruckte „Ordentliche Zeittung. Auß Wien, vom 29. Augusti 1637.", ist kaiserlich und beruht auf den handschriftlich einlaufenden Schreibensextracten, die sie kurz zusammenfaßt.

auf sie nahm er die Belagerung von Kenzingen nicht wieder auf, sondern kehrte gleichfalls in sein Lager zurück. Der Feind aber rühmte sich dieses von ihm freilich in einem weit günstigeren Lichte dargestellten Unternehmens, durch welches er den Herzog gezwungen habe, jene Belagerung aufzugeben.

Aufgabe der Stellung am Rhein.

Eine Reihe von Umständen kam zusammen, den Aufenthalt des weimarischen Heeres auf dem rechten Rheinufer trotz seiner festen Stellung für die Dauer höchst schwierig zu machen.

Seinen glänzenden diesjährigen Feldzug hatte der Herzog, abgesehen von der verhältnißmäßig geringfügigen Summe, die er baar aus Paris mit fortnahm, und von dem französischen Corps unter Hallier, das nach Zahl wie nach Brauchbarkeit weit hinter seinen berechtigten Ansprüchen und Erwartungen zurückblieb, aus eigenen Mitteln geführt, d. h. mit seinen Mannschaften, deren Soldforderungen er zwar nur selten und in geringstem Umfange befriedigen konnte, die aber im Vertrauen auf die Versicherungen des geliebten Führers, ihnen die Rückstände zu bezahlen, sobald die von Frankreich feierlich versprochenen Subsidien einträfen, treu bei den Fahnen aushielten. Vor unmittelbarer Noth schützten anfangs die Vorräthe, die man in den eingenommenen zahlreichen burgundischen Plätzen erbeutete. Auch Geld und Geldeswerth wurde in ihnen vielfach gefunden oder als Brandschatzung gefordert und unter die Mannschaft vertheilt.

Anders wurde die Lage, als man den bisherigen Kriegszug mit einem stehenden Heerlager vertauschte. Was die Umgegend von Wittenweier an Lebensunterhalt bot, war bald abgewirthschaftet; aus dem Elsaß wurde wenig über den Fluß gebracht, und Straßburg zeigte keine Neigung, den Truppen Proviant und Fourage zu

liefern[1]). Durch die Einnahme Kenzingens würde man sich die Communication mit dem Schwarzwalde geöffnet haben; aber statt sich dieses Platzes zu bemächtigen, sah man an den Abhängen des Gebirges den Feind sich immer stärker sammeln und das eigene Lager auf dem rechten Rheinufer förmlich eindämmen.

So begann sich denn unter den Truppen Mangel und Elend bald wieder in empfindlichster Weise fühlbar zu machen. Die letzte Expedition (nach Kenzingen) hatte die Cavallerie, die drei Tage lang nicht aus dem Sattel gekommen war, stark mitgenommen; den Pferden konnte auch nach der Rückkehr ins Lager nicht das nöthige Futter gegeben werden. Sie begannen haufenweise zu fallen[2]). Auch bei den Mannschaften, welche in dem heißen Thale unter der brütenden Augusthitze arg ausstanden, führte der Hunger zum Ausbruch ansteckender Krankheiten. Und dazu durfte man sich bald nicht einmal mehr ins offene Feld hinauswagen, um durch einen Waffengang mit dem Feinde die Stimmung neu zu beleben; denn die in Aussicht gestellten weiteren französischen Truppenunterstützungen wurden von Woche zu Woche vergebens erwartet. Auf die hallier'schen Mannschaften aber war nicht zu rechnen. Selbst dem Feinde war es bekannt, daß sie nur mit Widerwillen den Rhein überschritten hatten. Ihrem Mißmuth ließen sie freien Lauf und suchten nach wie vor Gelegenheit, zu desertiren, so daß ihre Zahl immer weiter zusammenschmolz und schon „statt 8000 nur noch 800" betrug. Ihre Officiere waren bemüht, dem Herzoge das Leben schwer zu machen, indem sie seine Waffenthaten herabsetzten, seine Beziehungen zu den Städten zu trüben und ihm den Genuß dessen, was ihm der König bewilligt hatte, zu stören suchten[3]).

Hingegen stärkte sich der Feind durch immer neue Zuzüge. Man erfuhr von der Ankunft Savelli's mit neuer Cavallerie im

1) Vgl. Grotius an Camerarius mit dem falschen Datum des 24. Aug. (3. Sept.) 1637. Ep. 816.

2) Vgl. Grotius an Oxenstiern vom 23. Sept. (3. Oct.). Ep. 832.

3) Hallier an Richelieu d. d. Rheinau, 11. (21.) Aug. Röse II, B. 4, Anm. 113.

werthischen Lager, von der des Obersten Forgatsch mit Croaten, von der des Marquis de Grana mit Artillerie. Herzog Carl, hieß es, habe mit etwa 4000 Reitern bei Breisach den Rhein überschritten. Auch Piccolomini sei im Anmarsch. Götz habe Befehl vom Kaiser, aus Hessen an den Rhein zu gehen. Baiern, Mainz, Cöln, Würzburg zögen ihre Macht zusammen.

Schon hatte der Feind im Felde einen großen Erfolg errungen, der auf das weimarische Lager unmittelbare Rückwirkung ausüben mußte.

Landgraf Wilhelm, seit dem vergangenen October (durch den Tractat von Wesel) mit Frankreich im Bunde und verpflichtet, gegen eine jährliche Zahlung von 200,000 Reichsthalern ein Heer von 10,000 Mann gegen den gemeinsamen Feind zu halten, deshalb von dem neuen Kaiser (im April 1637) aufs neue als Reichsfeind und Friedensbrecher erklärt, sah sein Land abermals von dem Feinde überfluthet und verwüstet. Sehnsuchtsvoll, aber vergebens erwartete er das Erscheinen Herzog Bernhards am Rhein und war auf die Franzosen erbittert, die ihn so lange zurückhielten. Als die Weimaraner sich dann endlich bei Rheinau zeigten, war der Landgraf bereits außer Landes, im Marsch nach Ostfriesland. Alles kam darauf an, daß Hanau sich hielt; denn so lange blieb die Möglichkeit eines Zusammenwirkens der Hessen und Weimaraner.

Noch von Paris aus hatte Bernhard an Ramsai geschrieben[1]), er habe Frankreich nun so weit gebracht, daß er mit seiner Armee bei erster Gelegenheit dem Vaterlande zum besten wieder nach Deutschland vorzudringen hoffe. Dafür sei die Erhaltung Hanau's von größter Wichtigkeit, und deshalb bitte er ihn, den Platz, den er mit treueifriger Sorgfalt nunmehr über zwei Jahre lang behauptet habe, ferner und bis zu seiner Ankunft zu halten. Allein da der Landgraf nach Norden zurückgedrängt, der Herzog bei Wittenweier vom Feinde festgehalten war, sah sich Ramsai nicht im stande, der kaiserlichen Uebermacht mitten in Deutschland länger allein zu widerstehen, sondern genöthigt, Verhandlungen mit Johann von Werth

---

1) Bernhard an Ramsai d. d. Paris, 3. März 1637 (Gotha).

anzuknüpfen, die am 21. August zu einem Accord führten, nach welchem er die Stadt dem Grafen Philipp Moritz, der in den Prager Frieden aufgenommen werden sollte, zu überliefern und mit der Besatzung abzuziehen hatte. Wenn er dann auch, ebenso schlau als muthig, die Uebergabe und den Abzug unter allerhand Vorwänden verzögerte, bis er endlich den Grafen gefangen nahm und sich zu neuer Gegenwehr rüstete, so wirkte doch für den Moment jener Accord auf Herzog Bernhard sehr niederschlagend, wie der Brief zeigt, den er auf die Nachricht von der Capitulation an Ramsai richtete [1]).

Alle diese Verlegenheiten waren die Folge davon, daß Frankreich seinen Verpflichtungen so säumig nachkam. Durch ausreichende französische Zuzüge verstärkt, hätte man aus dem Lager aufbrechen und vom Rhein landeinwärts vordringen können. Da sie ausblieben, war die weimarische Armee „zum Müßiggang" verurtheilt und sah sich dadurch bald in eine unmögliche Lage gebracht.

An dringenden Ermahnungen wegen der versprochenen Unterstützung hatte der Herzog es nicht fehlen lassen. Schon am 4. August hatte er, sobald er sich in seiner rechtsrheinischen Stellung befestigt, an Richelieu geschrieben [2]), daß ihm sein Feldzug in Burgund viel Mannschaft gekostet habe; in Lüders, Ensisheim und anderen Plätzen habe er bei seinem Vormarsche zum Rheine Besatzungen lassen müssen; das erwartete hallier'sche Corps zähle keine tausend Mann mehr; das Land ringsherum aber könne die Armee nicht länger ernähren. Er bitte deshalb angelegentlichst um Unterstützung, damit er nicht, statt weiter vorzudringen, zurückgedrängt werde und alles, was er bisher mühsam vollbracht, opfern müsse. Seine Absicht sei, wenn er ausreichende Unterstützung erhalte, auf dem rechten Rheinufer Winterquartiere zu nehmen und alle Vorbereitungen zu treffen, um im nächsten Jahre endlich auszuführen, „was schon seit langem gewünscht werde". Er verlangte, daß Marschall Chatillon aus dem

---

1) Bernhard an Ramsai d. d. Benfeld, 11. Sept. 1637 (Gotha).

2) Bernhard an Richelieu d. d. Camp de Wittenweir, 4. (14.) Aug. Röse II, B. 4, Anm. 109.

Luxemburgischen in den von ihm durchzogenen nördlichen Theil der Franche-Comté einrücke, sich in den Besitz von Vesoul und anderen von den Weimaranern nicht genommenen Orten setze und etwa in Lüders ein Magazin errichte; denn damit würde die lothringische Armee, die sich sonst vielleicht auch noch gegen ihn wenden möchte, in Burgund festgehalten und ihm die Möglichkeit des Vormarsches an die Donau erleichtert werden.

Er sandte Truchseß nach Paris, um Unterstützung zu verlangen, dann auch, gegen Mitte August, einen Franzosen, den Colmarer Gouverneur Manicamp, von dem er sich größeren Einfluß auf seine Landsleute versprechen mochte. Um den 24. August trafen sie in Paris ein.

Hier war Grotius nicht müde geworden, bei dem Könige und den leitenden Persönlichkeiten auf Unterstützung Bernhards zu dringen. Denn ihm lag alles daran, daß dem General Baner und seinen Schweden vom Rhein her Luft geschafft wurde. Um so größer war sein Unwille über dieses kühle Zaudern Frankreichs, vollends als er erfuhr, daß Gallas vom Rhein nach Osten abgezogen sei; daß Baner sich zum Rückzuge aus Sachsen habe entschließen müssen. Seine in jenen Wochen an Oxenstiern, Camerarius und andere Freunde geschriebenen Briefe athmen die heftigste Erbitterung auf die Franzosen und ihre unverantwortliche Gleichgültigkeit gegen die Interessen Deutschlands [1]).

Noch am 7. August hatte Grotius in einer Audienz [2]) den König um Vermehrung der Truppen des Herzogs und um Gewährung der nöthigen Mittel für ihn gebeten, damit er nicht nur die am Rhein eingenommenen Stellungen behaupten, sondern auch seine Waffen weiter ausbreiten und die unter dem schweren österreichischen Joche seufzenden Gemüther in Deutschland wieder aufrichten könne. Rund heraus sagte er ihm: Schweden habe überall

1) Vgl. u. a. Grotius an Camerarius vom 21. (31.) Juli 1637 Ep. 798; an Schmalz von demselben Datum 800; an Camerarius vom 5. (15.) Aug. 806 u. a.

2) Grotius an Oxenstiern vom 19. (29.) Aug. Ep. 813. Aehnlich an Schmalz von dems. Datum 815.

seine Pflicht gethan; wenn aber andere sie versäumten, würden sich alle Feinde gegen Baner wenden und ihm nichts als der Rückzug übrig bleiben. Der König gefiel sich auf solche Aeußerungen in den verbindlichsten Wendungen, in den schönsten Zusicherungen: daß Baner ein vortrefflicher General sei; daß Herzog Bernhard so viel Succurs erhalten solle, als die Lage Frankreichs nur immer erlaube. Aber es waren nichts als leere Worte.

Nun kamen Truchseß und Manicamp[1]). Ueber ihren Empfang konnten sie sich nicht beklagen. Es gab Complimente und Schmeicheleien auch für sie genug. Namentlich Pater Joseph zeigte sich äußerst verbindlich. Allein als Truchseß mit seinem Anliegen herausrückte, wurde ihm zur Antwort: die französischen Armeen seien engagirt; doch wolle man sehen, was sich wegen der Unterstützung seines Herrn thun lasse; auch beabsichtige man das longueville'sche Corps in der Franche-Comté zu verstärken, damit er von dorther nichts zu fürchten habe. Aehnlich versicherte Bullion in betreff des Geldes: daß er alles, was ihm möglich sei, thun wolle; doch müsse der Herzog sich etwas gedulden.

Manicamp wiederholte dem Könige ein Wort, das Bernhard ihm gegenüber hatte fallen lassen: er erkenne, daß die Franzosen es darauf abgesehen hätten, ihn wie den Herzog von Rohan zu Grunde gehen zu lassen; er werde alles anstrengen, wenigstens mit Ehren unterzugehen. Sehr wohl möglich, daß solche Aeußerung den König schreckte und zu bestimmteren Zusagen bewog. Er versprach, daß die im August fällige Rate der Subsidiengelder (600,000 Livres) dem Herzoge ausgezahlt und ihm 4000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde unter Manicamp zugesandt werden sollten. Der Herzog von Longueville werde Befehl erhalten, im Falle der Gefährdung der Weimaraner seine eigenen Unternehmungen einzustellen, um ihnen mit seinen 4000 Mann zu Hülfe zu kommen.

Das wäre nun wohl etwas gewesen, aber bei weitem nicht genug. Grotius meinte: da sich der Feind von allen Seiten gegen den

1) Ueber ihre Anwesenheit in Paris namentlich Truchseß an Bernhard d. d. Paris, 24. Aug. (Gotha). Grotius an Oxenstiern vom 26. Aug. (5. Sept.) Ep. 817 und vom 2. (12.) Sept. Ep. 822.

Herzog sammle, so genüge es nicht, ihm nur zu geben, was man ihm versprochen habe; man müsse ihm mehr gewähren, wenn man nur irgend welches Interesse an seinen Unternehmungen habe.

Noch waren seine Gesandten nicht zurück, als der Herzog sich durch den Feind aufs höchste bedroht sah. Während die leichten Reiter Werths und Savelli's aus dem bis in die Nähe von Lahr vorgeschobenen Lager (bei Friesenheim) weite Streifzüge durch die Rheinebene machten, rüstete sich eine Abtheilung Kaiserlicher unter dem zum Feinde übergetretenen Generalwachtmeister Sperreuter sowie die Croaten der Obersten Forgatsch und Ludwig, bei Philippsburg über den Rhein zu gehen. Und gleichzeitig war Herzog Carl von Lothringen mit Zurücklassung der nothwendigen Besatzungstruppen aus der Freigrafschaft aufgebrochen[1]) und näherte sich Thann, dem wichtigen Verbindungspunkte Bernhards mit Mömpelgard, Burgund und dem longueville'schen Corps.

Zu dieser Gefahr, völlig umzingelt, von aller Communication abgeschnitten, durch die feindliche Uebermacht erdrückt zu werden, kam der erbärmliche Zustand der Truppen[2]), für welche die Beschaffung von Lebensmitteln mit jedem Tage schwieriger geworden war. Die Franzosen forderten „Hungers halber" auf das linke Rheinufer zurückgeführt zu werden[3]). Bernhard selbst war mürbe, körperlich leidend, der Ruhe bedürftig. Und so beschloß er, der noch vor kurzem nichts sehnlicher als eine Schlacht gewünscht hatte, wie schweren Herzens immer, „sich in die Defensive zu begeben"; und zwar indem er sein ganzes Heer bis auf einige deutsche Regimenter, die er in den Rheinschanzen ließ, auf das linke Ufer zurück-

1) Nach Grün mit 6000 Mann.

2) Erlach schreibt an Oxenstiern am 9. Oct. 1639, Gonzenbach I, S. 55 — also freilich erst zwei Jahre später —, er habe bei seiner Anwesenheit im Hauptquartiere gesehen, „welcher Gestalt deroselben Armee in Abgang kommen, daß sie auch nicht mehr als 800 berittene Reiter und in 1200 M. zu Fuß hatte und also so zu sagen zu schwach, über den Rhein zu gehen, und alle Hoffnung verloren, die Armee wieder in esse zu bringen".

3) „Ordentliche Zeittung. | Auß Wienn, vom 19. September, 1637. |." (n. St.)

führte und zwischen Molzheim, Dachstein, Benfeld und Straßburg in Quartiere verlegte. Sein Hauptquartier nahm er zu Benfeld [1]).

Diesen Abzug seines Gegners beeilte sich Johann von Werth zu benutzen, um nun endlich die befestigte Passage in seine Hände zu bringen und den Feind ganz auf das linke Ufer zurückzuweisen. In früher Morgenstunde des 11. September griff er die auf dem rechten Ufer befindlichen Schanzwerke mit aller Macht an. Schon hatte er die kleinere Brücke genommen, die das rechte Ufer mit der größeren Insel, auf welcher das Hauptwerk lag, verband, als Bernhard vom jenseitigen Ufer mit der Infanterie erschien und ihn, der selber einen gefährlichen Schuß ins Gesicht erhielt, mit großem Verlust in sein Lager zurücktrieb.

Sobald er diesen Angriff glücklich abgeschlagen hatte, sandte er, da seine früheren Boten immer noch nicht zurückgekehrt waren, den Herrn von Breteville nach Paris, um die Details jenes Kampfes zu berichten und mit Rücksicht auf die täglich mehr anschwellende Macht des Feindes die dringende Bitte um sofortige Hülfe an Truppen und Geld zu wiederholen. Auch er sollte betonen, daß der Herzog ohne sie gezwungen sein würde, alle errungenen Vortheile mit großem Schaden aufzugeben.

In Paris hatte sich damals ein außerordentlicher Abgesandter Schwedens eingefunden, um im Namen seiner Regierung auf energischere Betheiligung Frankreichs am deutschen Kriege zu dringen. Denn obwohl Baner bis an die Ostseeküste zurückgedrängt war und die Feinde sich über Pommern auszubreiten begannen, das der brandenburgische Kurfürst in aller Form öffentlich als seinen Besitz in Anspruch

1) Bernhard an Erlach d. d. Benfeld, 11. Sept. 1637. Gonzenbach I, Urk. 5; an Richelieu d. d. Benfeld, 15. (25.) Sept. Röse II, B. 4, Anm. 114.

nahm, war Schweden doch entschlossen, den Kampf gegen das Haus Habsburg fortzusetzen. Daß Oxenstiern daneben auch jetzt Verhandlungen mit ihm nicht von der Hand wies, geschah mit Rücksicht auf seinen Wunsch, dem Kampfe je eher je lieber, und sobald es mit Ehren und unter Berücksichtigung seines und der deutschen Parteigenossen Vortheils geschehen könnte, ein Ende zu machen. „Frieden vom Gegner zu erbetteln", so schrieb die Regierung an Steno Bielke, „ist nicht practicirlich; es ist fast besser und reputirlicher, sich mit Gewalt hinausjagen zu lassen, als sich dermaßen zu prostituiren." Man müsse deshalb „die Pläne mehr auf die Continuation des Krieges richten, als sich einige Hoffnung auf erfolgreiche Unterhandlungen machen" [1]).

Es war der Hofrath und Staatssecretär Georg Müller, „der Krone Schweden Resident in Hamburg", der das im Verein mit Hugo Grotius bei den Franzosen durchzusetzen von seiner Regierung beauftragt wurde; in einem Zeitpunkt, da sie von des Herzogs Erscheinen am Rhein noch keine Kunde besaß [2]). Auch zu ihm sollte Müller sich begeben, um ihn des unveränderten Wohlwollens seiner Königin und des Reichskanzlers zu versichern, die seine Pläne durchaus billigten und nichts an ihnen zu bessern wüßten. Der Herzog möge alle Mittel anwenden, um den Rhein zu überschreiten, an seinem rechten Ufer „ein Posto zu ergreifen", Fürsten, Stände und Städte wieder an sich zu bringen, Frankreich zu wirksamerem Beistande zu bewegen und auf solche Weise einen Theil des Feindes von Baner ab und auf sich zu ziehen. Und diesen Anforderungen sollte der Gesandte die Versicherung hinzufügen, daß Schweden sich nie in Verhandlungen mit dem Kaiser einlassen würde, ohne den Herzog ausdrücklich in sie einzuschließen und sein Interesse zu wahren.

Anfang September kam Müller nach Paris und theilte sich sofort dem schwedischen Geschäftsträger mit, der es übernahm, dem Könige

1) Odhner, die Politik Schwedens im westphäl. Friedenscongreß S. 54.

2) Extract aus Müllers Memorial d. d. Stockholm, 5. Juli 1637 (Gotha). Es enthält nur die Art. 7. 12. 13. Dazu Christine an Bernhard d. d. Stockholm, 4. Juli (Weimar), und Oxenstiern an Bernhard d. d. Stockholm, 10. Juli (Gotha). Vgl. Oxenstiern an Ponikau von dems. Datum (Gotha).

die Briefe der Königin Christine zu überreichen und ihn von dem Verlangen Schwedens zu unterrichten, worauf dann Müller die Angelegenheit beim Cardinal weiter führen sollte.

Es währte bis gegen Mitte des Monats, ehe Grotius die gewünschte Audienz beim Könige erhalten konnte, der sich damals in Fontainebleau an Jagd und Fischfang erlustigte und bei diesen wichtigen Beschäftigungen nicht durch die leidige Politik gestört zu sein wünschte [1]). Grotius legte ihm die allgemeine Situation dar: in wie großer Gefahr vor dem Hause Habsburg man schwebe, und wie Schweden ihm bisher widerstanden habe, bis Baner, allein gelassen, von der feindlichen Uebermacht zum Rückzug an die Küste gezwungen worden sei; wie es deshalb die dringendste Noth erfordere, daß Frankreich seine Truppen nachdrücklicher in die Action eintreten lasse. Denn es sei besser, anzugreifen, als angegriffen zu werden; der Krieg werde in Feindes Land sicherer und mit geringeren Unkosten geführt. Bernhards Uebergang über den Rhein und seine Verschanzungen an dessen Ufer böten Frankreich die beste Gelegenheit, einen Theil der feindlichen Streitmassen von den Schweden abzuziehen. Doch genüge es dazu nicht, dem Herzoge nur so viel Truppen zu geben, als er zur Vertheidigung seiner Fortificationen bedürfe: sein Heer müsse so stark gemacht werden, daß er im stande sei, nach Deutschland vorzudringen. Wenn Bernhard durch sein Erscheinen daselbst das Zeichen der Befreiung gäbe, würden sich alle unterdrückten Fürsten und Stände wieder erheben. Baner aber, von einem Theil der ihm gegenüberstehenden Feinde befreit, würde wieder in das Herz Deutschlands vordringen können.

Der König hatte diesen Vortrag unter gelegentlichen Zeichen vollster Zustimmung angehört. Dann erwiderte er: er habe dem Herzoge schon Hülfe gesandt — gemeint war der manicamp'sche Succurs —; er wolle sie noch vermehren, so daß die schwedischen Truppen Luft bekämen, die weimarischen in Deutschland vordringen

1) Grotius an Oxenstiern vom 9. (19.) Sept. Ep. 826. Die Audienz fand spätestens am 16. Sept. statt, da Grotius an diesem Tage der Königin Christine eingehenden Bericht über sie erstattet. Ep. 827.

könnten. Der Marschall Chatillon habe bereits Befehl, zum Herzoge aufzubrechen, sobald er die luxemburgische Stadt Damvillers, mit deren Belagerung er noch beschäftigt sei, genommen habe. Er schloß mit der Versicherung seines lebhaften Wunsches, daß nun endlich die engere Verbindung Frankreichs und Schwedens zu stande kommen möchte. Eine ähnliche schriftliche Erklärung wurde dann ihm und Müller, der die Verhandlung mit Richelieu und Pater Joseph geführt hatte, zugestellt; zugleich ein Brief König Ludwigs an die Königin Christine, des Cardinals an Oxenstiern [1]).

Grotius aber schrieb diesem [2]): „Die Versprechungen sind glänzend; aber die Verhältnisse drängen, und noch immer wird Damvillers belagert." Und er fügte hinzu, daß wie er von Bernhard erfahre, der manicamp'sche Succurs, auf den der König in seiner Antwort besonders hingewiesen habe, die versprochene Stärke bei weitem nicht erreiche. „Wenn das bei einem so wichtigen Theil des Versprechens der Fall sei, was solle man da von dem Rest erwarten?"

Manicamp war, unverantwortlich lange in Paris hingehalten, endlich, und vielleicht erst in Folge von dem Erscheinen des außerordentlichen schwedischen Gesandten, entlassen worden und hatte sich zunächst nach Nancy begeben, wo er am 11. September mit dem französischen Hauptquartiermeister Marsillac, dem Bischof von Mende, zusammentraf. Den Gegenstand ihrer Unterredung bildeten, so scheint es, die Hülfstruppen, die der Bischof dem Herzoge stellen sollte, und deren Ueberführung zu ihm. Aber was von den in Lothringen stationirten Franzosen zunächst zusammengezogen wurde, belief sich nicht nur nicht auf die zugesagten 4500 Mann, sondern nicht einmal auf 1000, die nun Marsillac und Manicamp gemeinschaftlich zunächst nach Zabern führten.

Hierher kam auch Herzog Bernhard, unter dem frischen Eindruck des werthischen Angriffes auf die Rheinschanzen und deshalb doppelt mißgestimmt über die Langsamkeit, mit welcher seinen wieder-

1) Richelieu an Oxenstiern d. d. Paris, 25. Sept. (5. Oct.) 1637 (Gotha).

2) Grotius an Oxenstiern vom 28. Sept. (8. Oct.) Ep. 836. Vgl. seinen Brief an Camerarius vom 7. (17.) Oct. Ep. 845.

holten dringlichen Vorstellungen zum Trotz die Zusendung des Succurses erfolgte. Wie enttäuscht mußte er sein, da er bei seiner Ankunft erkannte, daß dieser späte Succurs auch hinter der erwarteten Stärke weit zurückblieb!

In der Conferenz, die am 21. September zwischen ihnen stattfand, erklärte Bernhard den beiden Franzosen rund heraus: er müsse seine Truppen untergehen lassen; denn er habe keine Mittel mehr zu ihrem Unterhalt. Auch seine fortificatorischen Anlagen müsse er aufgeben, da die Erhaltung der mit entliehenen Schiffen erbauten Brücke ihm täglich tausend Reichsthaler koste, und er diese und andere nothwendige Ausgaben auf die Länge nicht aus eigener Tasche bestreiten könne. Der Bischof suchte ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß sein Herr und König den besten Willen habe, ihm seinen rechtsrheinischen Plan ausführen zu helfen, wie denn die von ihnen nach Zabern mitgebrachten Truppen ein Beweis dafür seien. Weitere sollten aus Mömpelgard und Burgund durch Lothringen herangeführt werden. Er, der Bischof, wolle deshalb sofort in das Herzogthum zurückkehren, um die Anordnungen für ihren Durchmarsch zu treffen. Wenn erst alle vom Könige bestimmte Mannschaft bei dem Herzoge eingetroffen sei, werde er über ein Hülfscorps von 5000 Mann zu Fuß und 5—600 Pferden verfügen. Und er zweifle nicht, daß, im Fall es nicht genüge, der König, wenn man ihm nur Zeit lasse, mehr senden werde.

So ging man denn aus einander: der Herzog mit Manicamp und der Handvoll Franzosen zur Armee, der Bischof zurück nach Nancy. Seine ursprüngliche Absicht, persönlich den Herzog noch einmal und zwar in seinem Hauptquartier aufzusuchen, verschob Marsillac, da Richelieu nicht wünschte, daß man demselben zu viel Aufmerksamkeit erweise[1]), bis zu dem Zeitpunkt, wo der Rest der Hülfstruppen aus Burgund eingetroffen wäre. Mit ihnen wollte er dann zu ihm aufbrechen, der hernach, wie der Bischof meinte,

1) „cela tesmoigneroit trop d'affectation que V. Em. me commande d'éviter en ceste rencontre."

keine Entschuldigung mehr habe, länger auf dem linken Rheinufer zu bleiben.

Was für Folgen es gehabt haben würde, wenn die Franzosen sich beeilt hätten, den Herzog kräftig zu unterstützen, offenbart nichts deutlicher als die Briefe von Feindes Seite. Aufs höchste besorgt, schrieb Johann von Werth[1]) über die Ankunft des französischen Succurses unter Marsillac zu Zabern, von dessen Umfang er in Folge ungenauer Nachrichten eine übertriebene Vorstellung hatte. Er fürchtete, daß Bernhard nun auch die Besatzungen aus Lüders, Schlettstadt, Colmar, Benfeld, Hagenau und anderen elsässischen Plätzen zu sich erfordern und dann mit Uebermacht „noch einen Versuch auf diese Seite tentiren möchte". Namentlich, daß er sich noch einmal an Kenzingen wagen würde, erschien ihm unzweifelhaft. Deshalb bat er um rasche Unterstützung: „denn alles liege daran, den Feind vom Rheine hinwegzubringen", was er mit seinem „kranken, abgematteten Volk" nicht zu thun vermöchte.

Bernhard war über die ganze französische Wirthschaft: die leeren Versprechungen, die betrügerischen Hinhaltungen, die eigennützigen Interessen, welche die Ausführung seiner herzhaften Pläne verzögerten, wo nicht vereitelten, seine Erfolge beeinträchtigten, wo nicht zerstörten, aufs höchste entrüstet. Er schrieb an Richelieu[2]): „Die guten Absichten Seiner Majestät und Euer Eminenz in betreff meiner sind nicht erfüllt worden! Von den Hülfstruppen sind nur 950 Mann zu mir gestoßen, obgleich kurz vorher 8000 Mann versprochen waren! Das hat mich außer stand gesetzt, zu handeln, und meinen Aufenthalt am Rhein, der ohnehin mit ungeheuren Kosten verknüpft war, unmöglich gemacht. Mein Credit bei den Truppen ist erschüttert, und ich bin in einen Zustand versetzt, in welchem ich mich, solange ich ein Heer commandire, noch nie befand."

1) Werth an Maximilian vom 24. Sept. (4. Oct.) 1637 (Dresden). Dazu ein mit diesem Briefe verwandtes Schreiben aus dem kaiserlichen Lager am Rhein vom 30. Sept. (10. Oct.).

2) Bernhard an Richelieu d. d. Camp de Bromstat (Brünstatt), 12. (22.) Oct. Röse II, S. 202.

Ohne die Rückkehr Breteville's abzuwarten, den man in Paris gleich seinen früheren Gesandten rücksichtslos hinhielt, entschloß sich der Herzog, auszuführen, wozu die Noth ihn drängte, und was er den Franzosen als unvermeidlich bezeichnet hatte, wenn sie sich nicht beeilten, ihm beizuspringen; nämlich seine Stellung am Rhein aufzugeben und die Reste seiner ermatteten Truppen in Gegenden zu führen, in denen sie, vom Feinde ungefährdet, die Ruhe und Erholung finden konnten, deren sie so dringend bedurften.

Dem Marschall Manicamp mit seinen Franzosen überließ er die Rheinschanzen. Mochte er sie vertheidigen oder übergeben, wie es ihm beliebte und er es seiner Regierung gegenüber verantworten zu können meinte! Seinen Weimaranern, die sich mit sammt den spärlichen Ueberresten des hallier'schen Corps auf höchstens 6000 Mann beliefen, gab er Anfang October das Zeichen zum Aufbruche aus der Benfelder Gegend. Ohne den Blick rückwärts nach Rheinau und Wittenweier zu wenden, führte er sie, um eine neue bittere Enttäuschung reicher, weiter und weiter ins Land hinauf. Damit war das Schicksal seiner imposanten Fortification entschieden.

Er war längst aufgebrochen, als Breteville auf der Rückreise von Paris (am 10. October) nach Nancy kam, wo der Bischof von Mende seit der Conferenz des 21. September immer noch auf die weiteren, für den Herzog bestimmten Verstärkungen wartete. Alles, was in den letzten Wochen eingetroffen war, belief sich auf etwa 1400 Mann, die Grancé, der hämische Widersacher des Herzogs, auf Befehl seiner Regierung von Mömpelgard gesandt hatte. Von der chatillon'schen Armee war, da sich Damvillers immer noch hielt, noch nicht ein Mann erschienen.

Der Bischof zeigte an Breteville einen jüngst eingelaufenen Befehl Richelieu's (vom 4./14. October), wonach er mit ihm vereint den Succurs zum Herzoge führen sollte. Jedoch Breteville erklärte, daß er keine Zeit habe, zu warten, bis die Succurstruppen vollzählig beisammen seien, sondern eilen müsse, dem Herzoge von dem Resultate seiner Mission Bericht zu erstatten. Er reiste schon am 11. October von Nancy ab, und der Bischof traf Vorbereitungen, in den nächsten Tagen die Truppen allein Bernhard zuzuführen.

Da erhielt er einen Brief von Hallier, datirt aus Ensisheim, 5. October, aus dem er erfuhr, daß die Weimaraner in der Richtung auf Colmar abgezogen seien. In Folge dessen blieb er mit den Truppen in Nancy. Denn daß Bernhard aufgebrochen war, ohne sie zu erwarten, nahm er als willkommenen Beweis dafür, daß derselbe ihrer nun nicht mehr bedürfe; und lediglich zur Deckung der Rheinschanzen brauche es, wie er meinte, all' dieser aus Burgund gesandten Mannschaft nicht[1]). So blieb diese starke und entscheidende Position lediglich dem Schutze Manicamps anvertraut.

Sobald im kaiserlichen Lager zu Offenburg die sehnlichst erwarteten neuen Verstärkungen eingetroffen waren — 2000 Mann unter Sperreuter und Salis[2]) — und sobald Werth, „unangesehen die Kugel noch nit heraus", sein Pferd wieder besteigen konnte, wurde ein neuer umfassenderer Angriff auf das Schanzwerk beschlossen[3]): in einem

1) „Pour la garde du fort du Rhin je ne crois pas que toutes ces troupes venants de Bourgogne fussent nécessaires pour ce seul effect." Auf die Frage, ob die französische Regierung selber die Aufgabe der Rheinschanzen gewollt habe, gehe ich aus Mangel an beweisendem Material nicht näher ein. Die Hauptstelle, die dafür spricht, befindet sich in dem Briefe von Grotius an Oxenstiern vom 4. (14.) Nov. 1637. Ep. 860: „Noyerius ad minuendos sumptus pontem vult derelinqui, quia partim ex conductis navibus constat."

2) Aus Basel, 6. (16.) Oct. 1637 (Dresden).

3) Die Grundlage der gedruckten Ueberlieferung von der Eroberung der Rheinschanzen ist der Brief Johann von Werths an den Kurfürsten von Mainz, datirt „In den Rhein Schanzen vor der Schiffbrücke, den 3. Novembris [n. St.] 1637". Er wurde sofort mehrfach gedruckt unter folgenden Titeln: „Copia | Schreibens, an jhre Churfürstl: | Gnade zu Mayntz wegen | deß Glücklichen vnd Herrlichen Sieges, So jhr Excell: | Herr Johann Freiherr von | Wörth, im Obern Elsaß, wider Hertzog Bern | hards Armee Erhalten, in deme er den 31. Octob., 1. 2. vnd 3. | Novemb. alle Schantzen erobert . . |||." 1637. 2 Bl. 4°. „Copia | Eines Particular-Schrei | bens, vnderm dato den 3. Novembris. | Anno 1637. | An einen vornemmen Herren, ꝛc. Die glückli | che Eroberung der Ailff Weinmarischen

Zeitpunkte, da Manicamp krank zu Straßburg lag und das Commando interimistisch in andern Händen ruhte[1]).

Am 21. October gingen der Herzog von Savelli, Johann von Werth und Generalwachtmeister Sperreuter mit 2500 Mann zu Pferde, 1250 zu Fuß und einer Anzahl Kanonen bei Breisach über die Brücke[2]) und dann am linken Ufer den Strom hinab. Auf dem rechten Ufer blieb Generalwachtmeister Enckefort mit 1500 Mann Infanterie und 200 Reitern, nebst dem schweren Geschütz. Oberstlieutenant Wietz fuhr mit 200 Mann auf sieben Schiffen stromab gegen die Schiffbrücke. Es war also auf einen Angriff von allen Seiten abgesehen, den die Franzosen, die in den zwei bis drei Wochen seit des Herzogs Aufbruch einige Verstärkung erhalten zu haben scheinen[3]) und mit Proviant reichlich versehen waren, bei einigem Muth wohl hätten zurückweisen können. Allein die mora-

---

Schantzen vnd Schiffbruggen vber den Rhein be | treffent | Getruckt zu Augspurg, durch Andream Aperger | auff vnser lieben Frawen Thor, 1637. |" 2 Bl. 4°. — Die „Ordentliche Zeittung | Auß Wien, vom 21. November 1637 | " enthält nur eine kurze und summarische Nachricht von der Eroberung. Beachtenswerth ist auch der Bericht des Obersten Quernheim an Bernhard d. d. Benfeld, 26. Oct. 1637 (Gotha).

1) Nach Röse II, S. 168, hatte den interimistischen Befehl Hauptmann de Privat. Meusnier an du Fresne d. d. Paris, (15.) 25. Nov. 1637. Gallois I, S. 207, nennt „un nommé Cadaniet, qui y commandoit en l'absence de M. de Manicamp, malade à Strasbourg". Es ist kein Grund, anzunehmen, daß seine Krankheit nur fingirt war. Das Gegentheil erhellt auch aus einer Correspondenz aus Straßburg vom 24. Oct. (3. Nov.) in der „Ordinary Zeittungen | 1637 |." Vgl. Grotius an Oxenstiern vom 31. März (10. Apr.) und 18. (28.) Aug. 1638. Ep. 938 u. 1020.

2) Die Zahlen nach einer sehr ausführlichen „Liste aller derjenigen Regimenter und trouppen, so die beede Kays. Herrn Generalen Duc de Savelli und Jean de Werth beysammen gehabt, als sie im Octobri anno 1637 die bey Wittenweyer an dem Rhein erbaute Schantzen und Schiffbrucken auf dreierlei Orten attaquirt ꝛc."

3) So erklären sich wohl auch die Angaben des Theatr. Europ. in betreff der bei der Eroberung gemachten Gefangenen (17 Capitäne, 24 Lieutenants und Fähnrichs, 44 Sergeanten und gemeine Officiere und gegen 1000 Knechte).

lische Kraft, die zur standhaften Vertheidigung gehört, besaßen die Franzosen nicht. Sie machten ihrem Feinde das Spiel wenig schwer.

Als am 22. October Johann von Werth mit seinen Reitern zur Stelle war und, ohne das Fußvolk und die Artillerie zu erwarten, die auf den schlechten Wegen nicht so rasch hatten vorwärts kommen können, beim Morgengrauen die erste Schanze angriff, bekam er sie „fast ohne Mühe" in seine Gewalt. Die in die beiden nächsten Schanzen weichende Besatzung warf zwar die Brücke hinter sich ab; aber die werthischen Reiter setzten durch das Wasser und jagten die Franzosen „nackend, mit Hinterlassung der Ober- und Untergewehre", zur vierten Schanze hinüber. Da sie auch die zu ihr führende längere Brücke hinter sich zerstörten und vom Wall herab das Geschütz auf den Feind spielen ließen, so entschloß sich Werth, mit dem weiteren Angriff bis zur Ankunft des Fußvolkes und der Kanonen zu warten.

Noch am Abend langten sie an, wurden am Ufer aufgepflanzt und eröffneten ein so wirkungsvolles Feuer auf die Hauptbrücke, daß ein Theil der Schiffe sank, so daß die Verbindung der beiden noch von den Franzosen besetzten diesseitigen Schanzen mit dem Realwerk zerrissen war.

Auf dem rechten Rheinufer hatte indeß Enckefort alle Werke bis auf dieses Hauptfort erobert; und auch der am Ausflusse der Elz gelegenen, stark besetzten Kappler Schanze hatte der Feind sich mit Gewalt bemächtigt.

Für den folgenden Tag blieb also nur noch die Eroberung des Realwerks und der beiden, vor ihm gelegenen Schanzen. Auch sie sollte über Erwarten leicht glücken. Der vierten Schanze näherten sich die werthischen Truppen, indem sie durch den Rhein setzten, und bemächtigten sich ihrer sofort. Als alles zum Sturm auf die fünfte Schanze — den Brückenkopf des Realwerks — fertig war, schickte die Besatzung einen Parlamentär. Aber Werth forderte Ergebung auf Gnade und Ungnade und begann zu stürmen. Da ergriff die Franzosen eine wilde Panik; die einen flohen auf die zerstörte Schiffbrücke, andere sprangen in den Rhein, andere

verbargen sich ins Gebüsch. Was nicht in den Fluthen umkam, wurde gefangen oder niedergemacht. Und nun begann von beiden Ufern her das Bombardement des Hauptforts. Als auch dessen Besatzung zu parlamentiren begehrte und von Werth dieselbe Antwort, wie kurz zuvor, erfolgte, ergab sie sich und trat zum größten Theil in kaiserliche Dienste. Nur die Officiere blieben Gefangene. Der Troß — „das liederliche Gesindel" — wurde heimgeschickt.

Mit freudigem Stolze konnte Johann von Werth seinen Siegesbericht mit den Worten schließen: er habe „also den Rheinstrom ganz wiederum von den Weimarischen frei gemacht". Er ließ, um jedem ferneren Versuche des Feindes, hier den Rhein zu überschreiten, gründlich vorzubeugen, alle Befestigungen bis auf die Realschanze dem Erdboden gleich machen. Um eigene Streitmassen auf das gegenüberliegende Ufer zu werfen, genügte der Paß von Breisach.

Nun wurde auch die St. Ruprechtsauer Schanze bei Drusenheim von den Werthischen übermeistert und die französische Besatzung mit Stäben statt der Waffen nach Hagenau zurückgeschickt. Und hier so wenig, wie bei Rheinau, erschien vom Bischof von Mende Hülfe und Entsatz.

Indeß hatte der Herzog, unbekümmert um das fernere Geschick seiner Rheinforts, den Marsch durch das Elsaß fortgesetzt[1]). Es galt, die Schweiz zu erreichen, die bisher vom Kriege kaum zu leiden gehabt hatte. Mit dem Berner Obersten Erlach hatte er vor seinem Aufbruch über die Aufnahme seiner Truppen in dem neutralen Gebiet verhandelt. Der Marsch ging über Markolsheim, das die

1) Hauptquelle für den Rückzug in die Franche-Montagne ist Grün, der den Zug mitgemacht hat. Daß er nur Selbsterlebtes berichten will, erhellt aus seinem vollständigen Schweigen über den Verlust der Rheinschanzen.

Seinen schon zu Ausgang des September genommen hatten[1]), auf Colmar und Brünstatt und weiter auf Altkirch[2]). Die savellischen und lothringischen Truppen waren ihm von Breisach und Thann her stets zur Seite und im Rücken und fügten ihm durch wiederholte Angriffe auf einzelne Abtheilungen und durch Abfangen der Marodeure viel Schaden zu.

In Altkirch theilte Bernhard seine Mannschaft; denn es galt nun den Eintritt in die Schweizer Berge, deren Ausläufer sich bis hierher erstrecken. Während Hallier und Rheingraf Johann Philipp mit der einen Abtheilung, bei der sich die Bagage befand, weiter nach dem Burgundischen hinüber, zwischen der Ill und der Larg auf Pruntrut marschirten, führte er die andere durch das Hundsbacher Thal in das bisthum-basel'sche Gebiet und theilte sie zu Therweiler nochmals. Er selber ging Mitte October das Thal der Birs hinauf und nahm die basel'schen Schlösser Angenstein und Pfeffingen und den wichtigen Birspaß Zwingen, der mit dem Regiment Canowsky besetzt wurde, indeß mehrere Infanterie- und Cavallerieregimenter die blauen Berge überstiegen.

Das gemeinsame Ziel der ganzen Armee war das von der Birs durchflossene fruchtbare „Delsberger Thal", in das die hallier'sche Abtheilung bei dem Flecken „Altorf" hinabstieg. Hier, in der schweizerischen Franche-Montagne, unfern der Grafschaft Mömpelgard und der Franche-Comté, sollte seine auf 3500 Mann zusammengeschmolzene Armee[3]) die winterliche Zufluchtsstätte finden, in

1) „Ist im Wege gelegen zwischen Colmar und Benfeld." Extract Schreibens aus Straßburg vom 24. Sept. 1637 (Dresden). Die dort liegenden 80 Mann wurden zur Ergebung auf Gnade und Ungnade gezwungen. Johann von Werth sah die Einnahme mit Sorge, that aber nichts, um sie zu verhindern. Er schrieb an Maximilian, 24. Sept. (4. Oct.) 1637, „solchen Ort zu succuriren, weil er über Rhein gelegen, hat, das Hauptwerk in kein Risiko zu setzen, die Kriegsraison nicht zugelassen".

2) Am 13. Oct. datirte Bernhard aus Brunstatt.

3) Daß dieses und nicht, wie gesagt wurde, 6000 Mann die Stärke seines Heeres war, berichtete im November Betz in Paris. Grotius an Oxenstiern vom 25. Nov. (5. Dec.) 1637. Ep. 870.

der sie sich von den bisherigen Anstrengungen zu erholen und für künftige Thaten zu kräftigen vermochte.

Eine Woche nach seinem Aufbruch, eine Woche vor dem Falle seiner Rheinschanzen, mitten auf dem Marsche, von Brünstatt aus, hatte der Herzog Truchseß nochmals nach Paris gesandt[1]), um dem Könige zu erklären, daß er, den versprochenen französischen Succurs erwartend unter den schwierigsten Umständen und trotz zunehmender Verminderung seiner Mannschaft lange Zeit am Rhein ausgehalten habe, bis er sie nunmehr endlich, durch die Noth gedrängt, zurückzuführen gezwungen sei, um sie in die Freigrafschaft und die Freiberge zu verlegen, in Gegenden, in denen es noch zu leben gebe. Die Rheinschanzen habe er auf Halliers Verlangen den Franzosen überlassen und bitte deshalb um Rückerstattung des für ihren Bau und ihre Erhaltung aufgewandten Geldes; ebenso, wenn anders der König sich auch in Zukunft seiner (der weimarischen) Truppen zu bedienen wünsche, um Zahlung der Novemberrate. Und damit dieselben in den neuen Quartieren nicht sofort wieder gefährdet würden, möge Befehl gegeben werden, daß die longueville'sche oder eine andere Armee die Lothringer beschäftige, und daß die von Frankreich unterhaltenen nichtfranzösischen Mannschaften mit seinem geschwächten Corps verbunden würden. Truchseß sollte sich nicht mit mündlichen Versprechungen begnügen, deren Bedeutungslosigkeit Bernhard zur Genüge kennen gelernt hatte, sondern „eine formelle Antwort" verlangen. Acht Tage später wiederholte er, am Ziel angelangt, in einem Brief an Richelieu seine Forderung schleuniger Hülfe, indem er darauf hinwies, daß der Feind diese überaus günstige Gelegenheit ihn völlig zu ruiniren, schwerlich unbenutzt vorbeigehen lassen werde[2]).

Als Truchseß in Paris eintraf, war Damvillers endlich — am 17. October — gefallen, und Grotius drang nun mit allem Nach-

1) Bernhards Memorial und Instruction für Truchseß d. d. Camp de Bromstadt, 13. (23.) Oct. 1637. Röse II, Urk. 31.

2) Bernhard an Richelieu d. d. au camp d'Elsburg (Delsberg), 21. (31.) Oct. (Weimar).

druck darauf, daß der König dem Herzoge sein für diesen Fall gegebenes Versprechen erfülle, obschon er seine Befürchtung, daß es nun damit zu spät sei, nicht verhehlte[1]). Die von Truchseß mitgebrachte Nachricht von Bernhards Rückzug übte in Paris denn doch ihre Wirkung. Man hatte sich, wie schon im vergangenen Herbst, mit der Hoffnung getragen, dem eigenen Lande die lästige Nähe der Weimaraner zu ersparen, hatte darauf gerechnet, daß der Herzog sich, wenn auch mit innerem Groll über die französische Saumseligkeit, auf sein Schanzwerk gestützt, am rechten Rheinufer halten und dieses in Contribution setzen würde. Und nun wandte er sich, die Deckung der Rheinlinie aufgebend, den Grenzlanden Frankreichs zu, der Franche-Comté und der Grafschaft Mömpelgard, die mit den longueville'schen und grancé'schen Truppen belegt waren und sie zu unterhalten hatten. Ja, es verlautete bereits, daß der Kaiser sich von neuem bemühe, ihn zu sich hinüberzuziehen.

Es stand den leitenden Persönlichkeiten sofort fest, daß man ein übriges thun müsse, um den Herzog mit sammt seinen Weimaranern, die man auf keinen Fall noch einmal im eigenen Lande sehen mochte, sobald als möglich wieder an und über den Rhein zu schaffen. Schien doch nur dadurch eine Wiederholung des vorjährigen feindlichen Einfalls durch das Elsaß ins Burgundische und Lothringische vermieden werden zu können. So gab denn de Noyers beruhigende Versicherungen. Wegen der Hülfstruppen: daß solche nun vom chatillon'schen und valette'schen Heer dem manicamp'schen Corps folgen sollten; wegen der Hülfsgelder: daß die im November fällige Summe pränumerando gezahlt werden würde, wenn der Herzog über den Rhein gehe. Allein diese leichtwiegenden Zusicherungen hatten nur zur Folge, daß Truchseß nicht wußte, woran er war[2]), und Grotius, der seine Leute kannte, über diesen Hof, an

1) Grotius an Oxenstiern vom 21. (31.) Oct. Ep. 851. An denselben vom 28. Oct. (7. Nov.), Ep. 455, und an Camerarius von dems. Dat., Ep. 856.

2) Grotius schrieb an Oxenstiern d. d. 4. (14.) Nov. Ep. 860 über Truchseß: „is multa nunc incerta habet, quae prius certa duxerat." Ein Hauptbrief für die hier besprochenen Verhältnisse.

dem der päpstliche Einfluß ganz wieder oben auf sei, wüthende Briefe an Oxenstiern schrieb [1]).

Man beschloß, sich an den Herzog direct zu wenden. Und da man sich nicht verhehlte, daß es sehr schwer halten würde, ihn, der offenbar aufs höchste aufgebracht war, wieder zu beschwichtigen, aufs neue enger an Frankreich zu fesseln und zur Ausführung dessen, was man wünschte, zu bewegen, so übertrug man die Verhandlungen mit ihm demjenigen, von dem man sich am ersten guten Erfolg versprechen konnte: dem Marquis de Feuquières, der gegenwärtig eine hohe Charge im Heere Chatillons bekleidete. Man meinte, daß er aus eigener reicher Erfahrung am genauesten wissen werde, wie dem Weimaraner am besten beizukommen sei [2]). Truchseß wurde bewogen, dem Marquis seine Instruction versiegelt nach Verdun zu überbringen. Sie befahl ihm, sich sofort zum Herzoge zu begeben und ihn vor allem zu versichern, daß der König, nach wie vor von lebhaftester Theilnahme für das Wohl

1) In dem in voriger Anmerkung angeführten Briefe heißt es: „Noyerius (cui inter quatuor status Gallici secretarios belli cura gravis lateque patens incumbit) ita est Pontifici ejusque placitis ac rebus active serviens, ut etiam de eo Cardinali faciendo. Romae sermones sint. Talis cum sit, promptiore animo ut ea sit facturus, quae Protestantium per Germaniam alibique res labefactent, quin quicquam eorum, per quae ei vires recipere possint etc.“ Vgl. seinen Brief an Oxenstiern vom 11. (21.) Nov. Ep. 863.

2) Für das Folgende kommt namentlich in Betracht: Königl. Instruction für Feuquières d. d. St. Germain en Laye, 1. (11.) Nov. 1637, Röse II, Urk. 35, und königl. Memorial für ihn d. d. St. Germain, 4. (14.) Nov., Röse II, B. 5, Anm. 27. De Noyers' Instruction für ihn d. d. St. Germain, 4. (14.) Nov., Röse II, Urk. 37, ist nichts als eine wörtliche Wiederholung eines großen Theils jener königlichen Instruction. Dazu de Noyers an Feuquières d. d. Ruel, 1. (11.) Nov., Röse II, B. 5, Anm. 23. Bouthilliers Instruction für ihn d. d. St. Germain, 4. (14.) Nov., Röse II, S. 505 ff., Anm. P. Joseph an Feuquières 2. (12.) Nov. Röse II, Urk. 36. Joseph schrieb ihm: „Vous connoissez cet Allemand et ses plaintes et difficultés et verrez au fond autant qu'il se pourra, ce qu'on doit espérer ou craindre de luy. Je crois, qu'il se plaindra tousjours et néanmoins fera ce que nous aurons besoin, il faut le maintenir en cette volonté.“

Deutschlands erfüllt, jetzt mehr denn je, alles, was in seiner Kraft stehe, zu des Herzogs Unterstützung zu thun wünsche, nicht nur während des Krieges, sondern auch und mehr noch nach Aufrichtung des Friedens. Sie wies ihn an, dem Herzoge vorzustellen, daß, wenn er sich zu Oesterreich schlage, der Untergang seiner Nation unausbleiblich sein würde; daß Frankreich von ihm nichts Unmögliches verlange und nichts, wovon er nicht ebenso viel Vortheil und Ehre habe als der König; daß aber auch er von Frankreich nichts Unmögliches verlangen dürfe. Nach solcher Einleitung sollte Feuquières den Herzog auffordern, sobald seine Mannschaft sich in den Freibergen erholt habe und sobald der von ihm erbetene französische Succurs eingetroffen sei, den Rhein wieder zu überschreiten, und zwar ohne Säumen, noch vor Beginn des Frühlings, und womöglich bei Rheinfelden, das er schon bei seiner letzten Anwesenheit in Paris selbst als geeigneten Uebergangsort bezeichnet habe. An Erfolg sei um so weniger zu zweifeln, als der Feind völlig überrascht sein würde. Gehe der Herzog auf dieses Ansinnen ein, so würden ihm nicht nur die 300,000 Livres des Novembertermins, sondern auch die 150,000 Livres, die er nur in Anweisungen erhalten sollte, baar bezahlt werden. Mache er Schwierigkeiten, sollte Feuquières seine ganze Ueberredungskunst aufbieten, um sie zu beseitigen. Gelinge es nicht, und klage der Herzog über unzureichende Unterstützung, sollte er ihn mit der Versicherung beruhigen, daß der König alles für ihn thue, was seine jetzige Lage erlaube, und ihm bemerklich machen, daß derselbe für alle die ihm bisher gewährten reichlichen Geld- und Truppenunterstützungen zum wenigsten verlangen könne, daß er während des Winters alles am jenseitigen Ufer in dem gegenwärtigen Stand erhalte und den Feind verhindere über den Rhein zu kommen und die von den Franzosen besetzten Plätze im Elsaß anzugreifen. Unter allen Umständen aber sollte der Marquis dafür sorgen, daß die Weimaraner von ihren Winterquartieren in der Franche-Montagne aus nicht französisches Gebiet beträten. Und ebenso sollte er durch die nachdrücklichsten Vorstellungen zu verhindern suchen, daß Bernhard persönlich an den Hof komme.

Zugleich erhielt Feuquières den Auftrag, das streiff'sche

Cavallerieregiment von der chatillon'schen Armee mit zum Herzoge zu nehmen und ihm die in Lothringen gesammelten Hülfstruppen zuzuführen, falls es der Bischof von Mende noch nicht gethan habe [1]).

Sobald Truchseß in Verdun eingetroffen war und die Briefschaften an Feuquières überreicht hatte, wandte dieser sich brieflich an den Herzog. Die ihm durch Truchseß überbrachten Befehle seines Königs hätten ihn so überrascht, daß er, ohne sich mit der Heranführung der Hülfstruppen aufzuhalten, sofort in das weimarische Hauptquartier eilen wolle, um ihm die Antwort auf seines Abgesandten Werbung zu überbringen, von der er wisse, daß sie durchaus seinen Wünschen entspreche.

Mit diesem Schreiben begab sich Truchseß auf die Weiterreise zu seinem Herrn. Feuquières aber blieb in Verdun, bis dann ein unter dem ersten Eindruck des Falles der Rheinschanzen geschriebener Brief von de Noyers ihn dringendst ermahnte, mit der Ausführung seiner Mission nicht länger zu säumen [2]).

Erst am 22. November kam Feuquières zum Bischof von Mende nach Nancy. Der Bischof sprach sich auf das bestimmteste gegen den Aufbruch der französischen Hülfstruppen in gegenwärtigem Zeitpunkte aus. Sie seien sämmtlich über die Verwendung, die sie finden sollten, so ungehalten, daß schon der Marschbefehl ihre

1) Sie sollten auf rund 4180 Mann gebracht werden. Nach dem „Estat des troupes qui doibvent joindre Mr. du Hallier auprès du Duc Bernard de Weymar“ d. d. 2. (12.) Nov. 1637 waren es 3027 M. Infanterie und 1155 M. Cavallerie. Vgl. die „Ordre aux troupes tirées de l'armée commandée par le Mar. de Chastillon, qui doibvent aller joindre le Duc de Weymar“ d. d. St. Germain, 1. (11.) Nov. 1637. Röse II, S. 502, Anm.

2) d. d. Ruel, 14. (24.) Nov. 1637. Röse II, B. 5, Anm. 24. Es drängte vor allem die nunmehr gesteigerte Besorgniß vor dem Rückzuge der Weimaraner ins Französische. „Je vous dirai franchement, qu'il importe du tout de l'empêcher; car on a résolu d'en venir aux dernières extrémités plutôt, que de souffrir, ce que je vous découvre en ami, afin que vous ménagez de sorte les affaires, que nous n'en venions pas jusque là.“

Auflösung zur Folge haben werde[1]). Und da überdies der Marquis es für unerläßlich hielt, des Herzogs Lage und Absichten zu kennen, bevor man ihn verstärkte, so beschloß er nun endlich, sich, zunächst ohne Truppen, zu ihm zu begeben.

Bernhard hatte im Delsberger Thale die Rückkehr von Truchseß mit großer Ungeduld erwartet. Da er von Woche zu Woche vergebens nach ihm sowie nach dem französischen Succurs ausschaute, dessen er gegen die Ansammlung der werthischen und lothringischen Truppen in seiner Nähe immer dringender bedurfte, hatte er endlich den Oberstlieutenant Betz nach Paris gesandt[2]), um die saumselige Regierung anzuspornen.

Da kam endlich am 24. November Truchseß ins Hauptquartier zurück. Wie mußte es den Herzog aufbringen, daß er „ohne Antwort auf seine Werbungen" kam; nur mit jenem Briefe von Feuquières, in welchem derselbe meldete, daß er seinerseits diese Antwort überbringen werde. Noch an demselben Tage schrieb Bernhard an de Noyers in heftigem Tone[3]): alles hänge an dem rechtzeitigen Erscheinen des Succurs. Er sehe voraus, daß es mit Feuquières' Eintreffen langsam hergehen werde. Auch erkenne er aus den Nachrichten, die er empfange, daß er gegenwärtig nicht die Unterstützung erhalten werde, die ihm zur Instandsetzung seiner Armee versprochen worden sei. Außerdem theile ihm Truchseß mit, daß man die sichere Uebermittelung des vom Könige für den Unterhalt seiner Truppen bestimmten Geldes rundweg verweigert habe. Er verstehe das nicht; denn es liege doch auf der Hand, daß er sie nicht mit Geld, welches sich in Paris, Lyon oder anderen französischen Plätzen befinde, bezahlen könne.

---

1) Marsillac an Richelieu d. d. Nancy, 24. Nov. (5. Dec.) 1637. Röse II, B. 5, Anm. 25.

2) Mit Schreiben an Richelieu vom 11. (21.) Nov. Ueber seine Sendung vgl. auch Grotius an Oxenstiern vom 25. Nov. (5. Dec.) 1637. Ep. 870. An Salvius und an Camerarius von dems. Dat., 872 u. 871. Am 9. (19.) Dec. meldet Grotius Betz' Rückreise aus Paris. Ep. 878; vgl. 897.

3) Bernhard an de Noyers d. d. Camp de Lemont (d. i. Delsberg), 24. Nov. (4. Dec.) 1637. Röse II, Urk. 33.

In den nächsten Tagen langten Briefe vom Könige und von de Noyers im Hauptquartier an[1]). Veranlaßt waren sie durch das Auftreten von Betz, der es, wie es scheint, an der nöthigen Schroffheit nicht hatte fehlen lassen. Briefe voll Theilnahme, Verbindlichkeiten und schönsten Versprechungen, wie sie die Besorgniß dictirt hatte, daß der Herzog, nicht gewillt, sich länger hinhalten zu lassen, den Franzosen das Schwert vor die Füße werfen und seinen Frieden mit dem Kaiser machen möchte. Der König werde nicht nur ein Hülfscorps, sondern auch eine große und starke Armee rüsten — une des plus fortes et puissantes armées; une armée entière capable de tout entreprendre —, die mit ihm den Rhein überschreiten und ihn bei seinem deutschen Feldzuge mit Nachdruck unterstützen werde. Zugleich schrieb der König an Feuquières, er solle den Herzog durch Versicherungen seiner allergrößten Zuneigung und seines lebhaftesten Wunsches, ihn nach besten Kräften zu unterstützen, festzuhalten suchen.

Und nun endlich säumte der Marquis nicht länger sich zu ihm zu begeben. Nach der Mitte des December traf er im Hauptquartier zu Delsberg ein[2]). Im Sinne jenes königlichen Schreibens kam er dem Herzoge weit mehr entgegen, als seine frühere Instruction es ihm vorschrieb. Der König sei mit allen bisherigen Actionen desselben durchaus zufrieden und bewahre ihm sein bisheriges Wohlwollen. Er werde keinen Frieden oder Stillstand mit dem Feinde abschließen, ohne seine und seiner Armee Interesse zu berücksichtigen. Er habe ihm, Feuquières, befohlen, in ihren Verhandlungen dem Herzoge in allem, was für die Sache von Nutzen sei und Zeitgewinn bringe, zuzustimmen. Um den Feind zu einem guten Generalfrieden zu nöthigen, erscheine es ihm unabweislich, daß der nächste

1) K. Ludwig XIII. an Bernhard d. d. Versailles, 29. Nov. (9. Dec.) 1637. Röse II, Urk. 34a. De Noyers an Bernhard d. d. Ruel, 28. Nov. (8. Dec.), Urk. 34.

2) Das Armeejournal sagt, daß Feuquières am 20. Dec. angekommen, am 25. wieder abgereist sei. Bernhard meldet an Oxenstiern d. d. Delsberg, 24. Dec. 1637 seine Ankunft und den Inhalt seiner Commission.

Feldzug in Deutschland geführt und deshalb die weimarische Armee auf die für ihn nöthige Stärke gebracht werde.

Auf solche Eröffnungen hin händigte Bernhard am 25. December dem Franzosen ein schriftliches „Memoire“ ein, das seine Forderungen enthielt[1]).

Erstens: Es müßten sofort die zur Wiederaufrichtung seiner Armee nöthigen Gelder — sowohl zur Remontirung der Reiter und zum Ankauf von Artilleriepferden, als auch zu Rekrutirungen und Neuwerbungen — an seinen Agenten Hoeufft ausgezahlt werden; desgleichen der Betrag der von ihm gemachten außerordentlichen Ausgaben, — betreffend die Belagerung von Zabern, die Erbauung der Schanzen bei Rheinau, den Ankauf und die Unterhaltung der dortigen Schiffbrücke —, deren Specification er an Feuquières übergab.

Zweitens: Auch für das Jahr 1638 müßte er mindestens 2,400,000 Livres in vier Quartalen an den in dem Vertrage festgesetzten Terminen erhalten.

Drittens: Wenn er aufbreche, müßten sich die Truppen unter Marsillac nach seiner Bestimmung entweder mit seinem Corps vereinigen oder eine Diversion unternehmen.

Viertens: Es müßte ihm ein weiteres französisches Corps von 8000 Mann (2000 zu Pferde, 6000 zu Fuß) zur Unterstützung gegeben und unter seinen Befehl gestellt werden. Und falls der Feind ihm gegenüber so stark sei, daß diese Hülfstruppen nicht ausreichten, müßte der König für weitere Unterstützungen sorgen.

Fünftens: Wegen der „Conservation“ der elsässischen Plätze habe er mit Feuquières das Nähere mündlich verabredet, der es dem Könige hinterbringen werde.

Sechstens: Für des Königs nochmalige Versicherung, ohne ihn und seine Armee zu berücksichtigen keinen Frieden oder Stillstand zu

1) Röse II, Urk. 38. Ein undatirter deutsch geschriebener Entwurf findet sich in Bernhards Nachlaß zu Gotha. Manches ist in ihm schärfer und klarer gefaßt und deshalb in den Text aufgenommen. Der ganze erste Absatz des Memoires recapitulirt den Inhalt des feuquières'schen Anbringens, das, wie sich nach ihm ergiebt, weit concilianter war, als des Marquis Instruction vom 1. (11.) Nov.

schließen, sage er seinen Dank, füge aber die Bitte hinzu, daß darüber ein besonderes Schriftstück aufgesetzt werde.

Alles lag dem Herzoge, wie er auch am Schlusse seines Memoires hervorhob, an rascher Bewilligung seiner Forderungen: denn jede Verzögerung mache den Zustand seiner Armee bedenklicher und könne somit leicht unheilbaren Schaden zur Folge haben. „Wie denn alle Sachen in der Welt, so man nicht resolviren will, sich selbst resolviren.“

Feuquières acceptirte die Forderungen vorbehaltlich der Ratification seines Monarchen. Er schrieb nach Paris [1]), daß alle Verlangen des Herzogs den Absichten Frankreichs entsprächen, — bis auf den Geldpunkt, der für ihn die Hauptsache sei. Er bezweifle, daß Frankreich ihm in diesem Punkte willfahren werde.

Noch vor Ausgang des Jahres reiste er mit dem Memoire des Herzogs nach Paris.

1) Feuquières an Chavigny d. d. Delsberg, 25. Dec. 1637 (4. Jan. 1638). Röse II, B. 5, Anm. 29.

Neuntes Buch.

Von Rheinfelden bis Breisach.

Rheinfelden.

Die Sorge um das tägliche Brod und um geschützte Stellungen war es hauptsächlich gewesen, was den Herzog genöthigt hatte, sein zusammengeschmolzenes, durch Strapazen heruntergekommenes Corps auf Schweizer Boden zu führen. Wohin auch hätte er sich wenden sollen? Auf das rechte Rheinufer hätte er sich, auch wenn ihm die Uebergänge nicht gesperrt gewesen wären, bei der Nähe des Feindes nicht wagen dürfen. Die lothringischen und freigräfischen Gebiete waren durch die letzte Campagne stark mitgenommen; in ihnen auch ein Zusammenstoß mit Herzog Carl zu fürchten. Bis in die Champagne durchzubrechen, daran war bei dem Zustande seiner Truppen nicht zu denken, abgesehen davon, daß die Franzosen die Weimaraner jetzt ebenso wenig als früher auf ihrem Grund und Boden im Winterquartier sehen mochten.

Die Schweiz galt als neutrales Gebiet. Freilich war die Neutralität häufig verletzt worden, sowohl von den kriegführenden Parteien, deren Truppen, wo es der Krieg verlangte, ihre Grenzen überschritten und ihr Gebiet durchzogen hatten, als auch von den Eidgenossen selbst, die, je nachdem die Cantone dem einen oder anderen der Kämpfenden zuneigten, Unterstützungen namentlich an Proviant geliefert hatten. Das Graubündner Land war der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Franzosen und Spaniern geworden; sie waren jedoch auf die östliche Schweiz localisirt geblieben. In Basel, Solothurn, Bern, Neuenburg nährte man wohl lebhafte Sympathien und Antipathien; aber sie erwiesen sich nicht stark genug, um die Bewohner zu offener Parteinahme fortzureißen.

Nun erschienen die Weimaraner im bischöflich-basel'schen Gebiete, ungemeldet, ungebeten, machten im Delsberger Thale Halt, begannen sich in ihm für den Winter einzurichten, suchten und forderten Lebensunterhalt, drohten mit Gewalt und schritten zu Repressalien, wo er verweigert wurde.

Beim Ueberschreiten der Grenze sandte der Herzog seinen Generalcommissar Schawelitzky nach Basel, Biel, Zürich, Bern, um wegen der Contributionen das Nöthige zu vergleichen. Alle Orte antworteten mit Lamentationen. Biel berief sich auf seine Neutralität, Basel verweigerte den Proviantwagen den Durchzug, Bern bat, die Bewohner der Probstei Münster — des „Münsterthals" — mit Contribution zu verschonen. Natürlich, daß vollends die katholischen Schweizer die evangelischen Waffen voll Schrecken in ihren Bergen sahen. Was fliehen konnte, floh.

Die sieben katholischen Orte schickten dem heranziehenden Herzoge wiederholt die Bitte entgegen, das Baseler Gebiet nicht zu berühren. Als er zur Stelle war, Pfeffingen, Zwingen und Angenstein besetzt hatte, baten sie ihn, die Besatzungen aus diesen bischöflichen Bergschlössern wieder abzuführen[1]).

Bernhard antwortete[2]): er würde ihrem Wunsche wegen Verschonung des Stiftes Basel gern nachkommen, habe auch ursprünglich in die Franche-Montagne weichen wollen: aber er müsse es verhindern, daß der Feind, von dem er erfahre, daß er bei Breisach den Rhein bereits überschritten habe und im Anzuge sei, jene Festen und Delsberg besetze, und habe sie deshalb seinerseits besetzt. Doch verspreche er, gute Disciplin zu halten und die Einwohner bei dem ihrigen zu schützen, wenn sie nur wieder zurückkehrten und seinen Soldaten den nöthigen Unterhalt lieferten.

Und in der That ließ er es sich angelegen sein, gegen etwaige Ausschreitungen seiner Leute mit Strenge aufzutreten und den Geschädigten ihren Verlust zurückzuerstatten oder zu ersetzen. Namentlich an den Grafen von Nassau, dessen Regiment sich arge

1) d. d. Solothurn, 15. (25.) u. 17. (27.) Oct. 1637 (Gotha).

2) d. d. Delsberg, 18. (28.) u. 19. (29.) Oct. (Gotha).

Plünderungen erlaubt hatte, ergingen ein paar sehr strenge Schreiben [1]).

Natürlich, daß die sieben katholischen Orte sich bei des Herzogs Versicherungen nicht beruhigten. Auf ihrer Conferenz, die am 27. und 28. October zu Luzern stattfand [2]), reichten die Baseler Gesandten ein Hülfsgesuch gegen das feindselige Auftreten der Weimaraner ein; Solothurn klagte über die Unbill, die seinen, den Baseler Grenzen zunächst gelegenen Ortschaften von ihnen zugefügt worden sei, und die anderen Orte erklärten, sie wollten nach der Väter Beispiel Gut und Blut einsetzen, um jede feindliche Gewalt abzutreiben. Sie beschlossen, die Angelegenheit auf der nächsten eidgenössischen Tagsatzung zur Sprache zu bringen. Sie wurde am 6. November zu Baden eröffnet [3]). Die Katholischen brachten ihre Beschwerden gegen die Weimaraner vor und baten um Beistand; Meliand, der französische Gesandte in der Schweiz, suchte zu beruhigen. Schon am 9. November ging eine eidgenössische Gesandtschaft an den Herzog ab, ihn um Abführung seiner Truppen aus den Schlössern und von der Grenze und um Verschonung des Schweizer Gebietes zu bitten, und zwar mit dem Zusatz, daß man sonst kraft habenden Bündnisses nach anderen Mitteln trachten müßte, die den Eidgenossen verbündeten, verburgrechteten oder anderweit verwandten und zugethanen Grenzdistricte von solchen Lasten und Gefahren zu befreien.

Bernhard antwortete [4]): er habe geglaubt, daß seine den sieben Orten gegebene, „der Billigkeit, Vernunft und Kriegsraison“ gemäße Erklärung sie beruhigt und befriedigt hätte. Statt dessen sehe er nun aus ihrem Schreiben und dessen „bedrohlichem Anhang“ „nicht sonder etwas Befremdung, daß die zuvor particular geschehene Ansuchung nun insgemein wiederholt werde“. Er habe mit ihnen allen und jedem besonders nie anders als in Liebe und Freundschaft zu thun gehabt, denke nicht daran, sie durch diese Ein-

---

1) d. d. Delsberg, 28. Oct. u. 2. Nov. 1637 (Gotha).
2) Sammlung d. eidgenöss. Abschiede V, 2, S. 1055.
3) Sammlung d. eidgenöss. Abschiede V, 2, S. 1057.
4) d. d. Delsberg, 14. (24.) Nov. 1637 (Gotha).

lagerung zu beunruhigen. Aber das Stift Basel sei „ein bekanntes vornehmes Glied der widerwärtigen katholischen Liga", habe derselben regelmäßig eine bestimmte Contributionsquote geliefert, habe verschiedentlich den feindlichen Armeen seine Grenzen zum Quartier, zum Rückzuge und zum Unterhalt geöffnet, und noch jüngst habe der Feind sich bemüht, durch Besetzung des Stiftes den Marsch der Weimaraner rheinaufwärts zu verhindern. Er zweifle deshalb nicht, daß die Herren Eidgenossen selber finden würden, daß er, sich „dieser Orten zu begeben und sich der Praevention zu bedienen, nicht nur par raison de guerre, sondern auch gleichsam gegen seinen Willen veranlaßt worden sei". Außerdem bemerke er, daß es sich „nicht so leichter Ding practiciren lasse, eine Armee in solcher Eil, gleichsam auf einen Stutz zu verrucken". Auch müsse er darüber zuvörderst höheren Orts anfragen. „Bis dahin denn die Herrn mit uns in Geduld zu stehen hoffentlich von selbst billig befinden werden." Im übrigen versicherte er sie nochmals, daß er durchaus keine feindlichen Absichten gegen sie hege, vielmehr alle Ausschreitungen seiner Soldaten strenge bestrafen werde. Wie er denn, als von den verschiedenen Orten immer neue Klagen über Truppenexcesse an ihn kamen — die meisten betrafen wahre Lappalien: Ausspannen von ein paar Pferden, Wegnahme von ein paar Faß Unschlitt u. dgl. — nicht müde wurde, die Querulanten immer aufs neue schriftlich zu beruhigen, immer wieder Abhülfe zu versprechen und abzuhelfen, soviel es möglich war.

Am 5. Januar 1638 kamen die sieben katholischen Orte wieder zu einer Conferenz[1]) in Luzern zusammen und wandten sich in einem sehr energisch gehaltenen Schreiben an Meliand: er möge dafür sorgen, daß nun endlich ihren Beschwerden Gehör gegeben würde[2]).

Daß in der Zeit der weimarischen Einlagerung vom Kaiser und von der Erzherzogin Claudia, der Statthalterin in den vorderösterreichischen Landen, Briefe an die Eidgenossen einlangten[3]), in

1) Sammlung d. eidgenöss. Abschiede V, 2, S. 1063.

2) d. d. 5. (15.) Jan. 1638 (Gotha).

3) K. Ferdinand III. an die 13 Orte d. d. Preßburg, 29. Nov. (9. Dec.). Claudia an dieselben d. d. Innsbruck, 19. (29.) Dec. 1637 (Gotha).

denen von des Herzogs im Stift Basel getroffenen Vorbereitungen für einen neuen Feldzug auf dem rechten Rheinufer. die Rede war, nicht undeutlich zu verstehen gegeben wurde, man habe Grund zu der Annahme, daß sie solchem Unternehmen Vorschub leisteten, und mit Hinweis auf ihre Erbeinigung mit Oesterreich die Aufforderung an sie erging, solche Vorbereitungen sowie den Uebergang des Herzogs über den Rhein zu verhindern —, vergrößerte nur ihre Verlegenheit und steigerte ihr Verlangen, die lästigen Gäste loszuwerden. Dem Kaiser und der Erzherzogin gaben sie die schriftliche Versicherung, daß sie dem Herzoge bisher keinerlei Vorschub geleistet hätten. Kurz: sie zeigten eine Haltung voll Schwanken und Zagen und vielfach voll Abneigung und innerem Groll, für die der alte, einsichtige Marx Conrad von Rehlinger, der sich in des Herzogs Auftrage zu Bern aufhielt und von hier aus mit ihm correspondirte, die schärfsten Worte hatte[1]). „Ist also", schrieb er ihm, „die ganze Schweizerei ein elend status und sonderlich der Evangelischen, bei all ihrem vielen Land, Menge Volks und genug Geld. Ich rathe, treibe und sollicitire sie eifrig: aber sie bleiben bei ihrem phlegmatischen alten Tand. Gott behüte sie vor Feindesgefahr und Krieg, denn ich sorge, es würde schlecht hergehen. Ihr Wunsch und Wille wäre, daß Euer Fürstlichen Gnaden Armee, auch die des Feindes weit von ihren Grenzen wäre, damit sie in stiller Ruhe sitzen bleiben möchten; denn sie fliehen alles Kriegswesen ärger als den Tod."

Ein Glück, daß die Schwierigkeiten für die Truppen nicht dadurch noch vergrößert wurden, daß ihnen der Feind mit Nachdruck zusetzte. Seiner kleinen Vorstöße erwehrten sie sich ohne große Mühe, ja es gelang ihnen sogar, sich durch ein Gefecht hoch oben in den Bergen den Paß ins Mömpelgardische zu öffnen, so daß in der Weihnachtszeit hundert Wagen mit Lebensmitteln unter starker militärischer Bedeckung aus dem Magazin zu Mömpelgard herangeführt werden konnten. Ihr Eintreffen war um so willkommener, als dank der Ungastlichkeit der Schweizer „die armen

1) Rehlingen an Bernhard, ? Jan. 1638 (Weimar).

Soldaten fast nichts als dürre Hutzeln und etwas weiße Rüben zur Nahrung hatten".

In des Herzogs Absicht lag es nicht, bis der Schnee schmolz und der Frühling erwachte, und bis der König von Frankreich auf seine Forderungen zu antworten geruhte, unthätig im Thale der Birs zu liegen. Das Kühnste zu wagen, lag in seiner Art, und so entschloß er sich, unbekümmert um den Zustand seiner Truppen, im Vertrauen auf das spätere Eintreffen neuer französischer Hülfsmannschaften, auszuführen, was er bisher so oft und stets vergebens versucht hatte: den Rhein — diesmal von Süden her — zu überschreiten und sich zunächst auf dem rechten Ufer festzusetzen. Vielleicht, daß der Feind mitten im Winter, wo sonst die Waffen zu ruhen pflegten, keines Angriffs gewärtig war und so die Ungunst der Jahreszeit ihm ein Vortheil wurde.

Wichtig für diesen Plan war es, daß er während der winterlichen Ruhezeit auf dem jenseitigen Ufer ohne Schwertstreich bereits eine der bedeutendsten Positionen gewonnen hatte: die auf steilem Felsen gelegene Feste Hohentwiel, welche den nach seinem Austritt aus dem Bodensee westwärts fließenden Rhein, zugleich die Communicationslinie zwischen ihm und der oberen Donau beherrschte. Die Aushändigung des Hohentwiels, einer württembergischen Enclave in den vorderösterreichischen Landen, bildete eine der wesentlichsten Bedingungen, an die der Kaiser die Aussöhnung des Herzogs Eberhard von Württemberg geknüpft hatte, der, von Land und Leuten getrennt, immer noch zu Straßburg saß, trauernd über die Verewigung des Krieges, an dem sich der junge Herr längst nicht mehr betheiligte, und der ihn doch alle Entbehrungen der Verbannung durchkosten ließ. Seit er sich sein klägliches Schicksal durch seine Verheirathung mit der Rheingräfin Anna Catharina zu versüßen gesucht hatte — man urtheilte, es wäre besser gewesen, wenn er ein eisernes Wamms statt der Brauthosen angezogen —, war seine Sehnsucht nach Aussöhnung mit dem Hause Oesterreich noch gewachsen, und als der neue Kaiser den Thron bestieg, gab er sich der Hoffnung hin, unter milderen Bedingungen, als Ferdinand II. sie ihm gestellt hatte, in den Prager Frieden aufgenommen und in

sein Territorium zurückgeführt zu werden. Allein Ferdinand III. wiederholte die Bedingungen seines kaiserlichen Vaters, und Eberhard erklärte sich endlich bereit, auf sie einzugehen [1]), obwohl ihm Herzog Bernhard gedroht hatte, daß er das Herzogthum Württemberg mit Feuer und Schwert verheeren wolle, wenn er den Hohentwiel dem Kaiser überliefere. Aber der mannhafte Commandant der Festung, Oberst Conrad Wiederhold, war nicht gewillt, seinem Herrn auf seinen unpatriotischen Bahnen zu folgen und einen Posten von solcher Wichtigkeit in Feindes Hand zu geben. Und da Herzog Bernhard über den Gang der „schädlichen und höchst nachdenklichen" württembergisch-habsburgischen Verhandlungen wohl unterrichtet, sich an ihn wandte, kam es schon am 11. November (1637) zu einer geheimen Uebereinkunft zwischen ihnen [2]), nach welcher der Commandant dem Herzoge für die Dauer des Krieges die Festung mit allen Vorräthen einräumte und mitsammt der Garnison in dessen Dienst und Pflicht trat.

Der Besitz des Hohentwiels durfte ihm als eine Garantie für das Gelingen seines rechtsrheinischen Unternehmens erscheinen. Und so säumte er denn nicht, zur Ausführung desselben zu schreiten. Nachdem eine Anzahl Wagen mit Leitern von Mömpelgard glücklich angelangt war, versammelte er sein kleines Heer um Zwingen und

1) 14. (24.) Nov. 1637. Der Entrüstung darüber leiht ein Extract vertrauten Schreibens vom 23. Dec. 1637 (Gotha) nachdrückliche Worte: „solches Verfahren sei à la mode: keine consideration der folgenden Zeiten, des Staats, der alten Freiheit, so auf starke Societäten nähist begründet sein will; keine Liebe des Nächsten, kein Vertrauen zu Gott ist mehr vorhanden, sondern wer sein eigen Haus noch einen halben Tag salviren kann, der läßt seinen nächsten Nachbarn lichterloh brennen, siehet fein müßig zu, ja, wo er nicht selbsten mit zuschüret, so delectirt er sich doch und vertreibt seine Zeit damit, wenn er nur relationes und Zeitungen davon haben kann. Nimirum fatalia sunt talia."

2) Sattler VII, Nr. 55.

brach nach gehaltenem Gottesdienst mit 1000 Mann zu Fuß und ebenso vielen zu Pferde, denen die übrigen, etwa 6000, langsam folgen sollten, am 18. Januar bei strengster Kälte von Zwingen auf[1]. Um Mitternacht führte er die Schar zwischen Basel und Münchenstein über die Birsbrücke. Der Marsch ging an Rheinfelden vorüber — denn an diesen stark befestigten und voraussichtlich stark besetzten Rheinpaß wagte er sich zunächst nicht — auf Stein, das Säckingen gegenüber auf dem linken Flußufer, am Ausgang des reichen Frickthales liegt. Hier blieben die Truppen einen Tag (den 19. Januar), erfreut, „an Vieh und andern Lebensmitteln ein Vollauf zu finden". Die Reiter streiften weit umher und kamen mit Rindern und Pferden, auch etlichen Karren voll Kaufmannswaaren, zu den Lagerfeuern zurück, an denen die Musketiere „gute Küche mit Sieden und Braten machten".

Am 20. Januar erfolgte dann die entscheidende Action, so unscheinbar sie sich gleich ausnehmen mochte. Auf ein paar kleinen Kähnen, die den Truppen auf einem Wagen nachgeführt waren, setzten je acht Mann unter einem schottischen Sergeanten über den Strom. Der Schotte erhielt als Ehrensold vom Herzoge fünfzig

1) Grundlage für die gedruckte Ueberlieferung der nun folgenden Ereignisse ist die „Kurze vnd gründliche Relation. | Wie vnd welcher ge | stalten Herr Hertzog Bernhards zu | Sachsen Weimar ꝛc. Fürstl. Gn. mit | dero vnderhabenden Teutschen Armee | im Januario dieses 1638. Jahrs, | Erstlich bey den vier Oesterreichischen Waldstätten ob Basel, vber Rhein | gesetzet: | Vnd dann, was den 18. Febr. bey Bückhen, vnd | 21. dito, alten Calenders, bey Rheinfelden, . . . || . . für namhaffte | Treffen | biß zu Vbergebung der | Stadt | Rheinfelden, vorgegangen seyen.| . . . ||." 1638. 23 (und eine unpaginirte) Seiten. 4°. Andere Ausgaben von 1638. 4 Bl. 4°. (Titel auf S. n. des Textes.) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Broschüre von Georg Mockel, dem Bruder des schwedischen Residenten zu Benfeld, verfaßt. Georg Mockel an Bernhard d. d. Basel, 17. März 1638 (Weimar). Er übersendet ihm ein Exemplar der von ihm verfaßten „Schlachtrelation", in der er „Ew. Fürstl. Gn. von Gott bescherte große herrliche Victori und heroische Acten darzustellen sich unterstanden", entschuldigt sich, daß es kein Exemplar auf Schreibpapier sei. Theatr. Europ. III, S. 911 f. folgt der Broschüre fast wörtlich; ebenso Grün und das Armeejournal.

Thaler. Noch ein paar Mal holten die Kähne Soldaten hinüber, und als sich ihrer etwa ein halbes Hundert am jenseitigen Ufer befand, wurde die Stadt Säckingen durch einen Trommelschläger zur Uebergabe aufgefordert, zugleich von zwei am Ufer liegenden, von den Einwohnern leck gemachten Fährschiffen Besitz genommen und auf ihnen weitere Mannschaft unter Oberst Schönbeck übergesetzt. Da Säckingen unbegreiflicher Weise ohne Besatzung war, öffnete die Bürgerschaft sofort die Thore. Damit hatte man am rechten Rheinufer Fuß gefaßt. Und nun ging es ohne Rast weiter. Schönbeck besetzte das mehr stromab gegen Rheinfelden zu gelegene Kloster Beuggen. Am 21. Januar wurde Laufenburg von beiden Ufern her überrascht, so daß der Commandant (Oberst Wickersheim), ganz erschreckt, in höchster Eile über die Mauer herab um Gnade rief und sich mit seinen 60 Mann gefangen gab. Der „treffliche Rheinpaß", mit dem man zugleich „eine schöne bedeckte Brücke" gewann, wurde durch Oberst Schönbeck mit 300 Mann besetzt.

Frohen Herzens schrieb der Herzog an Oberst Erlach: „Ich wünsche Euch von Gott dem Allmächtigen einen glücklichen guten Tag aus Laufenburg. Gott hat mich gesegnet, daß alles glücklich und wohl abgegangen ist." Und der Jubel seiner Anhänger über so unerwartete rasche und reiche Erfolge klang auch aus den Spottversen auf die Statthalterin Claudia, die ihrem Namen — „die Schließerin" — so wenig Ehre gemacht habe [1]).

Nachdem dann auch, und gleichfalls ohne sonderliche Mühe, Waldshut genommen war, blieb von den Waldstädten nur noch Rheinfelden übrig. Und an diesen „vornehmsten Rheinpaß", auf den der Herzog schon im vergangenen Jahre sein Augenmerk gerichtet gehabt, beschloß er jetzt den Angriff. Der Platz war mit

1) Marginal im Armeejournal:

Claudia claudebat, sed non claudebat ubique,
Nam sua quae fuerant claustra supina patent.
Si bene clausisset, Bernhardus non potuisset
Sic transire Rhenum visere et Imperium.
Arctius ergo tuam clausuram, Claudia, claude,
Obsint ne porro Saxea tela tibi.

Wall, doppeltem Graben und hoher, starker Mauer umgeben, vortheilhaft gelegen und „nicht allein mit einem guten Commandanten, sondern auch mit einer herzhaften, ja gleichsam desperaten Bürger- und Bauernschaft versehen“. Daher konnte Bernhard „nicht anders als mit Ceremonien“ darangehen. Sobald der Rest seines kleinen Corps und die Artillerie[1]) zur Stelle waren, ließ er, am 23. Januar, durch die Infanterie die Belagerung auf beiden Rheinseiten beginnen, indeß er die Cavallerie aussandte, um Beute zu machen und Contributionen zu erheben. Eine Abtheilung derselben blieb im Fricktthal, der größere Theil drang unter Generalmajor Taupadel in die nach Süden sich öffnenden Schwarzwaldthäler ein. Es galt zugleich die Verbindung mit dem Hohentwiel herzustellen und einem etwaigen Vorbruch des Feindes aus dem Gebirge zu begegnen.

Am 26. Januar wurde der Anfang mit den Approchen gemacht, am 31. das Bombardement eröffnet. Ein Bote, den der Commandant mit der Bitte um Pulver und Blei nach Breisach entsandte, wurde aufgefangen und vor dem Stadtthor aufgeknüpft, jeder Versuch, Munition nach Rheinfelden zu bringen, vereitelt. Am 7. Februar entzündeten die Belagerer eine bis unter das Bollwerk geführte Mine; es wurde zerstört, eine große Anzahl feindlicher Truppen unter den Trümmern begraben. Etwa eine Woche später waren wieder zwei Minen, die in den Zwinger führten, vollendet. Der Baseler-Thurm wurde zusammengeschossen, die Approchen bis an ihn herangeführt. Gleichwohl und trotz des Pulvermangels dachte die Besatzung nicht an Ergebung, sondern fuhr fort sich mannhaft zu wehren, „gleich wie das böse Weib — wie der ungeduldige Herzog in seinem Aerger meinte[2]) —, so nicht mehr schelten konnte, mit den Händen seinen Zorn bezeugte“.

Erst als er nach Verlauf weniger Tage noch in einen andern Thurm Bresche gelegt hatte und seine Truppen hart unter

1) Zwei halbe Karthaunen, vier Zwölfpfünder und acht Regimentsstücke. Bericht aus Basel vom 5. Febr. 1638 (Dresden).

2) Bernhard an Erlach s. d. Gonzenbach I, Urk. 11.

der Mauer standen, glaubte er den Sturm wagen zu können. Er setzte ihn auf Sonntag, 18. Februar, an. Aber da kam der Feind.

Auf Seiten seiner Gegner hatte Bernhards Rheinüberschreitung großen Schrecken verursacht. Der Kaiser machte den Eidgenossen heftige Vorwürfe, daß sie die Weimaraner durch ihr Gebiet gelassen hätten, und stellte sie zur Rede. Er beeilte sich, alle Anordnungen zu einer großen Truppenconcentration zu treffen, berief den Herzog von Savelli aus Lothringen auf den Kriegsschauplatz am Rhein und ernannte ihn zum Feldzeugmeister und Höchstcommandirenden aller Corps, die sich dort sammeln sollten, auch der Truppen Sperreuters und Enckeforts, forderte den Kurfürsten von Baiern auf, Johann von Werth zu Savelli stoßen zu lassen, ersuchte den Herzog von Lothringen, von der Franche-Comté aus Bernhard im Rücken anzugreifen. Bis alle Truppen auf dem Kriegsschauplatz erschienen, sollte Feldzeugmeister Freiherr von Reinach, der Commandant von Breisach, die nächstgelegenen Mannschaften zusammenziehen und mit ihnen dem Feinde die Spitze bieten. Das war nun nicht geschehen, und dafür wurde vom Kaiser strenge Untersuchung angeordnet. Reinach unterließ es nicht, sich zu rechtfertigen[1]; aber die öffentliche Meinung fuhr fort, ihn zu tadeln, daß er „zu Breisach fröhliche Fastnacht gehalten, reverenter gefressen, gesoffen, Tanz angestellt“ und darüber unterlassen hätte, rechtzeitig die Waldstädte mit starken Garnisonen zu belegen, alle Schiffe auf dem Rhein bei Seite zu schaffen und andere nothwendige Maßregeln mehr zu treffen, zu deren Ausführung er den ganzen Winter Zeit gehabt hätte.

So sammelte sich denn jenseit des Schwarzwaldes — um Villingen — eine stattliche Armee. Dann zog sie, so eilig es bei dem durch Thauwetter aufgeweichten Boden möglich war — in vier Tagen, wie es heißt —, über das Gebirge und durch die Thäler, in denen die ausgetretenen Wasser das Fortkommen erschwerten.

Es war[2] am 18. Februar, in früher Morgenstunde, daß

---

1) Reinach an Generalwachtmeister Freiherrn (von Enckefort) d. d. Breisach, 16. Juni 1638 (Gotha).

2) Ueber beide Schlachten bei Rheinfelden (von denen man die erste

die Dragoner, welche die Spitze des kaiserlichen Heeres bildeten, den Weimaranern unvermuthet vor Beuggen erschienen und sich „in die Hecken warfen". Als die vom Herzoge Bernhard ihnen entgegengesandten Truppen sie nach kurzem Scharmützel zurücktrieben, zeigte sich das Gros des Feindes. Der Herzog war, obschon er erkannte, daß er ihm an Zahl nicht gewachsen sei — denn er hatte außer sechs Cavallerieregimenteru nur wenig Infanterie bei sich —, umd obschon seine Truppen durch den Rhein von einander getrennt waren — denn ihm stand in der Nähe nur die Fähre bei Beuggen zur Herstellung der Communication zwischen beiden Ufern zur Verfügung —, doch sofort entschlossen, zu schlagen.

Da der Feind, statt ohne Zögern in den Angriff überzugehen, sich rechter Hand über eine Anhöhe und durch einen Wald zog, an den sich ein Dorf („Karschau"?) anlehnte, das er in Brand steckte, erhielt Bernhard Zeit, noch einen Theil des bodendorf'schen Reiterregiments und einige hundert Musketiere nebst etlichen Regimentsstücken vom jenseitigen Ufer an sich zu ziehen. Mit dieser Schar stellte er sich auf eine Anhöhe vor Beuggen, so daß er dem Feinde den Zugang zu diesem Kloster und zu Rheinfelden verlegte. Generalmajor

---

wohl auch nach dem Kloster Beuggen nennt) ist die S. 336 Anm. erwähnte gedruckte Relation Hauptquelle. Einen kurzen unwichtigen Bericht enthält die „Ordentliche Zeittung | aus Wien vom 20. März 1638". Erwähnenswerth ist die „Aussag Ihrer Excell. Herrn Generalfeldmarschalllieutenant Freiherrn von Wörths Kammerdiener, was derselb von der vergangenen Schlacht mündlich referirt hat. In Tübingen, 6. März 1638" (Dresden). Ebenso das „Verzeichniß etlicher der vornembsten Reden und Discurs, deren die beede Herren Generales Joh: de Wörth und Enckefort, als sie den 5ten dieses Monats Martii anhero gen Benfelden geführet worden, und folgenden Tags in Herrn Gouverneurs Logiament und beywesen sich vernehmen lassen". (Gotha.) Es enthält in der Form erbitterter Anschuldigungen gegen Savelli sehr viel Detail namentlich über die zweite Schlacht, das man natürlich nur mit Vorsicht aufnehmen darf. — Ferner Bernhard an K. Ludwig XIII. d. d. Laufenburg, 20. Febr. (2. März) 1638. Röse II, B. 5, Anm. 38. Dazu eine Anzahl von Schreibensextracten, unter andern einer aus Basel vom 21. Febr. (3. März) (Dresden). Auch Grotius folgt in seinen Briefen an Oxenstiern, Camerarius und Salvius vom 10. (20.) März Ep. 926, 927, 928 der Broschüre. Pläne im Theatr. Europ. III, zu S. 912.

Taupadel, der den rechten Flügel befehligte, begann die Schlacht mit einem glänzenden Angriff auf den feindlichen linken Flügel unter Johann von Werth, den er zurückwarf und eine weite Strecke verfolgte. Hingegen war der rechte Flügel des Feindes unter Savelli und Sperreuter dem Herzoge gegenüber im Vortheil. Sie brachten seine Leute in Verwirrung und drängten sie bis nach Beuggen zurück, wo sie in ein heftiges Musketenfeuer geriethen. Da nun der weimarische rechte Flügel weit vorgegangen, der linke weit zurückgewichen war, so stand die Infanterie des Herzogs (die beiden Regimenter Forbus und Hattstein), welche die Mitte seiner Aufstellung bildeten, nebst den vor ihr aufgepflanzten Regimentsstücken ohne Flankendeckung, und den im Centrum der kaiserlichen Front haltenden Cürassierregimentern gelang es, sie zurückzutreiben und sich der Geschütze zu bemächtigen. Nur dadurch, daß der verfolgende Feind, sobald er die unten am Berge in der Nähe des Rheines stehende Bagage erreichte, zu plündern begann, und dadurch, daß Taupadel mit der Verfolgung einhielt, wurde größeres Unheil verhütet. Denn Bernhard gewann nun Zeit, seine Truppen wieder zu ordnen, so daß er sie zu einem nochmaligen Angriff vorführen konnte, der so glücklich verlief, daß er vier Geschütze zurückeroberte und eine Anzahl Gefangener wieder befreite.

Doch war der Verlust auf weimarischer Seite empfindlich, vor allem der Verlust an hohen Officieren. Denn Rheingraf Johann Philipp, Generallieutenant der Cavallerie, einer der ausgezeichnetsten Officiere Bernhards, war den Heldentod gestorben. Vom Feinde überwältigt und aufgefordert, sich zu ergeben, hatte er — wie sich überliefert findet — gerufen: „Was Quartier? Im Himmel ist Quartier!“ und darauf den tödtlichen Schuß empfangen. Der Generalquartiermeister Oberst Schawelitzky und die Oberstlieutenants Dannenberg und Erdmann waren gefangen, auch der schweizerische Oberst Erlach, der sich am Tage vor der Schlacht im Hauptquartier eingefunden hatte und als „Volontär“ am Kampfe theilnahm. Der schwerverwundete Herzog von Rohan, seit kurzem bei Bernhard, um den Krieg an seiner Seite mitzumachen, nachdem dank Richelieu seine Kriegführung im Veltlin ein so klägliches Ende erreicht hatte,

wurde dem feindlichen Reiter, der ihn als Gefangenen bereits vor sich auf dem Pferde hatte, zwar wieder abgejagt; doch starb er dann bald an den erlittenen Wunden.

Freilich war auch der Feind nicht ohne starke Verluste geblieben; auch er hatte mehrere hohe Officiere und selbst eine Anzahl Standarten eingebüßt: der ganze Vortheil des Kampfes aber war auf seiner Seite. Denn damit, „daß Herzog Bernhard auf des Feindes und der Feind auf Ihr Fürstlichen Gnaden Posten zu stehen kommen", hatten die Kaiserlichen den freien Zugang zu Rheinfelden, von wo die weimarischen Belagerungstruppen mitsammt ihren Zwölfpfündern noch rechtzeitig nach Laufenburg abgezogen waren.

Dorthin führte der Herzog noch in der Nacht auch seine Truppen von der Walstatt zurück. Er dachte mit Hülfe der Laufenburger Rheinbrücke die Verbindung all seiner Streitkräfte herzustellen, um dann dem Feinde von neuem unter die Augen zu gehen. Denn den Muth hatte er darum, daß es ihm einmal mißglückt war, nicht verloren, und Rheinfelden schien ihm um den Preis zweier Schlachten nicht zu theuer erkauft.

Unterwegs ließ er — am 19. Februar — das „rothe Haus", ein festes, mit 300 feindlichen Musketieren besetztes Schloß, das die Communication zwischen Säckingen und Laufenburg unterbrach, stürmen.

Sobald er seine gesammte Mannschaft glücklich vereinigt hatte, rückte er — am 20. Februar Nachmittags — von Laufenburg wieder heran. Taupadel ging mit der Cavallerie rechter Hand weiter an den Bergen hin und blieb zu Nacht im Wehrathal. Bernhard selbst führte die Infanterie, die Kanonen und einen Theil der Reiter am Rheine entlang über Säckingen nach Oberschwörstadt am Ausgange des Wehrathales, wo die Truppen über Nacht blieben, ohne doch trotz der Kälte Feuer anzuzünden, um nicht durch den Flammenschein ihre Gegenwart zu verrathen. Am folgenden Morgen vereinigte sich Taupadel wieder mit dem Herzoge, und nun ging es gegen den Feind, dessen vorgeschobene Croatenposten zurückgetrieben wurden.

Savelli befand sich zu Rheinfelden in einer unbegreiflichen Sorglosigkeit. Er hatte, „um sich groß zu machen", seinen Sieg

in alle Welt verkündet, und da er annahm, daß die Weimaraner sich in vollem Rückzuge befänden, hatte er seine Mannschaften besserer Verpflegung wegen in weitem Umkreise — bis hin nach Grenzach — dislocirt. Seine Absicht war, demnächst Laufenburg zu bombardiren und so dem Herzoge wieder den Weg über den Rhein zu weisen [1]). Und schon hatte er Anordnungen getroffen, daß ihm noch etliche Kanonen aus Breisach gesandt würden: da erfuhr er von den in Rheinfelden einsprengenden Croaten den Anzug des Feindes. Sofort berief er die hohen Officiere zu einem Kriegsrathe, in welchem alle in der Meinung übereinstimmten, daß man es nicht dahin kommen lassen dürfe, von ihm in Rheinfelden eingeschlossen zu werden, sondern daß man ihn vor der Rheinfelder Brücke empfangen müsse. So wurden denn die Truppen rasch alarmirt und auf dem rechten Rheinufer vor den Dörfern Warmbach und Nollingen in Schlachtordnung aufgestellt. Ein tiefer Graben, der sich vor der Front hinzog, wurde mit Musketieren belegt. Der rechte Flügel unter Savelli selbst lehnte sich an den Rhein, der linke unter Johann von Werth an einen Wald, der sich nach Nollingen hinüberzog. In diesen wurde das wahl'sche Infanterieregiment postirt.

Front gegen Front ordnete Bernhard seine Weimaraner in einer günstigen Position zwischen dem Rhein und einer Anhöhe [2]).

---

1) Johann von Werth hat seiner in der Gefangenschaft gegebenen Erklärung nach den Rath ertheilt, da sie „nach dem ersten Treffen Ehr genug gehabt hätten, den Entsatz gethan und Fußvolk in Rheinfelden gebracht, gestrack wieder zurück gegen Rötteln und ins Wiesenthal zu gehen, da sie dann in guten Quartieren wären sicher gewesen und immer mehr Volk übern Schwarzwald hero hätten an sich ziehen können; oder wenigst sich zu Rheinfelden an die Brück zu logiren, da der Herzog ihnen abermals nit hätte beikommen können. Aber — so fügt er hinzu — um Menagir- und Verschonung eines und andern kahlen Dings willen vom Land, so der Red nicht werth, hat der Alte deren keines bewilligen, sondern lieber die ganze Armee ruiniren lassen wollen". In „Verzeichniß etlicher der vornembsten Reden und Discurs".

2) Bernhard äußerte sich gegen Albrecht von Wattenwyl am 23. Febr.: „je les ai rencontrés en un lieu à ma fantaisie et à mon gré, je ne l'eusse mieux su désirer". Gonzenbach I, S. 71 f. Aus einem Schreiben des Obersten von Dießbach (Wattenwyls Vetter) d. d. 24. Febr.

Er selbst übernahm wieder den Befehl des an den Rhein sich anlehnenden linken Flügels und der beiden ins Centrum gestellten Infanterieregimenter Forbus und Hattstein nebst der Artillerie. Den Befehl des rechten übergab er wieder an Taupadel. Zum Feldgeschrei bestimmte er wie stets, wenn es zum Kampfe ging, „Emanuel: Gott mit uns". Die Feinde riefen ihr „Jesus Ferdinandus".

Bernhard begann den Kampf, indem er den Oberstlieutenant Keller mit einer Abtheilung vorschickte, um die in den Büschen am Ufer bei Rheinfelden versteckten feindlichen Musketiere zurückzutreiben. Nicht blos das glückte. Man stieß auch auf die in der ersten Schlacht verlorenen Regimentsstücke, die aus Rheinfelden herausgeführt waren, um in der Schlacht verwandt zu werden, und nahm sie dem Feinde wieder ab. Die eigentliche Schlacht eröffnete er mit drei Salven aus drei Geschützen. Nach jeder wurden sie ein Stück weiter vorgeschoben, so daß sie nach der letzten kaum noch einen Pistolenschuß von der feindlichen Front entfernt standen. Und nun gab er den Befehl, auf der ganzen Linie vorzugehen und „in Gottes Namen den ernstlichen Angriff zu thun".

Oberst Forbus rief seinen Musketieren zu, sie sollten nicht eher schießen, als sie dem Feinde das Gewehr auf den Leib setzen könnten. So ging es denn vorwärts. Der Feind empfing von dem Graben her die Anstürmenden mit einer scharfen Salve. Oberst Bodendorf fiel an der Spitze seiner Reiter. Ueber seine Leiche drangen sie durch den Graben; die feindlichen Musketiere geriethen ins Wanken, warfen die Gewehre fort, begannen zu weichen. Sobald das die kaiserlichen Cürassiere sahen, rissen sie die schweren Panzer herunter, warfen die Pferde herum und flohen, ohne auch nur die Pistolen abzufeuern, gen Basel. Fliehend trennten sie die Fahnentücher von den Cornetstangen, andere versenkten ihre Standarten in den Rhein.

Am längsten hielt sich Johann von Werth mit dem wahl'schen Fußvolk im Walde gegen Taupadel. Als es endlich gleichfalls zu weichen anfing, sandte dieser ihm den Oberstlieutenant Löwenstein vom Regiment Putbus mit einer Schwadron Reiter in den Rücken. Das ganze wahl'sche Regiment und Werth selbst wurden gefangen.

„Ich war", äußerte sich Bernhard Tages nach der Schlacht[1]), „aufs höchste erstaunt, alte Regimenter und Officiere so rasch in Unordnung gebracht zu sehen. Ich kann nicht ohne Erstaunen daran denken! Es war eine Fügung des Himmels. Gott sei dafür gepriesen!"

Während die Seinen diesmal nur geringe Verluste zählten, war die feindliche Armee völlig vernichtet. All ihre Generale, Savelli und Werth, Enckefort und Sperreuter, waren gefangen, ebenso fast sämmtliche Obersten, soweit sie nicht geblieben waren; auch eine große Anzahl von Rittmeistern, Capitänen und Lieutenants gefangen oder todt. Der Verlust an Gemeinen betrug mindestens 5 oder 600 Todte und 3000 Gefangene, die fast sämmtlich in Bernhards Dienst übertraten. Die Beute von 38 Standarten, 18 Fahnen und ein paar Heerpauken vervollständigte den Triumph der Sieger.

Taupadel verfolgte die in der Richtung auf Basel fliehenden Reste des Feindes. Bis an die Hüninger Schanze gelangte er, deren Commandant mitsammt der Besatzung eilig und heimlich zu Schiffe entwich, so daß sie nun von den Weimaranern besetzt wurde, „wodurch denen von Breisach alle Zufuhr auf dem Rhein aus der Schweiz gänzlich benommen wurde".

Oberst Lamboy und Graf Fürstenberg, die auf die Nachricht von der Niederlage der Ihrigen mit einer Anzahl von Officieren und ein paar hundert Reitern von Rheinfelden landeinwärts flüchteten, wurden von Oberstlieutenant Rosen vom bergischen Regiment, der mit einer Abtheilung Cavallerie von Pfeffingen her im Anmarsche war, angegriffen, ihre Truppen auseinandergesprengt, zum Theil niedergemacht, zum Theil gefangen. Sie selber retteten sich nach Breisach.

Am 23. Februar sammelten sich die weimarischen Truppen, von der Verfolgung zurückkehrend, wieder auf der Walstatt. Der Herzog hielt eine Musterung, die einen Effectivbestand von 4000 Reitern und 3000 Mann Infanterie ergab. Dann ordnete er ein feierliches Dankfest an, bei welchem das ganze Heer, die Reiter

---

1) Bernhard gegen A. von Wattenwyl am 23. Febr. 1638.

neben ihren Pferden stehend, den Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott“, anstimmte. Darauf wurde das Schlachtfeld abgesucht und — da von Feindes Seite keine Sorge für die Gefallenen getragen war — Freund und Feind neben einander ins Grab gesenkt.

Nach zwei Tagen wurde in Laufenburg, wohin der Herzog sich begeben, unter Kanonensalven noch ein „solennes Dank- und Lobfest“ gefeiert, während bei den einzelnen Regimentern die Feldprediger nochmals einen Dankgottesdienst hielten.

Eine überaus glänzende Waffenthat diese Erneuerung der verlornen Schlacht nach drei Tagen, dieser Sieg, von dem gesagt wurde: er sähe einem Gedicht ähnlicher als der Wahrheit; und von dem der gefangene Savelli gegen Herzog Bernhard äußerte, man werde ihn in seinem ganzen Umfange nicht glauben.

Nun konnte Bernhard die Belagerung der Festung Rheinfelden, um die „der Tanz meistentheils begonnen“, von neuem aufnehmen und durfte hoffen, sie rasch zu Ende zu führen. Während er der Cavallerie für ein paar Tage in Quartieren Ruhe und Erholung gönnte — nur die Regimenter Taupadel, Rosen und Bodendorf wurden zum Recognosciren gegen Freiburg und Breisach entsandt —, commandirte er die Infanterie wieder vor Rheinfelden. Er selbst begab sich nach Kloster Beuggen, um die Belagerung persönlich zu leiten.

Eine erste Aufforderung, sich zu ergeben, ließ der Commandant, Oberstwachtmeister Rödel, obschon der Platz bald wieder auf beiden Seiten des Rheins so eng umschlossen war, daß weder zu Land noch zu Wasser etwas hineingebracht werden konnte, unbeantwortet. Am 26. Februar schrieb ihm Bernhard von neuem [1]): er kenne aus den Schilderungen der Gefangenen die üblen Verhältnisse in der Festung. Die zu ihrer Errettung erschienene Armee sei vor den Augen der Besatzung auf eine in dem ganzen Kriege unerhörte Weise ruinirt worden. Wenn der Herr Oberstwachtmeister es nicht glauben wolle, so stehe es ihm frei, jemanden herauszuschicken, um

1) Bernhards Correspondenz mit dem Commandanten befindet sich im Nachlasse (Gotha).

sich durch den Augenschein zu überzeugen. Da, wie er selber einsehen werde, „seine Prinzipale jetzt mehr mit Rettung ihrer Lande, denn mit Rheinfelden zu thun hätten", würde er wohl die angebotene Gnade annehmen und lieber accordiren, als die Sache dahin kommen lassen, daß mit ihm nicht mehr wie mit einem Soldaten tractirt und die Bürgerschaft nicht anders denn als desperate Leute angesehen würde. „Wie wir Euch denn mit unsern fürstlichen wahren Worten hiermit versichern, daß wir hinfort nichts mehr an Euch begehren, noch etwas von Euch hören wollen."

Umgehend — am 28. Februar — antwortete Rödel prahlenden Muthes: er habe aus des Herzogs Schreiben zwar wohl ersehen, daß er die angekommene Armee „um etwas geschlagen und zerstreuet habe". Aber da die Besatzung, die für sich allein schon zur Vertheidigung des Platzes ausreiche, vorgestern Nacht noch durch 800 Mann verstärkt und auch an Lebensmitteln kein Mangel sei, so werde er es ihm nicht in Ungnaden gedenken, wenn er seinen Posten, solange er lebe, vertheidige.

Dem Trommelschläger, der diesen Brief ins Hauptquartier brachte, ließ der Herzog die gefangenen Generale zeigen und schickte ihn dann mit einem Capitulationsentwurf in die Festung zurück. Nach dessen Empfang schrieb der Commandant — am 1. März — immer noch unentmuthigt: es stehe nicht lediglich bei ihm, den Platz zu übergeben; er müsse darüber mit seinen Officieren sowie mit Rath und Bürgerschaft gemeinsam beschließen. Und da das nicht so eilig geschehen könne, bitte er um einen Stillstand von drei Tagen.

Bernhard erkannte, daß es dem Commandanten nur darauf ankomme, Zeit zu gewinnen. Und da er erfuhr, daß Adelige aus der Umgegend ihn auf einen neuen Entsatz vertröstet hätten, so gab er den Befehl, die Belagerungsarbeiten zu beschleunigen.

Eben jetzt kam neues Belagerungsgeschütz an: von Benfeld und vom Hohentwiel. Die Approchen trafen bereits auf den Festungsgraben; es wurden zwei „Batterien" aufgeworfen, die Kanonen in ihnen aufgepflanzt und Bresche zu schießen begonnen.

Als der Commandant das sah und als Bernhard ihm einen

aufgefangenen Brief Reinachs, seines Vorgesetzten, übersandte[1]), in welchem es hieß: er sähe nicht, wie Rheinfelden zu helfen sei, — da trachtete er ferneren Widerstand für nutzlos und erklärte sich zur Uebergabe bereit. Am 13. März wurde die Capitulation unterzeichnet[2]), durch welche die Besatzung freien Abzug nach Breisach erhielt: mit vollem Gepäck, doch ohne Obergewehr. Alle Munition und allen Proviant mußte sie zurücklassen. Ebenso die Ueberläufer. Die am 18. Februar gefangenen weimarischen Truppen mußte sie herausgeben und drei Geiseln stellen.

Am 15. März erfolgte der Abzug der fast 600 Mann starken Besatzung, die von Oberst Canowsky nach Breisach convoyirt wurden. Die Sieger fanden in der Festung ziemlichen Vorrath an Wein und Getreide, aber nur wenig Pulver. Vierzehn vor der jüngsten Schlacht in ihren Mauern geborgene Fahnen und Standarten fielen in ihre Hände.

So war denn der Rhein oberhalb Basels gewonnen, die ihn beherrschenden Positionen — der Hohentwiel, die vier Waldstädte, dazu die Hüninger Schanze — allesammt durch geschickte Verhandlungen, durch unerwarteten Ueberfall, durch zwei blutige Schlachten im festen Besitze des Herzogs. In einer Zeit, in welcher sonst die Campagne zu beginnen pflegte, hatte er das alles erreicht und hatte ein dem seinen überlegenes Heer völlig aufgerieben, ohne irgend welche Unterstützung von Seiten Frankreichs.

Da begreift es sich, daß sein Name, längst mit Ehren und Bewunderung genannt, jetzt weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus populär wurde. Die evangelischen Schweizer traten aus ihrer Zaghaftigkeit heraus und begannen für ihn Partei zu nehmen. Die Prediger und Aeltesten der lutherischen Gemeinde im Haag schrieben ihm ihre Glückwünsche zu der „herrlichen und verwunderungswürdigen Victori“. Aus Amsterdam richtete Wicquefort

1) Reinach an Kanzler Volmar zu Breisach d. d. Tübingen, 1. (11.) März 1638.

2) Der Accord ist gedruckt u. a. in der kurzen und gründlichen Relation von 1638 und zwar mit dem Datum des 13. März.

begeisterte Zeilen, an ihn [1]): Er habe sich nicht nur ganz Deutschland, sondern alle Parteigenossen zu Dank verpflichtet und verdiene die höchste Glorificirung; denn nun werde der Krieg allerorts eine andere Wendung nehmen. Es sei nicht zu beschreiben, welchen Jubel hier die Siegesnachricht hervorgerufen habe. Der heldenmüthige Schwedenkönig habe sich — so spreche man hier — keinen würdigeren Nachfolger hinterlassen können. Und Hugo Grotius in Paris pries ihn mit dem taciteischen Lobe Armins als den „Befreier Deutschlands".

Verhandlungen in Paris.

Als Bernhard im Delsberger Winterquartier den Marquis von Feuquières verabschiedete, begnügte er sich nicht mit diesem Vermittler seiner Forderungen bei dem Könige von Frankreich. Er mochte eben doch einigen Zweifel darein setzen, daß der Franzose für die seiner Heimath zugemutheten Opfer mit dem nöthigen Nachdruck eintreten werde. Deshalb sandte er zugleich den Oberstlieutenant Philipp Betz nach Frankreich, der am 10. Januar 1638, drei Tage vor Feuquières, in Paris eintraf [2]) und sich sofort mit den Commissaren und Anhängern des Herzogs, namentlich mit Hoeufft, dann auch mit Meusnier und John sowie mit Hugo Grotius in Rapport setzte.

Sobald Feuquières angekommen war, begannen die Verhandlungen in Ruel mit dem Cardinal Richelieu, in St. Germain mit dem Könige. Nach etwa zehn Tagen erfolgte dessen Antwort auf die Forderungen des Herzogs [3]). Hier ihr Inhalt.

---

1) Wicquefort an Bernhard d. d. Amsterdam, 20. März 1638 (Weimar).

2) Ph. Betz an Bernhard d. d. Paris, 16. (26.) Jan. 1638 (Gotha).

3) Das Actenstück ist ausgefertigt St. Germain, 1. (11.) Febr. Röse II, Urk. 39. Das königl. Begleitschreiben, Röse II, Urk. 40, datirt schon vom 24. Jan. (3. Febr.).

Obschon (erstens) der König seiner Verpflichtung, dem Herzoge für das vergangene Jahr (1637) alles in allem 2,400,000 Livres zu zahlen, nachgekommen und zu irgend welcher weiteren Zahlung nicht verpflichtet sei, wolle er doch, um ihm einen neuen Beweis seiner Zuneigung zu geben, als Entschädigung für alle seine außerordentlichen Ausgaben, wie sie in der ihm durch Feuquières überreichten Specification aufgeführt seien, 150,000 Livres baldigst an Hoeufft verabfolgen lassen.

Und obschon (zweitens) die weimarische Armee stark zusammengeschmolzen sei und Frankreich deshalb nur eine geringere Summe für ihren Unterhalt zu zahlen brauche, wolle er doch, da er sie wieder in kriegstüchtigen Stand zu setzen wünsche, dem Verlangen des Herzogs entsprechend, auch in diesem Jahre 2,400,000 Livres in den festgesetzten vier Quartalen zahlen.

Während der König sich somit in betreff der Geldunterstützung durchaus entgegenkommend erwies, ging er auf Bernhards Begehr in betreff der Truppenhülfe nicht ein; offenbar weil er es zu vermeiden wünschte, wieder wie im vergangenen Jahre ein französisches Corps unter dessen Befehl zu stellen. Vielmehr erklärte er (drittens): er halte es für vortheilhafter, daß das nunmehr in Winterquartiere dislocirte Corps, das Feuquières dem Herzoge hatte zuführen sollen, und das unter Marschall Guebriants Befehl gestellt werden sollte, nicht mit ihm vereinigt werde, sondern von Langres aus die gewünschte Diversion unternehme. In diesem Sinne erhielt Guebriant eine detaillirte Instruction [1]).

Außer diesem Corps werde der König (viertens) noch ein weit stärkeres an den Rhein führen lassen, theils um die Unternehmungen der Weimaraner zu unterstützen, theils um eine große Diversion ins Werk zu setzen. Des von dem Herzoge verlangten Oberbefehls über dasselbe war nicht gedacht. Man war eben nicht gewillt, ihm denselben zuzugestehen.

In betreff der Plätze im Elsaß (fünftens) erklärte sich der König

1) Königl. Instruction für Guebriant d. d. St. Germain, 27. Jan. (6. Febr.) 1638. Le Laboureur, Hist. du Mareschal de Guébriant, Paris 1657, fol., S. 42 f.

mit dem, was Feuquières ihm in des Herzogs Namen mündlich vorgetragen hatte, einverstanden.

Und was endlich (sechstens) das nochmalige Versprechen der Berücksichtigung des Herzogs und seiner Armee bei einem Friedens- oder Stillstandsabschluß anlange, so bemerke er, daß er keine bindendere Versicherung darüber geben könne, als er sie bereits durch die mit eigner Hand unterzeichnete und mit seinem großen Siegel versehene Urkunde gegeben habe, von der er ein Duplicat übersende.

Begleitet waren diese enttäuschenden Eröffnungen von einem privaten Schreiben des Königs an den Herzog, das von verbindlichen und schmeichelhaften Phrasen überströmte: wie er nur den Gerüchten, daß er, der König, mit seinen Leistungen unzufrieden sei, habe glauben können, da doch das Gegentheil wahr sei und er ihm doch genügende Beweise seiner Zuneigung gegeben habe.

Mit diesen beiden Schriftstücken reiste Betz Anfang Februar zu seinem Herrn zurück.

Allein es fehlte viel, daß die Franzosen selbst diese Erbietungen nun auch prompt erfüllten. Dafür ließen sie es an beruhigenden Versicherungen nicht mangeln. Pater Joseph theilte Hoeufft mit, daß Guebriant bereits durch einen eilenden Boten beordert sei 6000 Mann — seine Instruction sprach nur von halb so viel — zusammenzuziehen und in die Franche-Comté zu führen, um den Herzog von Lothringen zu verhindern, den Weimaranern in den Rücken zu fallen. Oberst Schmidberg habe den Auftrag und die Mittel erhalten, zu seinen fünfzehn Compagnien noch zehn neue zu werben und zum Herzoge zu führen. Es solle kein Fleiß und kein Geld gespart werden, daß Bernhard zum Frühling ein Heer von 20 bis 25,000 Mann ins Feld stellen könne. Aehnliche Aeußerungen von Bullion. Daneben dann recht zur Schau getragene Sorge für die Person des Herzogs. Pater Joseph ließ Hoeufft, da er sich nach jener Zusammenkunft schon entfernt hatte, noch einmal zurückrufen, um ihn zu bitten, seinem Herrn zu schreiben, daß er sich doch ja in Acht nehmen und seine Person „nicht den Gefahren aussetzen solle".

„Sie tragen alle — schrieb John an den Herzog — große Sorge für Euer Fürstliche Gnaden!"

Wenn die Hoeufft, John, Lützow sich durch dergleichen Worte und Versicherungen und durch die ausgesuchte Aufmerksamkeit, mit der man ihnen entgegenkam, blenden ließen, so sah ein so kühler und gewiegter Diplomat wie Hugo Grotius tiefer auf den Grund. Die Briefe, die er im Februar an Oxenstiern sandte, sind voll Klagen über die Franzosen. Guebriant solle marschiren, aber er marschire nicht; Frankreich wolle erst im Mai Hülfe, leisten und dann sei es zu spät. Es seien ganz windige Ausreden, die Pater Joseph und de Noyers vorbrächten: bald, daß die französischen Truppen nicht über den Rhein wollten; bald, daß die Regimenter sich vor dem Sommer, wo man ein großes Heer nach Deutschland zu schicken beabsichtige, verlaufen würden. Feuquières mache kein Hehl daraus, daß er sogar den Rath gegeben habe, die Hülfstruppen nicht vor dem Juni zu senden. Nur ihre eignen, nicht die Interessen des protestantischen Deutschland lägen ihnen am Herzen, — das war sein steter Refrain.

Der im französischen Dienste stehende deutsche Baron Degenfeld erbot sich, da er Frankreich mit der Truppenhülfe zaudern sah und vernahm, daß Guebriant nicht an den Rhein, sondern nur in die Franche-Comté gehen sollte, mit einem aus Deutschen und Franzosen gebildeten Detachement im Mai zu Herzog Bernhard zu marschiren. Seine Erbietungen wurden durch den württembergischen Obersten Schick unterstützt, der de Noyers vorstellte, daß eine Absendung von französischen Truppen wenig helfen dürfte, da doch nur der kleinste Theil von ihnen an den Rhein gelangen würde; daß es das einzig Richtige wäre, einem deutschen Obersten von Ruf, der des Landes kundig sei, Geld zur Anwerbung von Deutschen und von Franzosen zu geben, die sich ausdrücklich verpflichten müßten, sich über den Rhein führen zu lassen. Und so nannte er Degenfelds Namen, der dann auch veranlaßt wurde, seinen Plan schriftlich einzureichen. Aber statt der 4000 Mann, die seine Liste enthielt, wollte man ihm nur 600 Reiter bewilligen, und das war ihm für den Erfolg wie für die Ehre zu wenig[1]).

---

1) Grotius an Oxenstiern vom 17. (27.) Febr., 24. Febr. (6. März).

Die Saumseligkeit der Franzosen trägt die Hauptschuld an der Niederlage vom 18. Februar; an dem Ruhm des Sieges vom 21. haben sie keinen Antheil. Er war die Heldenthat des von ihnen ohne alle Unterstützung gelassenen Herzogs.

Wie allerorts, so machte er auch in Paris den stärksten Eindruck; vollends als nach den ersten Gerüchten zu Anfang März Oberst Truchseß mit zehn von den erbeuteten Fahnen und mit der „ersten Zeitung" des Sieges in der französischen Hauptstadt eintraf. Das Volk auf den Straßen jubelte besonders über die Gefangennahme des gefürchteten Jean de Werth. Der König gab dem Abgesandten in der Audienz die huldvollsten Versicherungen der Zuneigung zu seinem berühmten Herrn, schrieb diesem dann selber wieder einen seiner schmeichelhaften Briefe. Richelieu, der ihn gleichfalls schriftlich beglückwünschte, und Pater Joseph überboten einander in Ausdrücken bewundernder Verehrung. Auch die Königin, der Truchseß ein Schreiben des Herzogs überreichte, zeigte sich hocherfreut, desgleichen alle Damen seiner Bekanntschaft, „besonders Mademoiselle de Lorme und die Ihrigen". Der ganze Schwarm der Cavaliere erging sich in Lobeserhebungen. Mit „solennem" Tedeum wurde der Sieg am 5. März in Notredame gefeiert, in Anwesenheit des Erzbischofs mit seiner gesammten Clerisei, des Premierpräsidenten mit dem ganzen Parlament, des Prévôt des marchands mit den Echevins und vieler tausend Menschen [1]).

Noch gesteigert wurde, wenn Steigerung möglich war, die freudige Erregung, als am 8. März spät Abends Ludwig von Wietersheim mit der übrigen Fahnenbeute eintraf [2]). Von Truchseß

---

und vom 3. (13.) März 1638. Ep. 916, 919, 922. Er unterstützte auch seinerseits die Bemühungen Degenfelds. S. seinen Brief an Camerarius vom 17. (27.) Febr. Ep. 917.

1) John an Bernhard d. d. Paris, 6. (16.) März 1638 (Weimar). Vgl. Grotius an Oxenstiern vom 10. (20.) März Ep. 926. Truchseß an Bernhard d. d. Paris, 12. (22.) März (Gotha), dessen Bericht natürlich von besonderer Wichtigkeit ist.

2) L. von Wietersheim an Bernhard d. d. Paris, 12. (22.) März 1638 (Gotha).

und Lützow begleitet, ritt er am folgenden Morgen zum Cardinal hinaus nach Ruel, um ihm einen Brief des Herzogs zu überreichen. Der Cardinal gab ihnen das Versprechen, daß er ihrem Herrn „in allem, was nur möglich sei, assistiren wolle“. Er ließ sie in seiner Kutsche nach St. Germain fahren und durch den ersten Capitän seiner Leibgarde zum König und zur Königin geleiten, denen gleichfalls Wietersheim Briefe von Bernhard zu überbringen hatte. Der König begierig, immer mehr über ihn zu erfahren, ließ sich den Schlachtplan geben, den er mit den Worten zurückbehielt, er wolle ihn publiciren lassen. Nach langer Unterredung entließ er ihn mit der Versicherung, dem Herzoge „in allem zu assistiren“; schon sei ein Infanteriecorps von 6000 Mann auf dem Marsche zu ihm; er hoffe, daß wenigstens 4000 Mann desselben zu ihm gelangen würden. Das schmidbergische, 1200 Mann starke Regiment sei dabei.

Auf königlichen Befehl wurden in festlichem Aufzuge Sonntag, 18. (28.) März die Trophäen von Rheinfelden aus dem Louvre in die Notredamekirche überführt[1]. Ganz Paris war auf den Beinen, dem Schauspiel beizuwohnen. Eine starke Flintensalve verkündigte, daß der Zug sich in Bewegung gesetzt habe. Seine Spitze bildeten die dreihundert Hatschiere der Stadt Paris in blauen, mit dem Stadtwappen bestickten Röcken und mit Hellebarden. Es folgte eine Compagnie Schweizergarde; dann, mit Trommlern und Pfeifern vorauf, hundert Mann Leibgarde des Königs mit den eroberten Fahnen und Standarten, die von königlichen Trabanten getragen wurden; unmittelbar hinter ihnen der Ceremonienmeister mit einigen Begleitern zu Pferde, ihm zur Rechten und Linken Truchseß und Wietersheim. Auch John und Meusnier schlossen sich dieser Gruppe an. Eine Compagnie Schweizergarde machte den Beschluß. Am

1) Darüber viele Berichte: von John und von Hoeufft an Bernhard vom 20. (30.) März; von Grotius an Oxenstiern vom 23. März (2. Apr.) Ep. 934. Eine genaue Schilderung auch in „Relationis historicae semestralis continuatio . . . Durch Sigismundi Latomi, alias Mäurers, Seel. Erben“, Frankf. a. M. 1638, S. 22 f.: „Triumph zu Paris über die erhaltene Victori bey Rheinfelden“. Danach Theatr. Europ. III, S. 933.

Kirchenportal erwartete der Erzbischof den Zug; der Ceremonienmeister übergab ihm die Fahnen, deren Träger nun in die weite Halle eintraten, durch die in vielstimmigem Gesang unter rauschender Begleitung von Pauken und Trompeten das Tedeum erklang. Während der Musik wurde jede Fahne vor dem Hochaltar dreimal geschwenkt.

Bernhards Leute, Wietersheim und Truchseß, John und Meusnier waren die Helden des Tages. Sie wurden zum Mittag im Louvre festlich bewirthet.

„Ich kann nicht genug schreiben — so faßt Wietersheim seine Eindrücke in seinem Bericht an den Herzog zusammen —, wie hoch sich jedermann allhier über dieses Glück freut."

Nicht nur auf die Stimmung, auch auf die Entschließungen der Franzosen übte der Sieg bei Rheinfelden seine Wirkung aus.

Truchseß hatte es, als er aus dem Hauptquartier abging, übernommen, in Paris nochmals auf die rasche Abfertigung wenigstens eines kleineren Hülfscorps zu dringen, wenn es denn einmal nicht möglich sei, seinem Herrn mit einer ganzen Armee zu Hülfe zu kommen. Er hatte die Bitte hinzuzufügen, daß Marschall Guebriant, von dem der Herzog, namentlich in Folge der Schilderungen Rohans, die vortheilhafteste Meinung hegte, dieses Corps führen möchte.

In Ruel entledigte sich Truchseß gleich nach seiner Ankunft seines Auftrages bei Richelieu, der ihn versicherte, daß sein König alles, was von Nutzen sei, thun werde. Er wolle, wenn der Herzog nur zwei Monate warten könne, den Herzog von Longueville mit einer Armee von 15,000 Mann schicken. Aber mit einer solchen Vertröstung auf die Zukunft, die doch den Bedürfnissen, den Gefahren des Moments nicht abhalf, begnügte der Gesandte sich nicht. Vielmehr wandte er sich direct an den König. Und der unermüdliche Hugo Grotius unterstützte seine Bemühungen, indem er in einer Audienz der ängstlichen Phantasie Seiner Majestät die schrecklichen Folgen ausmalte, die es gehabt haben würde, wenn die Weimaraner bei Rheinfelden besiegt worden wären; wie die Feinde in ihrem Hochmuth schon mit einer Wiederholung des Einfalls in Frankreich, ja mit einer Plünderung von

Paris geprahlt, und die französischen Landkarten auf den zum Einbruch geeignetsten Punkt hin studirt hätten. Er und auch Truchseß betonten die Nothwendigkeit sofortiger Hülfe, wenn anders der Herzog nicht sowohl alle gewonnenen Vortheile wieder verlieren, als vielmehr den mit Glück begonnenen Feldzug mit Erfolg fortsetzen solle[1]).

Und es gelang ihnen in der That, den König jetzt zu dem Versprechen der sofortigen Entsendung eines Infanteriecorps von mehreren tausend Mann unter Guebriants Führung zu bewegen. Unverweilt wurde dem Obersten Schmidberg dieser Entschluß eröffnet, ihm mitgetheilt, daß er sich mit seinem Regiment seinem Wunsche entsprechend an der Expedition betheiligen solle, und der Auftrag gegeben, da er das zu durchziehende Gebiet besser als ein anderer kenne, die Marschroute festzustellen.

Schon am 3. März erging der in den ehrendsten Ausdrücken abgefaßte neue Befehl des Königs an Guebriant[2]). Ausdrücklich hieß es in ihm, daß Herzog Bernhards Absicht, den Feldzug jenseit des Rheins zu führen, seine glücklich bewerkstelligte Ueberschreitung des Stromes, sein Sieg bei Rheinfelden ihn bestimmten, denselben nach besten Kräften zu unterstützen. Und da man ihm nicht schon jetzt eine ganze Armee zusenden könne, solle der Marschall sofort ein kleineres Corps zu ihm führen. Das Rendezvous seiner Mannschaft solle Toul sein, von wo sie über Luneville und Zabern an den Rhein gelangen könne. Zur Deckung seines Marsches möge er die nöthige Zahl von „Chevaulegers und Carabiniers" heranziehen. Herzog Bernhard solle er von der Zahl seiner Truppen, der Richtung seines Marsches, der Zeit seines Eintreffens Nachricht geben, damit derselbe ihm eine Eskorte entgegensenden und Vor-

1) Ueber diese Verhandlungen mit dem Könige berichtet Truchseß in seinem Schreiben an Bernhard vom 12. (22.) März, Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 10. (20.) März Ep. 926; vgl. seine Briefe von dems. Datum an Camerarius und Salvius Ep. 927 u. 928.

2) Ludwig XIII. an Guebriant d. d. St. Germain, 3. (13.) März 1638. Le Laboureur S. 47 f. Dazu Richelieu an Guebriant vom 7. (17.) März S. 51.

bereitungen zur Aufnahme und Verpflegung der Ankommenden treffen könne. Der Aufbruch habe sofort zu erfolgen, nicht erst nach der Ankunft des Herrn de la Mothe Houdancourt, der zu Guebriants Nachfolger auf dem burgundischen Kriegsschauplatz ernannt wurde. Ueber das Ziel des Marsches werde er wegen der allgemeinen Abneigung der französischen Truppen gegen den Herausmarsch an den Rhein absolutes Stillschweigen selbst gegen die Regimentscommandanten beobachten. Nur gegen den deutschen Obersten Schmidberg möge er sich äußern; denn der sei in den Plan eingeweiht. Sein Corps aber sollte aus den französischen Infanterieregimentern Vandy, Rebé, Sauvebeuf und Cargret, dem schmidbergischen Regiment und dem irländischen Regiment Sinot bestehen, zu denen noch 300 Mann elsässischer Truppen stoßen sollten. Im ganzen 5400 Mann nominal, von denen jedoch nur etwa 4000 Mann zur Stelle waren.

Größere Schwierigkeiten machte trotz der bestimmten Zusicherungen des Königs vom Januar die Erledigung der Finanzfrage.

Am 5. Februar (a. St.) wäre nach dem Vertrage der erste Zahlungstermin gewesen, an welchem der König nach seinem letzten Versprechen dem Herzoge, abgesehen von der Entschädigung für dessen außerordentliche Auslagen, die Summe von 600,000 Livres — d. h. den vierten Theil von 2,400,000 Livres — als regelmäßige Subsidienrate hätte aushändigen lassen müssen. Statt dessen war der ganze Februar verflossen, ohne daß die „Zahlungsordonnanz" erfolgte[1]). Hoeufft benutzte die gehobene Stimmung nach der Schlacht bei Rheinfelden, um das dringend nöthige Geld flüssig zu machen. Er war zu dem Zwecke den 11. März in Ruel, wo er mit de Noyers und Bullion verhandelte, die ihn mit der Versicherung zu beruhigen suchten, „daß alles bereits geschlossen sei". Jener fügte hinzu: er würde ihn, wenn er nicht nach St. Germain müsse, sofort expediren. Aber er solle dem Herzoge nur schreiben,

1) Hoeufft an Bernhard vom 12. (22.) März 1638 (Weimar), wie denn überhaupt in den Berichten von ihm und von John an den Herzog ein werthvolles Material für diese Finanzverhandlungen vorliegt.

daß er die Zahlungsanweisung („Ordonnanz") schon empfangen habe. Er gebe ihm sein Wort, daß er sie so gewiß erhalten werde, als wenn er sie schon in Händen hätte.

Auch Pater Joseph gab ihm die erwünschten Zusicherungen. Es solle nicht nur die am Februartermine fällige Summe bezahlt, sondern dem Herzoge auf sein Verlangen auch zu neuen Werbungen Geld geliefert werden. Und ebenso versprach Richelieu die nunmehrige Bezahlung „des abgelaufenen Termins".

In der That erhielt Hoeufft noch vor Mitte März die königliche Ordonnanz von de Noyers eingehändigt, und ein paar Tage darauf hatte er die von dem Finanzminister Bullion unterzeichneten Wechsel („Assignationen") in Händen. Es waren ihrer fünf, darunter drei größere, fällig am letzten April, letzten Mai und letzten Juni. Allein er sah sich nicht in der Lage, sie „auszufertigen"; denn einmal waren einige von ihnen, „obschon gut, doch zu lang", d. h. zu spät fällig; sodann aber und vornehmlich bezog sich die königliche Ordonnanz nicht auf das ganze mit dem 5. Februar ablaufende Quartal, sondern nur auf die Zeit vom 22. December (d. i. 1. Januar 1638 n. St.) bis zum Februartermin, rechnete also statt eines vollen nur ein halbes Quartal, d. h. statt 600,000 nur 300,000 Livres: wodurch also dem Herzoge „um ganzer sechs Wochen, so die Hälfte eines Termins und 100,000 Kronen betrifft, zu kurz geschehen" [1]).

Hoeufft eilte zu Bullion, der ihn mit Achselzucken an de Noyers verwies, welcher die Ordonnanz ausgefertigt habe. So begab er sich denn, von Meusnier begleitet, zu diesem und bat, sie zu ändern, damit der Herzog nicht aufgehalten werde. Aber da

---

1) Hoeufft an Bernhard d. d. Paris, (3.) 13. Apr. 1638 (Weimar). John an Bernhard von demselben Datum. Durchaus unrichtig sind die Angaben von Grotius an Oxenstiern und Camerarius vom 23. März (2. Apr.) Ep. 934 u. 935. Das richtige schreibt er erst 31. März (10. Apr.) Ep. 938: „De pecunia Duci debita detrahi partem satis inique dixit mihi Heufdius."

fuhr der Franzose erzürnt auf, warf ihm vor, „sie suchten nur Subtilitäten, wollten eine Désordre machen; sie desservirten den König, den Herzog und den Statum". Er behauptete, daß in „dem letzten Vertrage", der „Quittance" vom 7. April des vergangenen Jahres, die Zahlungen für das ganze „gemeine, laufende" Jahr 1637 unter Aufhebung der Termine des Octobervertrages normirt worden seien, so daß neue finanzielle Verpflichtungen seines Herrn erst mit dem ersten Tage des neuen Kalenderjahres begönnen[1]). Hoeufft suchte dagegen zu beweisen, daß es sich nicht um das laufende Jahr, sondern um „das Jahr der Tractaten" handle, wie denn in der „Quittance" durchaus auf die alten, mit dem 5. (15.) November beginnenden Termine Rücksicht genommen wäre und eine Terminsveränderung in den neuen Vereinbarungen ausdrücklich hätte hervorgehoben werden müssen. Aber „es wollte keine Raison noch Widerlegung helfen".

Andern Tages begab sich, wieder von Meusnier begleitet, Hoeufft, dem jene Aeußerungen von de Noyers „sehr zu Herzen gegangen waren", zum Pater Joseph, der von allen leitenden Persönlichkeiten am französischen Hofe stets das meiste Interesse für Herzog Bernhard an den Tag gelegt hatte, und bat ihn, seinen Einfluß geltend zu machen, daß die Verfügung redressirt würde. Schwerlich wird die Antwort Seiner Eminenz sehr tröstlich gelautet haben; denn Hoeufft verfügte sich nun endlich zu dem allmächtigen Cardinal selber, bei dem er, unerwünscht genug, den Minister de Noyers antraf. Wie er denn auch aus dem Gange des Gesprächs bald genug herausmerkte, daß Richelieu „von diesem schon eingenommen war". Hoeufft erklärte, nur wenn man ihm aus dem Wortlaut des Abkommens vom 7. April (der „Quittance") beweise, daß er etwas

1) Nämlich n. St.; also mit dem 22. Dec. 1637 a. St. Er meinte mithin, daß die Quartalsrechnung des Octobervertrages erst mit dem 1. Jan. 1638 (22. Dec. 1637) wieder in Kraft trete, folglich das erste Quartal 1638, das am 5. (15.) Febr. ende, nur ein halbes Quartal sei. Ueber diese ganze Differenz in betreff des oben S. 274 Anm. 1 mitgetheilten Wortlauts der „Quittance" verbreitet sich sehr ausführlich John an Bernhard d. d. Paris, 3. (13.) Apr. 1638 (Weimar).

Vertragswidriges verlange, wolle er nachgeben. Darauf bestand dieser unbequeme Vertreter von Bernhards Ansprüchen auch nach dieser Audienz, die resultatlos verlief, indem er an Bullion, de Noyers und Pater Joseph nochmals seine Ansicht schriftlich übermittelte. Und schließlich feierte seine Festigkeit den Triumph, daß de Noyers am 30. März jene Zahlungsordonnanz zurückzog mit dem Versprechen, sofort („gegen Abend") eine andere zu schicken. Allein eine halbe Woche verging, ehe der Minister sein Versprechen erfüllte [1]). Endlich erhielt er sie. Aber wie gründlich betrog sie alle Erwartungen des wackeren Agenten [2])! Statt daß nunmehr der richtige Anfangstermin des im Februar ablaufenden Quartals genannt wurde, war „gar kein Termin" angegeben, „sondern nur in gemein gesetzt, daß die Regierung die 600,000 Livres auf dasjenige, was man dem Herzoge zur Unterhaltung seiner Armee und seiner Person schuldig sei, geben wolle".

Hatten er und die andern Vertreter des Herzogs gehofft, daß die neue Ordonnanz „alle Streitigkeiten aufheben würde", so erkannten sie nun, daß die Franzosen „noch auf ihrer Meinung und spitzfindigen Auslegung beharrten". Natürlich, daß Hoeufft sich beklagte. Und als er, was denn freilich ebenso natürlich war, mit seinen Klagen nichts ausrichtete, entschloß er sich, die „generaliter gefaßte Ordonnanz gleichergestalt generaliter zu endossiren und auf ein interim, beides Theils Recht und Anforderung ungeschmälert, zu nehmen", bis daß der Herzog ihm neue Ordre oder jemanden anders zur Fortführung der Verhandlungen sende. Damit erreichte er es wenigstens, daß sofort Geld für den Herzog flüssig

1) John schließt seinen Bericht vom 3. (13.) Apr. mit der charakteristischen Bitte an den Herzog: „Ew. Frl. Gn. wollen gnädig geruhen, sich nicht merken zu lassen gegen die Herrn allhier, daß sie des vergangenen Handels sind verständigt worden, sonst möchte Mons. Hoeufft vollends verhaßt und vielleicht fernere gute Dienste Ew. Frl. Gn. zu leisten untüchtig gemacht werden, denn sie denken würden, er hätte es Ew. Frl. Gn. geschrieben."

2) John an Bernhard d. d. Paris, 11. (21.) Apr. 1638 (Weimar).

gemacht wurde. Er konnte ihm mittheilen, daß er drei Wochen nach Sicht 400,000 Livres auf Lyon ziehen könne. Für die restirenden 200,000 habe er „gute, gewisse Assignationes, aber etwas lang“.

Frühjahrsfeldzug.

Im Vertrauen auf die demnächst eintreffende Unterstützung von seiten Frankreichs hatte Bernhard den Feldzug von 1638 begonnen. Um auf seinen bisherigen Erfolgen weiter zu bauen, war eine Vermehrung seiner Streitkräfte dringend nöthig. Galt es doch nunmehr die Besitznahme des Hauptstützpunktes der Kaiserlichen am Rhein, der stärksten Festung an seinem Ufer, des wichtigsten Passes über ihn in weitem Umkreise, neben Straßburg des einzigen Ortes zwischen Mainz und Basel der eine feste Brücke besaß: des von ihnen stark besetzten Breisach; und deshalb zugleich die Verhinderung jedes feindlichen Versuches, die Festung zu entsetzen. Er mußte also, wenn anders er nicht durch Unthätigkeit all seine ersten glänzenden Erfolge aufs Spiel setzen wollte, seine kleine Armee für zwei ganz verschiedene Aufgaben theilen, von denen es sehr fraglich blieb, ob sie mit so geringer Truppenzahl ausführbar sein würden.

Auf das baldige Erscheinen Guebriants am Rhein hoffend, war er entschlossen, zu handeln. Er bestimmte den Generalmajor Taupadel mit dem Gros der Cavallerie [1]) für eine Expedition an die obere Donau, wo voraussichtlich der Feind neue Heeresmassen zum Schutze Breisachs und zur Vernichtung des weimarischen Corps zusammenziehen würde. Mit den übrigen Truppen wollte er selber den

1) Und zwar die Regimenter Nassau, Callenbach, Rosen, Putbus, Schön, Oberstlieutenant Rosen und Taupadel. Taupadel an Bernhard d. d. Rottweil, 23. März 1638; vgl. Schawelitzky an Bernhard d. d. Bahlingen, 23. März (Gotha). Bernhard an Quernheim d. d. Hauptquartier Beuggen, 16. März (Weimar).

Rhein hinabmarschiren, die noch in Feindes Hand befindlichen breisgau'schen Plätze occupiren, damit Breisach isoliren und, am Ufer haltend, das Erscheinen der Franzosen erwarten, um dann mit dem entscheidenden Unternehmen gegen die Festung zu beginnen. Den Obersten Forbus ließ er mit seinem Infanterieregiment als Commandanten in Rheinfelden zurück, mit der Weisung, zugleich auch die andern Waldstädte zu besetzen. Dem Major Sauerzapf wurde die Bewachung des Laufenburger Passes anvertraut. Mit dem Rest des Fußvolks — den Regimentern Hodiova, Hattstein, Schönbeck, Leßlie und Canowsky — und den canowsky'schen Reitern sowie mit den zwölfpfündigen Geschützen brach er am 16. März von Beuggen auf; er selbst mit dem hattstein'schen und canowsky'schen Regiment voran. Der Marsch ging an Basel vorbei, zunächst auf das feste Schloß Rötteln, das eine feindliche Garnison von 60 Mann besetzt hielt. Da der Commandant sich nicht gutwillig ergeben wollte, wurde der Platz in der Nacht vom 17. auf 18. März gestürmt.

Nachdem die drei andern Regimenter herangekommen waren, wurde vor das feste Neuenburg gerückt, das sich sofort ergab. Ein wichtiger Gewinn; denn hier konnte man eine durch die Wälle der Stadt wohlgeschützte Schiffbrücke über den Rhein schlagen und beherrschte die Wasserstraße zwischen Breisach und dem Bisthum Basel. Deshalb ließ Bernhard den Platz noch stärker befestigen und ernannte den Major Andreas Roland (Ruland) zum Commandanten.

Am 21. März ging es weiter gegen Freiburg, in dessen Nähe das Heer nach ein paar Tagen anlangte. Der Herzog nahm sein Quartier in dem Kloster Adelhausen (Adelhofen), indeß die Truppen vor Freiburg das Lager schlugen.

In der Stadt commandirte der kaiserliche Oberst Hans Werner Escher von Bunningen. Die Besatzung bestand aus 200 Mann, zu denen noch ein paar hundert Studenten und Schwarzwälder Bauern kamen. Da Escher eine erste Aufforderung, sich zu ergeben, rundweg ablehnte, ließ Bernhard alle drei Vorstädte sammt den in ihnen gelegenen Klöstern besetzen und mit den Approchen

gegen die Stadt beginnen. Vergebens suchte die Besatzung durch einen Ausfall an der Dreisamer Brücke (in der Nacht des 24. März) die Arbeiten zu stören: sie wurde mit Verlust zurückgetrieben. Dann nahm Bernhard, da er erkannte, daß die Stadt von der Adelhäuser Seite nicht anzugreifen sei, das Schloß Burckhalten ein und legte den größten Theil seiner Truppen nebst dem Geschütz in die Johannesvorstadt, ließ mehrere Batterien aufwerfen und eröffnete ein heftiges Bombardement gegen die Stadt. Bald war ein großer Eckthurm zusammengeschossen und Bresche gelegt. Die Truppen versuchten einen ersten Sturm, der aber abgeschlagen wurde.

Aus Sorge vor dem Erscheinen des Herzogs von Lothringen doppelt ungeduldig über den Aufenthalt, den er fand, drang Bernhard mit scharfen Worten nochmals (am 31. März) in den Commandanten, sich zu ergeben, worauf dieser umgehend antwortete, daß er, obschon man den gestrigen Angriff zurückgewiesen hätte, zur Verhütung größeren Unheils zu parlamentiren bereit sei, wenn während der Verhandlungen die Feindseligkeiten eingestellt würden. So kam es denn zu Accordsverhandlungen und am 1. April zum Accord [1]). Er bewilligte der Besatzung freien Abzug mit Sack und Pack, auch mit Ober- und Untergewehr, brennenden Lunten und klingendem Spiel. Die Munitions- und Proviantvorräthe sollten inventarisirt und ausgeliefert werden, doch jeder Soldat sich beim Abzug sein Bandelier füllen und sich mit ausreichenden Kugeln versehen dürfen. Die Stadt sollte mit Plünderung verschont, was in ihr der katholischen Confession anhing, unangefochten bleiben.

Der Accord aber wurde nicht in allen Punkten gehalten. Der Oberst ließ seinen abziehenden Truppen vier Fahnen voraufstragen, Pferde von Bürgern und aus den Klöstern mit Gewalt wegnehmen, etliche Stück Vieh mit hinausführen. Auch schaffte er die Ueberläufer, statt sie der Capitulation gemäß auszuliefern, in die Wagen versteckt mit aus der Stadt, oder ließ sie unter Verkleidung über die Mauer entweichen. Was denn zur Folge hatte, daß die

---

1) Gedruckt Relat. hist. Cont. 1638 S. 24 f.; Theatr. Europ. III, S. 934 f. Ein Entwurf in Gotha.

Weimaraner über die Abziehenden herfielen und es zu einer Schlägerei kam, die mit blutigen Köpfen endete und die bernhardischen Officiere nöthigte, gegen ihre eigenen Leute von der blanken Waffe Gebrauch zu machen[1]).

Oberst Canowsky wurde zum Gouverneur von Freiburg ernannt, dorthin das herzogliche Hauptquartier verlegt, den Truppen in den Vorstädten und in der Umgegend nun endlich Quartier angewiesen.

Für ein Unternehmen gegen Breisach war der Besitz Freiburgs unschätzbar; denn wie man mit Neuenburg den Zugang zu der Festung im Rheinthal beherrschte, so beherrschte man mit Freiburg den vom Gebirge her. Und so konnte der Herzog sie denn jetzt ernster ins Auge fassen. —

Während dieser Operation Bernhards am Rhein war Taupadel mit seiner Cavallerie in den Schwarzwald gezogen. Seine Aufgabe war, in Württemberg und Schwaben einzudringen, dem bei Rheinfelden geschlagenen Feinde die Communication mit dem Hinterlande zu zerstören, die Gegenden, in denen er sich sammeln konnte, zu occupiren und zu verhindern, daß neue Heeresmassen zum Schutze Breisachs über den Schwarzwald zum Rhein vordrängen. Am besten wäre es, so schrieb ihm der Herzog[2]), wenn er nicht direct auf den Feind ins Württembergische marschire, sondern sich weiter rechts, nach der Donau zu, in der Richtung auf Biberach halte, um den Schein zu erwecken, als gelte es eine Diversion „recta auf Baiern". Denn das würde den Gegner bestimmen, Württemberg zu verlassen.

Bei dem sah es traurig aus. Die Rheinfelder Niederlage hatte eine förmliche Panik hervorgerufen. Bis hinein nach Baiern, nach Oesterreich drang der Schrecken und die Bestürzung. „Jeder-

1) Vgl. darüber den Briefwechsel zwischen Reinach — der sich schon über die Verletzung des Rheinfelder Accords beschwert hatte — und Bernhard. Reinach an Bernhard d. d. Breisach, 16. (26.) März und 6. (16.) Apr. 1638 (Gotha). Darauf Bernhard, undatirtes Concept (Gotha), Theatr. Europ. III, S. 936, d. d. Hauptquartier Freiburg, 10. Apr.

2) Bernhard an Taupadel d. d. Kieluff, 19. März 1638 (Gotha).

mann will verzagen, fliehen und entlaufen, da man nicht weiß, wo hinaus der Feind den Kopf stecken wird; entweder ist die Furcht und Flucht blind, oder die Gefahr größer, als wir hier wissen; Gott helfe zum Frieden." So hieß es in einem Schreiben aus Augsburg [1]). Der Kurfürst von Baiern wisse in seiner Bestürzung „weder ein noch aus"; die „Furcht und Confusion" in seinem Lande sei größer selbst als vordem bei Gustaf Adolfs Einzug in Augsburg. In München wurde stark geschanzt. Man zitterte vor dem Erscheinen der Weimaraner [2]).

Die versprengten Reste der savellisch-werthischen Armee — nach einigen Quellen nur tausend Mann — hatten sich über den Schwarzwald hinüber gerettet und wurden vom Obersten Heinrich von Metternich und Generalcommissar Lerchenfeld gesammelt und in Tübingen zu einem neuen Corps formirt, zu dem sie, was in den Garnisonen an Truppen entbehrlich war, heranzogen. Aufs dringendste bat Metternich den Kurfürsten Maximilian und den Kaiser um schleunige Verstärkung [3]). Es erfolgten denn auch die nöthigen Weisungen. Feldmarschall Graf Götz erhielt vom Kaiser Befehl, den Kriegsschauplatz in Westphalen zu verlassen und mit all seinen Truppen heraufzukommen. Zum „Generalrendezvous" wurde das Siegesgefilde von Nördlingen bestimmt. Hierher führten General Wahl, Oberst Edelstädt, Oberst Truckmüller und andere hohe Officiere weitere Abtheilungen. Auch das im fränkischen Kreise befindliche Kriegsvolk erhielt Marschbefehl. Von Bacha kam das fürstenbergische Regiment heran. So fand sich um Nördlingen eine zahlreiche Armee zusammen [4]).

---

1) d. d. 1. (11.) März 1638 (Dresden).

2) Schreiben aus Augsburg vom 15. (25.) März (Gotha). Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 31. März (10.) Ep. 938. Aus aufgefangenen Briefen von Heilbronn an den Commandanten von Breisach ergebe sich: „multum trepidari ad Danubium usque".

3) Vgl. Metternich an den Kurfürsten von Mainz d. d. Tübingen, 24. Febr. (6. März) 1638. Theatr. Europ. III, S. 917.

4) Götz' Armee bestand nach der Copie eines vertrauten Schreibens aus Basel vom 10. (20.) Juni 1638 (Dresden), der Quelle des Theatr.

Acht Tage lang dauerte der beschwerliche Marsch Taupadels durch die Berge. Es gab auf ihm „nicht einen Leisten Brod oder Fourage für die Pferde". Am 22. März langte er endlich zu Rottweil am Neckar an. Aber auch hier Elend vollauf. „In die dritthalb Stunden weit kein Heu und Streu in den Dörfern," so daß die Pferde ganz herunterkamen. Um den Truppen wieder zu leben zu geben, führte er sie den Neckar hinab in die „Reichsstädte" Rottenburg, Horb, Ebingen, Sulz, Heigerloch, Schömberg und Rosenfeld und nahm sein Hauptquartier in Rottenburg. Indeß er von hier aus Tübingen besetzte und Stuttgart nahm, organisirte der ihm mitgegebene Generalcommissar Schawelitzky die Landesvertheidigung in Württemberg, dessen Einwohner die beste Gesinnung zeigten. Voller Hoffnung auf endliche Erlösung von den katholisch-kaiserlichen Waffen stellte sich eine bedeutende Anzahl württembergischer Städte „mit großer Freude" bei ihm ein[1]) und erbot sich trotz des elenden Zustandes zum Gehorsam und allen guten Diensten.

Schon von Rottweil aus hatte Taupadel (am 23. März) den Herzog dringend gebeten[2]), wenn es seinen sonstigen Plänen nicht widerstreite, mit seinen Truppen heranzukommen, sei es an die Donau, sei es an den Neckar; denn man habe dem Feinde nun bereits fünf Wochen Zeit gelassen, sich wieder zu sammeln. Von Rottenburg wiederholte er (am 5. April) nach Einnahme Stuttgarts diese Bitte in noch dringenderer Form. Er habe Bericht, daß das feindliche Heer schon bei Donauwörth, Nördlingen und Bopfingen stehe. Auch zu (Schwäbisch-) Hall seien etliche Truppen angelangt. Der

---

Europ. III, S. 955 (das jedoch abweicht), aus

10 Regimentern zu Roß und Fuß	4000 M.
4 „ „ „ „ „ von der Mosel . .	1500 „
Zerstreute Truppen von der Schlacht bei Rheinfelden	1000 „
Aus Garnisonen genommene Truppen	4000 „
Bairisch Volk, darunter Kürassiere	3000 „
	13,500 M.

1) Aufgeführt in Schawelitzky's Brief an Bernhard d. d. Bahlingen, 25. März 1638 (Gotha).

2) Bernhards Correspondenz mit Taupadel in des Herzogs Nachlaß (Gotha).

Feind ziehe sich also im Halbkreise um seine Stellungen zusammen. Daher erfordere es die äußerste Nothdurft, daß er erscheine. Ohnehin erwarte in Württemberg alles seine Ankunft mit höchstem Verlangen: er könne sich die allgemeine Sehnsucht nach seiner Person nicht vorstellen, aber auch die Furcht nicht, daß man das Land verlassen und dem Feinde preisgeben möchte. Allein Bernhard sah sich für den Moment nicht in der Lage, auf Taupadels Begehr einzugehen. Wie auch hätte er sich vor der Ankunft der Franzosen vom Rhein entfernen können? Hätte das doch nichts Geringeres bedeutet als Aufgeben des Flußthales und Verzicht auf den französischen Succurs, der sich, wenn er die Weimaraner nicht mehr zur Stelle fand, schwerlich auf das rechte Ufer hinübergewagt haben würde.

Die Franzosen aber kamen noch immer nicht. Und doch war der königliche Marschbefehl für Guebriant nun schon über vier Wochen alt. Die Schuld ihrer verzögerten Ankunft lag, wie es scheint, nicht bei dem Marschall, sondern bei dessen Mannschaft und deren Abneigung gegen die Ueberschreitung des Rheines und das Vordringen in Deutschland. Machten es doch, wie sich erzählt findet[1]), selbst diejenigen, die sich dazu bereit erklärten, von Vorausbezahlung des Soldes abhängig. Guebriant habe darüber an seine Regierung berichtet und 75,000 Livres erhalten, um sie unter die Truppen zu vertheilen, sobald sie den Rhein passirt hätten. Und so habe er sie denn endlich zum Aufbruche bewogen. Auf dem Marsche sei er mit größter Umsicht verfahren, habe seine Leute stets in geschlossenen Reihen marschiren lassen, um alles Debandiren zu verhindern. Im Quartier habe er sie in Scheunen eingeschlossen und die Schlüssel an sich genommen oder zuverlässigen Officieren anvertraut und, damit diese Art von Sclaverei weniger hart erscheine, für die Verabfolgung reichlicher Lebensmittel, die er zum Theil auf eigne Kosten beschaffte, gesorgt, so daß nur fünf Soldaten Gelegenheit zu echappiren

1) Le Laboureur S. 54 f. u. 57. Ludwig XIII. an Guebriant vom 3. (13.) Juni 1638. Lob wegen seines vorzüglich ausgeführten Marsches. Ebenda.

gefunden hätten, von denen drei, wieder eingefangen, andern zum Exempel aufs strengste bestraft worden wären.

Statt der ersehnten Franzosen näherte sich vielmehr der Herzog von Lothringen in Eilmärschen dem Rheine. Mit fünf Infanterieregimentern und drei Regimentern Croaten und mit großen Mengen von Lebensmitteln war er Ende März aus der Gegend von Mömpelgard aufgebrochen, um den Weimaranern entgegenzutreten und Breisach neu zu verproviantiren. Aus Ensisheim erhielt Bernhard die Nachricht, daß er am 1. April schon bei Thann vorübergezogen sei[1]). So näherte sich ihm also die Gefahr, die er vom Schwarzwald her erwartet hatte, vom Rheine. Und daher vollends durfte er nicht über das Gebirge hin zu Taupadel aufbrechen[2]). Vielmehr befahl er dem Generalmajor, „sich nicht zu weit hervorzuthun", sondern sich zur Rückkehr nach Laufenburg bereit zu halten. Sollten aber die Franzosen bald eintreffen, wollte er seinerseits „den Feind droben zu halten und noch einen guten Streich zu thun suchen".

Er eilte von Rheinfelden, wohin er sich nach neuntägigem Aufenthalte zu Freiburg begeben hatte, nach Laufenburg, wo er sich am 14. April befand. Und hier erschien endlich (am 17. April) Baron d'Oissonville mit der ersehnten Botschaft, daß am nächsten Tage die französische Infanterie in einer Stärke von 4500 Mann zu Neuenburg anlangen werde.

Als der Herzog über Rheinfelden und die Hüninger Schanze, hier wie dort fortificatorische Anordnungen treffend, am 22. April nach Neuenburg kam, fand er die Franzosen schon zur Stelle; freilich nicht in der angekündigten Stärke, sondern nur wenig über 3000 Mann. Hocherfreut begrüßte er den Marschall. Er soll ihn wiederholt umarmt und ihm gesagt haben[3]): er habe allen Grund, vom

1) De la Mothe de Puilly an Bernhard d. d. Ensisheim, 1. April 1638 (Gotha).

2) Bernhard an Taupadel 1) d. d. Freiburg, 2. Apr. 1638; 2) undatirt; 3) Rheinfelden, 12. Apr. (Gotha). Briefe, in denen er die gegen seinen Aufbruch sprechenden Gründe sehr detaillirt entwickelt.

3) Le Laboureur S. 56, cursiv, aber ohne Angabe der Quelle. Ich gebe den Inhalt der Rede mit allem Vorbehalt.

Glück das Beste zu hoffen, da der König seinen Wunsch erfüllt und gerade ihn mit dem Succurs entsandt habe; denn er sei der Einzige, der unmöglich scheinendes doch mit Leichtigkeit auszuführen vermöge. Und dann habe er sich mit Bewunderung über die große Leistung, sein Corps ohne irgend einen nennenswerthen Abgang und Verlust von der französischen Grenze bis an den Rhein geführt zu haben, geäußert. Nun konnte er es wagen, sich „droben" im Schwarzwalde mit Taupadel zu einem „guten Streich" gegen Götz zu vereinigen.

Taupadel hatte sich mit seinem kleinen Corps vor der feindlichen Uebermacht, die nunmehr bereits zu (Schwäbisch-) Gmünd stand, auf Schömberg und weiter auf Tuttlingen und Möhringen zurückziehen müssen. Es that also größte Eile noth, um zu verhindern, daß Götz durch den Schwarzwald zum Rhein hin durchbreche, Breisach erreiche, mit frischem Proviant versehe, die dortige Besatzung verstärke und die Verbindung mit dem Herzoge von Lothringen herstelle.

Bis auf die beiden canowsky'schen Regimenter (zu Pferde und zu Fuß), die in Freiburg blieben, um Breisach zu beobachten, berief der Herzog all seine Truppen von dort zu sich nach Neuenburg und formirte hier aus ihnen und den Franzosen ein neues Corps, mit dem er unverweilt aufbrach [1]). Am 26. April wurde Rötteln erreicht, am 28. Laufenburg und hier die nicht zur Besatzung der Waldstädte nöthigen Mannschaften des forbusischen Regiments herangezogen. Nach mehrtägiger Rast ging es am 1. Mai weiter über Waldshut und Thiengen, von da am 4. und 5. nach Engen in der Landschaft Stühlingen. Und nun wurde die Verbindung mit Taupadel, der von Tuttlingen herankam, hergestellt [2]).

Der Herzog erfuhr, daß der Feind, 16,000 Mann stark, aus

---

1) Weit besser als Grün behandelt das Armeejournal Bernhards Schwarzwaldexpedition, namentlich auch in betreff der Datirung, in der es im wesentlichen mit den Briefen übereinstimmt, während Grün ganz willkürlich ist.

2) Grotius an Oxenstiern vom 18. (28.) Mai, Ep. 962, giebt nach Müllers Briefen die Gesammtstärke des weimarischen Heeres ohne die Besatzungen auf 14,000 Mann an; vgl. Ep. 971.

der Gegend von Gmünd schon bis Balingen vorgerückt sei, hier Stellung genommen, seine Reiter bis Rottweil vorgeschoben habe und Detachements derselben sogar bis Donaueschingen streifen lasse. Es galt ihm offenbar, hier das Gebirge zu überschreiten. Deshalb wurde Taupadel mit einem Theil der Cavallerie gegen Donaueschingen vorgesandt, der aber den Feind, welcher sich schon wieder auf Rottweil zurückgezogen hatte, nicht mehr antraf[1]). Oberstlieutenant Rosen, der mit einer andern Reiterabtheilung bis nahe an Rottweil vorgedrungen war, stieß auf ihn, jagte ihm einige Croaten ab und trieb ihn auf Schömberg zurück. Langsameren Marsches folgte das Gros der Weimaraner, das, die Bagage in Fürstenberg zurücklassend, am 8. Mai bei Geisingen die Donau überschritt und „in geschlossener Bataille" weiter auf Rottweil rückte. Bernhard war voller Erwartung, jetzt auf den Feind zu stoßen. Er brannte auf eine Schlacht[2]).

Allein Götz, der schon einen zweiten Versuch machte, den Schwarzwald von Villingen aus in der Richtung auf Waldkirch zu überschreiten, gab, als er von der Annäherung der Weimaraner erfuhr, das Vorhaben, bei dem er von ihnen in der Flanke gefaßt zu werden fürchten mußte, auf und beschloß nun, auf weiten Umwegen durch das Kinzigthal, wo er vor ihnen sicher war, in die Rheinebene hinabzusteigen und dann den Rhein hinaufziehend Breisach zu erreichen.

Sobald Bernhard erkannte, daß es Götz gelungen sei, ihm auszuweichen, führte er (am 10. Mai) die Seinen wieder über die Donau nach Fürstenberg zurück und marschirte am nächsten Tage, die Bagage mit sich nehmend, weiter nach Blumberg. Hier trennte er sein Heer. Die Infanterieregimenter Schmidberg und Forbus,

1) Bernhard an Erlach vom 4. Mai 1638. Gonzenbach I, Urk. 18. Unmöglich kann dieser Brief aus Hohenstaufen datirt sein.

2) Bernhard an Erlach d. d. Camp de Geisingen, 9. (19.) Mai 1638. Gonzenbach I, Urk. 21. „Je persiste en mon dessein de chercher et poursuivre les ennemis etc." Der Brief Bernhards an Erlach d. d. au camp du Röteln, 16. (26.) Mai 1638, Gonzenbach I, Urk. 22, ist der Hauptbericht über diese Unternehmung.

das callenbach'sche, öhm'sche und württembergische Cavallerieregiment nebst der Artillerie und der Bagage hatten sich unter Führung des Obersten Oehm auf bequemem Wege durch das Wutachthal über Stühlingen auf die Waldstädte zu dirigiren, während er selber mit dem anderen Theil — sechs Regimentern zu Pferde und vier Brigaden zu Fuß — quer durch das Gebirge eilen wollte, um dem Feinde, der ihm am Neckar entgangen war, am Rheine zu begegnen.

Es war ein höchst mühseliger Marsch „durch unerhörte Gegend". Denn die Bauern hatten den Wald verhauen, die Wege zerstört, die Brückenstege abgeworfen. „Daher wir kümmerlich fortkamen". Die einsamen Wohnungen waren von Menschen verlassen; aber aus dem Hinterhalte brachen die Wäldler hervor, überfielen und massakrirten, was an Truppen sich aus den Colonnen entfernt hatte. Doch gelangte man trotz aller Beschwerlichkeiten und Gefahren über St. Blasien, Todtmoos und Schönau in das Wiesenthal und erreichte am 14. Mai Schopfheim, wo sich am nächsten Tage auch die anderen Mannschaften einfanden. Und hier nun wurde ihnen nach den Strapazen der letzten Wochen ein paar Tage Rast gegönnt. Der Herzog selbst nahm am 17. und 18. Mai in Rötteln und Brombach Quartier. Dann begab er sich (am 20. Mai) an der Spitze von drei Cavallerieregimentern nach Neuenburg, wo er die Brücke, die er über den Rhein zu schlagen befohlen hatte, schon vollendet und die von ihm angeordneten Vorbereitungen zur Zerstörung der Breisacher Brücke soweit vorgeschritten fand, daß er in einigen Tagen dieses Unternehmen ins Werk setzen zu können hoffte. Nach nur kurzem Aufenthalte wurde von Neuenburg wieder aufgebrochen; denn es galt, vor Breisach zu erscheinen, ehe der Feind zur Stelle war und die Festung mit Hülfe der unzuverlässigen Straßburger neu verproviantirte.

Zwar hatte Bernhard nicht aufgehört, sie zum treuen Ausharren bei der guten Sache zu ermahnen. Vollends jetzt, wo Zufuhren nach

Breisach nur noch stromaufwärts möglich waren, suchte er auf sie einzuwirken; aber sie zeigten jetzt so wenig guten Willen wie vordem. Schon im Februar hatten sie dem Obersten Quernheim, dem Commandanten von Benfeld, sein Gesuch um Lieferung von Pulver mit Berufung auf die ihnen vom Kaiser bewilligte Neutralität rund abgeschlagen[1]). Hingegen standen sie mit Götz in Verhandlung wegen Verschiffung von Feldfrüchten nach Breisach und gestatteten ihm unter gewissen Bedingungen für mehrere Schiffsladungen von Mainz freien Paß durch ihre Brücke. Quernheim hatte dafür eine große Viehheerde, die nach Straßburg getrieben wurde, angehalten und verweigerte deren Herausgabe, es sei denn, sie hätten zuvor kategorisch erklärt, daß sie, wenn nicht gut Freund sein, so doch neutral bleiben und so wenig den Kaiserlichen wie den Weimaranern freien Paß gestatten würden. Er sagte ihnen „teutsch heraus": daß er, wenn sie jetzt den Feind bei Breisach unterstützten und damit des Herzogs „Hauptdessein" erschwerten, „zum Ernst greifen und ihr Territorium bis an den Stadtgraben feindlich tractiren wolle". Ebenso deutlich bezeichnete Resident Mockel[2]) die Bewilligung des Passes für die Kaiserlichen als einen Act „öffentlicher Feindschaft", der „mit offener Hostilität gerochen werden müsse". Worauf denn die Straßburger sich voller Bestürzung zu rechtfertigen eilten[3]), so gut es eben gehen wollte. Sie hätten nicht gedacht, damit, daß sie dem Feinde den Paß verstatteten, „einen Menschen zu offendiren und gar die Aufkündigung aller Freund- und Nachbarschaft zu verursachen". Wäre doch von ihnen als Neutralen jeder der kämpfenden Parteien gelegentlich der Paß bewilligt worden. Und diesmal handle es sich ja weder um Truppentransport, noch um Getreideaufkauf in ihrer

1) Quernheim an Straßburg vom 15. Febr. 1638. Antwort Straßburgs vom 26. Febr.; Quernheim an Bernhard d. d. Benfeld, 28. Febr. u. 6. März. Bernhard an Quernheim d. d. Laufenburg, 15. Apr. (Gotha): „Uns kommt der Straßburger Procediren, indem sie uns nichts verabfolgen lassen wollen, sehr befremdlich vor. Müssen es aber bis zu seiner Zeit dahingestellt sein lassen."

2) Mockel an Straßburg d. d. Benfeld, 8. Mai 1638 (Gotha).

3) d. d. 9. Mai und ausführlicher 10. Mai (Gotha).

Stadt, sondern nur um den Transit von weitem herkommenden Kornes u. dgl. Mockel erwiederte[1]): ihre Darlegung lehre ihn, daß sie „das, was allen Evangelischen nach dem Herzen gräbt und nagt, favorisirt hätten". Er warne sie noch einmal, nichts zu thun, wodurch Breisach zum Schaden des ganzen Elsaß länger in Feindes Hand bleibe.

Auch der Herzog sandte ihnen, sobald er von ihrer Haltung unterrichtet war, ein paar sehr ernste Warnungsschreiben[2]). Er habe Breisach nun eine geraume Zeit cernirt gehalten und wolle nicht hoffen, „daß die Herren in etwas, woran er bereits Hand angelegt, darein griffen, sein Dessein hinderten, zu Liberir- und Proviantirung gedachtes Ortes hülfen, und sich also in die Parteien dem Feinde zum Besten mischten". Sie möchten bedenken, was für eine Gesinnung der Feind stets gegen sie gehegt habe, und daß er ihnen ohne den Sieg bei Rheinfelden bereits sein Joch aufgelegt haben würde.

Ob solche Mahnungen und Drohungen auf die ängstlichen Herzen der Straßburger von Wirkung waren, steht dahin. Jedenfalls blieben sie für den Moment der peinlichen Alternative, den Kaiserlichen ihr zu Wort halten oder es zu brechen, überhoben, da die Mainzer Kornschiffe zu langsam heraufkamen.

Götz war das Kinzigthal hinabgezogen und etwa zu derselben Zeit, als sich die Weimaraner zu Brombach befanden, bei Offen-

---

1) Mockels Replik d. d. Benfeld, 11. Mai 1638 (Gotha). Vgl. Mockel an Bernhard d. d. Benfeld, 23. Mai (Gotha). Ein Brief, der die Darlegung des ganzen Handels von Mockel und Quernheim mit Straßburg enthält. „Ich bekenne gern, daß wir darin (in dem Schriftwechsel mit den Straßburgern, die des Feindes propos favorisirten) gar teutsch, apert und ernstlich genug gegangen. Wenn aber die höchste Wichtigkeit der Sachen, das große periculum, so in mora zu sein dabei geschienen, und was Umstände dabei weiters mit sich gebracht, zumal betrachtet: so verhoffen wir . . . mit solchem Eifer nicht unrecht gethan zu haben." Grotius an Oxenstiern vom 2. (12.) Juni Ep. 974.

2) Bernhard an Straßburg d. d. Hauptquartier Oberschopfheim, 14. Mai 1638 (Gotha).

burg angelangt. Beide Gegner standen — der eine im Norden, der andere im Süden — gleichweit von Breisach entfernt. Damit gewann die ganze militärische Lage eine andere Gestalt. Der Entsatz Breisachs war zur Stelle, das linke Rheinufer vom Feinde unmittelbar bedroht, seine Verbindung mit Götz leicht herzustellen.

In der That ließ es der kaiserliche Feldherr sein erstes sein, Breisach neu zu verproviantiren. Er entsandte 200 Musketiere mit 500 Säcken Mehl, die von einer Croatenabtheilung begleitet am 19. Mai glücklich in der Festung anlangten. Die dünne canowsky'sche Postenkette war nicht im stande gewesen, ihnen den Zugang zu verwehren. Dann zog er sich bis in die Gegend von Drusenheim zurück; denn er war auch jetzt und hier am Rhein ebenso wenig begierig, sich mit Herzog Bernhard im offenen Felde zu messen, als vor kurzem an der oberen Donau.

Als Bernhard mit seinen Reitern am 22. Mai unter den Wällen von Breisach erschien, wurde er von einem lebhaften Feuer empfangen, welches ihm bewies, daß er zu spät gekommen sei. Niedergeschlagen ritt er nach Neuenburg zurück. Konnte er sich doch nicht verhehlen, daß die Aussichten, sich der Festung zu bemächtigen, seitdem sie neu versehen war und Götz im Rheinthale hielt, für ihn sehr viel trüber geworden, und daß er, wenn Frankreich ihn nicht ungesäumt nachdrücklicher als bisher unterstütze, schwerlich auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen habe. Und allzulange Erfahrung verbot es ihm, auf den Eifer der französischen Regierung zu hoffen [1].

Als (am 3. Juni), vom Herzoge von Longueville gesandt, dessen Generalprocureur, Herr von Favargier, zu ihm ins Hauptquartier kam, um sich nach seiner Lage zu erkundigen, nahm er daraus Anlaß, dem Herzoge durch einen eigenen Abgesandten vor-

---

1) Bernhard an Erlach d. d. au camp près de Brisach, 7. (17.) Juni 1638. Gonzenbach I, Urk. 27: „. . . je n'ay point assez de forces pour continuer mes bons desseins ni grande espérance de secours du côté de France, vu les longueurs, qui s'y trouvent en tous affaires."

zustellen, wie dringend nöthig es sei, daß er sofort Unterstützung erhalte, und ihn zu beschwören, wenn er Marschbefehl habe, mit dem Anzuge seiner ganzen Armee nicht zu säumen, um ihm dieses eine Mal sein Vorhaben ausführen zu helfen. Er wolle ihm dafür hernach auch bei seinen Unternehmungen Beistand leisten.

Auch an seinen Vertreter in Paris schrieb Bernhard wieder und wieder, bei Hof auf die Zahlung der rückständigen Gelder und auf die Absendung der longueville'schen Armee zu dringen. Zunächst jedenfalls war und blieb er, selbst wenn Frankreich gewillt war, seinem Drängen mit Eifer nachzukommen, auf sich allein angewiesen. Gleichwohl ließ er Breisach nicht aus den Augen.

Wieder zu Neuenburg angelangt, verfügte er über seine Truppen derart, daß Oberst Rosen mit seiner Cavallerie, Oberst Hattstein mit seiner Infanterie in den Waldstädten bleiben sollten, um sie gegen einen zu erwartenden Angriff zu schützen; denn er hatte Nachricht, daß sich ein feindliches Corps am Bodensee sammle und die katholischen Schweizer mit spanischem Gelde einige tausend Mann auf die Beine gebracht hätten[1]). Die Obersten Oehm und Graf von Nassau mußten mit ihren Regimentern auf der Neuenburger Schiffbrücke den Rhein überschreiten, um das jenseitige Ufer von den streifenden Rotten des Feindes, der schon fünf Reiterregimenter hatte hinübergehen lassen, die das Land in Contribution setzten, zu reinigen. Der übrigen Armee gab er den Befehl, aus dem Wiesenthal heranzukommen, und führte sie direct auf Breisach. Oberst Callenbach, der die Avantgarde befehligte, stieß auf ein Croatenpiket, das er bis unter die Wälle der Festung zurückjagte.

Ende Mai lagerten die Weimaraner vor Breisach. An eine vollständige Cernirung war bei ihrer geringen Truppenzahl und dem jeden Augenblick zu erwartenden Erscheinen des Feindes nicht zu

1) Armeejournal. Bernhard an Erlach d. d. au camp de Rötteln, 16. (26.) Mai 1638 u. 30. Mai (9. Juni). Gonzenbach I, Urk. 22 u. 25. Oberst Reinhold von Rosen datirt 1. u. 2. Juni aus Waldshut; Oberst Eustachius von Hattstein meldet an Bernhard d. d. Laufenburg, 30. Mai (Gotha), daß er mit den Truppen zu Laufenburg angelangt sei und stärker zu schanzen begonnen habe.

denken. Es mußte genügen, wenn man einige wichtige Vortheile gewann. Es gelang dem Generalmajor Taupadel, der die Unternehmungen leitete, indeß der Herzog sich nach Freiburg begab, ein paar Außenwerke zu nehmen und oberhalb der Festung, am Wehr, eine Schanze aufzuwerfen, dazu den Rheinarm, an welchem die durch ein Fort gedeckte, für die Stadt sehr wichtige Aumühle lag, abzudämmen, und damit den Angriff auf sie vorzubereiten. Wichtiger aber als alles das erschien es dem Herzoge jetzt, sein lange geplantes Unternehmen gegen die Breisacher Brücke ins Werk zu richten und damit die Communication der Festung mit dem linken Ufer zu zerstören.

Er hatte zu dem Zwecke schon vor Wochen Befehl zur Herrichtung von ein paar Brandschiffen gegeben, die freilich längere Zeit in Anspruch nahm, als er gerechnet hatte. Sobald sie fertiggestellt waren, begab er sich von Freiburg wieder zu den Truppen, um der Zerstörung der Brücke persönlich beizuwohnen. Allein der eine Brander strandete bei den vor der Brücke stehenden Eisböcken und wurde von den Batterien der Festung in Brand geschossen. Auch der andere that nicht die verhoffte Wirkung, sei es nun, daß er strandete, sei es, daß er, statt sich festzulegen, unter der Brücke hindurchfuhr.

In diesem Zeitpunkte brachte der Herzog in Erfahrung, daß der Feind aus der Drusenheimer Gegend wieder aufgebrochen und über Ottenburg marschirend schon bis Kenzingen gekommen sei, — wie ihm nicht zweifelhaft war, in der Absicht, Breisach von neuem mit Proviant zu versehen.

„Ich war willens[1]), dem Feinde eine Schlacht anzubieten, bevor er seine Absicht ausgeführt hätte. Aber als ich erfuhr, daß er sehr stark sei, nämlich 8000 Mann zu Pferde und noch mehr zu Fuß, glaubte ich, die Ehre der königlichen Waffen nicht ohne Grund aufs Spiel setzen zu sollen, in der Hoffnung, daß die längst erbetene, längst erwartete Hülfsarmee mir bald Mittel geben würde, den Feind zu schlagen. Hätte ich sie, als ich sie verlangte, erhalten, so

1) Bernhard an Erlach s. d. Gonzenbach I, Urk. 32[a].

würde sicher Breisach in einem Monat unser gewesen sein, wie sich aus den aufgefangenen Briefen ergiebt. Aber jetzt ist für mehr als sechs Wochen Getreide hineingebracht. Gleichwohl will ich auch jetzt noch, falls ich Succurs erhalte, sehen, daß die Festung uns nicht entgeht. Aber ob ich sie mit Gewalt angreifen werde, kann ich nicht eher sagen, als ich die Entschließungen des Hofes deutlicher erkenne."

Mit seinem kleinen Corps unter den Wällen von Breisach den anrückenden Feind zu erwarten, wagte er nicht. Vielmehr hob er am 8. Juni die Blokade auf und führte seine Infanterie bis nach Neuenburg zurück, während Taupadel mit der Cavallerie schon bei Heitersheim Halt machte, um den Feind „aus den vielen Pässen zwischen Kenzingen und Breisach in das platte Feld zu ziehen". Da wollte er sich dann stellen, denn Furcht kannte er auch angesichts dieses Gegners mitsammt seiner Uebermacht nicht.

Allein Götz, mochte er gleich prahlen, daß er den Herzog schon bald zwingen werde, seinen Weg wieder nach Frankreich zu nehmen [1]), dachte auch jetzt nicht daran, sich dem weimarischen Helden gegenüber den Zufällen einer offenen Feldschlacht auszusetzen. Ihm galt es nur, wiederum Lebensmittel in die Festung zu schaffen, in der sich bald der Mangel von neuem fühlbar machte, namentlich seit durch die Unvorsichtigkeit von ein paar Soldaten der Garnison ein Magazin, in dem viel Pulver und Proviant aufgespeichert lag, in die Luft geflogen war. Und wieder glückte es ihm. Er warf etliche hundert Wispel Korn in die Festung. Dann zog er abermals in großer Eile den Rhein hinab. „Da es dann wegen vielen Hinfallens sowohl Roß als Soldaten recht geheißen: wer reit', der reit'; wer liegt, der liegt."

Auf kaiserlicher Seite sah es überhaupt nicht eben zum besten aus. Fehlte es doch, seit man wieder am Rhein war, so sehr an Proviant, daß die geringen Quantitäten von Mehl

1) Johann Hoffmann an H. Wilhelm d. d. Straßburg, 4. (14.) Juni 1638 (Weimar). Auf seiner Reise zu Bernhard besuchte Hoffmann um Anfang Juni auch das götz'sche Hauptquartier zu Bruchsal.

und Korn, die man den Breisachern zugewandt hatte, den götzischen Truppen am Munde hatten abgespart werden müssen. Aus Württemberg und Schwaben konnte man, da die Ernte erst in vier Wochen begann, kein Getreide haben; den Rhein herauf kamen die Lebensmittel „sehr langsam und sparsam"; was an Vorräthen aus Oesterreich und Baiern auf der Donau verladen war, konnte nicht den weiten Weg über das von den Weimaranern durchstreifte Gebirge herangeholt werden. Daher denn „großer Hunger und Entlaufen der Truppen". Gefangene berichteten, daß nicht der vierte Theil von ihnen den Dienst verrichten könne. Und dazu rasch zunehmende Unzufriedenheit mit der ganzen, zaghaften Kriegführung von Götz, die so widerlich gegen seine Rodomontaden abstach[1]) und bei dem Vergleich mit Johann von Werth und seinem kecken Ungestüm so kläglich abfiel, „daß er ganz in Verachtung gerieth und aus seinem Commando ein Gelächter werden wollte". Das Murren im Lager wurde so laut und deutlich, daß er endlich durch öffentlichen Trommelschlag „bei Strafe Leib und Lebens verbot, weder in Gutem noch Bösem Jean de Werths zu gedenken".

Für Bernhard gab es in dem Feldzuge dieses Jahres, wie er selbst wiederholt dargelegt hat, zwei „Hauptdesseins": das eine die Einnahme der Festung Breisach; das andere die Vernichtung der feindlichen Armee in offener Feldschlacht. Wäre die ausreichende französische Verstärkung rechtzeitig zur Stelle gewesen, so würde er sich nicht auf den Versuch, die Breisacher Brücke zu zerstören, beschränkt, sondern sofort die reguläre Belagerung begonnen haben. Daß daran jetzt, wo der Feind zweimal Proviant in die Festung hineingebracht hatte, nicht mehr zu denken war, erklärte er selber auf das bestimmteste.

1) Hoffmann schreibt darüber: „etliche wollen nichts davon (von Götz' Prahlereien) halten, und gefällt ihnen nicht, daß man den Feind so geringe schätzt, der sich doch untersteht, den prinzipalsten Ort in Deutschland, an welchem J. Kaiserl. Mt. am meisten gelegen, zu attaquiren." Vgl. Bericht aus Freiburg vom 22. Juni 1638 (Armeejournal).

Die Belagerung würde jetzt so lange währen, „daß die Armee sich darüber consumiren müßte“. „Den Platz per force zu attaquiren, ist schon viel Zeit versäumt worden, indem die Extraordinarassistenz nicht fallen wollen, also daß für dieses Jahr fast scheinet die Zeit dazu verloren zu sein.“

Was lag da für ihn näher, als sich nun mit aller Energie gegen Götz zu wenden und ihn in vortheilhafter Stellung zur Schlacht zu zwingen?

Sofort auf die Nachricht, daß derselbe, nachdem er Breisach zweimal verproviantirt habe, über das Gebirge an die Donau zurückkehren und sich „seinem Brodkorb“ wieder näheren wolle, ließ er Taupadel mit seinen Reitern und einem Infanteriecommando aufbrechen, um ihn festzuhalten, bis die ganze weimarische Armee zur Stelle wäre. Bei Kenzingen in den Weinbergen stieß der Generalmajor auf 300 feindliche Musketiere, die, angegriffen, sich nach Mahlberg auf ihr Gros zurückzogen. Doch mußte er, da Roß und Reiter zu müde waren, die weitere Verfolgung aufgeben. Gleichzeitig führte Bernhard alle seine Mannschaften von Neuenburg auf Freiburg vor, wie es scheint, in der Hoffnung, um Rheinau und Wittenweier, wo es bereits im vergangenen Jahre zum Zusammenstoß gekommen war, mit den Götzischen zu schlagen, die auf ihrem Rückzuge endlich zu Ottenheim Halt gemacht hatten. Täglich sandte er von Freiburg aus „Parteien“ gegen den Feind; so am 17. Juni den Grafen von Nassau gegen Ettenheim, am 18. den Obersten Canowsky mit 600 Reitern und 150 Musketieren bis hart an des Feindes Lager; am 19. die Obersten Schönbeck und Hattstein mit 400 Mann und etlichen Minirern in den Schwarzwald, um für die Weimaraner den Paß auf Neustadt zu öffnen und dem Feinde, wenn er das Gebirge überschreiten wollte, „vorzubiegen“.

Allein Götz täuschte alle Erwartungen, indem er, den Schwarzwald, dessen Päſſe zum guten Theil von den Weimaranern beherrscht wurden, nicht mehr zu überschreiten wagend, sein hungerndes Heer am 27. Juni über den Rhein führte[1]).

1) Wie es nach dem Bericht von Mockel an Bernhard d. d. Benfeld,

Voll Besorgniß für die zahlreichen, von weimarischen und französischen Truppen besetzten elsässischen Plätze und die noch auf den Halmen stehende Ernte gab Bernhard unverweilt an Taupadel den Befehl, mit sieben Reiterregimentern bei Neuenburg gleichfalls den Rhein zu überschreiten und den Kaiserlichen zu folgen, von denen er voraussetzte, daß sie ihren Weg stromabwärts gegen Drusenheim nehmen würden. Er selbst wollte gleichzeitig mit einem Theile seiner Armee auf dem rechten Ufer hinabgehen.

Taupadel rückte dem Feinde bis in die Gegend von Benfeld nach, drang (am 29. Juni) ungesäumt gegen die von den Croaten besetzten, an der Ill und dem Scheerbach gelegenen Dörfer Sand und Kersfeld vor, hieb die Besatzungen zusammen, tödtete ihren Befehlshaber, den Obersten Corpus, und erbeutete etliche Standarten, viele Pferde, alle Bagage. Durch diesen kecken und glänzenden Reiterangriff[1]) wurde Götz' Absicht, zwischen der Ill und dem Scheerbach Posto zu fassen, vereitelt, er vielmehr gezwungen, sich über den Scheerbach bis nach Westhausen zurückzuziehen. Nach einem vergeblichen Versuch, sich dort in „volle Bataille" zu stellen, ging er, von den Weimaranern gedrängt, in der Richtung auf Straßburg weiter und weiter zurück, passirte die Breusch, brach die über sie führenden Stege ab und besetzte das Ufer, so gut es ihm möglich war, mit Dragonern und Musketieren und legte seine übrigen Truppen in die Dorfschaften Wolfsheim, Eckbolsheim und Schäffelsheim, nahe bei Straßburg; denn es galt ihm, dem Gegner die Communication mit diesem wichtigen Platze zu verlegen.

Taupadel folgte bis Geispolsheim, wo er seine Truppen am 2. Juli angesichts des Feindes Gefechtsaufstellung nehmen ließ.

---

15. Juni (Gotha) scheint, auf einer Schiffbrücke, die er „nahe dem Ort, wo E. Fl. Gn. dero Schiffbrücke verwichenes Jahr gehabt", schlagen ließ. Vgl. Hoffmann an H. Wilhelm d. d. Basel, 5. Juli (Weimar).

1) Quernheim an Bernhard d. d. Benfeld, 30. Juni (Gotha). Hoffmann an H. Wilhelm d. d. Basel, 5. Juli. Armeejournal. Grotius an Oxenstiern vom 11. (21.) Aug., Ep. 1014, erwähnt das Eintreffen der eroberten Feldzeichen in Paris. Theatr. Europ. III, S. 946, verwechselt diese Affaire mit einer früheren.

Der aber regte sich nicht in seiner sicheren Stellung. Der Plan einer Umgehung desselben von Molsheim und Dachstein her mußte aus Mangel an ausreichender Mannschaft aufgegeben werden [1]). Doch wurde in den nächsten Tagen die Gegend von einzelnen Pikets durchstreift, denen es gelang, mehrere feindliche Abtheilungen von dannen zu jagen oder aufzuheben. Und das wurde der Grund, daß Götz nun (am 4. Juli) in aller Stille auch von der Breusch aufbrach und bis hinter Straßburg in die Wanzenau zurückwich.

Noch immer schwammen ein paar für Breisach bestimmte Kornschiffe auf dem Rheine; eben die, um welche es vor mehreren Wochen zu schriftlichen Auseinandersetzungen zwischen Mockel, Quernheim und der Stadt Straßburg gekommen war. Sie hatten dann wirklich an der Straßburger Brücke angelegt, waren aber, als Taupadel seinen Vorstoß von Heitersheim machte, schleunigst wieder stromabwärts geführt und zu Stollhofen in Sicherheit gebracht worden. Wenn Götz von den Straßburgern jetzt, wo er gleichsam an ihrer Stadt vorüberflüchtete, den Durchpaß dieser Schiffe nach Breisach verlangte, so „wollten die Schiffsleute nicht dran, sondern verschworen sich, eher ihr Bürgerrecht zu quittiren und sämmtlich Herzog Bernhard zuzuziehen" [2]). Und der Straßburger Magistrat, der seine Haltung von der momentanen Lage abhängig machte, entschuldigte sich: „durch ihre Bürger die Früchte nach Breisach, als dem Ort, darum jetzt der Disputat zwischen beiden kriegenden Theilen sei, liefern zu lassen und also die Hände mit ins Werk zu schlagen, würde gegen das Gesetz der Neutralität laufen". Man wolle dem kaiserlichen General für die Schiffe den Paß durch die Brücke nicht verwehren; aber die Schiffsleute möge er anderwärts suchen. Freilich erschien den Straßburgern auch die Lage der weimarischen Armee noch nicht so glänzend, daß sie es wagten, sich offen und ganz auf Bernhards Seite zu schlagen. Vielmehr hatten sie auch auf die vom Residenten Mockel ihnen angesonnene Lieferung von ein paar tausend Laib Brod für die weimarischen Truppen nur die vorsichtige

1) Mockel an Bernhard d. d. Benfeld, 2. Juli 1638 (Gotha).

2) Mockel an Bernhard d. d. Benfeld, 6. Juli (Gotha).

Antwort der „Neutralisten“: „Sie gönnten ihnen gern noch ein mehreres; aber weil den Kaiserlichen bisher noch viel geringere Sachen abgeschlagen worden, bäten sie, darin als einem Werk, so der Neutralität ebenfalls entgegen, nicht weiter in sie zu setzen. In allem übrigen wollten sie gern allen guten Willen erweisen.“ —

Gleichzeitig mit der Expedition seines Generalmajors auf dem linken Rheinufer, war auf dem rechten der Herzog am 28. Juni mit drei Regimentern zu Pferde und 600 Musketieren nebst etlichen Schiffen, die auf Wagen mitgeführt wurden, von Neuenburg aufgebrochen und an Breisach vorübergezogen. Von Freiburg her stieß Belagerungsmaterial zu dem Corps. Auf schlechten, vom Regen aufgeweichten Wegen ging der Marsch über Langendenzlingen, Emmendingen und Friesenheim, wo die Truppen am 5. Juli eintrafen, in Eilmärschen geradeswegs auf Offenburg. Denn es galt, sich dieses wichtigen Schlüssels zum Kinzigthal zu bemächtigen und damit dem Feinde, wenn er über den Rhein zurückkehre, seine Hauptcommunicationslinie mit der oberen Donau zu sperren.

Während die Truppen sich in einem nahe an der Stadt gelegenen Walde still hielten, sandte der Herzog, der in Erfahrung gebracht hatte[1]), daß ein paar feindliche Regimenter hart bei der Stadt lägen, diese selber aber nicht besonders stark besetzt sei, und daß weder der Gouverneur (Oberst von Schaumburg) noch sonst ein Mensch in ihr die Nähe der Weimaraner ahne, einen Corporal und vier Reiter mit rothen Feldzeichen voraus und gleich hintendrein einen Lieutenant mit zwanzig Pferden. Und zwar mit der Weisung, sich zu stellen, als wären sie kaiserlich und kämen von der Truppe zurück, die neulich den Proviant nach Breisach convoyirt habe.

Allein die ungestüme Ungeduld der rosen'schen Reiter verdarb die ganze List. Denn schon waren jene für sie ausgewählten Mannschaften glücklich durch den ersten Schlagbaum gekommen, als der Schweinhirt von Offenburg ein weimarisches Cavallerieregiment an-

1) Und zwar von dem damals sich in Offenburg aufhaltenden Stallmeister der Gräfin von Fürstenberg, den man fing. Die ganze Expedition erzählt Grün als Betheiligter.

sprengen sah und nun sofort „Lärmen machte und mit den Schweinen der Stadt zujagte", über deren Zugbrücke der Corporal bereits, sein rothes Fähnlein schwenkend, einritt. Der Posten, der die Brücke nun aufziehen wollte, wurde von ihm erschossen, hingegen traf ihn eine feindliche Kugel. Von diesen Schüssen wurde es in der Stadt lebendig: die Musketiere eilten auf die Mauer und gaben Feuer heraus, das die Weimaraner zur Umkehr zwang.

Dafür sandte Bernhard nun den Obersten Canowsky mit seinen Truppen gegen die draußen haltenden Regimenter, die von ihm mit großem Verlust weit — bis nach Lichtenau — zurückgetrieben wurden. Als der Oberst in der Nacht von der Verfolgung zurückkehrte, wurde alles zum Sturm auf die Stadt angeordnet. Ein paar Musketierabtheilungen gingen mit Sturmleitern und Petarden der übrigen Infanterie voraus. Einen Mühlbach, dessen Wasser ihnen bis an die Achseln reichte, durchschreitend, eilten sie fort, kamen an das Bollwerk, in den Zwinger, legten die Leitern an, erstiegen die Mauer. Aber inzwischen war es Tag geworden, und der Feind hatte rasch die Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen. So warf er sie denn von der Mauer hinunter und begann mit seinen Kanonen auf sie zu spielen, daß sie von Glück sagen konnten, als sie in leidlicher Ordnung bei den ihrigen wieder anlangten.

Nachdem auch dieser zweite Versuch auf Offenburg gescheitert war, führte Bernhard die Seinen wieder zurück, nahm unterwegs das nur von acht Mann besetzte Mahlberg und forderte Kenzingen, jedoch vergebens, zur Uebergabe auf. In Mahlberg ließ er eine Besatzung, vor Kenzingen ein Beobachtungscorps. Mit den übrigen Truppen traf er am 8. oder 9. Juli in Freiburg ein.

Schon vor seinem Aufbruch nach Offenburg hatte er Taupadel zurückgerufen[1]). Denn wenn der Feind erfahre, daß er nicht mehr als sieben Regimenter sich gegenüber habe, würde er sich zu revanchiren suchen und dann sich leicht ein Unglück zutragen, „welches die bisher schön geführte Action sehr verdunkeln könnte".

Nach Freiburg zurückgekehrt, wiederholte er den Befehl[2]),

1) Bernhard an Taupadel d. d. Freiburg, 4. Juli 1638 (Gotha).

2) Bernhard an Taupadel d. d. Freiburg, 9 Juli (Gotha).

und zwar nun deshalb, weil Götz, der sich, zaghaft und ängstlich wie immer, Taupadel gegenüber im Elsaß nicht zu halten wagte und fürchtete, daß drüben der Herzog seine Abwesenheit benutzen möchte, um sich Breisachs oder Offenburgs zu bemächtigen, wieder auf das rechte Rheinufer zurückgekehrt war [1]) und zu Gengenbach an der Kinzig Stellung genommen hatte. Es galt, sich, nachdem der Anschlag auf Offenburg mißglückt war und dem Feinde somit das Kinzigthal offen stand, aller andern Schwarzwaldpässe zu bemächtigen, um ihm den Uebergang über das Gebirge weiter oben zu verlegen.

Deshalb ließ Bernhard es nach seiner Ankunft in Freiburg sein erstes sein, die drei Cavallerieregimenter, die an der Offenburger Expedition Theil genommen hatten, das Elzthal hinaufzuschicken, um bei Waldkirch, dem beherrschenden Punkte desselben, „eher als der wieder übermarschierende Feind einen Posto zu fassen". Die taupadel'sche Reiterei sandte er sofort nach ihrer Ankunft desselben Weges [2]). Von Waldkirch drang Taupadel dann noch höher ins Gebirge vor: nach Bleybach, wo das Thal der wilden Gutach in das der Elz mündet. Streifende Trupps, die er häufig von hier entsandte, stießen in den Schluchten wiederholt auf Croatenabtheilungen und warfen sie zurück. Canowsky durchstreifte zugleich den mittleren Theil des Schwarzwaldes bis hinüber nach Villingen. Und weiter oben drangen vom Hohentwiel aus wiederhold'sche Scharen in das Gebirge.

So zog der Herzog fast über den ganzen Schwarzwald eine Postenkette, die jeden Versuch des Feindes, das Gebirge zu überschreiten, vereitelt haben würde. Was ihn aber zu diesen Anordnungen veranlaßt hatte, war die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der längst ersehnten Franzosen.

1) „Ueber die Schiffbrücke", also wohl bei Drusenheim. Die Motive der Rückkehr entwickelt Götz sehr eingehend in seinem Schreiben an den Kaiser d. d. Gengenbach, 12. (22.) Juli (Dresden).

2) Am 14. Juli brach Taupadel auf. Am 16., 18., 23. Juli datirt er aus Bleybach.

Erlachs Sendung.

Die in den ersten Monaten des Jahres 1638 in Paris geführten Verhandlungen in betreff der Unterstützung mit Truppen und Geld waren weit hinter den von Bernhard gehegten Erwartungen zurückgeblieben, so daß er sich immer von neuem an der Ausführung seiner Pläne gehindert sah: weder war Breisach erobert noch Götz geschlagen.

Unter dem Eindruck der glänzenden Eröffnung des Feldzuges hatte der alte Rehlinger dem Herzoge gerathen, in Paris „das Eisen zu schmieden, weil es warm sei; denn die feurigen Herzen an selben Orten erlöschen oft bald“ [1]). Und dieser war nicht gewillt, sich mit den halben Entschlüssen und spärlichen Bewilligungen Frankreichs zu begnügen. In dem Schweizer Obersten Erlach, mit dem er im vergangenen Jahr alte Beziehungen neu angeknüpft hatte, die dann sehr rasch einen intimeren Charakter annahmen und sich bis zu dem unbedingten Vertrauen der Freundschaft steigerten, glaubte er den rechten Mann gefunden zu haben, seine Interessen bei Ludwig XIII. und Richelieu mit Nachdruck und Erfolg zu vertreten.

Hans Ludwig von Erlach [2]), ein geborner Berner aus angesehenem evangelischen Geschlecht, um neun Jahre älter als der Herzog (geboren im October 1595), hatte, wie so viele seines Standes, eine sehr bewegte Vergangenheit. Von früher Jugend an hatte er sich auf den europäischen Kriegstheatern getummelt: in Italien und Deutschland, in Böhmen und Ungarn, in den Niederlanden und Livland; überall im Dienste der Feinde des Hauses Habsburg, mochten es nun jene deutschen Condottieren sein, welche der ersten Epoche des dreißigjährigen Kriegs ihren Charakter gaben,

---

1) Rehlinger an Bernhard d. d. Bern, 16. März 1638 (Weimar).

2) Vgl. für die Vorgeschichte Erlachs Gonzenbachs ausführliche Darstellung.

oder der königliche Held aus Schweden. Vor Gradiska hatte er sich (1617) die Sporen verdient; in der Schlacht am Weißen Berge war er verwundet und gefangen worden; losgekauft, bei der Belagerung von Neuhäusel in Oberungarn (1621) wieder verwundet und gefangen. Auch an der unglücklichen Schlacht bei Höchst hatte er theil genommen und bei Fleurus mit Auszeichnung gegen die Spanier gefochten. In der Schlacht bei Stadtlohn war er zum dritten Mal in Gefangenschaft gerathen. Nachdem er sich ranzionirt hatte, war er zu Gustaf Adolf gegangen, unter dem er rasch avancirte: zum stellvertretenden Commandanten des königlichen Leibregiments, dann, im polnischen Feldzuge von 1625, gar zum Generalquartiermeister.

Mit dieser Campagne beschloß er fürerst seine militärische Laufbahn. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück und widmete den Reichthum seiner angeborenen Begabung und seiner gewonnenen Erfahrungen ihrem Dienst. Er wurde Mitglied des Berner Raths und Oberster und ließ sich auch wiederholt zu diplomatischen Missionen nach Frankreich verwenden. Die Eindrücke, die er dort empfing, waren nicht eben dazu angethan, Sympathien für die Franzosen in ihm zu erwecken. Schon bei seiner ersten Sendung lernte er sie als schwierig in Geldsachen kennen. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Paris, bei dem es sich darum handelte, die evangelischen Städte der Schweiz der Hülfe Frankreichs gegen die katholischen Orte zu versichern, sah er sich fünf volle Monate hingehalten, ohne doch schließlich etwas zu erreichen. Ein schon früher ihm gemachtes glänzendes Anerbieten zum Eintritt in den französischen Dienst hat er deshalb rund ausgeschlagen.

Aber auch in Gustaf Adolfs Hauptquartier fand er sich während dessen deutscher Expedition zu wiederholten Malen ein. Und auch der bemühte sich vergebens, ihn von neuem in seinen Dienst zu ziehen. Als er zum zweiten Mal im Frühjahr 1632 mit einer Sendung zu ihm betraut war, schloß er sich an Herzog Bernhard bei seinem Zuge ins Algäu an; und das war die Anknüpfung ihrer persönlichen Bekanntschaft. Sie wurde im Sommer 1637 erneuert, als Erlach den Herzog im Lager von Lüders aufsuchte. Er schrieb

dann an seine Regierung[1]): „Ich will verhoffen, Euer Gnaden werden die Correspondenz, so ich mit Ihrer Fürstlichen Gnaden zu Sachsen Weimar habe, zu keinem Verdruß aufnehmen, dieselbigen versichernd, daß solches vielmehr zu dero Ruhe und Wohlstand als zu Ungelegenheit angesehen, und ich meines Theils mein Gemüth und Herz noch niemalen von den Teutschen Evangelischen hab abziehen können. Hieneben verobligirt mich auch sonderlich die lange Kundschaft, so ich von den hohen fürtrefflichen Tugenden, Gottesfurcht und Redlichkeit dieses Herrn habe, der unter allen Fürsten, so ich kenn', leuchtet wie der Mond unter den Sternen, also, daß ich nit zweifle, Gott werde etwas Großes durch ihn ausrichten. Nebendem, daß ich vordem vielfältige hohe Gnaden und Gutthaten von dem Haus Weimar empfangen habe, daher ich mich noch allezeit verbunden befinde".

Seiner Gesinnung nach war er streng evangelisch und antihabsburgisch und redete daher auf der eidgenösischen Conferenz im März 1634, wenn auch nicht dem Eintritt der Schweiz in den Heilbronner Bund, so doch ihrem engeren Anschluß an Schweden das Wort.

So kam es, daß ihn die Haltung der katholischen Cantone gegenüber den Interessen der evangelischen Partei Deutschlands und, seit es eine solche nicht mehr gab, gegenüber Herzog Bernhard mit Widerwillen erfüllte, aber ebenso, daß ihm die Haltung seiner evangelischen Landsleute und auch Berns vielfach zu lau erschien. Was an ihm lag, that er, um diese zur Unterstützung der weimarischen Waffen durch Zufuhr von Proviant und Munition zu bewegen und sie abzuhalten, sich der habsburgisirenden „Quasineutralität" der „papistischen Orte" anzuschließen. Und da er offen mit der Sprache herausging, schonungslos auf die Vergünstigungen der Kaiserlichen von seiten der katholischen Schweizer hinwies, es unumwunden tadelte, daß man durch solche Parteinahme das Vaterland ins Verderben stürze, und über die Gesandten von Schwyz und Luzern als „aufgeblasene und voll Wind steckende Personen"

1) d. d. Basel, 30. Juli 1637. Gonzenbach I, Urk. 4.

schmähte, vor denen man sich wohl hüten müsse, weil sie nur Unruhe zu erregen und die Eidgenossen zur Partei zu machen suchten [1]) —, so blieb es nicht aus, daß er sich den Katholischen verhaßt machte und auch den Evangelischen, die alle Extreme zu vermeiden und unter der höchst defecten Flagge der österreichischen Erbeinigung in dem stillen Hafen der Neutralität vor Anker zu gehen wünschten, bald äußerst unbequem erschien.

Auf die Dauer waren diese einander zuwiderlaufenden Beziehungen zu Herzog Bernhard und zu dem Heimathlande nicht zu vereinigen. Ein Berner Staatsdiener durfte sich nicht auf den Parteigänger Weimars hinausspielen. Erlach aber zog es vor, sich diesem offen und ganz anzuschließen, statt fortwährend seiner Gesinnung einen Zügel anzulegen und sich zu einem Repräsentanten der Zaghaftigkeit, wie sie an der Aare herrschte, zu machen. Kurz entschlossen, begab er sich Mitte Februar 1638 zum Herzoge nach Beuggen. Gleich am Tage nach seiner Ankunft wurde er in der ersten Schlacht bei Rheinfelden gefangen. Und als er dann mit der Einnahme Rheinfeldens seine Freiheit wiedergewann, war es das erste, was er, auf sein Schloß Castelen heimgekehrt, that, daß er (am 28. März) bei der Berner Regierung um seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachsuchte, die ihm dann freilich nicht gewährt wurde. Aber als bald hernach — Mitte April — die eidgenössische Tagsatzung, durch ein schroffes Schreiben des kaiserlichen Gesandten Schwarzenberg geschreckt, einmüthig erklärte, man wolle treulich an der Erbeinigung halten, erneuerte er (am 21. April) sein Gesuch. Und nun wurde es ihm nach acht Tagen bewilligt. Sein Austritt aus dem Berner Staatsdienste bedeutete den Eintritt in den des Herzogs, den er ihm schon früher versprochen hatte.

Bernhard ernannte ihn zu seinem „Generalmajor von der Armee" und entwarf eigenhändig die sehr detaillirte Instruction für

1) „Mit Evangelischen will ich gern laboriren helfen, mit diesen Leuten aber kann ich nit", schließt er seinen Bericht über die vierörtliche Conferenz in Basel, Sommer 1637. Gonzenbach I, S. 45.

ihn [1]). Sein Debut in seiner neuen Stellung aber sollte er nicht als Soldat, sondern als Diplomat machen.

Soeben waren die guebriant'schen Truppen zu Neuenburg eingetroffen. Wir wissen bereits, wie wenig ihre Zahl den Erwartungen des Herzogs entsprach. Sein Unmuth wurde dadurch gesteigert, daß an französischem Gelde bisher so gut wie nichts eingelaufen war. Was hätte sich ausrichten lassen, wenn beides rascher und reichlicher zur Stelle gewesen wäre! Alle Möglichkeit weiterer Erfolge, ja selbst die Möglichkeit der Behauptung des bisher so glorreich Errungenen hing davon ab, daß Frankreich ohne längeres Säumen mit volleren Händen zur Fortsetzung des deutschen Krieges beisteuerte. Das zu erwirken, sollte der Generalmajor nach Paris gehen; denn der getreue Ponikau, dem sonst wohl diese Aufgabe zugefallen wäre, war im vergangenen Sommer gestorben. Kein Zweifel, daß der Herzog ihn in den kurzen Tagen ihres Beisammenseins über sein Verhältniß zu Frankreich aufklärte und ihn auch in die geheimen Artikel seines Vertrages einweihte. Als er dann zu seiner Schwarzwaldexpedition aufbrach, übergab er ihm die schriftlichen Weisungen für seine Pariser Mission [2]).

---

1) Gonzenbach I, Urk. 17. Taupadel war Generalmajor von der Cavallerie.

2) Undatirtes Memorial für Erlach bei Gonzenbach I, Urk. 19. Ein ausführlicher Entwurf der Instruction in Weimar; in kurzer Kanzleiausfertigung bei Gonzenbach I, Urk. 20. Alle diese Actenstücke stammen aus den ersten Tagen des Mai 1638. Der Entwurf erst macht mehrfach die kurze Ausfertigung der Instruction verständlich. Er darf um so mehr der Darstellung zu grunde gelegt werden, als zweifelsohne der Inhalt der Mission zwischen dem Herzoge und dem Generalmajor mündlich durchgesprochen wurde. Die Beweisgründe dafür, daß derselbe ihm auch die geheimen Vertragsartikel vorgezeigt habe, führe ich nicht im einzelnen auf. Die auf die erlach'sche Mission bezüglichen Acten hat Gonzenbach sehr vollständig publicirt. Die Datirung, bald nach doppeltem, bald nur nach altem oder neuem Stil, bald fehlend, macht Schwierigkeit. Genaue Prüfung wird nicht selten zu anderen Resultaten als denen des verdienten Biographen Erlachs führen, namentlich auch mit Rücksicht auf die Zeit, während deren die Briefe unterwegs waren.

Er sollte dem Könige erklären, daß der Herzog den Krieg, den er dem Wunsch und Willen desselben entsprechend auf das rechte Rheinufer verlegt habe, nicht mit Erfolg fortsetzen könne, wenn er nicht in ausreichender Weise mit Truppen und Geld unterstützt werde. Was das Geld betreffe, so sei bisher nicht mehr als die Summe von 150,000 Livres — d. h. nur die Hälfte der nach der „Quittance" im letzten November fällig gewordenen Rate — in seine Hände gelangt. Auch von seinen specificirten außerordentlichen Ausgaben habe er bisher nicht mehr erhalten als durch Baron d'Oissonville eine Abschlagszahlung von 150,000 Livres. Erlach sollte deshalb auf Aushändigung der bei beiden Posten restirenden Summen dringen und ebenso auf baare Zahlung des am Maitermin fälligen Geldes (also der 600,000 Livres für das zweite Quartal 1638); denn die weimarische Armee stehe nun schon vier Monate lang in schwerer Action vor dem Feinde. Aber auch einer größeren Heeresmacht bedürfe der Herzog zur Ausführung seiner Pläne. Und deshalb sollte Erlach verlangen, daß ihm außer dem guebriant'schen Succurs nun endlich das auf seine Bitte bereits in Aussicht gestellte Corps von 8000 Mann zugesandt und seinem Befehl untergeben werde.

So die eine, und zwar die wichtigere Seite seines Auftrages. „Les deux points plus pressés."

Die andere betraf Bernhards „Privatgeschäfte". Erlach sollte dahin arbeiten, daß dem Octobervertrage entsprechend dem Herzoge sämmtliche im Elsaß liegenden Plätze eingeräumt und ihm zur Hebung des Landes der durch Feuquières in Aussicht gestellte Geldzuschuß auf mehrere Jahre bewilligt werde, sowie daß ihm als Entschädigung für die an eignem Land und Leuten dargebrachten Opfer die versprochenen Domänen „als ein Attachement" überlassen würden.

Dieser Instruction folgten dann, nachdem Erlach sich auf die Reise begeben hatte, mehrere Briefe Bernhards, welche Wiederholungen jener Aufträge, auch wohl Ergänzungen zu ihnen enthielten[1]).

1) Briefe Bernhards an Erlach d. d. Rötteln, 16. Mai, Camp de Neuenburg, 23. Mai, 30. Mai 1638. Gonzenbach I, Urk. 22, 23, 25.

Namentlich wurde er nochmals ermahnt, dahin zu wirken, daß nicht der Herzog von Longueville an der Spitze seiner Armee zu der weimarischen stoße; denn nicht um ein Zusammenwirken mit einer selbstständig geführten, besonderen französischen Armee war es Bernhard zu thun, sondern nur um eine Verstärkung durch ein Hülfscorps, das unter seinen Befehl gestellt würde. Wußte er doch aus genugsamer Erfahrung, daß ein solches „Cooperiren“ für ihn nichts anderes als sich subordiniren heiße. Und außerdem: an seinem Namen allein sollte der Ruhm der Eroberung Breisachs haften; er wollte die von ihm selber eroberte Festung besetzen und besitzen.

Erlach reiste über Genf, von wo er am Pfingstmontag (14. Mai) in Begleitung des schwedischen Staatssecretärs Müller aufbrach. Am Mittwoch Vormittag langten sie in Lyon an. Nach etwa achttägiger Reise waren sie am Ziel. Erlach ließ es sein Erstes sein, Hoeufft aufzusuchen, an den ihn wie an Grotius der Herzog besonders empfohlen hatte. Hoeufft sollte ihm auch das zu seinem Unterhalt nöthige Geld auszahlen. Derselbe gewann gleich bei der ersten Begegnung den vortheilhaftesten Eindruck von ihm. „Il est personne de qualité et bien versé aux affaires“, schrieb er an Bernhard [1]). Auch Grotius machte er seinen Besuch und eröffnete ihm, daß der Herzog entschlossen sei, auf deutschem Boden den Oberbefehl mit keinem andern zu theilen; und ebenso, daß er das ausschließliche Besatzungsrecht in der Festung Breisach, wenn es sie zu erobern glücke, in Anspruch nehmen werde, da sie einen Theil des ihm vom Könige zugesprochenen Elsaß bilde [2]). Auch dem, kaum von einem seiner häufigen Krankheitsanfälle genesenen Pater Joseph, dem Minister de Noyers, dem Staatssecretär Chavigny eilte er sich vorzustellen. Am 28. Mai wurde

1) Hoeufft an Bernhard d. d. Paris, 29. Mai (8. Juni) 1638 (Weimar).

2) Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 2. (12.) Juni. Ep. 974. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß seine Nachrichten auf Erlachs Mittheilungen beruhen. Im Postscript fügt er in betreff Breisachs hinzu: „eos (die Franzosen) negare Brisacum et Brisgoviam sub concessione Alsatiae comprehendi“. Doch haben die Franzosen in den weiteren Verhandlungen die Zugehörigkeit Breisachs zum Elsaß nicht bestritten.

er in St. Germain vom Könige empfangen, der sich über seinen Herrn sehr zufrieden äußerte und Beschleunigung des Succurses versprach. Doch bewegte sich die Unterredung in sehr engen Grenzen. Bei Richelieu erhielt er erst später Audienz. Auch der erging sich in den schmeichelhaftesten Versicherungen, die freilich an dem Gesandten wirkungslos abglitten. Wußte er doch, daß es an solchen hier niemals mangle. Wegen der Geschäfte aber verwies ihn der Cardinal zunächst an de Noyers[1]), der es sein Erstes sein ließ, ihm, um ihn zu captiviren, in ziemlich plumper Weise eine Pension anzubieten.

Erlach hatte sich vorgesetzt, nicht alles, was ihm aufgetragen war, auf einmal zu betreiben, um es nicht „durch einander zu confundiren", sondern mit allem Nachdruck zunächst auf die Truppen- und Geldunterstützung als das für den Moment Wichtigste zu dringen. Bei Gelegenheit wollte er dann auf die Frage nach dem Besitz des Elsaß und Breisachs zu sprechen kommen.

Sobald er erfuhr, daß man beabsichtige, den Herzog von Longueville mit seiner ganzen, 13,000 Mann starken Armee zu entsenden, um zugleich mit den Weimaranern den Angriff auf Breisach zu beginnen, trat er seiner Instruction gemäß dagegen mit Entschiedenheit auf. Wenn man seinem Herrn 8000 Mann überlasse, würde er mit der Festung wie mit der feindlichen Feldarmee fertig werden. Allein man erwiderte, daß eine solche Schwächung seiner Armee den Herzog von Longueville auf das empfindlichste beleidigen und es ihm unmöglich machen würde, im Felde etwas zu verrichten. Uebrigens wäre auch zu besorgen, daß die Franzosen, wenn sie, statt unter französischem Befehl zu bleiben, unter weimarischen gestellt würden, debandiren möchten, wie vorm Jahre unter Hallier. Und deshalb solle der Marschall mit seiner ganzen Armee marschiren.

Da Erlach erkannte, daß das „eine resolvirte Sache bei ihnen war," richtete er seine Bemühungen dahin, daß Longueville wenigstens ohne Säumen aufbreche. Und da gab man ihm die

1) Erlach an Bernhard vom 4. Juni 1638. Gonzenbach I, Urk. 26.

beruhigende Versicherung, daß er „in continenti marschiren und zu Herzog Bernhard stoßen solle". Wie denn in der That jetzt (Anfang Juni) der Baron de Siré nach Dôle entsandt wurde, um an Longueville, der in der dortigen Gegend operirte, die Marschordre zu überbringen[1]). Doch sollte es dabei bleiben, daß er am Rhein Halt mache und sich auf die Betheiligung an der Belagerung Breisachs beschränke. Nur im Fall die Weimaraner vom Feinde angegriffen würden, sollte er den Rhein überschreiten dürfen und Bernhard deshalb eine Schiffbrücke bereit halten. Vergebens erging sich Erlach in Vorstellungen von den Vortheilen, die es haben würde, wenn Longueville sich der rechtsrheinischen Unternehmung seines Herrn anschlösse. Sie trugen ihm nur die verletzende Antwort ein, daß man thun werde, was man für das zuträglichste erkenne.

Natürlich, daß mit dem Erscheinen Longueville's in Bernhards Nähe vor Breisach die Frage nach dem Commando zu einer brennenden werden mußte. Als die Franzosen erklärten: „es werde ein jeder seine Armee befehligen"[2]), und Erlach darauf bemerkte, sein Herr sei doch Generalissimus des evangelischen Bundes und ihm gebühre deshalb billig der Oberbefehl, während der Herzog von Longueville nur „als auxiliarius" erscheine —, da hieß es wieder von oben herab: „es sei doch niemand mehr vorhanden, der zu jenem Bunde contribuire. Ihre Majestät contentire und bezahle sowohl Herzog Bernhards als des von Longueville Armee. Es sei viel besser, man rede garnicht davon. Man werde ohnedas Seiner Fürstlichen Gnaden alle Satisfaction geben." Solchen Aeußerungen gegenüber scheint Erlach für den Moment auf weitere Bemühungen in diesem Punkt verzichtet und nicht einmal wenigstens darauf gedrungen zu haben, daß der longueville'schen Armee die Erlaubniß, den Rhein zu überschreiten, nicht ausschließlich für den Fall eines

1) De Noyers an Guebriant d. d. Ruel, 3. (13.) Juni 1638. Le Laboureur S. 58.

2) Vgl. auch de Noyers an Guebriant vom 3. (13.) Juni: „L'intention du Roy est, que chacun y commande son corps."

feindlichen Offensivstoßes gegen die Weimaraner gegeben würde. Als er aber in einer späteren Unterredung auf die Commandofrage zurückkam, wurde er von de Noyers durch das Verlangen, „nicht weiter davon zu reden, weil es nur Difficultäten geben würde", wieder zum Schweigen gebracht.

Hatte in betreff der Truppenhülfe Erlach bisher nichts erreicht, so stieß er auch mit seinen Geldforderungen auf harte Köpfe. Bis zum 4. Juni erlangte er nur das Versprechen, daß die schon im Mai fällig gewordenen 600,000 Livres gezahlt und baldigst Anordnungen getroffen werden sollten, daß auch die im August fällige Summe gezahlt würde. Allein eine Prüfung der Assignationen auf jene 600,000 Livres, die Erlach schon in den nächsten Tagen mit Hoeufft anstellte, ergab, daß die meisten Posten „zu spät", erst im Juli, August und gar im September, fällig waren. Deshalb hatte er am 8. Juni eine Unterredung mit Bullion, der die Assignaten sofort dahin zu ändern versprach, daß sie früher zahlbar wären. Jedoch in den nächsten Tagen war der Staatssecretär „absent", so daß Erlach nichts ausrichten konnte. Nur daß 200,000 Livres, also ein Drittel des Maiquartals, Ende Juli gezahlt werden würden, mithin auf sie „trassirt" werden könne, vermochte er dem Herzoge am 12. Juni zu berichten. Was aber half seinem momentanen Bedürfnisse die Aussicht auf eine, noch dazu so geringfügige Abhülfe in sechs Wochen? Und Hoeufft war ein viel zu vorsichtiger Finanzmann, um „etwas zu versprechen, solange er die Gelder nicht in Händen hatte", mochten gleich die Herwarts, Bernhards Finanzagenten in Lyon, und der alte Rehlinger in Genf in höchsten Unwillen über solche Peinlichkeit in Geldsachen gerathen. Im übrigen waren alle seine Bemühungen, Geld flüssig zu machen, vergebens. Des Herzogs „Extraordinaria" zu zahlen, erklärten die Franzosen mit Berufung auf den Vertrag von 1635 sich nicht verpflichtet. Denn nach ihm habe er mit den von Frankreich gelieferten regelmäßigen Subsidiengeldern alle Ausgaben für die Armee zu bestreiten. Daher komme ihm auch der Ankauf der nöthigen Artilleriepferde zu. Sich wieder beritten zu machen, sei Sache jedes einzelnen Reiters, der sein Pferd verloren habe. „Es würde dem Könige schwer fallen, allen Reitern

andere Pferde zu kaufen.“ Derselbe habe ihm, um ihm seine Affection zu beweisen und ihn desto mehr zufriedenzustellen, im vergangenen Jahre durch Hoeufft 150,000 Livres, bevor sie fällig waren, und außerdem noch durch Baron d'Oissonville „für alle dergleichen Anforderungen“ die gleiche Summe auszahlen lassen. „Ein mehreres könnten Ihre Majestät bei diesen Occurrenzen, da Sie so überaus große Ausgaben hätten, daß Sie nit wüßten, wo Sie die Mittel hernehmen wollten, für diesmal nicht thun“. Und ebenso beriefen sie sich wegen der neuen Werbe- und Recrutengelder und der Kosten für eine Belagerung Breisachs auf ihre Geldverlegenheit, ohne sich jedoch definitiv zu erklären.

Selbst wegen der Zahlungstermine blieben sie unnachgiebig. Sie wiederholten ihre frühere Erklärung, daß die Zahlungen für 1638 nicht schon mit dem November 1637, sondern erst mit dem Beginn des neuen Kalenderjahres anzuheben hätten, und speisten den Gesandten schließlich mit der nichtssagenden Phrase ab: „sie seien gesinnt, Ihrer Fürstlichen Gnaden in diesem Jahre vier Bezahlungen zu thun, jede von 600,000 Livres; bei der Abrechnung werde es sich wohl finden, was wegen der übrigen sechs Wochen halber noch restiren werde“. Zwar begnügte sich Erlach nicht mit solcher Ablehnung aller Geldforderungen seines Herrn, erklärte vielmehr: „derselbe werde sich solcher Gestalt nicht contentiren lassen“; man muthe ihm „unmögliche Sachen“ zu, denn das Land, in dem er sich befinde, sei gänzlich ruinirt; „falls Ihre Majestät hierin nicht Einsehen thäten, würde es ihm unmöglich fallen, die Armee zu verstärken und zu unterhalten.“ Allein all seine Vorstellungen waren umsonst. Alles, was er endlich erhielt, waren die ihm schon seit Wochen versprochenen, erst Ende Juli und Mitte August fälligen Anweisungen auf das Maiquartal.

Auch mit seinen Bemühungen um die vertragsmäßig versprochene „Investitur des Elsaß“ hatte Erlach kein Glück. Schon aus den ersten Conferenzen hatte er den Eindruck gewonnen, daß die Franzosen seinem Herrn das Elsaß „so spät, als sie immer könnten“, einzuräumen, was aber Breisach betraf, „sich selber in das Nest zu

setzen" dachten [1]). Zwar gab dann Bullion ihm in einer Unterredung am 8. Juni „Vertröstungen", wie Erlach sie nur wünschen konnte: daß das Elsaß dem Herzoge eingeräumt werden würde; daß man nicht begehre, ihm Breisach aus den Händen zu reißen; daß weder ein Stillstand noch ein Frieden hinter seinem Rücken geschlossen werden solle. Aber dann erkannte er doch wieder in einer Unterredung, die er nebst Hoeufft und Meusnier noch vor dem 12. Juni mit Pater Joseph und de Noyers hatte [2]), daß die Franzosen zur Ueberlassung des Elsaß „nicht mächtig geneigt waren, sondern Ausflüchte suchten". Bemühten sie sich doch, ihn zu überzeugen, „daß es noch zur Zeit des Herzogs Nutzen nicht wäre, und daß diejenigen übel thäten, die dazu riethen; daß es sein Verderben sein würde, da er all sein Volk in Garnisonen würde verstecken müssen und im Felde außer aller Consideration kommen würde; daß es mit der Zeit, wenn er sich mehr gestärkt haben würde, am besten und mit größerem Nutzen geschehen könne". Und zugleich gaben sie die Versicherung, daß „dieser Punkt bei allen Tractaten in solche Obacht genommen werden sollte, als wenn der Herzog realement im Posseß des Elsaß wäre".

Erlach berief sich dem gegenüber auf den Vertrag, in dessen geheimen Artikeln dem Herzoge die Verleihung des Elsaß versprochen worden war, und führte aus, „daß derselbe gar wohl Mittel finden würde, die Plätze zu besetzen und zugleich in der Campagne zu subsistiren". Er erklärte sehr bestimmt: wenn sein Herr, wie er nicht hoffe, abgewiesen würde, wollte er viel darum geben, nicht hergekommen zu sein; denn er sehe dann, „daß sie Ihre Fürstliche Gnaden in keinen Punkten, auch gar in denen nit, die sie ihr solenniter versprochen, gratificiren wollten, und daß Ihre Fürstliche Gnaden ihre Sorgen, Mühe und Arbeit, ja Schweiß und Blut wohl übel anwendeten, weil sie nit mehr Erkenntniß und Dank darüber zu erwarten hätten". Er würde dann verlangen, expedirt zu werden,

1) Erlach an Bernhard vom 8. (18.) u. 12. (22.) Juni 1638. Gonzenbach I, Urk. 28 u. 31.

2) Ueber diese wichtige Conferenz berichtete Erlach an Bernhard sehr ausführlich am 12. (22.) Juni. Gonzenbach I, Urk. 31.

„weil er allhier nichts nutz sei", und würde nicht ermangeln, seinem Herrn über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen getreuen Bericht zu erstatten.

Diese nachdrückliche Sprache, namentlich die in den letzten Worten enthaltene Drohung, erschreckte den Pater so, daß er zu beruhigen suchte. Erlach sei ihnen durchaus willkommen, und sie hofften von seiner stets bewiesenen Neigung, ihrem Könige zu dienen, daß er seinem Herrn alles, was er hier erfahren, in maßvollster und discretester Form berichten werde, um ihn nicht zu erbittern und zu beleidigen. Denn die Absichten des Königs seien die besten: wünsche er doch nichts lebhafter, als den Herzog zufriedenzustellen und ihm auf alle Weise Genugthuung zu geben. Keineswegs aber denke er daran, ihm nicht Wort zu halten. Doch müsse man den Umständen Rechnung tragen. Mit der Zeit würden all seine Wünsche in betreff des Elsaß erfüllt werden. Und komme es schon eher mit dem Feinde zu einem Vergleiche, so würde der Herzog, wie er wiederholte, in ihm, als wäre er bereits wirklicher Besitzer des Elsaß, Berücksichtigung finden.

„Und was des Dings mehr ist." Mit diesen Worten schließt Erlach die Wiedergabe dieser Versicherungen des Paters, welche die Angelegenheit nicht um einen Deut vorwärts brachten, unmuthig ab. Glaubte er doch die Absichten der Franzosen zu gründlich durchschaut zu haben, um für derartige Vertröstungen auf die Zukunft auch nur das geringste zu geben. Ihm galten sie als leere Abspeisungen. Und das um so mehr, als eben damals am königlichen Hofe wieder ein stark ultramontaner Wind eingesetzt hatte. Für de Noyers, „dem der jesuitische Teufel im Herzen sitzt" [1]), den eifrigsten Vertreter der päpstlichen Interessen in der Regierung, erschien es an sich als ein Ding der Unmöglichkeit, dem protestantischen Fremdling französische Grenzgebiete zu überlassen, die zum Theil katholisch waren. Und selbst Pater Joseph, sonst stets de Noyers' heimlicher Widersacher, glaubte doch, um endlich das lange erstrebte Cardinalat zu erlangen, nicht in einer Angelegenheit opponiren zu dürfen, zu welcher der Papst,

1) John an Bernhard vom 20. (30.) März 1638 (Weimar). Aus diesem Bericht auch die folgenden Momente.

wie man wußte, „ganz nicht affectionirt war". Daß die Religion „der rechte Stein des Anstoßes" sei, erkannte Erlach sehr genau. „Man giebt bei Hofe viel gute Wort, um sich Euer Fürstlichen Gnaden zu bedienen", schrieb er dem Herzoge; „im Werk aber kann ich nit verspüren, daß man dieselbige hoch zu recompensiren bedacht sei: das odium religionis ist gar zu groß".

In eben dieser Conferenz hatte Pater Joseph die Keckheit, ihn zu fragen, weshalb er neben der Investitur des Elsaß nicht auch der dem Herzoge zugesicherten, auf königliche Kammergüter fundirten Jahresgage von 150,000 Livres gedenke. Erlach antwortete: da er sehe, daß man bei dem das Elsaß betreffenden Punkte des Vertrages, der so klar sei, Schwierigkeiten mache, so fürchte er, daß man es bei diesem andern noch viel mehr thun würde, da derselbe erst nach dem Abschluß des Friedens in kraft treten solle. Sein Herr lege, wenn er nicht in den erblichen Besitz des Landes komme, auf diese Vergünstigung kein Gewicht. Denn wenn er während des Krieges umkäme, „so wäre diese Donation nichts." Er sei, weil er dem Könige diene, schon jetzt von dem Seinigen wirklich depossedirt; aber auf eine Entschädigung mache man ihm keine Aussicht, geschweige denn, daß man sie ihm wirklich gebe. Sein Haus würde daher, falls er während des Krieges stürbe, in einen unwiederbringlichen Schaden gesetzt werden.

Der Pater erwiederte: „der König könne nichts von seinen Domainen anders als ad dies vitae vergeben, hernach aber wohl aus königlicher Gnade von Zeit zu Zeit die Kinder auch damit gratificiren und also prolongiren". Erlach schwieg; denn auch Hoeufft und Meusnier hielten nach solcher Erklärung alle weiteren Worte „für vergeblich". Wie auch hätte es ihm glücken können, wo die Franzosen allen Forderungen seines Herrn gegenüber principielle Opposition machen zu wollen schienen! Nicht einmal an ihre vertragsmäßigen Verpflichtungen erachteten sie sich gebunden, hofften und glaubten vielmehr, den Herzog um den erblichen Besitz des Elsaß betrügen zu können.

Nichts vortheilhafter dafür, als wenn es ihnen gelang, den Vertreter der Interessen Bernhards für sich und ihre Absichten zu gewinnen. Und so machte denn in seiner wenig tactvollen Weise de Noyers in

dieser Conferenz einen neuen Versuch, ihn zur Annahme einer Pension zu bewegen. Als er wiederum dankte, fragte der Franzose, „warum er refüsire? der König gebe doch großen Königen, Fürsten und Herren Pensionen". Erlach antwortete kurz: „er habe es um den König nicht meritirt". Er war über diese ganze Conferenz mit all ihren Peinlichkeiten und all ihrer Erfolglosigkeit sehr „degoutirt", und forderte nun, sofort expedirt zu werden. Doch hatten es die Franzosen, ob sie ihm gleich früher rasche Erledigung versprochen, jetzt damit nichts weniger als eilig, so daß er dann voller Verzweiflung an Bernhard schrieb: er könne nichts ausrichten, sondern sei „in solchen wichtigen Sachen schwach und incapable"; „denn sich mit diesen Leuten zu erzürnen, ist nit rathsam, dadurch auch wenig zu erhalten. Zu gelinde gehen ist auch nit nutz, und muß also ein medium gehalten werden, um zu seinem scopo zu gelangen, durch welches man sich nit gar zu timide erzeige, die Consequenzen repräsentire und doch nit Ursach zu einem Mißtrauen gebe, durch welches sie in méfiance gegen Euer Fürstliche Gnaden gerathen möchten". Zu solchem Auftreten aber besitze er nicht „die nothwendigen Qualitäten".

Bei der großen Entfernung des weimarischen Hauptquartiers von der französischen Hauptstadt und bei der auffällig langen Dauer, welche die zwischen Bernhard und Erlach gewechselten Briefe unterwegs waren — regelmäßig mindestens vierzehn, aber auch selbst siebzehn Tage —, war letzterer außer auf seine Instructionen und mehr als auf sie, die nur allzuoft unausführbar erschienen, wesentlich auf seine eigenen Entschließungen angewiesen.

Nicht früher als am 7. Juni konnte der Herzog den ersten (vom 21. Mai datirten) Pariser Brief seines Gesandten beantworten, das heißt in einer Zeit, da er das Schwarzwaldproject aufgegeben hatte und nun dem Feinde am Rhein gegenüberstand. Da war denn freilich rasche und starke Hülfe dringend vonnöthen, und wir wissen bereits, daß er Anfang Juni von der Sendung des

Generalprocureurs Farvargier Veranlassung nahm, den Herzog von Longueville aufzufordern, mit dem Aufbruch seiner Armee nicht zu säumen. Dem entsprechend befahl er Erlach[1]) im Gegensatz zu der ihm mitgegebenen Instruction, sich nunmehr dafür zu bemühen, daß Longueville's gesammte, wohlausgerüstete Armee am Rhein erscheine, um ihn bei seinem Unternehmen auf Breisach zu unterstützen. Er selber also wünschte jetzt das, worauf die Franzosen Erlachs Bemühungen zum Trotz bestanden. In den nächsten Tagen ließ er Briefe ähnlichen Inhalts folgen[2]). Er gab in ihnen einen Bericht seiner militärischen Lage, seiner Unternehmungen, seiner Pläne; klagte, daß das Ausbleiben der longueville'schen Armee die Möglichkeit der Einnahme des nunmehr neu verproviantirten Breisach zerstört habe; daß er auch der feindlichen Uebermacht vor Ankunft derselben nicht eine Schlacht anzubieten wage. Dazu als Refrain wie in früheren Schreiben das Verlangen nach der endlichen Auszahlung der längst fälligen Subsidiengelder. Zugleich aber machte er ihm die überraschende Mittheilung, daß ein Abgesandter seiner Brüder mit kaiserlichem Paß bei ihm erschienen sei, um ihn für den Frieden zu gewinnen, und legte seinem Briefe die von jenem ihm überbrachten Schriftstücke bei, die Erlach an de Noyers aushändigen sollte, damit dieser sie seinem Könige übermittle. Er mochte hoffen, daß die für ihn aufs neue sich darbietende Gelegenheit einer Aussöhnung mit dem Kaiser den Franzosen, welche schon mehr als einmal vor ihr gebangt hatten, Veranlassung geben würde, mit ihrer Willfährigkeit endlich etwas weniger zu geizen.

Doch diese Schriftstücke gelangten nicht vor Ende Juni in Erlachs Hände, zu einem Zeitpunkte, in welchem die Succursfrage in ein ganz neues Stadium getreten war. Hatte Erlach sich seiner Instruction gemäß freilich erfolglos dafür bemüht, daß die Franzosen nur ein Hülfscorps zu Bernhard detachirten, so stießen diese dann ihren Beschluß, Longueville mit seiner ganzen Armee zu ent-

1) d. d. Camp près Brisac, 7. Juni 1638. Gonzenbach I, Urk. 27.

2) Gonzenbach, Urk. 32c u. 32d. Beide undatirt. Letzterer muß vor dem 14. Juni geschrieben sein, wie der Inhalt ergiebt. Ersterer datirt vielleicht vom 14. Juni.

senden, selber um. Denn sie fanden, daß nicht alle seine Truppen aus der Freigrafschaft gezogen werden dürften, ob sie gleich am 6. Juni im Felde bei Poligny mit Glück gegen den Herzog von Lothringen gekämpft hatten. Vielmehr wurde beschlossen, nur einen Theil von ihnen nebst den an der Seille stehenden Truppen des Vicomte de Turenne unter dessen Befehle marschiren zu lassen. Vergebens war Erlach bemüht[1]), zu erwirken, daß dieser Succurs auf die ursprünglich von seinem Herrn geforderte Stärke von 8000 Mann gebracht und mit dem schon bei dem weimarischen Heere befindlichen guebriant'schen unter einen und denselben Chef gestellt würde, und zwar unter Guebriant, der nicht neben, sondern unter Herzog Bernhard stand. Außer dem turenne'schen Corps, etwa 2000 Mann zu Fuß und 1500 zu Pferde, wurden nur 2000 Mann von Longueville's Infanterie für die Expedition bestimmt. Im Lager angelangt, sollten sie sich mit den guebriant'schen Truppen vereinigen, der Oberbefehl über dieses combinirte französische Hülfscorps aber von Guebriant und Turenne abwechselnd geführt werden.

Solchen Anordnungen gegenüber war denn freilich jene neue Weisung Bernhards an Erlach, nunmehr auf die Entsendung der ganzen longueville'schen Armee zu dringen, bereits bei ihrem Eintreffen antiquirt und unausführbar. Sie hatte sich gekreuzt mit Erlachs ausführlichem, trostlosem Bericht (vom 12. Juni), der von seinen resultatlosen Conferenzen mit Pater Joseph und de Noyers erzählte und gegen Ende Juni in Bernhards Händen war.

Bernhard beantwortete ihn sofort[2]) durch neue detaillirte Di-

1) Undatirtes Memorial Erlachs bei Gonzenbach, Urk. 29, das nicht aus dem Anfang Juni stammen, also auch nicht von Erlach seiner Depesche vom 12. Juni beigelegt gewesen sein kann. Dazu Erlach an Bernhard d. d. Paris, 2. Juli (22. Juni). Gonzenbach, Urk. 36. Daß Erlach hier nach n. St. datirt, beweist sein Schreiben vom 6. Juli (gleichfalls n. St.), in welchem an das vom vendredi passé angeknüpft wird. Der 2. Juli 1638 n. St. war ein Freitag, der 2. Juli a. St. ein Dienstag. Vgl. auch Erlach an Bernhard vom 26. Juni (6. Juli). Gonzenbach I, Urk. 37.

2) Am 26. Juni. Gonzenbach I, Urk. 32a und 32b. Der Secretär, John überbrachte die Antwort an Erlach.

rectiven, um die der Generalmajor dringend gebeten hatte. Da Breisach in diesem Jahre nicht mehr zu erobern sei, müsse er darauf hinwirken, daß Longueville's Armee den Rhein überschreite und sich mit den Weimaranern zu rechtsrheinischen Operationen verbinde. Und ebenso müsse er darauf bestehen, daß das Maiquartal nicht in Anweisungen, sondern in baarem Gelde bezahlt werde, da er, nachdem er sich bereits in große Unkosten gestürzt habe, sonst seinen Dienst nicht mehr erfüllen könne. In allen andern Punkten sollte er den Wünschen der Franzosen entgegenkommen, sowohl in betreff der extraordinären Ausgaben im vergangenen wie im laufenden Jahre, als auch in betreff der „sechs Wochen". Auch wegen der Anweisungen auf königliche Domänen sowie wegen der Investitur des Elsaß wollte der Herzog sich dem Willen des Königs fügen. Erlach sollte, wenn die Rede wieder darauf käme, wohl auf die Rechtmäßigkeit der Ansprüche seines Herrn hinweisen, doch aber nicht weiter auf sie eingehen. Kurz, die Verhältnisse im Felde standen für Bernhard durchaus im Vordergrunde, und deshalb kam es ihm für den Moment nur auf das vertragsmäßige Subsidiengeld und auf rasche umfassende Truppenhülfe an.

Aber diese neue Instruction erhielt Erlach erst, da es schon beschlossene Sache war, nur Turenne zu entsenden. Wieder hatte sich die Depesche, in der Erlach dem Herzog davon Nachricht gab, mit dieser Instruction gekreuzt. Bernhard empfing sie nach seiner Rückkehr von der verunglückten Offenburger Expedition zu Freiburg, in einer Zeit, da er den besten Theil seiner kriegerischen Hoffnungen, vor allem die Möglichkeit der Eroberung Breisachs gescheitert erkannte, und sein ganzes Streben nur noch darauf gerichtet war, den Gegner nicht durch den Schwarzwald entwischen zu lassen. Unter solchen Umständen war er über diesen neuesten Beschluß der Franzosen ebenso unwillig, wie früher über ihre Absicht, Longueville mit seiner ganzen Armee marschiren zu lassen. Und so beantwortete er denn Erlachs Depesche in erbitterter Stimmung[1]).

1) Bernhard an Erlach d. d. Freiburg, 14. (24.) Juli. Gonzenbach I, Urk. 38. Der Brief wird nicht weniger lange als die früheren unterwegs gewesen und daher nicht vor Ende Juli in Paris eingetroffen sein.

In Folge des Ausbleibens der versprochenen französischen Unterstützung habe der Feind Breisach wiederholt neu verproviantiren können, er selbst aber die schönsten Gelegenheiten, denselben zu schlagen, unbenutzt vorübergehen lassen müssen. Jetzt könne Götz sich nach Württemberg zurückziehen und werde sich, wenn seine Truppen sich dort erholt hätten, zugleich mit einer anderen feindlichen Armee, die sich in Schwaben sammle, auf ihn stürzen. Das solle Erlach dem Könige und seinen Ministern darlegen und namentlich betonen, welche Vortheile es für Frankreich wie für die gemeinsame Sache gehabt haben würde, wenn er rechtzeitig und so unterstützt worden wäre, daß er auf der Bahn des Sieges weiter hätte vorschreiten können; welche Nachtheile es dagegen namentlich für Frankreich haben müßte, wenn er, allein gelassen, gezwungen würde, vor der feindlichen Uebermacht zurückzuweichen. Nicht nur die von ihm besetzten Plätze im Elsaß würden verloren gehen und seine Armee vernichtet werden, sondern der Feind auch in Frankreich einbrechen. Und deshalb müsse er nun endlich eine bestimmte Antwort auf seine Forderung haben. Er für seinen Theil sei mit seinen Entschließungen fertig und ersuche den König, ihm sofort die seinigen mitzutheilen. Darum solle Erlach einfach seine Abfertigung verlangen und weder seinerseits des weitern eine Forderung stellen noch auf etwaige neue Anerbietungen der Franzosen eingehen; vor allem nicht auf solche, die das Elsaß beträfen. Denn es sei ganz ruinirt und für die Franzosen, da sie es nur mit großer Mühe zu schützen vermöchten, nur eine Last, für ihn aber ohne Breisach von keinem Werth. Deutlich aber solle er es ihnen sagen, daß, wenn sie ihn mit Truppen und Geld unterstützt hätten, um die Festung zu nehmen, sie mit geringen Opfern einen Fürsten, der ihnen treue Dienste geleistet, zur Dankbarkeit verpflichtet haben würden. Jetzt hätten die Verhältnisse eine andere, schlimmere Gestalt, und es gelte, daran zu denken, wie man in Zukunft größeres Uebel vermeiden könne. Möglich, daß die Franzosen Reue empfinden würden, wenn sie erkennten, wie weit man hinter den hohen Zielen zurückgeblieben sei. Und vielleicht, daß sie dann im eigenen Interesse thun würden, wozu sie sich ihm zu Liebe nicht verstanden hätten, nämlich seine

Wünsche besser als bisher erfüllen. Nur, daß es nicht mehr mit Worten und auf dem Papier, sondern durch die That geschehen müsse. Und zwar einmal durch baare Bezahlung des im August fälligen Quartals und der Summe für die letzten sechs Wochen des vergangenen Jahres, sodann durch Erstattung der nothwendigen außerordentlichen Ausgaben für Rekrutirungen und neue Aushebungen, endlich durch Unterstützung mit wenigstens 2000 Mann zu Pferde und 4—5000 zu Fuß. Würden diese Forderungen pünktlich und schnell erfüllt, so könne zwar das einmal Versäumte nicht wieder eingebracht, doch aber gänzlicher Ruin verhütet werden: das Heer könne sich in seinen Stellungen behaupten und neue, für Frankreich vortheilhafte Unternehmungen beginnen.

Doch diese, der Form nach sehr energische, dem Inhalt nach sehr gemäßigte Willensäußerung des Herzogs empfing Erlach nicht mehr in Paris. Schon in früheren Schreiben hatte der Herzog den Wunsch ausgesprochen, daß er baldmöglichst zur Armee zurückkehre, da seine Anwesenheit im Felde unentbehrlich sei. Bald nach dem 20. Juli reiste Erlach von Paris ab, ohne doch im Grunde etwas anderes durchgeführt zu haben[1]), als daß die Franzosen wenigstens einigen ihrer Hauptverpflichtungen einigermaßen nachkamen. Aber daß sie eine der Quartalsraten von 1638 zahlten, wenn auch erst, nachdem die Frist längst abgelaufen war, und, statt in baarem Gelde, nur in Wechseln; und daß sie endlich ein Hülfscorps sandten, wenn auch nicht in der vom Herzoge mehrfach als nothwendig bezeichneten Stärke: das war alles, was er erreicht hatte. Und das war freilich wenig genug.

1) Daher u. a. Grotius an Oxenstiern vom 6. (16.) Juli Ep. 988: „non bene confectis hic negotiis, maxime quae rem pecuniae spectant!“

Hoffmanns Sendung.

Wiederholt hatte Bernhard in seinen Verhandlungen mit den Franzosen, um sie zu besseren und schnelleren Entschließungen zu bewegen, auf Bemühungen des Gegners, ihn zu sich herüberzuziehen, hingewiesen. Das letzte Mal, wie schon bemerkt wurde, während der erlach'schen Mission.

Es war dem Kaiser mit diesen Bemühungen sehr ernst. Schon im Herbst 1637 war von Wien aus Savelli aufgefordert worden, den Herzog, der von Frankreich schwer beleidigt sei — er hatte soeben sein Rheinauer Schanzwerk verlassen müssen — für den Anschluß an den Prager Frieden zu gewinnen. Zugleich hatte sich das Wiener Cabinet an das Dresdner mit dem Antrage gewandt, Bernhards Brüder zu veranlassen, für den Fall, daß Savelli's Versuche mißlängen, „mit weniger Verdacht und Aufsehen" die Vermittlung zwischen dem Herzoge und dem Kaiser zu übernehmen. Wie weit es damals mit solchen Bemühungen gedieh, wissen wir nicht. Bezeichnend aber ist, daß man in Paris Ende 1637 davon sprach, daß Bernhard mit Ferdinand III. in Verhandlung stehe[1]). Dann folgte der glorreiche Beginn des Feldzuges von 1638. Die Schlacht bei Rheinfelden mußte den Wunsch des Kaisers, den gefürchteten Herzog zu gewinnen, verdoppeln.

Savelli war aus der Gefangenschaft, in die er am 21. Februar gerathen, heimlich und listig entwichen. Man thut dem Herzoge sehr unrecht, wenn man meint, er habe um die Flucht dieser Mittelsperson zwischen ihm und dem Feinde gewußt und sie begünstigt. Denn nicht nur fehlt jeder Beweis dafür, daß die Lockrufe des feindlichen Generals bisher überhaupt zu ihm gedrungen seien, geschweige denn, daß er auf sie gehört habe, sondern wir wissen auch, daß er über diejenigen, welche durch ihre Nachlässigkeit

1) Grotius an Oxenstiern vom 30. Dec. 1637 (9. Jan. 1638), Ep. 892, und vom 13. (23.) Jan. 1638 Ep. 897. „Rumor hic est, eum seorsim apud Imperatorem tentasse pacis viam."

die Flucht ermöglicht, vollends über die, welche sie befördert hatten, strengste Strafen verhängte. Savelli berichtete von Heilbronn aus, wo er zunächst seinen Aufenthalt nahm, nach Wien seine glücklich bewerkstelligte Entweichung und theilte dorthin mit, er beabsichtige, an Hof zu kommen. Worauf ihm der Graf Trautmannsdorf umgehend schrieb[1]): der Kaiser wünsche, daß er, „solange dafür zu halten, daß von Herzog Bernhard eine Antwort zu erlangen sei," der Orten bleibe, „damit er sich, wenn es von Nöthen wäre, die Tractate mit ihm fortzusetzen, in der Nähe befände." Später hat dann auch der spanische Gesandte in Wien Savelli angegangen, die Verhandlungen dergestalt zu betreiben, „daß man den Herrn und seinen Anhang mit einander bekommen möge."

In der That wandte sich Savelli an Bernhard mit einem ausführlichen Schreiben[2]), in welchem er sich für die gute Behandlung während seiner Gefangenschaft bedankte und sich bemühte, seine Flucht vor dem Vorwurf der Wortbrüchigkeit zu rechtfertigen. Wer suchte nicht die Freiheit über alles! schrieb er mit Emphase. Er hoffe, daß sie ihm um so mehr Mittel geben werde, dem Herzoge, wo immer er es befehle, zu dienen: „bevor ab, wenn Euer Fürstliche Gnaden mit mir mündlich in dero eignem Particulare zu reden sich gefallen ließen". Er würde sich, wann und so oft es die Gelegenheit erfordere und der Herzog es ihm zu befehlen beliebe, „mit Consens der Römischen Kaiserlichen Majestät" zu Verhandlungen einfinden und stelle ihm einen Ausgleich in Aussicht, der sowohl ihm wie dem ganzen heiligen römischen Reiche zum Nutzen und dem Kaiser, der denselben stets gewünscht habe, zur Genugthuung gereichen werde. Und so würde er denn, falls der Herzog ihn, „als ein so schwach Instrument, eine so wichtige Sache vor die Hand zu nehmen" für tauglich erkenne, seine Gefangenschaft „für sein größtes Glück" und die wiedererlangte Freiheit „für eine sonderliche Gnade" achten.

---

1) d. d. 31. März (10. April) 1638. Cyprian S. 5. Dazu Joh. Friedrich Fischer, kaiserl. Geheimsecretär, an Savelli v. demſ. Datum. Ebenda.

2) Savelli an Bernhard d. d. Heilbronn 10. (20.) April 1638 (Gotha). Der Brief ist bezeichnet als „La première lettre du Duca di Savello".

Bernhard ging trotz der Verlegenheiten, in welche ihn die Säumigkeit Frankreichs versetzte, auf so plumpe Eröffnungen eines Gegners, der ihm als Wortbrüchiger für ehrlos galt, nicht ein. Aber dann nahte sich ihm die Versuchung auch in anderer, lockenderer Gestalt.

Herzog Ernst, derjenige seiner Brüder, der ihm am nächsten stand, der frühere Statthalter seines fränkischen Herzogthums, befand sich im Februar 1638 am kursächsischen Hofe, um sich über die Kriegsdrangsale zu beschweren, mit denen die ernestinischen Lande, obschon sie bereits im Sommer 1635 in den Prager Frieden aufgenommen worden waren, von den kaiserlichen und kursächsischen Truppen heimgesucht wurden. Kurfürst Johann Georg benutzte die Anwesenheit des Weimaraners, um sich nach dessen im Felde befindlichem Bruder zu erkundigen und ihm zu eröffnen, daß der Kaiser sich mit allen deutschen Reichsfürsten, die noch gegen ihn in Waffen stünden, auszusöhnen wünsche. Er wisse bestimmt, daß derselbe die Amnestie auf alle Reichsangehörigen, die bisher vom Prager Frieden ausgeschlossen gewesen, ausdehnen wolle; und gerade Bernhard könne auf sie rechnen, da er in Wien besonderer Achtung genieße.

Der Herzog erwiderte[1]), daß er und seine Brüder, seit sie den Prager Frieden angenommen, alle Beziehungen zu Bernhard abgebrochen hätten. Doch könne er sich für dessen „fürstliches, aufrichtiges deutsches Gemüth" verbürgen und versichern, daß er bei all seinen Actionen nichts als Gottes Ehre, des deutschen Reichs Wohlfahrt und den allgemeinen Frieden gesucht habe. Derselbe führe, wie er nicht anders wisse, den Krieg noch im Namen des Heilbronner Bundes, der von der Prager Amnestie ausgeschlossen sei, und würde zweifelsohne seine Absicht lieber in der Güte als durch Gewalt erlangen, wenn man sich nur zu billigen Bedingungen,

1) Die weimarischen Brüder an Bernhard vom (30.) Apr. 1638. Entwurf (Weimar). (Hoffmanns) „Kurze Relation, warum die Abschickung von J. Fl. Gn. H. Bernhard z. S. Herrn Brüdern den gesammten Herzogen zu Sachsen weim. Linie angeordnet" (Weimar).

namentlich zur Ausdehnung der Amnestie auf alle Reichsstände, herbeiließe.

Es scheint, daß Ernst sich zu einer Sendung an den Bruder bereit erklärte und Johann Hoffmann, den Amtmann in Jena, der früher Secretär bei Bernhard gewesen war, als die für diese Mission geeignete Persönlichkeit bezeichnete. Jedenfalls folgte in einigen Wochen dem nach Weimar heimgekehrten Herzoge der vom 10. März (a. St.) datirte kaiserliche Paß für den Amtmann[1]). Daß dieser in ihm nur als Abgesandter Herzog Ernsts bezeichnet war, erregte den Unwillen des ältesten Bruders, der deshalb zuerst daran dachte, sich an der Abschickung nicht zu betheiligen. Es muß dahingestellt bleiben, ob erst Mahnungen und Drohungen von seiten Kursachsens ihn bewogen, seine Absicht zu ändern. Jedenfalls, fast zwei volle Monate gingen ins Land, bevor Hoffmann sich, mit den nöthigen Briefschaften und Weisungen versehen, auf den Weg machte[2]).

Schwer genug freilich mochte es den zum Kaiser abgefallenen Ernestinern ankommen, für die Wiederanknüpfung der seit lange unterbrochenen Beziehungen zu dem gegen den Kaiser kämpfenden Bruder die rechten Worte zu finden. Mußte er nicht jede Gemeinschaft mit ihnen, die in seinen Augen Verräther an der guten Sache, am Vaterlande und am Glauben der Väter waren, mit verächtlicher Entrüstung abweisen? Oder schlug unter seinem Eisenpanzer doch noch das Herz für die alten Familienbande stark genug, um ihre Apostasie zu vergessen, zu verzeihen? Es kostete reichliche Mühe, bis sie die Form gefunden hatten, in der sie sich ihm nahen wollten. Wie sie ihm ursprünglich zu schreiben, ihm un-

1) Bei Gonzenbach I, Urk. 33.

2) Für die Hoffmann'sche Sendung befindet sich in Weimar ein sehr reiches Material. Sowohl für sein Memorial als auch für das Schreiben der drei Brüder vom 4. Mai liegen Concepte vor, die von den Ausfertigungen stark abweichen. Sie sind schärfer im Inhalt und an Umfang ausgedehnter. Die Ausfertigung des Schreibens ist auch bei Gonzenbach I, Urk. 34 veröffentlicht.

umwunden ihr politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, sich zu rechtfertigen gedachten, indem sie andere beschuldigten, würde all ihre Bemühungen von vornherein vergeblich gemacht haben. Nicht als ob sie den Prager Frieden vor ihm zu glorificiren beabsichtigten. Im Gegentheil, sie wollten einräumen, daß sein Abschluß „allzu übereilt“ worden. Zugleich aber wollten sie nachweisen, daß sie nicht anders gekonnt hätten, als ihn annehmen. Und da wollten sie als Ankläger Schwedens auftreten, dessen Ziele mit Gustaf Adolfs Tode sich ganz verwandelt hätten. Der schwedische Reichskanzler, dem die Evangelischen fast noch größere Autorität als dem Könige eingeräumt, hätte, obwohl zu Friedensverhandlungen bevollmächtigt und von den kaiserlich-kursächsischen Tractaten zu Pirna unterrichtet, auf dem Frankfurter Convent die Stände mit Berathungen über das Directorium aufgehalten, statt die Friedensbedingungen zur Discussion zu stellen. Das hätte sie befremdet und ihnen die Frage nahegelegt, „ob man nicht zu dem desperaten Entschluß, den Frieden quocunque modo zu acceptiren, gezwungen sei“. Nach der Schlacht bei Nördlingen hätte sich niemand mehr des Hauptwerks angenommen. Die meisten Stände hätten die Hände sinken lassen und nur an ihr Privatinteresse gedacht. Und als darauf der Prager Friede bekannt geworden und Oxenstiern ihre wiederholte dringende Bitte um Hülfe abgelehnt, wären sie, da Schweden lediglich private Interessen verfolgte, gezwungen gewesen, sich, um nur der unmittelbar drohenden Gefahr zu entgehen, diesem Frieden zu bequemen.

Derartige Versuche der Rechtfertigung ihrer kümmerlichen Politik zogen sie dann doch vor zurückzuhalten und lieber ihren Abfall, von dem sie wußten, daß er in den Augen des Bruders doch nicht zu entschuldigen war, in ihrem Schreiben an ihn nur leichthin zu streifen, es Hoffmann überlassend, mündlich ihre Gründe für die Annahme des Separatfriedens weitläufiger auseinanderzusetzen. Es waren andere Motive, durch die sie auf ihn einzuwirken dachten. Sie suchten ihn bei seiner Anhänglichkeit an seine thüringische Heimath und seine Verwandtschaft, bei seiner Liebe zu seinem deutschen Vaterlande, bei seiner persönlichen Ehre und seinem persönlichen Nutzen

zu fassen. Sie klagten über den jämmerlichen Zustand ihres Landes, der sich nach ihrer Aussöhnung mit dem Kaiser nur verschlimmert habe. Es sei so weit gekommen, daß sie selbst für ihren eignen Unterhalt kaum noch die nöthigen Mittel besäßen. Ihre Schulden seien gewachsen, ihr Gebiet durch starke Einquartierungen und wiederholte Durchzüge über alle Maßen mitgenommen. Sie hätten kein Geld mehr, um ihre Diener zu besolden und ihre Schulden zu bezahlen. Deshalb thue es, wie im Interesse des gesammten Vaterlandes, so in ihrem eigenen dringend noth, dem Kriege baldigst ein Ende zu machen. Dazu aber sei Bernhards Wiederaussöhnung mit dem Kaiser unumgängliches Erforderniß. Auch wegen des ferneren Besitzes ihres Herzogthums sei sie durchaus nothwendig. Denn da sie bei dem neuen Kaiser um die Belehnung zur gesammten Hand nachgesucht, hätten sich aus ihres Bruders feindlicher Stellung zu ihm Schwierigkeiten ergeben, die, weil der Belehnungstermin auf Ende Mai angesetzt sei, unverweilt gehoben werden müßten. Daß der Kaiser zum Frieden, und zwar zu einem allgemeinen Frieden, geneigt sei, habe der Kurfürst von Sachsen dem Herzog Ernst zu Dresden versichert, freilich nur mündlich und ohne ihm zugleich seine Bedingungen einzuhändigen. Daß Bernhard nicht säumen werde, dem Verlangen des Kaisers entsprechend seinen Frieden mit ihm zu machen, bezweifelten sie nicht. Doch könnten sie nicht wissen, welche Bedingungen er, der Bruder, stellen würde, da ihnen nicht bekannt sei, in welcher Stellung er sich seit der Nördlinger Schlacht befinde: ob er noch General des Heilbronner Bundes sei, oder ob und wie weit er sich Frankreich gegenüber engagirt habe. Deshalb ersuchten sie ihn, ihnen mitzutheilen, „durch was für ausführbare Mittel er meine, daß die so hoch begehrte Beruhigung des Reiches in der Güte wieder erlangt und der blutige Krieg abgestellt werden, er auch wieder in des Kaisers und Reiches Devotion treten möge.“ Und zwar möge er seine Erklärung so „stilisiren“, daß sie dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen übergeben werden könne. — Neben dieser Aufforderung, sich separatim mit dem Kaiser zu vergleichen, stellten sie an ihn das Verlangen, „an seinem hohen, vielgeltenden Orte“, bei Frankreich und Schweden

die Vermittlung zu übernehmen, „daß man dereinst zu einem allgemeinen Frieden gelange."

Am 16. Mai erst machte Hoffmann sich auf die Reise. Am 24. war er in Frankfurt, ging von hier mit sicherem kaiserlichen Geleit über Mainz, Worms, Frankenthal, Speier, überall so zuvorkommend empfangen — in Mainz von dem kurfürstlichen Kanzler, in Frankenthal von dem spanischen Gouverneur —, „daß er sich fast schämen müssen, daß solche vornehmen Leute ihm so große Ehre erwiesen." Auch im götzischen Hauptquartier zu Bruchsal wurde er auf das beste aufgenommen. Götz sprach sich über seine Mission sehr erfreut aus, zweifelte jedoch an ihrem Erfolge, „weil Herzog Bernhard ganz französisch und von Frankreich allein dependire, und also nicht in seiner Macht stünde, etwas einzugehen." Aus seinen Gesprächen mit verschiedenen hohen kaiserlichen und bairischen Officieren gewann er den Eindruck, „daß sie dieses Krieges ganz überdrüssig seien."

Nach drei Tagen brach Hoffmann von Bruchsal auf. Götz ließ ihn durch seinen Trompeter nach Straßburg geleiten, von wo er nach mehreren Tagen mit Straßburger Convoy nach Benfeld kam. Damit befand er sich im Bereiche der weimarischen Armee. Mit benfeldischem Geleit ging er in das von den Franzosen besetzte Colmar, mit colmarischem am 9. Juni nach Neuenburg, in Herzog Bernhards Hauptquartier. Sein Erscheinen verursachte bei Bernhards Officieren und Parteigenossen „sehr wunderliche Gedanken". Man sah ihn mit starkem Argwohn an. Der schwedische Resident Mockel meinte[1]), dem Gegner scheine es an der Zeit zu sein, „was er mit Gewalt nicht vermöge, durch List und fernere Trennung zu suchen". Hoffmann erzählt selber, daß er auf der Reise mehrfach in höchster Lebensgefahr geschwebt habe. Die ersten Eindrücke, die er empfing, waren nichts weniger als ermuthigend. „Verspüre, daß in den mir anvertrauten Sachen, das publicum betreffend, ziemlich weitläufig tractirt und sehr behutsam verfahren werden möchte, und

1) Mockel an Schmoller (Bernhards Secretär) d. d. Benfeld, 2. Juli 1638 (Gotha).

ist nicht alles so leicht, wie man mir zu Hause hat einbilden wollen [1]). Ich danke meinem lieben Gott, daß in der Principalsache meine Briefe reden müssen."

Nach seiner Ankunft in Neuenburg meldete er sich bei dem Hofmeister des Herzogs, Obersten von Rotenhan, mit der Bitte, ihm bei seinem Herrn Audienz zu verschaffen. Doch merkte er wohl, daß es Bernhard mit ihr nicht eben eilte, „denn man habe dieses Orts sein Absehen nicht auf bloßes Reden".

In der That kam der Herzog seinem Verlangen nichts weniger als eifrig entgegen. Zunächst ließ er ihn durch Rothenhan fragen, wer ihn sende. Hoffmann erwiderte, er komme mit kaiserlicher Majestät allergnädigster Bewilligung und auf des Kurfürsten von Sachsen Gutbefinden von des Herzogs sämmtlichen Herren Brüdern. Seine Commission betreffe die Wohlfahrt des römischen Reiches und seiner bedrängten Stände. Sie werde also seinem Herrn lieb und angenehm sein. Er wünsche nur, daß derselbe ihn anhöre oder die ihm anvertrauten Schriftstücke lese.

Am folgenden Tage erhielt er des Herzogs Bescheid. Er vernehme mit großer Befremdung, daß seine Brüder eine Gesandtschaft an ihn abgeordnet hätten, ohne ihn zuvor darum zu ersuchen; und ebenso, daß der Herr Gesandte so unangemeldet mitten in die evangelische Bundesarmee hineingeritten sei. Aus diesen Gründen, aber auch weil die deutschen und französischen Generale und andere Officiere den Verdacht hegten, daß sein Hauptauftrag dahin gehe, „ihn von der evangelischen Partei abzuziehen, oder doch zwischen ihm und den conföderirten Kronen einen Mißverstand zu erwecken", müsse er ihm die erbetene Audienz vorläufig verweigern. Seine Briefschaften aber ließ er ihm abfordern. Ihm selber wurde ein erlesenes Quartier angewiesen, in welchem er „herrlich aus Silber tractirt wurde" und zwei vornehme Officiere zur Gesellschaft erhielt.

Nachdem Bernhard sich aus jenen Briefen zur Genüge informirt und sich mit seinen Generalen und anderen maßgebenden Persönlichkeiten berathen hatte, beschied er ihn endlich (am 13. Juni) zur

---

1) Hoffmann an H. Wilhelm d. d. Neuenburg, 9. Juni 1638 (Weimar).

Audienz [1]). Hoffmann, auf den der Herzog sofort den tiefsten Eindruck machte, erledigte sich in aller Kürze seines Auftrages, indem er auf die ihm bereits eingehändigten Actenstücke hinwies.

Um so eingehender war Bernhards Erwiderung und so bedeutsam, daß Hoffmann, wie er sich ausdrückt, „gleichsam erstarrte". Bernhard versicherte hoch und theuer, daß er in diesem ganzen Kriege nichts als Gottes Ehre, seine und der Verbündeten und unschuldig verjagten evangelischen Stände Wiederherstellung suche. Er habe dazu „einen recht christlichen, ordentlichen Beruf", und daher habe Gottes gewaltige Hand ihn auch bisher gnädig geschützt und gefördert und werde ihm auch ferner helfen. Was ihm als Mitglied eines hohen fürstlichen Hauses und freiem Reichsfürsten bei diesen jetzigen gefährlichen Kriegszeiten, in welchen das Vaterland seiner uralten geistlichen und politischen Freiheiten gänzlich beraubt und in schimpfliche Knechtschaft gesetzt sei, gebühre, und ob er nicht Gott mehr als den Menschen gehorsam sein müsse, das überlasse er dem Urtheil jedes standhaft gebliebenen evangelischen Patrioten. Er sei in seinem Gewissen versichert, daß er des Herrn Krieg führe, und deshalb wolle er ihn auch bis zur Aufrichtung eines allgemeinen christlichen Friedens fortsetzen. Im übrigen freue er sich von Herzen, einmal jemanden, der aus der Heimath komme, zu sehen und sich von ihr erzählen zu lassen. Damit entließ er ihn.

Noch an demselben Abend und hernach zu wiederholten Malen beschied er ihn wieder zu sich und unterhielt sich eingehend mit ihm, bald über die politischen Verhältnisse, bald über persönliche Interessen. Dann veranlaßte er ihn auch, die ganze Entstehungsgeschichte seiner Mission zu Papier zu bringen und ihm zu überreichen [2]). Allein eine Antwort wollte und konnte er ihm nicht eher geben, als er sich mit den „Principalinteressenten", mit Frankreich und Schweden, ins Einvernehmen gesetzt hatte. Das mußte voraussichtlich wochenlang dauern. Hoffmann wurde genöthigt, so lange „auf neutralem Boden",

---

1) Ueber sie Hoffmanns Schlußrelation d. d. Jena, 17. Oct. 1638 (Weimar).

2) Das ist die S. 407 Anm. 1 erwähnte „Kurze Relation ꝛc."

in Basel, zu warten. „Muß mich inmittelst wider Willen patientiren und mit Kirchen- und Müßiggehen die Zeit vertreiben“ [1]), schrieb er nach Hause. Seine im Hauptquartier gemachten Beobachtungen faßte er dahin zusammen: „Ihre Fürstliche Gnaden gehen in dieser Sache sehr sorgfältig, behutsam und wohlbedächtig. Wenn ich so viel gewußt, als jetzo, wollte ich mich anders haben instruiren lassen; denn Ihr status gewiß auf solchen wohlgegründeten Fundamenten beruhet, wie wir uns drinnen zu Lande niemals eingebildet haben. Und möchte ich an meinem Orte wünschen, daß etliche mit nachdenklichen Reden und Schreiben sich besser, als bisher geschehen, in Acht nehmen; die Verantwortung wird künftig desto schwerer fallen. Sonst kann ich mit Wahrheit sagen, daß Ihre Fürstliche Gnaden ein recht christliches Verlangen zu einem allgemeinen redlichen Frieden tragen. Dieser wird aber viel anders sein müssen, als wir uns etwan eingebildet.“

Auch in Bernhards Stellung zu Frankreich gewann er einen Einblick. Wenn es heiße, daß er sich „ganz von den evangelischen Kreisständen abgethan und von fremden ausländischen Potentaten einzig und allein dependire, so verhalte sich das nicht also, wie künftig die Zeit besser eröffnen werde“. Von der Persönlichkeit der Herzogs war er, wie jeder, der in seine Nähe kam, völlig gefesselt. Was er voll staunender Bewunderung über ihn nach Weimar schrieb, wurde bereits in anderem Zusammenhange mitgetheilt. Wie auch hätte die Haltung des zum Manne und Helden gereiften Jünglings auf einen seiner alten Diener und Verehrer, der sich aus dem Jammer und Elend daheim plötzlich in die frische Luft eines siegesgewohnten und siegesgewissen Feldlagers versetzt sah, ohne tiefen Eindruck bleiben können! „Ihre Fürstliche Gnaden habe ich von Person sehr wohl, aber wegen der großen Veränderung in Ihrem hocherleuchteten Verstande gar nicht wieder erkannt.“

Bernhard hatte die ihm von Hoffmann übergebenen Schriftstücke sofort an den damals noch in Paris weilenden Erlach gesandt,

1) Hoffmann an H. Wilhelm d. d. Basel, 5. Juli 1638, prs. 18. Juli (Weimar).

daß er sie durch de Noyers an den König gelangen lasse. Auf dessen Entschließungen in betreff des an den Rhein zu sendenden Succurs blieben sie, wie bereits bemerkt wurde, ohne Einfluß. Daß aber der Herzog, so sehr er sich gleich in seinen Erwartungen und Ansprüchen betrogen sah, mit dem Feinde nicht hinter des Königs Rücken handle und verhandle, sondern ihn offen und ehrlich in die Situation einweihe und die eigenen Entschließungen von dessen Wunsch und Willen abhängig mache, mußte auf denselben wahrhaft beruhigend wirken. Und so kargte er denn in der Antwort, die er ihm sandte, nicht mit seinem Lobe[1]). Man könne nicht offener und ehrlicher verfahren, als der Herzog es bei dieser Gelegenheit gethan, und die Befriedigung, die er darüber empfinde, sei ohne Grenzen. Seine Meinung über die demselben gemachten Eröffnungen ging dahin, daß diejenigen, die seine Brüder veranlaßt hätten, ihn um die zu einem allgemeinen Frieden führenden Mittel zu befragen, selber am besten wissen müßten, daß diese nur darin beständen, „sich offner Wege zu bedienen, und sich in vernünftigen Grenzen zu halten". Er für seine Person sei nach wie vor von dem Wunsche beseelt, einen solchen Frieden zu befördern; er brauche es ihn nicht besonders zu versichern, da es seine ganze Handlungsweise bezeuge. In Hamburg verhandelten französische und schwedische Gesandte: dorthin möge der „König von Ungarn", wenn es ihm ernst mit dem Frieden sei, seine Gesandten gleichfalls schicken; dort brauche man nur die begonnenen Verhandlungen fortzusetzen und zu Ende zu führen. Mit der Zusammenberufung einer neuen Conferenz würde man nur Zeit verlieren. Aber freilich, bisher sei es gerade das Bemühen des Hauses Oesterreich gewesen, das Friedenswerk immer weiter hinauszuschieben, so daß man allen Grund habe, an dem Ernste seiner Friedensneigung zu zweifeln, die es nur zur Schau trage, um unter seine Gegner Zwietracht zu säen und dadurch desto leichter zu seinem Ziele

1) Zugleich mit der Sendung der Briefschaften an Erlach hatte Bernhard an K. Ludwig XIII. am 14. (24.) Juni, dann noch einmal am 23. Juni (3. Juli) 1638 geschrieben; dessen Antwort d. d. St. Germain en Laye, 8. (18.) Juli 1638 (Weimar).

zu gelangen. Wie er sich nicht von seinen Alliirten trennen werde, so sei er auch von des Herzogs fester Haltung angesichts solcher Lockungen überzeugt.

Zugleich mit diesem Schreiben empfing Bernhard von Erlach, der natürlich über die hoffmann'schen Eröffnungen mit dem Könige oder dessen Ministern conferirt hatte, einen Brief[1]), welcher vielfach ähnliche Rathschläge für die dem Gesandten zu gebende Antwort enthielt.

Auch den Schweden hatte Bernhard die nöthigen Mittheilungen gemacht, und zwar durch einen Brief an den noch in Paris weilenden schwedischen Staatssecretär Müller[2]), in welchem er den Inhalt der ihm von Hoffmann überbrachten Schreiben resumirte. „Dem Herrn — so fügte er hinzu — sind dieser Leute Ränke wohl bekannt, deswegen ich unnöthig erachte, ihm mein judicium hierüber zu schreiben". Er habe die Schriftstücke dem Könige von Frankreich übersandt, damit derselbe ihm angebe, was er auf die „das publicum" betreffenden Anträge erwidern solle. „Auf das, so mich in particular anlangt, will ich also antworten, daß alle Interessenten meine innerste Treu, damit ich der guten Sache beständig zugethan verbleibe, erkennen können." Ueber die Angelegenheit an den Reichskanzler zu schreiben, habe er nicht Zeit gehabt. Er ersuchte ihn, denselben vorläufig von ihr in Kenntniß zu setzen.

Müller antwortete[3]): man habe vorausgesehen, daß der Feind alle Mittel anwenden werde, um ihn, auf dessen Expedition jetzt das Hauptwerk in Oberdeutschland beruhe, „aus den Sprüngen zu bringen". „Alle guten Patrioten aber, denen Euer Fürstlichen Gnaden heroische Magnanimität bekannt, haben an genereuser Resolution gar nicht gezweifelt." Er gab ihm die Versicherung, daß sich seine Königin und der Reichskanzler sowohl bei Friedensverhandlungen,

1) „Was Secretario Hoffmann auf seine gethane proposition zu antworten sei" (Weimar) Gonzenbach I, S. 113 f.

2) Bernhard an „Licentiat" G. Müller d. d. Rheinfelden, 23. (13.?) Juni 1638 (Gotha).

3) Müller an Bernhard d. d. Hamburg, 20. Juli 1638 (Gotha).

als im Kriege aufs äußerste angelegen sein lassen würden, ihm und seinem Hause zur Erlangung alles dessen zu verhelfen, „was immer er mit Raison desiderire“.

Zwei Monate lang mußte Hoffmann auf schweizerischem Boden warten, bis Bernhard ihn wieder zu sich beschied.

In der Audienz, die er ihm am 16. August zu Neuenburg gab, sagte er ihm: er habe seine Eröffnungen nunmehr zur Genüge erwogen, auch die Antwort des Königs von Frankreich empfangen und wolle ihn deshalb in den nächsten Tagen abfertigen.

Ein Bote trat ein und überreichte dem Herzoge Zeitungen über das Kriegsunwesen im Thüringischen und im Fürstenthum Weimar. Da sprach er in aufflammendem Zorn: „Ich wünschte mit dem Kurfürsten von Sachsen nur eine halbe Stunde zu reden! Man begehrt von mir, ich soll Mittel zum Frieden vorschlagen; nichtsdestoweniger fährt man unterdessen fort, meine Herren Brüder, die mir doch weder mit Rath noch That im geringsten beispringen, unschuldiger Weise, wider alle gegebene schriftliche und mündliche Versicherung und Zusage, sonder Zweifel meinethalben, da sie doch nicht mit mir correspondiren, so übel zu tractiren und ganz auf den äußersten Grad zu ruiniren. Gott der Allmächtige wird es zu seiner Zeit rächen, dem ichs auch heimgestellt habe, wenngleich ich deswegen die allgemeine Wohlfahrt zu befördern nichts unterlassen will“.

In den nächsten Tagen wurde Hoffmann ein langes eigenhändiges Schreiben des Herzogs an seine Brüder übergeben[1]). Es enthielt die Versicherung von seiner und des Königs von Frankreich Neigung zur Herbeiführung eines allgemeinen Friedens, welcher der Zweck ihres Krieges sei. Wenn der Gegner ihn gleichfalls ernstlich wünsche, würde es genügen, daß auch er Bevollmächtigte nach Hamburg entsende, um über ihn zu verhandeln. Besonderer Tractate bedürfe es nicht. — Ausführlicher war auf das an ihn persönlich gerichtete Ansinnen eingegangen. Bernhard gab einen förmlichen

1) d. d. Neuenburg, 18. Aug. 1638 (Gotha). Gedruckt bei Gonzenbach I, Urk. 35.

Abriß seines bisherigen öffentlichen Lebens, um nachzuweisen, wie „seine Gedanken von Jugend an nur darauf gerichtet gewesen wären, zuvörderst Gott und seinem geliebten Vaterlande treue und nützliche Dienste zu leisten". Aus diesem Grunde habe er sich dem Könige von Schweden angeschlossen, in diesem Sinne nach dessen Tode den Krieg geführt. Stets habe es ihm gegolten, den Feind von den Gebieten des Kurfürsten von Sachsen und anderer Freunde fernzuhalten und den Krieg in dessen eigne Länder zu spielen. Bis es dann zur Nördlinger Schlacht gekommen sei, und in ihrem Gefolge zum Prager Frieden, durch den die Alliirten sich getrennt und seine Waffen „dem Gegner in die Hände gegeben hätten". Damit habe dieser die Gelegenheit erhalten, unter dem Vorwande der Einquartierung die evangelischen Lande aufs erbarmungsloseste auszusaugen. Ihm aber, der zugleich auf die Krone Schweden und die mitinteressirten Stände Rücksicht nehmen müssen, „habe es nicht anstehen wollen, dem Feinde die Waffen gleichmäßig in die Hände zu werfen und dadurch die eigne Partei aller Hoffnung zum Frieden berauben zu helfen. Derowegen wir lieber dem Ungewitter aus dem Wege gehen und Ihro Majestät von Frankreich einen Reitersdienst thun wollen". Frankreich aber habe ihn mit höchster Begierde und solcher Macht unterstützt, daß er sich durchaus nicht veranlaßt sehe, die Hoffnung auf den Sieg der guten Sache sinken zu lassen. Aus solchem Verlauf würden seine Brüder wie jedermann erkennen, daß ihm, obschon „die Sachen bis dato mehr nach Kriegsart als nach Friedenstractation gerichtet werden müssen", die Begierde zum Frieden durchaus nicht gefehlt habe. Erzeige sich „gebührende Gelegenheit, den heilsamen Zweck des Friedens zu erlangen", werde er an seinem Theil nach bestem Vermögen für ihn wirken. Durch unrechtmäßige Mittel sei er noch niemals erreicht worden.

Mit diesem Bescheid reiste Hoffmann am 26. August ab. Der Versuch, den Herzog auf die Bahn des Prager Friedens hinüberzulocken, war völlig gescheitert. Er behielt die Waffen in der Hand, um weiter zu kämpfen, bis er den Gegner zu einem weniger faulen, zu einem „wirklichen, billigen, gleich durchgehenden

Universalfrieden" gezwungen haben würde. Schon hatte er einen neuen glänzenden Erfolg über ihn davongetragen. Er war gleichsam die Antwort, die er neben dieser brieflichen dem Gegner mit dem Schwerte gab.

Wittenweier.

Wie die Gegner Bernhards bis in den Juli hinein den Krieg geführt hatten, verdient wenig Bewunderung. Statt daß sie alle Streitkräfte, über die man in Oberdeutschland verfügte, zusammenzogen und sich mit überlegenen Massen auf ihn warfen, beschränkte sich ihre Kriegführung auf die Manövrirkunst des Cunctator Götz, welcher mit der ihm untergebenen Mannschaft nicht im stande war, eine Entscheidung herbeizuführen. Die Anschauung, daß es im Kriege an erster Stelle darauf ankomme, zu schlagen, lag den meisten Generalen jener Zeit noch ganz fern. Man darf behaupten, daß sie damals nur in der Schule Gustaf Adolfs herrschend war. Herzog Bernhard suchte stets, auch unter ungünstigen Verhältnissen, auch mit momentanen Opfern, die Schlacht. Er wußte, daß der Sieg die Opfer hundertfältig wieder einbringe. Die Operationen der Feldherren, welche ihm gegenüberstanden, wurden durch Rücksichten bestimmt, die sie an entscheidenden Erfolgen nur zu oft hinderten. Da galt es Sorge für den Unterhalt der Truppen, die deshalb in Gegenden geführt werden mußten, in denen man des Kornes auf dem Halm oder der Ernte in den Scheuern habhaft werden konnte; den Schutz besetzter, auch unwichtiger Plätze, Einnahme und Besetzung weiterer, als ob solcher Besitz nicht bei dem ersten Zusammenstoß mit dem Feinde verloren gehen könne!

Zwar war man in Wien und München schon bald nach der Eröffnung des Feldzuges, in dem jähen Schrecken über die ersten großen Erfolge der weimarischen Waffen, übereingekommen, daß es

alles gelte, an beiden Ufern des Rheines so viel Streitkräfte als möglich zusammenzuziehen und mit ihnen den gefährlichen Gegner entweder „an einen Ort einzuschließen und zu consumiren", oder in offener Feldschlacht niederzuwerfen und ihn auf die eine oder andere Weise von des Reiches Boden zu verdrängen und den Krieg nach Frankreich zu verlegen. Allein bisher war es bei der Idee und bei erfolglosen Bemühungen für ihre Verwirklichung geblieben.

Es waren drei selbständige Corps, deren Zusammenwirken zu diesem Zweck man ins Auge gefaßt hatte: das des Feldmarschalls Grafen Johann von Götz, der die „Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht von Baiern anvertraute Reichsarmada"[1]) befehligte; das des Feldmarschalls Duca di Savello, der seit seiner Flucht, wie der Kaiser sich ausdrückte, an der Spitze „der wenigen unser selbsteigen geworbenen kaiserlichen Truppen" stand; endlich das lothringische Heer unter Herzog Carl, auf dessen Mitwirkung zu dem Unternehmen man sich besondere Rechnung machte.

Die Meinung war, daß die drei Generale über die nothwendigen gemeinsamen Operationen ihrer drei Corps am Rhein conferiren und, was sie als das beste erkannten, „ohne Einholung weiterer kaiserlicher Resolution" ausführen sollten. Sie wurden also von aller Bevormundung durch den Hofkriegsrath, die sich nun schon so oft als höchst verderblich erwiesen hatte, entbunden.

Anfang Mai bereits war es mit dem Gesandten des Herzogs von Lothringen, seinem Geheimrath Freiherrn Nicolaus von Fournier, in Wien und München zu Verhandlungen über den Herauszug seiner Truppen aus Burgund an den Rhein gekommen[1]). Am Rhein liege jetzt der Schwerpunkt des Krieges. Deshalb möge sein Herr sich in Burgund für kurze Zeit auf die Defensive beschränken und all seine entbehrlichen Truppen mit dem „guten und schönen" Heere von Götz vereinigen, „welches dermalen fast der beste nervus des Reiches sei" und wegen des mangelnden Proviants auf die

1) Maximilian an Götz d. d. München, 13. (23.) Mai 1638, nebst chiffrirter Beilage: „Consideratio, warum dem gemeinen Hauptwesen, auch der Grafschaft Burgund in particulari nützlich ist, daß Ihre Kurfürstl. Durchl. in Lothringen mit einer Armada heraus an den Rhein gehe".

Länge nicht in Unthätigkeit still liegen könne. Gehe es zu Grunde, „würde nicht allein Burgund, sondern auch Breisach und der ganze obere Rheinstrom in Verlust gerathen. Wenn jeder nur an sich denke, würden alle größten Schaden erleiden".

Ein paar Wochen später schrieb ihm der Kaiser [1]): Götz sei den Weimaranern zwar überlegen und stark genug, sie zu schlagen, oder auf andere Weise vom deutschen Boden zu vertreiben. Aber sie könnten, solange sie auf dem einen Ufer angegriffen würden, stets nach Wohlgefallen auf das andere entweichen und würden durch solches „Hin- und Wiederspringen" die götzische Armee schwächen, bis sie aus Frankreich stärkeren Succurs erhalten hätten. Es gelte daher, ihnen diese „Zwickmühle" zu benehmen, und das könne nur geschehen, wenn man auf beiden Seiten des Rheins erscheine. Dazu aber seien Götz und Savelli zu schwach, von denen, wenn sie durch den Rhein getrennt wären, Bernhard zuerst den schwächern angreifen und besiegen würde, um sich dann auf den andern zu werfen. Und nun folgte dieselbe Bitte an den Herzog Carl: die burgundischen Hauptplätze zu besetzen, mit all seiner übrigen Mannschaft an den Rhein zu kommen und mit Götz und Savelli zu berathen und zu beschließen, wie den Weimaranern auf beiden Seiten des Rheins beizukommen wäre, damit sie über den Fluß zurückgeworfen und von allen drei Corps „unitis viribus" nach Frankreich verfolgt werden könnten, wohin dann der Kriegsschauplatz verlegt werden würde.

Von seiten Spaniens, dem es natürlich von unmittelbarerem Interesse war, daß die Franche-Comté von den Franzosen gereinigt, als daß Herzog Bernhard am Rhein geschlagen würde, fehlte es nicht an Gegenbemühungen. Castañeda drang beim Kaiser darauf, daß die mit spanischen Doublonen neugebildeten Regimenter Savelli's mitsammt seiner Artillerie nur in Burgund verwandt würden, und beschwerte sich darüber, daß „das Widerspiel" geschehe, indem man an Götz die Kanonen Savelli's überlasse und dulde, daß er dessen

---

1) K. Ferdinand III. an den H. von Lothringen d. d. Wien, 29. Mai (8. Juni) (Gotha), auch bei Cyprian S. 15 f.

Rekruten zu seinen Operationen mitverwende. Er forderte Savelli direct auf[1]), den Rhein zu überschreiten und dem Herzoge von Lothringen zu Hülfe zu kommen.

Dieser, der zu Beginn der Campagne den Zug an den Rhein ins Auge gefaßt, es aber dann doch vorgezogen hatte, von Thann nach Lothringen und Burgund, wo Longueville im Mai den Belagerungskrieg begann, zurückzukehren und nur etwas Infanterie und leichte Reiterei den am Rhein operirenden Verbündeten abzugeben, sandte Fournier von neuem nach München, um die Situation darzulegen, die es ihm erschwere, an den Rhein zu kommen[2]). Gleichwohl — so ließ er erklären — sei er dazu entschlossen, wenn Götz unter seinen Oberbefehl gestellt werde und er das Commando auch über dessen Armee erhalte, gleichviel ob sie mit der seinigen vereint, oder von ihr getrennt operire; und ferner, wenn nach Bewältigung Bernhards die ganze götzische Armee sich mit ihm vereint gegen den Herzog von Longueville wende. Ihm wurde zur Antwort[3]), daß, wenn er erscheine, Götz angewiesen werden solle, gegen ihn den begehrten Respect zu tragen. Derselbe werde, wenn sie getrennt seien, unausgesetzt mit ihm correspondiren; doch sei es nöthig, ihm freie Hand zu lassen. Im Fall ihrer Vereinigung solle von ihm, dem Herzoge, die Ausfertigung der von ihnen gemeinsam beschlossenen Befehle ausgehen. Nach Niederwerfung der Weimaraner werde Götz mit ihm nach Burgund marschiren, falls Spanien, seinem Versprechen gemäß, die Proviantirung übernehme.

Allein in eben jenen Tagen erfolgte der erste Zusammenstoß der lothringischen und französischen Waffen bei Poligny und damit verzichtete Herzog Carl dann doch fürerst auf den Herausmarsch an den Rhein, um mit dem ihm gegenüberstehenden Longueville in einem Belagerungskriege zu rivalisiren, bei dem es bald ihm, bald dem Gegner gelang, eine Stadt zu gewinnen, oder ein

1) Castañeda an Savelli d. d. Wien, 22. April (2. Mai) 1638.

2) H. von Lothringen an Maximilian d. d. Besançon, 25. Mai (4. Juni).

3) Maximilians Antwort auf Fourniers Anbringen d. d. München, 9. (19.) Juni; dazu Maximilian an Götz d. d. Starnberg, 8. (18.) Juni.

Schloß in Asche zu legen, der aber auf den Gang des großen Krieges ohne jeden Einfluß blieb.

Aber auch mit dem Zusammenwirken von Götz und Savelli hatte es seine guten Wege. Es bestand zwischen ihnen ein Gegensatz, der sich, seit sie einander so nahe waren, in einem starken Widerwillen äußerte. Götz, dessen Brust sich in dem Selbstgefühl des Siegers hob — hatte er doch an der Entscheidung bei Nördlingen einen hervorragenden Antheil gehabt, hernach den General Baner mit seinen Schweden zum Rückzuge von Torgau gezwungen und ihn bis an die Meeresküste verfolgt, endlich noch jüngst mit Glück in Hessen operirt —, blickte mit Verachtung auf einen Kameraden herab, der sich vor kurzem so völlig hatte schlagen und gefangen nehmen lassen und dann als Flüchtling von neuem in eine so hohe militärische Stellung eingetreten war. Was bedeutete in seinen Augen, der sich auf dem Felde von Nördlingen den Grafentitel geholt hatte und sich in eitler Selbsttäuschung für den ersten Strategen seiner Zeit hielt, der windige italienische Duca, von dem es bekannt war, daß er am kaiserlichen Hofe mächtige Gönner habe, vor allen den Grafen Trautmannsdorf, den Director des kaiserlichen Geheimen Raths; Gönner, die mehr auf seine hohe Geburt als auf seine Kriegstüchtigkeit sähen? Er suchte seinen Rückhalt in München, wie Savelli in Wien; und bei dem geheimen Gegensatz beider verbündeten Mächte trug das dazu bei, ihre persönliche Abneigung gegen einander zu verschärfen. Natürlich, daß Götz die bairische Partei auf der Hofburg, namentlich den Grafen Schlick für sich hatte[1]); und so übertrugen sich denn die Rivalitäten der Cabinette auf die Feldlager.

Schon zwischen Götz' Vorgänger, Johann von Werth, und

---

1) Der kaiserliche Geheimsecretär Fischer, einer der Hauptanhänger Savelli's, schrieb diesem d. d. Wien, 23. Juni (3. Juli) 1638: Graf Schlick „ist so parteiisch für Baiern und Götz, daß er alle andern Freunde darüber vergißt. Es scheint, daß er alle Gelegenheiten suche, damit die Geschäfte, welche den Rhein betreffen, und deren Expedition mir doch eigentlich zusteht, mir nicht unter die Hände kommen".

dem Duca hatte ein gespanntes Verhältniß bestanden, das sie zu den gehässigsten Aeußerungen hinriß. Werth hatte die Niederlage des 18. Februar auf die „böse und unvernünftige Conduite“ Savelli's zurückgeführt, dem er sich trotz all seiner in München erhobenen Vorstellungen hatte unterordnen müssen. Derselbe möge — so hatte er seinem Kurfürsten erklärt — „witzig genug sein, ein Stück Landes zu gouverniren; aber zum General tauge er garnichts und werde nur die Armee ruiniren und alles stürzen“. Solcher Feldherren, wie er einer sei, „getraue er sich zwanzig im Felde über einen Haufen zu schlagen“. Auch er hatte von den intimen Beziehungen des Italieners zu Wien gewußt und war entschlossen gewesen, vor dem Kaiser selber „im Interesse der ganzen katholischen Sache wider sein Commando zu protestiren“. Doch hatte ihm dann Graf Trautmannsdorf bemerkt: „er möge an den kaiserlichen Hof berichten, was er wolle, solle sich aber ja vorsehen, von dem Duca di Savello nur immer das beste, wider ihn aber nicht das geringste zu schreiben.“ In Folge dessen erklärte Werth voller Wuth: „die kaiserlichen Räthe zögen ihren Profit von dergleichen Schindern, achteten nur deren und sonst keines ehrlichen Cavalliers Bericht, so daß der Kaiser über den Zustand der Soldateska hieroben Landes ganz falsch informirt sei.“

Vom ersten Tage an, daß Götz in Oberdeutschland erschien, kam es auch zwischen ihm und Savelli zu Reibereien bald über Artillerie und Recruten, die Savelli beanspruchte und Götz verwandte, bald über Proviantlieferungen, auf die dieser rechnete und die jener unterließ. Jeder beschwerte sich über den andern: der Graf in München, der Duca in Wien, wo man denn allen Ernstes daran dachte, ihn „mit dem Namen und Titel eines Feldmarschalls“ zu Gallas abzucommandiren, vorausgesetzt, daß er mit ihm besser stünde als mit den bairischen Generalen.

Den Höfen waren diese Eifersüchteleien und Reibereien um so unwillkommener, als sie das Zusammenwirken beider Corps gegen die Weimaraner, das sie als unerläßlich erkannten, in der bedenklichsten Weise erschwerten. Wiederholt schrieb der Kaiser deswegen an Savelli. Schon am 5. (15.) Mai forderte er ihn auf, mit Götz

gemeinsam über die Kriegsoperationen zu berathen. Ein paar Wochen später[1]) sprach er die Erwartung aus, daß diese Berathungen nunmehr stattgefunden und die Bewegungen ihrer Truppen bereits begonnen haben würden. Zugleich tadelte er ihn, daß er der Götz anvertrauten Reichsarmee — „die wir nicht anders als unsere selbsteigene geworbene achten" — bisher den Proviant vorenthalten habe: dadurch „ginge die beste Zeit verloren, und alle glücklichen Progresse geriethen ins Stocken."

Gleichzeitig erhielt er von seinen Gönnern und Gesinnungsgenossen Briefe. Trautmannsdorf schrieb[2]): „Ich weiß wohl, daß es eine überaus große Tödtung seiner selbst ist, sich bei einem aufzuhalten, mit dem man keine Gleichheit des Humors hat. Aber Ihrer Kaiserlichen Majestät Dienst wird süß machen, was bitter ist." Auch handle es sich ja um kein lange währendes Zusammenwirken, sondern nur darum, „in einer großen Impressa mit einander übereinzustimmen."

Oberst Solis wurde von Wien entsandt, um zwischen beiden Generalen ein leidliches Verhältniß herzustellen. Und auch von München aus bemühte man sich mit Aussöhnungsversuchen[3]). Allein trotz aller Mahnungen zur Einmüthigkeit und zum Zusammenwirken hatte Savelli von seinen württembergischen Quartieren am Neckar aus dem kläglichen Verlauf des götzischen Feldzuges ruhig zugesehen. Erst als Götz in der ersten Hälfte des Juli von seiner unglücklichen Expedition ins Elsaß zurückgekehrt war und damit auch die Gefahr für Savelli näher rückte, entschloß dieser sich zur Vereinigung, unter der Bedingung, daß die Führung der Avantgarde und die Ausgabe der Losung zwischen ihnen Tag um Tag wechsle. Götz brachte im allgemeinen Interesse das Opfer, einzuwilligen: „ungeachtet ich" — so schrieb er dem Kaiser — „wohl gewußt, wessen Euer Kaiserliche Majestät mit Ihrer Kurfürstlichen

1) K. Ferdinand III. an Savelli d. d. Wien, 29. Mai (8. Juni) 1638 (Gotha), gedr. bei Cyprian S. 14 f.

2) Trautmannsdorf an Savelli d. d. Wien, 19. (29.) Juni 1638. Dazu Fischer an Savelli vom 6. (16.) u. 20. (30.) Juni.

3) Maximilian an Savelli d. d. München, 17. (27.) Juni 1638.

Durchlaucht in Baiern sich in diesem Punkt verglichen; dahero wohl etwas einzustreuen gehabt." Gegen Ende Juli brach Savelli mit seinem Corps, dessen Stärke er auf nur etwa 1400 Mann zu Fuß, 1000 zu Pferde angab[1]), aus der Heilbronner Gegend auf und traf am 28. Juli in Offenburg ein.

Die beiden Feldherren beschlossen, Breisach von neuem zu verproviantiren und setzten sich deshalb mit gesammter Macht und mit großen Vorräthen (etwa 6000 Malter Korn) von Offenburg in südlicher Richtung in Marsch. Nächstes Ziel war Rheinau, wo der Proviant in Schiffe verladen werden sollte, um zu Wasser zur Festung geführt zu werden. Als sie, Götz mit der Avantgarde vorauf, nach einem ersten Marschtage von Kloster Schüttern aufbrechen wollten, erfuhren sie, daß die Weimaraner dicht vor ihnen stünden.

Herzog Bernhard hatte mit Sehnsucht auf die Ankunft Turenne's gewartet; denn ehe sein Heer verstärkt war, blieb ein entscheidendes Unternehmen ein unverantwortliches Wagniß[2]).

1) In seiner Vertheidigungsschrift; in der „Victoria" ist es zu 4000 M. angegeben. S. die nächste Anmerkung.

2) Die Quellen für die Schlacht bei Wittenweier fließen sehr reichlich, ohne daß man doch im stande wäre, ein vollständiges Bild von ihr zu entwerfen. Namentlich steht dem die Ueberlieferung auf Feindes Seite im Wege; denn Savelli polemisirt gegen den götzischen Bericht. Aber auch aus andern Gründen bleibt vieles unaufgehellt. Es fehlen genaue und zuverlässige Combattantenlisten von Freund und Feind; das Truppenverzeichniß auf dem Plane im Theatr. Europ. stimmt vielfach nicht mit sonstigen Angaben überein. Was le Laboureur über den hervorragenden Antheil Guebriants erzählt, steht so gut wie ganz außerhalb der übrigen Ueberlieferung, die seiner kaum erwähnt. Ich wage deshalb nicht, le Laboureurs Angaben in den Text aufzunehmen, um so weniger, als er keine Gewährsmänner nennt. Gegen die von ihm mitgetheilte höchst panegyrisch gefärbte Rede Bernhards auf seinen Helden wird man ohnehin gerechte Bedenken haben. — Unter den handschriftlichen Quellen nehmen die erste Stelle die Briefe Her-

Am 8. Juli früh meldete Rehlinger aus Basel, daß Turenne am nächsten Tage bei Mömpelgard eintreffen werde. Derselbe habe

---

zog Bernhards ein: der eine an Markgraf Friedrich von Baden, geschrieben „auf der Walstatt bei Wittenweier, 1. Aug. 1638" (Gotha), der andere, undatirte, etwas später (im Lager vor Breisach) verfaßte an die Königin Christine (Gotha). Dazu mehrere Schreiben von feindlicher Seite: Götz an den Kaiser d. d. Hauptquartier Oberkirch, (1.) 11. Aug. 1638 (Dresden. Cop.), Oberst Hans Barthel Scheffer (kurfürstlicher Generalcommissar?) an den Bischof zu Bamberg und Würzburg d. d. Offenburg, (31. Juli) 10. Aug. 1638 (Dresden. Cop.), und ein Bericht von Oberst von Haßlang, undatirt, aber, wie der Inhalt ergiebt, in Oberkirch, also etwa 1. (11.) Aug. verfaßt (Dresden). Dazu ein Schreiben aus Basel vom 3. (13.) Aug.; lebzelter'sche und andere Berichte, die ich nicht weiter aufzähle.

Von den gleichzeitigen losen Drucken von weimarischer Seite scheint der frühste zu sein „Gründliche und waarhafftige | Relation, | Von dem, bey noch wärendem Krie | ge, . . . vorgegan | genen sehr ernsthafftigen vnd blutigen Treffen, | Zwischen dem Durchleuchtigen Hochge | bornen Fürsten vnd Herren, | Herren Bernharden, | . . . . ||| . . deß Evange | lischen Bundes Generalissimo: | Vnd beyden Keyserl: vnd Ligistischen | Feldmarschalcken, H. Joh. Grafen von Götz, | vnd Duca di Savelli, ꝛc. | So geschehen bey Wittenweyher, | Den 30. Julii An. 1638.|." 1638. 4 Bl. 4⁰. Diese Broschüre, die in zwei verschiedenen Ausgaben vorliegt, enthält einen Bericht, der datirt ist: „auf der Walstatt bei Wittenweyer, den 2. Augusti Ann. 1638". Er scheint der officielle Schlachtbericht des weimarischen Hauptquartiers zu sein, den der schwedische Resident R. Mockel in Druck gab. Mockel an Bernhard d. d. Benfeld, 2. Aug. 1638 (Gotha).

Mit dieser Broschüre verwandt ist: „Victoria, | Warer vnd Eigentlicher bericht, | Von der herlichen vnd siegreichen Victoria, so der | Durchleuchtige, Hochgeborne Fürst vnd HErr Hertzoch Bernhart | von Weymar, gegen die beyden Generalen Herr Obristen Götzen vnd | Hern Duca de Savelli, den 31. Julii 1638 | bey den Kloster Schuteren | vnd Drüsenheim, erhalten hat, ... |||." 1638. 2 Bl. 4⁰.

Dazu: „Relation | oder Gründliche Erzehlung, | Wie die Ernstliche Feldt | Schlacht, so den 30. Julii Alten Calenders, die | ses 1638. Jahrs,| nahendt dem Dorff Wittenweyer in | dem Preißgaw am Rheinstrom, vorgegangen, | sich Erstlich | zugetragen, vnd endlich nach Gottes willen geendet.|." 1638. 4 Bl. 4⁰. Dieser Flugschrift folgt fast von Wort zu Wort das Theatr. Europ.

Von Feindes Seite liegt vor: „Extract | Schreiben Auß dem Kay:

ihn aufgefordert, für die Verpflegung seiner Truppen Sorge zu tragen; was denn den alten, peinlich gewissenhaften Herrn mit wahrer Entrüstung erfüllte. „Es ist zum Erbarmen, daß die Herren Franzosen so wenig Ordre und Vorsorg haben! Das ärgste ist, daß sie einen so übereilen und meinen, es solle alles im Fluge gehen; machen auch die Sache so nöthig, da sie doch etwan länger ausbleiben, als man meint." Bernhard befahl ihm umgehend, Brod für sechs Tage zu beschaffen, das ihnen gegen Zahlung geliefert werden sollte. Hernach habe der Commandant die Verpflegung zu übernehmen.

Götzisen Hauptquar | tir Oberkirch, vom 10. Tag August. 1638.|" 1638. 2 Bl. 4°. (Titel auf der ersten Seite des Textes.)

„Apologia | Deß Hertzogen von Savello | Oder | Warhaffte Abbildung vnd Vnpartheyischer Ver | lauff deß, den 9. Augusti nechst Wittenweyer, | zwischen den | Kayserisch: vnd Schwedischen | vorüber gangenen Treffens.|." 1638. 48 S. 4°. Andere, italienische, Ausgabe „Relatione | di qvello che svccesse | nelli giorni di 7. 8. e. 9. di Agosto 1638 | nella Battaglia à Wittenueyer. | Fatta tradurre di Alemanno in Italiano e ristampare dal Signor | Conte Simeone Alaleona Maggiordomo dell' Eccelentissimi | Signori Sauelli. | In Roma | nella stamperia di Lodouico Grignani |." 1638. 2 Bl. u. 36 S. 4°. Der Druck beginnt mit dem italienisch geschriebenen savelli'schen Schlachtbericht: dann folgt der Brief von Götz an den Kaiser aus Oberkirch, den (1.) 11. Aug., den Savelli zu widerlegen sucht. Sein Bericht fußt auf einer Reihe durch Siegel und Unterschrift beglaubigter Zeugnisse meist von Officieren seines Corps, gegen deren Glaubwürdigkeit man zum Theil freilich mancherlei Bedenken haben wird. Den Schluß der Apologie bildet „Warhaffte Abbildung vnd Vnpartheyischer Verlauff deß, den 9. Augusti, nächst Wittenweyer, zwischen den Kayser: vnd Schwedischen, vorübergangenen Treffens, wie es von der Kayserischen vnd Chur-Bayrischen Generalität, nachdem es von uns Endsbenannten respective geriffen vnd beschrieben gewesen, revidirt vnd ratificirt worden." Unterschrieben ist dieser Schlachtbericht von „Der Röm. Kais. Maj. und Chur-Fürstl: Durchl. in Bayern bei dero unterhabenden Kaiserl: Reichs: Armee respective bestellter Obrister, General-Quartiermeister, und General-Auditor 2c." Wohl zu beachten ist, daß er sich nicht der savelli'schen, sondern der götzischen Darstellung anschließt.

Ein Plan der Schlacht findet sich Theatr. Europ. III, zu S. 963. — Die ganze weitere Ueberlieferung (außer der schon erwähnten bei le Laboureur) fußt auf einzelnen der angeführten Flugschriften.

Dienstag, 17. Juli, langte Turenne mit seinen nur etwa 2000 Mann in Colmar an. Wann sie den Rhein überschritten, findet sich nicht angegeben. Jedenfalls kamen sie so ermüdet auf das rechte Ufer, daß sie sich eine zeitlang im Breisgau erholen mußten. Doch genügte ihre Gegenwart dem Herzoge, so ungehalten er gleich über ihre gegen alle Erwartung geringe Zahl war, um nunmehr mit der entscheidenden Action nicht länger zu säumen. Er erhob sich von Freiburg nordwärts nach Langendenzlingen, woselbst am 27. Juli Generalrendezvous der für sie bestimmten Truppen gehalten wurde. Zuverlässige Angaben über ihre Stärke fehlen. Sie findet sich unter anderm auf 8000 Mann angegeben, und das ist jedenfalls nur um weniges zu niedrig gegriffen.

An demselben 27. Juli setzte sich die Armee in Marsch auf das noch vom Feinde besetzte Kenzingen. Als es dunkelte, war die Stadt erreicht. Die Avantgarde unter dem unermüdlichen Taupadel ging weiter bis nach Ettenheim voraus, um dort „den Paß zu fassen". Es war eine energische Angriffsbewegung gegen den an der Kinzig stehenden Feind, die den Entschluß des Herzogs, mit ihm zu schlagen, verrieth.

Am nächsten Tage kam zur Zeit des Abendgebets Meldung von Taupadel, daß der Feind mit ganzer Armee und vielen beladenen Proviantwagen bei Kloster Schüttern, halbwegs zwischen Ettenheim und Offenburg, angelangt sei, aber von der Nähe der Weimaraner nicht das geringste wisse. Gefangene bestätigten diese Angaben. Sofort gab der Herzog Befehl zum Aufbruch aller Truppen und Kanonen. Mitten in der Nacht langte man zu Mahlberg an — zwei Stunden von Schüttern — und erwartete hier den Anbruch des Tages.

Sobald der Morgen graute, wurde in voller Schlachtordnung geradeswegs auf Schüttern fortmarschirt; dem Gros vorauf eine starke Avantgarde, welche die Aufgabe hatte, sich des Passes über die Schotter bei Dinglingen zu bemächtigen. Die Truppen fanden den Paß unbesetzt; so gingen sie denn weiter, bis sie auf einen feindlichen Cürassierposten stießen, den sie sofort angriffen und zwangen, sich mit großem Verlust gegen das Dorf Friesenheim zurückzuziehen.

Dort hatte der Feind Stellung genommen, den Dorfkirchhof und den von Friesenheim gegen Schüttern sich hinziehenden „Landgraben" besetzt. Auf einer neben dem Ort belegenen Anhöhe hatte er seine Geschütze aufgefahren.

Als der Herzog anlangte und sofort ein paar Infanterieabtheilungen — meist Franzosen — zum Angriff vorschickte, die den Feind aus ein paar Positionen warfen, steckte dieser Friesenheim in Brand und zog seine meisten Truppen auf die Anhöhe, von der herab er auf die Weimaraner ein heftiges, aber, da die Kugeln fast alle zu hoch gingen, wenig wirkungsvolles Geschützfeuer eröffnete.

Der Herzog ließ seine Kanonen in den gegenüberliegenden Weinbergen Posto fassen und gab aus ihnen mit besserer Wirkung Antwort. Zugleich ließ er seine Musketiere — die Cavallerie konnte in dem coupirten Terrain nicht zur Action gelangen — zum Sturm gegen die Höhe vorgehen. Allein er mußte bald erkennen, daß sie nur mit großem Verluste zu nehmen sein würde. Deshalb gab er, nachdem er an Todten und Verwundeten etwa 50, der Feind 120 Mann eingebüßt hatte, den Angriff auf und zog um Mittag seine Truppen wieder gegen Mahlberg zurück, wo er sie in freiem Felde zur Bataille formirte, in der Hoffnung, „daß der Feind sich auch anders entschließen und herabkommen werde". Denn auch ihm war zu Ohren gekommen, daß Götz nichts sehnlicher wünsche als zu schlagen. Aber in einem Kriegsrathe, den dieser berief, wurde beschlossen, dem Gegner nicht zu folgen. Vielmehr sammelten sich die Truppen zur Nacht im Felde zwischen Friesenheim und Schüttern; Savelli blieb in seiner Karosse bei den Truppen, Götz nahm mit seinem Hofstaat in dem Kloster Quartier.

Es scheint, daß es auch in einem so kritischen Moment, im Angesichte des Feindes, wieder zu Differenzen zwischen beiden Feldherren kam, indem Götz seinem Kameraden für den folgenden Tag die Avantgarde nicht einräumen wollte, Savelli aber mit seinem Abzuge drohte, falls er sie nicht erhielte. Er setzte seinen Willen durch: Götz überließ ihm auch einige von seinen Regimentern und

begnügte sich für den 31. Juli mit dem Commando der „Retroguardie".

Der Plan, den man faßte, bestand darin, daß die Avantgarde am nächsten Morgen sich mitsammt dem für Breisach bestimmten Proviant über Wittenweier auf Kappel dirigiren sollte, „auf welchem Dorf der Paß auf die Insel Rheinau gehet"; von hier sollte dann der Proviant nach Breisach gesandt werden. Die Arrièregarde sollte indeß langsam folgen. Wie es scheint, erwartete Götz, daß der Feind sich gegen sie und nicht gegen die Marschcolonne Savelli's wenden würde. Es findet sich in den Quellen die Bemerkung, daß eben diese Annahme ihn bewogen habe, sich dem Verlangen des Duca zu fügen.

Montag, den 31. Juli, Morgens, rückte Savelli mit seinen Truppen und der für Breisach bestimmten Proviantcolonne aus. Der Weg führte zum Theil durch schwieriges Terrain: Wiesen und Sümpfe, die sich am Unditzbache und seinen Nebenarmen hinzogen. Zur Rechten floß der Rhein; zur Linken bildete der sich weit ausdehnende Kaiserwald, der dem Dorfe Wittenweier gegenüber bis nahe ans Flußufer vorsprang, die Begrenzung. Und dieses Defilé war noch dazu durch einen „Paß" und „die Landwehr" coupirt. Das ganze Terrain erschien, vollends an dieser Stelle, für einen Transportzug höchst beschwerlich, für die Entwickelung einer Marschcolonne zur Schlacht äußerst ungünstig.

Nur langsam und in langgedehntem Zuge kam man vorwärts. Der übergroße Wagenpark, die Artillerie, der zahlreiche Troß — selbst die Frauen der Officiere befanden sich zu Wagen im Zuge — vermochten die vielen Hindernisse des Weges nur mit Schwierigkeit zu überwinden und lockerten die Linie. „Bald waren die Stücke, Bagage und Infanterie von der Cavallerie separirt." Gleichwohl zog Savelli weiter, so sorglos, daß er nicht einmal, „wie er hat thun sollen", Eclaireurs voraus und seitwärts in den Wald sandte. Schon hatte der Zug das Defilé bei Wittenweier passirt — nur einige Infanterie befand sich noch jenseits —, als er sich plötzlich den Weimaranern gegenübersah. —

Rittmeister Bergheim vom rosen'schen Regiment, der am frühen

Morgen von Bernhard auf Recognoscirung ausgeschickt worden war, kam gegen 8 Uhr mit der Meldung ins Hauptquartier zurück, daß der Feind gegen Tag von Schüttern aufgebrochen sei und auf den Rhein zu marschire. Sofort erkannte Bernhard die Situation, und daß es jetzt gelte „zu verhindern, daß er an ihm vorbeikomme und seine Intention mit Proviantirung Breisachs erlange". Zur Schlacht entschlossen, ließ er, ehe er das Signal zum Aufbruch gab, Gottesdienst halten, der am Tage vorher — einem Sonntage — wegen des Gefechtes bei Friesenheim ausgefallen war. Zur Predigt bestimmte er den Text aus dem Lucasevangelium (Cap. 19): von den Thränen Christi über Jerusalem. Sie schloß mit dem Hinweis auf „den langmüthigen Gott, der die Verräther und Verfolger seines heiligen Wortes, wenn sie schon eine Zeit lang mächtig und schrecklich seien, doch zuletzt stürzen lasse". Dann wandte er sich an seine Officiere, die ihn umstanden: „er sei entschlossen, ohne ferneren Verzug an den Feind zu gehen; Gott werde ihnen noch diesen Tag Heil verleihen".

Darauf gab er sofort den Befehl zum Aufbruch der ganzen Armee, nahm rasch einen Imbiß und bestieg sein Pferd.

Um Mittag waren die Truppen im Marsche durch den Kaiserwald, in directer Richtung auf Wittenweier; vorauf der Herzog mit seinen Weimaranern, ihnen folgend Turenne und Guebriant mit den Franzosen, die am Tage vorher hauptsächlich ins Treffen gekommen waren.

So marschirten beide Gegner gleichzeitig auf dasselbe Ziel, das den Scheitelpunkt eines spitzen Winkels bildete, dessen Schenkel ihre Marschlinien waren. Damit war der Zusammenstoß, also eine Schlacht, unvermeidlich, — die Schlacht, die der Herzog suchte, auf die der Duca, der von dem durch den Wald verdeckten Anmarsch des Gegners nichts ahnte, nicht im mindesten vorbereitet war, der vielmehr baldigst Kappel ungehindert erreicht zu haben hoffte.

Ein paar hundert Mann, so ist damals geurtheilt worden, hätten den Weimaranern den Austritt aus dem Walde „wo nicht gar verwehren, doch geraume Zeit streitig machen können". Denn um das freie Feld zu gewinnen, mußten sie über eine Brücke und ein

paar tiefe, mit Hecken bestandene Gräben. Aber Savelli hatte, wie schon gesagt, in seiner Sorglosigkeit selbst die elementarsten Vorsichtsmaßregeln für überflüssig gehalten. So vermochte Bernhard seine Mannschaft, die den Wald nur in aufgelösten Abtheilungen hatte passiren können, an der Lisière wieder zu sammeln und zu ordnen. Und nachdem das geschehen war, brach er mit plötzlichem Ungestüm aus dem Dickicht gegen die ahnungslos Dahinziehenden hervor.

Er selber führte den linken Flügel an, der aus einer Anzahl von Cavallerieregimentern bestand, und dem die Aufgabe zufallen mußte, die Spitze des Feindes am Weitermarsch zu hindern. Auch Guebriant mit einem Theile der Franzosen scheint auf diesem Flügel in die Linie eingerückt zu sein. Das Centrum — die „Bataille" —, in dem die Infanterie stand, befehligte Oberst Oehm, Taupadel die Reiterei des rechten Flügels. Ein paar (5) „Esquadronen" Fußvolk bildeten die Reserve unter Canowsky. Der Rest der Franzosen unter Turenne stand als Arrièregarde im zweiten Treffen.

Noch gelang es Savelli, seine Truppen wieder über den Paß zu bringen und zum Kampfe zu ordnen. Um 1 Uhr begann er, auf einem dem Herzoge wohlbekannten Terrain; war es doch die Stelle, „wo wir das Jahr vorher die Schiffbrücke über den Rhein geschlagen".

Mit ihrem Schlachtrufe „Gott mit uns" drangen die Weimaraner vor. Die Franzosen, „die das Deutsche nicht wohl aussprechen können", riefen „Emanuel". Das Feldgeschrei der Kaiserlichen, das gestern „Sancta Maria" gelautet hatte, war heute „Ferdinandus".

Während das Geschütz von beiden Seiten ein lebhaftes Feuer unterhielt, wurde der rechte Flügel, der die besten Regimenter des Feindes sich gegenüber hatte, bis zur Reserve zurückgedrängt, von der unterstützt er dann von neuem vorging, indeß Bernhards linker Flügel sich auf den ihm gegenüberstehenden warf und Major Vitzthum mit ein paar hundert Musketieren und zwei Feldstücken auf der äußersten Linken den Feind in der Flanke zu umgehen suchte. Hier war es, wo er zuerst zu wanken begann. Die draghi'schen

Croaten machten „ohne sonderliche Resistenz" Kehrt, warfen sich „über Hals und Kopf" auf ihr eigenes Fußvolk — das Regiment Metternich —, rissen es mit in die Flucht hinein. Bald wandten sich auch andere Regimenter, plünderten die eigene Bagage, spannten die Pferde aus und flohen von dannen. Am längsten sollen sich die bei der Avantgarde befindlichen götzischen Regimenter gehalten haben. Aber als der Feind zugleich von verschiedenen Seiten in sie eindrang, wichen auch sie. Die Kanonen, Munitionskarren, Bagagewagen, alles im Stich lassend, eilten die Geschlagenen in wilder Auflösung dem Rheine zu. Viele versanken in dem Moraste.

Savelli war bereits völlig geworfen und „dieser Actus" der Schlacht zu Ende, als Götz auf der Walstatt erschien. Er war auf das Hülfsgesuch des Duca, das dieser, sobald der Feind aus dem Walde auftauchte, an ihn gesandt hatte, mit der Arrièregarde — nach seiner eigenen Angabe nicht über 4000 Mann mit zwei Falkonen — sofort aufgebrochen. Aber er hatte eine Meile weit zu marschiren, kam daher zu spät, um jenes Unheil abzuwenden.

Seine Truppen rückten, wie sie auf dem Schlachtfelde eintrafen, sofort ins Gefecht, das sich nun mit verdoppelter Heftigkeit erneuerte. Drei götzische Cavallerieregimenter stürzten sich auf den zunächst stehenden weimarischen rechten Flügel. Dann wurde auch der linke angegriffen. Es kam zu einem furchtbaren Ringen, das geraume Zeit unentschieden blieb: zu einem „langen und sehr harten Schlagen", wie Bernhard hernach schrieb, in welchem die Linien brigaden- und escadronweise auf einander trafen. „In welcher Vermengung es so weit gelangte, daß sie endlich gar die Musketen einander um die Köpfe geschmissen." Die Götzischen drangen bis in die weimarischen Batterien, eroberten sieben Geschütze; dann wieder die Weimaraner alle feindliche Artillerie. So wild wogte der Kampf hin und her, „daß jeder Theil zweimal auf des andern vorige Stelle zu stehen kam". Bis endlich — so scheint es — nach fünfstündigem Ringen die weimarischen Reserven, die in diesem zweiten Act der Schlacht bisher nicht mit verwandt worden waren, die Entscheidung brachten, indem sie zum Angriff gegen Götz

vorgingen[1]), dem keine frischen Truppen mehr zur Verfügung standen.

Götz selbst, dessen persönlichen Muth die kaiserlichen Berichte rühmend hervorheben — er sei tapfer mitkämpfend verwundet worden und einmal schon in des Feindes Händen gewesen —, strengte alles an, die Katastrophe abzuwenden: er ermahnte die Seinen, mannhaft auszuhalten, suchte die ausgerissenen savellischen, seine eigenen weichenden Reiter wieder an den Feind zu bringen. Alles umsonst! „Wären nur noch neben den Cürassieren 300 oder 400 Pferde bei mir auf der Walstatt verblieben, oder, wie ich ihnen nachgeschickt, zurückgekommen: ich wollte die völlige Victoria mit der Retroguardi unfehlbar davongetragen haben." Doch sammelte er, als schon alles floh, noch fünf Regimenter Cürassiere und vier Infanterieregimenter um sich, mit denen er sich bis zum Abend auf dem Schlachtfelde hielt. Unter dem Schutz der Dunkelheit aber machte dann auch er sich „in Disordre" mit ihnen „auf die vom Teufel erdachte Retirade".

So endete diese Schlacht wie die Rheinfelder mit dem vollständigen Siege Bernhards. Zum zweiten Mal in diesem Jahre war den Kaiserlichen eine Armee total vernichtet: „ein ansehnliches corpus von lauter ältesten Regimentern, zum wenigsten 12,000 Mann stark". Zwar die Generale fielen diesmal nicht dem Sieger in die Hände. Aber was hätte an einer nochmaligen Gefangennahme des armseligen Savelli gelegen, der den Feldherrn nur zu spielen schien, um sich besiegen zu lassen. Götz aber, der mit seinem Hange zu Operationen und seiner Abneigung gegen die Bataille mehr ein lästiger denn ein gefährlicher Gegner erschien, war fürerst unschädlich gemacht und mußte voraussichtlich durch diese Niederlage den Rest seines Ansehens bei den eigenen Truppen einbüßen.

1) Nach le Laboureur S. 80, und nur nach ihm, wurde die Entscheidung durch Guebriant herbeigeführt, indem er eine Anzahl Reiter mit Trompeten und Trommeln in den nahen Wald sandte und blinden Lärm machen ließ. Nur die Apologie („Relatione" S. 9) erwähnt gleichfalls dieser Finte, ohne sie jedoch mit Guebriant in Verbindung zu bringen, und vor allem, ohne ihr irgend welchen Effect zuzuschreiben.

Wäre es noch Johann von Werth gewesen, den man hätte entwischen lassen! Von diesen zwei Helden von Wittenweier wußte man nun, wie wenig furchtbar sie seien.

Nicht über 2—3000 Mann retteten sich vom Schlachtfelde. Alles übrige war todt, verwundet, versprengt, gefangen; die ganze Artillerie mit aller Munition und sämmtlichem Zubehör verloren; die ganze Proviantcolonne, sämmtliche Bagagewagen — ihrer weit über tausend —, die Kriegskasse, die Canzleien beider Generale —: alles eine Beute des Siegers. Und dazu dann als stolzeste Beutestücke über achtzig Fahnen und Standarten, unter ihnen von Götz' Leibcürassieren allein sieben in prachtvoller Gold- und Silberstickerei. Der Verlust sei, so klagte ein kaiserlicher Oberster, „noch weit, weit größer gewesen, als selbst der in der Schlacht vor Leipzig".

Freilich, auch des Herzogs Verluste waren empfindlich. Er hatte etwa 500 Todte und ebenso viel Verwundete. Unter diesen die Obersten Rheingraf Johann Ludwig, Graf Wilhelm Otto von Nassau, Rotenhan und Rosen. Doch wurde der Verlust durch die Gefangenen, die in weimarischen Dienst eintraten, reichlich ersetzt. Unersetzlich dagegen war, daß der Generalmajor Taupadel, dessen Ungestüm sich im dichtesten Kampfgedränge am wohlsten fühlte, da er sich, an der Spitze seiner Reiter dem Feinde folgend, „etwas verhauen hatte", gefangen genommen wurde.

Die Flucht der Kaiserlichen ging über Schüttern auf Offenburg, wo die Trümmerhaufen schon um Mitternacht anlangten. Aber an Haltmachen war selbst hier noch nicht zu denken. „Wenn uns der Feind nachsetzt, so bekommt er vollends uns alle und auch das unserige, was noch übrig" [1]). Oberst Oehm mit dem größten Theil der weimarischen Reiterei war ihnen auf den Fersen [2]) und machte auf der Verfolgung noch viele Gefangene. Savelli und

1) Undatirtes und unadressirtes Schreiben von Oberst von Haslang (Dresden).

2) Grün nahm an der Verfolgung Theil und hat über sie werthvolle Angaben.

Götz trennten sich, wie es scheint weil sie sich über die Richtung des weiteren Rückzuges nicht zu einigen vermochten. Jener wich mit den Resten seines Corps nach Heilbronn, Götz mit den seinen zunächst nach Oberkirch, um sie, sobald er „die hin und wieder in Büschen zurückgebliebenen gesunden und die beschädigten Völker, wie auch die ausgewiesenen“ gesammelt hatte, über den Kniebis ins Württembergische zu führen. Er ließ deshalb die versperrten Wege über das Gebirge durch das Landvolk öffnen, auf denen er dann Anfang August mit etwa 2000 Mann — denn mehr hatten sich nicht wieder zusammengefunden — „in merklicher Confusion“ das Gebirge und die Grenze überschritt, die Wege hinter sich stärker als zuvor verhauend. In wenig Tagen war Tübingen erreicht, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Mochte er gleich in seinem Schlachtbericht, den er am 1. (11.) August von Oberkirch aus an den Kaiser sandte, das Resultat des Kampfes noch so günstig darstellen, den Verlust des Feindes an Mannschaft und Feldzeichen größer als den seinen angeben: der ganze Bericht athmet doch die Stimmung des völlig aufs Haupt Geschlagenen.

Daß Savelli an der Niederlage Schuld sei, ergab sich nicht allein aus Götz' Relation; alle Berichte von kaiserlicher Seite stimmten darin überein. Und kein Zweifel, daß er sie durch seinen unverantwortlichen Leichtsinn herbeiführte. Nicht nur, daß er ohne alle Recognoscirungen durch das höchst gefährliche Terrain marschirte: er dachte auch nicht daran, Fühlung mit der Arrièregarde zu behalten, sondern zog unbekümmert seines Weges weiter. So war denn auch der Kaiser zunächst entschlossen[1]), ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen und seine Charge einem andern zu übergeben. Zwar suchte der Duca sich dann zu rechtfertigen und die Schuld von sich ab und auf Götz zu wälzen. Allein trotz aller beigebrachten Zeugnisse vermag sein Bericht ihn nicht zu entlasten. Und wenn er dann gleichwohl im Dienst blieb, so mochte er auch

1) Lebzelter an Johann Georg d. d. Prag, 15. (25.) Aug. 1638 (Dresden).

das vornehmlich seiner hohen Geburt und der Verwendung seiner mächtigen Gönner verdanken.

Herzog Bernhard war, während seine Cavallerie den fliehenden Feind verfolgte, mit der Infanterie auf dem Schlachtfelde geblieben, wo sie zum Zeichen des Sieges mehrere Tage lang in den Positionen des Feindes lagerte und nach den Anstrengungen der letzten Tage und nach dem heißen Kampfe der wohlverdienten Ruhe genoß. Auch Bernhard selbst bedurfte der Erholung; „denn er hatte fast alle Schwadronen und Brigaden selbst angeführt und sich mehrmals mitten unter des Feindes Truppen befunden“, ohne doch eine Wunde davongetragen zu haben.

Am Tage nach der Schlacht ließ er alle gefallenen Kameraden bestatten, auch von des Feindes Officieren „einen jeden nach seinem Stand ordentlich aufzeichnen und begraben“. Die Verwundeten wurden hin und wieder in gute Quartiere vertheilt.

Der vom Feinde im Stich gelassene Proviant — in weitem Umkreise war „Feld und Wald mit Wagen, Kutschen und Karren übersäet“ — wurde den tapfern Soldaten überlassen.

Dann am 1. August früh großes Dankfest durch das ganze Lager. Bei jedem einzelnen Regiment „erscholl der Lobgesang, Gebet und Verkündigung der Wohlthaten des Allerhöchsten“. Die Obersten und die vornehmsten Officiere versammelten sich bei dem Herzoge und sangen unter freiem Himmel mit ihm gemeinsam den 124. Psalm: „Wäre Gott nicht mit uns diese Zeit ꝛc.“. Es folgte eine Predigt, ein Dankgebet und endlich das Tedeum. Darauf wurden ihm von seinen Regimentern die eroberten Fahnen präsentirt und vor seinem Zelt aufgepflanzt: „welches denn, weil sonderlich viel schöne erneuerte Standarten und Fahnen darunter, sehr prächtig und magnific gewesen“. Endlich ließ er aus seinen und den erbeuteten Kanonen, so wie auch von den Musketieren Salut schießen „und also dieses allgemeine Freudenfest beschließen.“

Nach Schweden wie nach Frankreich gab er Bericht von seinem Siege. Durch ihn seien, wie er der Königin Christine schrieb[1]),

1) d. d. Neuenburg, 18. Aug. 1638 (Gotha). Dazu an Oxenstiern von dems. Datum (Stockholm).

„des Feindes zwei Hauptdesseins, die Festung Breisach zu proviantiren und den ganzen Rheinstrom wiederum zu bezwingen, unterbrochen und auch den schwedischen Waffen mehr Luft und Vortheil geschafft worden". Sein Schreiben an Oxenstiern enthielt die schönen Worte: die göttliche Allmacht habe das von Gustaf Adolf begonnene Rettungswerk der evangelischen Sache in Deutschland bisher erhalten; er hoffe, daß es nun vollends zu gewünschtem Ende gelangen und daß Gott ihm ferner die Gnade verleihen möge, würdig zu sein, als ein geringes Werkzeug dem geliebten Vaterlande, dem gesammten evangelischen Wesen und Ihrer Majestät und der Krone Schweden nützliche Dienste zu leisten.

Auf Feindes Seiten war die Angst und Verzweiflung nicht geringer als nach der Schlacht bei Rheinfelden. Wieder wurde, wie damals, die Klage laut: „O, hätten wir bei Zeiten Frieden gemacht, oder thäten es noch, ehe wir das Garaus bekommen"!

Hingegen kannte der Jubel der Parteigenossen keine Grenzen. Freudenfeuer, Victoriaschießen, Bankette und Festgottesdienste gab es in den nächsten Wochen weit umher in deutschen Landen. Selbst in den Kreisen derer, die zum Prager Frieden abgefallen waren, empfand man etwas wie Genugthuung über „des Herzogs Felicität". Ja sogar den Kurfürsten von Sachsen soll eine Anwandlung von Reue überkommen sein. Man erzählte, daß er geäußert habe: „er wollte, daß der Teufel alle kaiserlichen Officiere holte; Baner wäre doch ein rechtschaffener Soldat, und wenn er nur nicht so in seinem Lande gebrannt hätte, wollte er sich wohl mit ihm verglichen haben". Der Herzog Georg von Lüneburg, dem seit seinem längst erfolgten Austritt aus dem schwedischen Dienst, der Kaiser bereits wiederholt den Oberbefehl anzubieten hatte wagen können, ließ, „weil er noch der Zeit nicht mehr thun dürfen, all seine Frauenzimmer heraufholen und machte sich — trotz seiner fünfundfünfzig Jahre — die ganze Nacht über mit Tanzen und Trinken lustig".

Der Markgraf von Baden ließ am Sonntag nach der Schlacht eine Dankpredigt halten [1]), ein Meisterstück der oratorischen Schwül-

1) „Christliche Dankpredigt, | Vber dem Großen vnd | Hocherfrewlichen

stigkeit jener Zeit und doch ein beredtes Zeugniß der Begeisterung für den weimarischen Helden: „das Rautenkränzelein, das Gott bis dahero so gnädiglich erhalten, auch anjetzo mit dem Blut seiner Feinde begossen, daß es immer grüne und wachse, dem Allerhöchsten zu Ehren, uns aber zu großer Freude und Nutzbarkeit."

Der schwedische Staatssecretär Müller beglückwünschte den Herzog von Hamburg aus mit den Worten[1]): „nun möge ihm das praemium laborum, Breisach sammt dem davon dependirenden Oberrheinstrom, dem Bodensee, der Markgrafschaft Durlach und dem Herzogthum Württemberg ohne fernere große Mühe zufallen, ein Sieg dem andern die Hand bieten und er um so viel mehr Mittel erlangen, auf sich selber zu bestehen und ohne widerwärtige, schlüpferige ungewisse Assistenz (der Schwede meinte natürlich die Frankreichs) bei Fortsetzung sowohl des Krieges als der Tractate nicht weniger als andere formidabel und considerabel zu sein".

Eine der damals erschienenen Flugschriften[2]) schreibt vom Feinde voller Hohn: „Wo ein corpus beisammen, commandiren unterschiedene Generale; der eine will für sich, der andere hinter sich; der eine wills auf welsch, der andere auf teutsch haben. Und das gemeine Wesen geht unterdessen zu scheitern". Und in einer anderen unterbricht die Erzählung des Schlachtenverlaufs der triumphirende Ausruf: „Dieses heißt den Herzog in Frankreich gejagt!"

Sieg, welchen der | Allerhöchste bey Wittenweyer . . . .||| verliehen. .|| Am 5. Augusti gehalten | Durch | Johannem Burkhardum Erard | Fürstl: Margg. Bad: Pfarrern.|" 1638. 15 + 1 S. 4⁰.

1) d. d. 16. Aug. 1638 (Gotha).

2) „Vertrawlich freundlich Gespräch, zwischen | Herren Cardinal Richelieu vnd P. Joseph | seinem Beicht-vattern, | Von den fürnembsten | Kriegsgeschichten dieses zu End | lauffenden Jahrs |. . .|||" 1638. 8 Bl. 4⁰.

Breisach.

Um Breisach war die Schlacht bei Wittenweier geschlagen worden. Das Heer, welches die Festung hatte schützen und erhalten sollen, war vernichtet; das Breisgau war vom Feinde befreit. Das belebte des Herzogs schon aufgegebene Hoffnung, die Festung dieses Jahr zu gewinnen, von neuem. Noch auf der Walstatt faßte er den Entschluß, sie zu erobern und damit das kühne Ziel zu erreichen, das er sich ursprünglich für diesen Feldzug gesteckt hätte.

Während Oberst Oehm mit dem größten Theil der Cavallerie den fliehenden Feind verfolgte, brach der Herzog mit der Infanterie und einer kleinen Reiterabtheilung, nachdem er drei Tage auf dem Schlachtfelde gehalten hatte, nach Kenzingen auf. Die Stadt ergab sich (am 3. August), sobald er mit dem Beginn der Feindseligkeiten Ernst machte. Die 200 Mann starke Besatzung trat in seinen Dienst über. Er ließ „das Nest", das ihm bisher so manche Schwierigkeiten bereitet hatte, um die Besatzung zu sparen, demoliren und in Brand stecken. Dann ging es geradeswegs auf Breisach. Schon am 6. August langte das Heer vor der Festung an.

Auf steilem Felsen lag sie „gleich wie ein Schloß", hart am rechten Ufer des Rheins, der wie bei Rheinau in eine große Zahl von Armen getheilt an ihr vorüberfloß. Dreifach übereinander erhoben sich die gewaltigen, mit Thürmen reichbesetzten Mauerwerke vom Fuße des Felsens bis hinauf zu seinem Plateau, auf dessen Mitte die Hauptstraße entlang lief. An ihrem einen, südlichen Ende, dem Eckartsberge gegenüber, lag der weit ins Land schauende Dom, ein prachtvoller Bau, an dem sich romanische und gothische Kunst erprobt hatten; an dem entgegengesetzten das Schloß, aus dessen Fenstern man auf den „Eisenberg" (Uesenberg) hinüberblickte, der, heute abgetragen, einst, vor der Stromregulirung, mitten aus dem Wasser aufstieg. In der Mitte der Hauptstraße befand sich ein

tiefer, von einem Thurm überdachter Brunnen, aus dessen Grund das Trinkwasser für die Einwohner heraufgewunden wurde. Der unterste Mauerwall, der auch den Eckartsberg im Süden des Hauptkegels einschloß, war von einem breiten und tiefen Graben umgeben, der vom Rheine gespeist wurde. Vom Nordende des Platzes führte über zwei Inseln in mehreren Absätzen die Brücke auf das elsässische Ufer hinüber. Ein starkes Schanzwerk auf der größeren, westlicheren Insel — die St. Jacobsschanze —, ein Brückenkopf auf dem linken Ufer und ein stromauf gelegenes kleines Inselfort, bei welchem der Rhein durch Ketten gesperrt werden konnte, deckten sie von der Wasserseite vor feindlichem Anfall.

Von den nicht sehr zahlreichen detachirten Werken war die Mühlenschanze, die schon bei dem ersten Erscheinen der Weimaraner eine Rolle gespielt hatte, die wichtigste. Sie lag ziemlich dicht vor dem Eckartsberg an einem Rheinarm, dem „Mühlbach", der die Räder der Aumühle trieb, welche den Breisachern ihren Hauptbedarf an Mehl lieferte.

Der Herzog unternahm, kaum vor Breisach angelangt, mit den hohen Officieren, gefolgt von seiner Leibcompagnie, unter dem Feuer des feindlichen Geschützes einen Recognoscirungsritt um die Festung, auf dem er sich so nahe an sie heranwagte, daß eine Stückkugel vor ihm einschlug und ihn mit Erde überschüttete.

Es war ihm bekannt, daß die Vorräthe in Breisach für höchstens ein paar Monate ausreichten. Darauf gründete er seinen Plan, die Festung, die in dem Rufe der Uneinnehmbarkeit stand, von aller Communication mit der Außenwelt völlig abzusperren und sie, wenn die Erstürmung sich wirklich als unausführbar erwies, jedenfalls durch Hunger zur Ergebung zu zwingen.

Mit der Leitung der Belagerungsarbeiten und dem Befehl über die zur Cernirung bestimmten Truppen betraute er Thomas Kluge, seinen Oberstlieutenant von der Artillerie, und Oberst Schönbeck von der Infanterie. Er selbst begab sich für die nächsten Tage nach Neuenburg.

Die Arbeiten nahmen sofort ihren Anfang. Regelmäßig —

fast täglich — erhielt er Rapporte über ihren Fortgang, denen Kluge mehrfach Situationsskizzen beifügte [1]).

Stromaufwärts von der Festung, ein gutes Stück oberhalb der befestigten Aumühle, fast hart am Mühlbach, wurde das deutsche Lager abgesteckt, von dem aus sich ein System von kleineren und größeren Redouten, die man durch Laufgräben und Erdwälle an einander zu hängen dachte, auf der rechten Rheinseite in weitem Bogen um die Festung hinziehen sollte, um unterhalb des Eisenberges das Ufer wieder zu erreichen. Hier sollte Guebriant mit seinen Franzosen das Lager schlagen.

Etwa in der Mitte des projectirten, auf dem Rheine wie auf seiner Sehne ruhenden Halbkreises, dessen Endpunkte die beiden Lager bildeten, erhoben sich heute verschwundene Hügel, von denen aus das Terrain bis unter die Wälle von Breisach beherrscht wurde. Sie sollten deshalb mit starken Befestigungen versehen werden: der Haupthügel, auf dem Oberst Moser den Befehl erhielt — der „Moserberg" —, mit einer Sternschanze und einem größeren Werk — „Schanz Pfaffenmünz"; eine andere isolirte, schon im Bereich der französischen Stellungen liegende Anhöhe gleichfalls mit einer starken Schanze. Jeder einzelne Truppentheil hatte in der Circumvallation sein eignes Fort zu bauen. Zunächst dem deutschen Lager entstand die Reiterschanze, dann die hattstein'sche Redoute, an die sich die forbusische anschloß, bis sich endlich die gelbe

1) Für die Circumvallation Breisachs sind sie natürlich eine Hauptquelle. Dazu zwei kartographische Darstellungen in Kupferstich: die eine „Eigentlicher Abriß der Belagerung des Vesten Pases Brysach", (1638), der jedoch wohl nur zufällig, einer der Ausgaben der rücker'schen Dankpredigt von 1638, die mir vorgelegen haben, angeheftet ist; die andere, der bekannte merian'sche Stich, im Theatr. Europ. III, zu S. 1022. Ein durchaus sicheres und vollständiges Bild wird man freilich weder von den Belagerungs- noch den Defensionswerken gewinnen. Und die in neuerer Zeit erfolgte Regulirung des Rheins sowie die furchtbare Verwüstung der Festung in der Franzosenzeit, von der sie sich nicht wieder erholt hat, erschweren den klaren Einblick in die Situation. Von Rosmann und Ens existirt eine Geschichte der Stadt Breisach, Freiburg i. Br. 1851, die freilich für diese Partie ausführlicher als werthvoll ist.

Redoute als siebente und letzte an den Moserberg anlehnte. Von dessen anderer Seite bis hinüber zum französischen Lager war ein ähnliches System von Verschanzungen projectirt.

Die Verbindung der Belagerer mit dem jenseitigen Ufer sollte durch eine Schiffbrücke hergestellt werden, für die Kluge gleich in den ersten Tagen die geeignetsten Punkte suchte. Natürlich oberhalb der Festung, und zwar ziemlich weit hinter dem deutschen Lager: da, wo sich eine große Insel — „im Geissant" — dem Ufer vorlegte, von dem sie durch den Mühlbach getrennt war. In mehreren kleineren und größeren Absätzen dachte man sie von Insel zu Insel auf das linke Ufer hinüberzuführen und durch Brückenköpfe und andere Werke zu decken. So entstand im Geissant die Schottenschanze und auf der Spitze der Insel die Mühlbachschanze.

Auch für das linke Ufer wurde eine förmliche Enceinte projectirt; doch mußte man mit Rücksicht auf die Zahl der zur Verfügung stehenden Mannschaft diese weniger dringliche Arbeit zunächst noch hinausschieben. Dafür erhielten — es läßt sich freilich nicht feststellen, ob gleich von Anfang an — Oberst Schmidberg und das französische Regiment Batilly dort ihre Posten angewiesen, mit der Aufgabe, die Breisacher Brücke gesperrt zu halten.

Zunächst freilich ging es mit der Arbeit nichts weniger als rasch von statten. Die Mannschaft war von den bisherigen Anstrengungen im offenen Felde sehr matt und ruhebedürftig; sie zählte viele Kranke. Die Regimenter waren derart zusammengeschmolzen, daß Kluge meinte, dem Herzoge „ihre Stärke fast nicht schreiben zu dürfen".

Am 12. August traf Oberst Oehm mit der Cavallerie im Lager ein. Sie war dem fliehenden Feinde bis tief ins Gebirge auf den Fersen gewesen und erst, als er den Kniebis überschreitend ins Württembergische hinübergetreten war, umgekehrt, hatte auf dem Wege am 2. August Oberkirch genommen und langte nun über Willstatt und Goldschauer vor Breisach an.

Auch von den Besatzungen verschiedener Plätze wurden dann Abtheilungen ins Lager gezogen, so daß mit der Zeit das Belagerungs=

corps, wie sich angegeben findet, auf die Stärke von 9000 Mann anwuchs.

Durch den ganzen August und September wurde an der Circumvallation gearbeitet. Nicht ohne manche und große Schwierigkeiten. Es fehlte an gesunder, zur Schanzarbeit tauglicher Mannschaft, an Verpflegung, an „Materialien", namentlich an Aexten und Leitern, an Pferden zur Heranschaffung des Lebensunterhalts und des Holzes zum Pallisadenbau, an Munition. Die Truppen waren sehr abgerissen, ohne Schuhe und Strümpfe; die meisten gingen barfuß. Dazu vor allem: Mangel an „Officieren und Büchsenmeistern", welche die Pionierarbeiten und die Bedienung der Geschütze zu leiten verstanden [1]).

Mitte September kam Bernhard ins Lager, um sich persönlich von dem Stand der Arbeiten und von den ihm wiederholt geklagten Mängeln zu überzeugen, die Errichtung weiterer Werke anzuordnen und um zu sehen, ob bereits mit dem Angriff auf die vorgeschobenen Werke des Feindes begonnen werden könne. Nach Colmar zurückgekehrt, ließ er es sich angelegen sein, Anordnungen zur Abhülfe der Uebelstände im Lager zu treffen. Er befahl dem Obersten Quernheim in Benfeld, aus den umliegenden Ortschaften zweihundert Bauern mit Hacken und Schaufeln ins Lager zu schicken [2]), und dem Generalproviantmeister Grimm-

1) „Verzeichniß der gesunden Officiere, wie auch der Büchsenmeister, Handlanger, Zeugdiener allhier im Lager 20. Sept. 1638" (Gotha) (von Kluge am 21. Sept. eingesandt). „Assignation der Ammunition, so sich den 20. 7bris 1638 im Feldlager vor Breisach in allem befunden" (Gotha). Aus diesem Verzeichniß ergiebt sich zugleich die Zahl der zur Belagerung verwandten Geschütze:

4 halbe Carthaunen,	14 Regimentsstücke,
6 zwölfpfündige Stücke,	2 Feuerböller,
7 sechspfündige Stücke,	2 Feuermörser.

Nach Theatr. Europ. III, S. 983 hatte man im Ganzen „bei 50 grobe und kleine Stücke". Nach ihm betrug die tägliche Löhnung für Schanzarbeiter pro Soldat 1/2 Thaler, pro Bauer 1/2 Gulden.

2) Offener Brief Bernhards d. d. Colmar, 18. Sept. 1638 (Gotha).

eisen, täglich 8800 Rationen Proviant dorthin zu liefern[1]). Dann kamen in der nächsten Zeit auch etliche Schiffe mit Munition und Lebensmitteln, die der alte Rehlinger in Basel nicht ohne manche Mühe zusammengebracht hatte; auch Sendungen von „Materialien", so daß nach Kluge's Bericht vom 27. September nun an ihnen kein Mangel mehr wäre, wenn man nur noch tausend Aexte zum Faschinen- und Pallisadenmachen hätte.

Auch an Lebensmitteln fehlte es bald nicht mehr[2]). Sie waren um ein billiges zu haben; nur daß bei den Soldaten das Geld knapp war, da Frankreich das längst fällige Augustquartal immer noch nicht gezahlt hatte.

Als ungewöhnlich frühe Kälte eintrat, wurden in den Lagern „Häuser mit Gemächern und Oefen" erbaut, „daß es das Ansehen gewann, als wollte man solcher Orten ein neu Coloniam aufrichten" [3]).

Ein Glück für die Belagerer, daß Reinach bisher nicht Einen nennenswerthen Versuch gemacht hatte, durch einen Ausfall den Fortgang ihrer Arbeit zu stören. Am 21. September konnte Kluge dem Herzoge melden, daß die Redouten sämmtlich „in Defension" gesetzt, alle angefangenen „Linien" aufgeworfen seien und jetzt verpallisadirt würden. Acht Tage später: daß er in kürzester Frist „alles bis an den Berg" geschlossen zu haben hoffe. Tags darauf: daß die Geschütze „überall auf die Batterien" geschafft seien und daß er damit beginne, die Hecken und das Buschwerk im Felde zu rasiren.

Auch Oberst Mosers Arbeiten droben auf der Höhe näherten sich ihrer Vollendung. Dagegen zeigten sich die Franzosen sehr

1) d. d. Colmar, 20. Sept. (Gotha).

2) Ein Pfund Fleisch kostete im Lager 1½ Batzen, ein Maß Wein 2 Batzen. „Brod war überflüssig, und konnte man eine Gans, Hühner, Salz, Speck, Käse, Eier u. dgl. alles um einen rechten Pfennig bekommen." Theatr. Europ. III, S. 983.

3) Das Material nahm man von dem demolirten Kenzingen. Theatr. Europ. III, S. 991. Ueber die vorzeitige Kälte s. u. a. Bürsters Beschreibung des schwedischen Krieges, hgg. von Fr. von Weech, Leipzig 1875. — ad 20. Aug. 1638: „. . . ist gar frühe kalt worden, denn den 12. (2.) Octobris war alles gefroren".

säumig, obschon bei ihnen die „demontirten" Reiter eingetroffen waren, die es an Fleiß nicht fehlen ließen, freilich ordnungsmäßige Zahlung forderten. Erst vorgestern, so meldete Kluge am 21. September, hätten Guebriants Leute zu schanzen begonnen. Und noch am 1. October klagte Oberst Schönbeck dem Herzoge: „von den Franzosen geschieht nichts. Wäre doch von nöthen, daß sie wenigstens ihre Werke etwas verstärkten". Wiederholt drangen deshalb beide in Bernhard, denselben „eine kleine Erinnerung" zukommen zu lassen, „weil ihre Nachlässigkeit sowohl im Wachtdienst als Bearbeitung ihrer Werke täglich zunehme".

Bei seinem Besuch im Lager scheint Bernhard den baldigen Angriff auf die Mühlenschanze gefordert zu haben. Allein an sie wagte sich Oberst Schönbeck noch nicht heran. Dafür gelang es ihm, sich in der Nacht vom 26. auf 27. September einer ersten Schanze — es war die kleine Inselschanze, „daran die Kette liegt" — zu bemächtigen. Die fünfzig Mann starke Besatzung rettete sich auf Booten. Zwar versuchte der Feind, sie zurückzuerobern, wurde aber mit bedeutendem Verluste von dannen getrieben, und nun die Schanze mit hundert Mann besetzt und stärker befestigt.

Das war ein wesentlicher Gewinn, um, dem Verlangen des Herzogs entsprechend, „die Sache über Rhein" vorzunehmen. Schönbeck war dazu entschlossen, sobald er die nöthigen Bretter und Bohlen erhalten hätte, um näher an der Festung eine Brücke auf das linke Ufer hinüber zu schlagen; und unter der Voraussetzung, daß die Franzosen „ihre Pflicht besser thäten". Allein Guebriant lehnte die wiederholte Aufforderung desselben, einen Theil seiner Truppen zu dem Unternehmen herzugeben, rundweg ab: „er könne wegen allerhand Motiven nichts dabei thun". Schönbeck theilte solche Erklärung dem Herzoge voller Erbitterung mit: „die Verhinderungen, Euer Fürstlichen Gnaden Befehl auszurichten, so mir vielmal ohne Ursache in den Weg geschoben werden, geben mir mehr zu schaffen, als die Sachen an ihnen selber". Er bat ihn, jemanden herzuschicken, dem er „von gewissen importirenden Sachen" mündliche Mittheilung machen könne. Da er die zur Ausführung des linksrheinischen Unternehmens nöthigen Truppen nicht aus dem deutschen Quartier

nehmen könne — „es sei denn, daß man alle Posten unabgelöst stehen lasse, was sich wegen erheblicher Ursachen bei jetzigem Zustande nicht thun läßt" —, so sah er sich gezwungen, dasselbe aufzugeben.

Anfang October war die Festung von der Außenwelt vollständig abgesperrt: auf dem rechten Rheinufer durch eine gewaltige Fortification, auf dem linken durch einen Posten vor der Brücke. Nichts konnte heraus oder hinein. Eine Schar von Weibern, welche die Stadt verließen, wurde mit Gewalt zurückgetrieben und ihnen mit der Staupe gedroht, wenn sie sich noch einmal draußen finden ließen. Ein paar Bauern, die Salz hineinbringen wollten, wurden im Angesicht der Belagerten aufgeknüpft. Zum letzten Mal am 10. September gelang es ein paar hundert Croaten, unter dem Schutze der Nacht vom linken Ufer her über die Brücke Mehl in die Festung zu bringen, in der schon damals die Theuerung begann [1]). Seitdem waren die Belagerten auf die geringen Vorräthe angewiesen, die noch von den früheren Proviantirungen durch Götz übrig waren und nach Reinachs eigener Angabe nur bis etwa Mitte October reichten [1]).

Ein waghalsiger Bursch, „Sperl genannt, zu Weiden gebürtig, untersetzt, an einem Fuß hinkend, mit rothgelbem, kurzem Bart", schlich sich mehrmals mit Briefen Reinachs aus der Festung. Mit dem 17. (27.) September glaubte Reinach die Berichterstattung an den Kaiser über seine schlimme Lage einstellen zu müssen: denn der Feind habe ihn „mit Lagern, Schanzen, Redouten und im Ring herum an einander geschlossenen Laufgräben" so fest umbaut, „daß Boten mit Briefen auszufertigen fast unmöglich". Seitdem schickte er nur noch kleine Zettel mit kurzen Notizen über „den stündlich wachsenden Uebelstand" zur Armee hinauf ins Gebirge, die aber gleich den an ihn adressirten Briefen meist von des Herzogs Leuten aufgefangen wurden.

1) Reinach an Savelli d. d. Breisach, 10. (20.) Sept. 1638 (Gotha).

Daß es, um Breisach zu gewinnen, mit der bloßen Circumvallation nicht genug gethan sei, lehrte den Herzog die Erfahrung mehr als zur Genüge. War doch während des ganzen bisherigen Feldzuges des Feindes Bemühen hauptsächlich darauf gerichtet gewesen, die Festung von außen her zu schützen, ihn von ihr fernzuhalten oder von ihr abzuziehen. Er konnte nicht zweifeln, daß derselbe jetzt, wo es ihr gegenüber den Ernst galt, trotz der jüngst erlittenen Niederlage alles anstrengen werde, sie zu entsetzen. Wenn Bernhard sich auf die Belagerung beschränkte, die aller Berechnung nach geraume Zeit in Anspruch nehmen mußte, so wuchs mit jedem Tage die Gefahr für ihn, zwischen zwei Feuer zu kommen und vom Rücken her in seinem verschanzten Lager angegriffen zu werden. Somit ergab sich ihm von neuem die Nothwendigkeit, seine kleine Armee zu theilen und, während er dem einen Theile die Belagerung übertrug, mit dem andern jeden Entsatzversuch zu vereiteln.

Von Götz und Savelli freilich war fürerst wenig zu fürchten. Bis ihre Heere wieder feldtüchtig waren, mochten Monate vergehen. Daher schien es dem Herzoge ausreichend, wenn er den kürzlich von ihrer Verfolgung zurückgekehrten Obersten Oehm wieder mit ein paar Reiterregimentern entsandte, um bei Waldkirch das Elzthal, das den directen Zugang aus dem Walde auf Freiburg bildet, zu verwahren. Gegen eine etwaige Annäherung des Feindes weiter oben schützten die Garnisonen in den wichtigeren Plätzen, die jetzt verstärkt wurden. Freiburg und Neuenburg, Heitersheim und Badenweiler waren besetzt; namentlich für die Sicherheit der Waldstädte wurde durch Vermehrung der Besatzung und durch Verstärkung der Befestigungen Sorge getragen. Auf dem Hohentwiel hielt Oberst Wiederhold sorgsame Wacht; in Rheinfelden stand der Oberst Hans Philipp von Flersheim, ein erprobter Soldat; in der Hüninger Schanze Oberst Bernold mit 300 Mann. Das Obercommando dort oben wurde dann dem bald nach der Schlacht bei Wittenweier von Paris zur Armee zurückgekehrten Generalmajor Erlach anvertraut.

Weit größere Gefahr schien zunächst vom Westen her zu drohen:

von dem Herzoge von Lothringen, den Longueville nicht eben mit allzugroßer Energie beschäftigte. Wenn er sich dem Rheine und der Breisacher Brücke näherte, hätte er die geringe Abtheilung des Belagerungscorps, die auf dem linken Ufer stand, zur Seite werfen und dann mit reichen Vorräthen an Lebensmitteln und Kriegsbedarf über die Brücke in die Festung einziehen können.

Wie stets, so behielt der Herzog sich selber die schwierigste und wichtigste Aufgabe vor, trotz des leidenden Zustandes, der sich nach größeren Anstrengungen so häufig bei ihm einstellte und ihm auch seit der letzten Schlacht große Schonung zur Pflicht hätte machen sollen. Bereits am 20. August verlegte er sein Hauptquartier von Neuenburg auf elsässischen Boden, nach Colmar, und wandte sich von hier aus wieder mit der dringenden Bitte um Unterstützung an Frankreich. Unmittelbar nach der Wittenweirer Schlacht schon war er in Longueville gedrungen, von seiner Armee die 2000 Mann, die der König zur Verstärkung des guebriant'schen und turenne'schen Succurses bestimmt hatte, zu ihm stoßen zu lassen, und zugleich hatte er Feuquières, der gegenwärtig in Longueville's Armee die Stelle eines Generallieutenants bekleidete, ersucht, sein Verlangen bei demselben zu unterstützen[1]). Aber Longueville hatte sich mit veränderten Befehlen von Hof entschuldigt, und die 2000 Mann waren nicht erschienen.

Truchseß, dann auch Hauptmann Lützow, die mit der Botschaft des Sieges und den erbeuteten Fahnen nach Paris gesandt worden waren, hatten dort auf größere Unterstützungen dringen sollen; aber auch sie hatten bisher nichts erreicht.

So richtete Bernhard denn, nachdem volle fünf Wochen seit der Schlacht bei Wittenweier verstrichen waren, (am 5. September) an den König und an Richelieu, an de Noyers und Bullion Briefe, in denen er seine Lage ausführlich darlegte und sein Hülfsgesuch

1) Bernhard an Longueville d. d. au camp de Kinzingen, 2. (12.) Aug. 1638 (Weimar). Den Brief überbrachte Sr. de Charlerois, ayde de camp en cette armée. Bernhard an Feuquières d. d. au camp devant Kinzingen, 3. (13.) Aug. (Weimar).

nochmals und in dringendsten Worten wiederholte[1]). Er habe, so schrieb er dem Könige, von seinem Wohlwollen zu viele Beweise, als daß er dem Gerüchte, daß man ihm die versprochene Unterstützung vorenthalte, um ihn verderben zu lassen, Glauben schenken könne; aber er müsse mit allem Nachdruck auf das Unheil hinweisen, das aus dem Ausbleiben der Unterstützung nicht nur für ihn und die Armee, sondern auch und mehr noch für ganz Frankreich erwachsen würde. Denn die Feinde würden „diese gegen sie aufgerichtete Barrière" durchbrechen, seine Armee vernichten, den Rhein überschreiten, Burgund überschwemmen und sich in Frankreich festsetzen. Nur wenn er nachdrücklich unterstützt würde, lasse sich solchen Gefahren vorbeugen. Aber statt der ihm schon für den Mai in Aussicht gestellten 6000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Pferde habe er bisher nur die 1100 Mann zu Fuß und etwa 700 Reiter, welche Turenne Mitte Juli herangeführt, erhalten. Von diesen sei ein Theil in der letzten Schlacht ruinirt worden, und von dem Rest habe sich seitdem der größte Theil zerstreut, namentlich von den Reitern, die ihre Pferde in Straßburg verkauft und sich zu Schiff über den Rhein davongemacht hätten. Schon seien Götz und Savelli wieder stärker als er, und der Herzog von Lothringen ziehe ihnen zu. Wie er vernehme, sei ihre Absicht, sich mit gesammter Uebermacht auf ihn zu stürzen. — Aber auch Geld müsse er haben und bitte deshalb um die endliche Zahlung des bereits abgelaufenen Augustquartals, das seine Truppen mit Ungeduld erwarteten; desgleichen um Vorausbezahlung des Novemberquartals, da er bei seinen täglich sich mehrenden großen außerordentlichen Ausgaben nöthiger als je zuvor baares Geld in Händen haben müsse. Desselben Inhalts waren die anderen Briefe.

Acht Tage später, nachdem er aus Nürnberg genauere Nachrichten von den großen Zurüstungen des Feindes erhalten hatte[2]),

1) 5. (15.) Sept. 1638 an Ludwig XIII., Röse, Urk. 42; an die drei andern (Paris).

2) Von Joh. Friedr. von Teufenbach, dem Schwager des Obersten Wurmbrandt. Sie befinden sich in Bernhards Nachlaß (Gotha). Seine Mittheilungen vom 7. Sept. 1638 gipfelten in der Wendung: „der Baier-

ging ein neues Schreiben von ihm an den König [1]). Götz erhalte von allen Seiten Verstärkung: aus Böhmen fünf Regimenter Infanterie, drei aus Franken; die Regimenter Pappenheim, Wahl und Goltz seien schon bei ihm eingetroffen. Im ganzen seien es elf Regimenter in einer Stärke von 5500 Mann. Dazu befänden sich sieben Cavallerieregimenter im Anmarsche zu ihm, und Lamboy habe Befehl, seine Truppen — 1500 Mann zu Pferde, 2000 zu Fuß — heraufzuführen. 400 Dragoner, die für Italien bestimmt gewesen, hätten in Tirol Contreordre erhalten und sich schon bei ihm eingestellt. Marquis Leganes habe Befehl, 2000 Pferde zu schicken, um die Infanterie beritten zu machen. Dazu die Armee Savelli's und die des Herzogs von Lothringen, die schon bei Epinal, nur elf Stunden von Colmar, stehe. Und während der Feind alles anstrenge, seine Verluste zu ersetzen, und keine Kosten spare, seine Armeen schlagfertig zu machen, sei man selber — er bitte um Entschuldigung, daß er es offen ausspreche — allzu lässig und thue nichts, um ein Unheil abzuwenden, das sich, wenn es erst geschehen sei, nicht wieder gutmachen lasse. Seine eigenen Truppen würden, wenn sie ihre Dienste so schlecht belohnt sähen, keine Neigung haben, Frankreich wieder zu betreten, und der Feind würde keine Künste unangewandt lassen, sie zu sich hinüberzuziehen. Er für seine Person wolle lieber tausend Mal sterben, als einen Act der Feigheit begehen, der im Widerspruch zu seiner Ehre und seinem Verlangen, dem Könige zu dienen, stehe. Aber deshalb eben müsse er seine Bitte um die Mittel, diese Dienste fortsetzen zu können, wiederholen: Mittel an Geld — und zwar Zahlung des August- und Novemberquartals, sowie an Truppen — und zwar wegen der feindlichen Uebermacht 3000 Mann zu Fuß, 4000 Mann zu Pferde. Die Infanterie könne von der longueville'schen Armee genommen werden, die Cavallerie zum Theil von den 5000 Mann, die un-

---

fürst wolle Baiern und der Kaiser Oesterreich daransetzen, Breisach zu erhalten".

1) Bernhard an Ludwig XIII. d. d. Colmar, 12. (22.) Sept. 1638. Röse, Urk. 43. Vgl. Richelieu, Mém. X, S. 329.

thätig in Savoyen stünden, zum Theil von den „Deutschen Reitern" und von anderen französischen Armeen. Sollte der König gegen einen derartigen Succurs mit Rücksicht auf die Gefährdung der französischen Grenze durch den Herzog von Lothringen und auf die Nothwendigkeit, demselben eine starke Macht entgegenzustellen, Bedenken tragen, so erinnere er an das Sprichwort, daß man von zwei Uebeln das größere vermeiden müsse. Dieses aber bestehe ohne Zweifel darin, daß all diese großen Feindesmassen seine Armee schlügen, und „pêle-mêle" in Frankreich einbrächen; denn dann würden nicht allein die französischen Grenzen, sondern ganze französische Provinzen dem Hasse und der Grausamkeit der Sieger zum Opfer fallen.

Bernhards Befürchtungen des Feindes wegen waren nur allzu begründet. Und wenn auch nicht alle von ihm mitgetheilten Zahlen zutrafen: seine Angaben, daß derselbe sich unter Götz und Savelli in Württemberg sammle und stärke, daß Lamboy, der kürzlich im Verein mit dem Cardinalinfanten den Prinzen von Oranien zur Aufhebung der Belagerung von Geldern gezwungen hatte, aus den Niederlanden mit bedeutendem Succurs herannahe und ein gleichzeitiger Angriff all dieser und der lothringischen Macht auf ihn geplant werde, waren nur zu richtig.

Schon Anfang September erschien der Feind im Felde. Zunächst freilich nicht, wie Bernhard erwartete, auf der Elsässer, sondern der Schwarzwälder Seite. Es war der Generalwachtmeister von der Horst[1]), der von Götz mit sieben Reiterregimentern aus den Quartieren am Neckar in das Gebirge entsandt wurde, um neue Vorräthe in die Festung zu bringen, damit sie sich halten könne, bis das Hauptheer sich neu formirt habe und zum Entsatz komme. Jeder Reiter hatte einen Sack voll Mehl oder Pulver hinter sich auf dem Sattel.

Auf die Kunde davon ließ Bernhard, um dem Feinde den Austritt aus dem Gebirge zu verwehren, die Posten im Waldkircher Thale und auf der Höhe bei dem Kloster St. Peter verstärken.

1) Ueber Horsts Unternehmen Theatr. Europ. III, S. 982. Grün, der an der Expedition theil nahm, giebt wichtige Details. Dazu Grün an Bernhard d. d. „Thorn aufn Waldt", 9. Sept. 1638 (Gotha).

Droben bei St. Peter nahmen Oberst Rosen und Oberst Canowsky, der Commandant von Freiburg, mit 1800 Mann zu Pferde und 400 Musketieren Stellung. Ihnen folgte eine Abtheilung von 200 berittenen, 30 unberittenen Reitern und 100 Musketieren mit zwei Regimentsstücken unter Generalcommissar Schawelitzky, der das Obercommando übernahm. Am 7. September erfolgte oberhalb des Klosters, in dem „hohlen Graben" bei einer alten Schanze, der Zusammenstoß, zuerst von einzelnen Abtheilungen, dann von den beiden ganzen Geschwadern. Er endete mit dem Siege der Weimaraner. Der Feind wich mit starkem Verlust an Mannschaft und Vorräthen eiligst zurück über die Berge.

Grün, der die Nachricht dieses Sieges nach Colmar überbrachte, erhielt von dem erfreuten Herzoge hundert Ducaten zum „Botenbrod".

Nun schob Oberst Oehm seine Truppen, in fortwährendem Kampfe mit den österreichisch gesinnten Bauern und verschiedenen Haufen feindlicher Soldaten, von Waldkirch thalauf bis Elzach vor, entsandte seine Reiter von hier durch das Fürstenbergische auf die Stadt Wolfach, die sie nahmen. Gegen Mitte September erschienen sie bei dem Kloster Alpirsbach auf württembergischem Gebiete, zogen sich aber auf die Nachricht von der Ansammlung größerer Feindesmassen bei Dornstadt wieder nach Wolfach zurück. Und da dann ein Befehl des Herzogs das öhm'sche Corps abrief, so ging es, seinen auf den Tod erkrankten Obersten in der Mitte, ins Lager zurück, wo es am 16. September eintraf.

Später (am 22. September) zeigte sich bei Neuenburg ein Trupp Croaten, dem es, obschon der Commandant Feuer auf sie geben ließ, gelang, den Weimaranern ein paar hundert Artilleriepferde und einige Stück Schlachtvieh wegzunehmen. Bedauerlicher war es, daß sie auf dem Rückwege Schawelitzky und Oberst Zyllenhardt aufhoben [1]).

Zu bedeutenderen Unternehmungen des Feindes vom Schwarz-

1) A. Roland an Bernhard d. d. Neuenburg, 22. Sept. 1638 (Gotha). Der Generalquartiermeister Grimmeisen trat als Generalcommissar an Schawelitzky's Stelle.

walde her kam es während des ganzen Septembers nicht. Dagegen thürmte sich eine um so größere Gefahr im Westen auf.

Ein Brief des Kaisers an Reinach, der dem Herzoge in die Hände fiel[1]), gab ihm tiefere Einblicke in den Stand und die Absichten auf Feindes Seite: daß Lamboy sich in vollem Marsche befinde, daß die Regimenter aus den Erblanden nächstens zur Stelle sein würden. „Alsdann," so hieß es in dem Schreiben, „werde alles in eine Masse zusammengezogen und dann mit ganzer Gewalt der Hauptsuccurs vorgenommen werden." Inmittelst sollten sowohl auf burgundischer als breisgauischer Seite, um Proviant in die Festung zu bringen, „unterschiedliche Particularimpressen und Cavalcaden" ausgeführt werden. Und deshalb habe der Kaiser zu Reinach das feste Vertrauen und befehle ihm, daß er seinen Posten „bis auf den letzten Blutstropfen, und solange ein lebendiger Athem darinnen, männlich erhalten und den gewiß erfolgenden Succurs unfehlbarlich erwarten solle". Er wolle ihn „für solche ritterliche Manutenirung dieses so vornehmen Platzes mit wirklichen kaiserlichen Gnaden und Recompens zu bedenken unvergessen sein".

Anfang October erfuhr Bernhard von ein paar Gefangenen, daß der Herzog von Lothringen mit 1500 Mann Cavallerie, 2500 Mann Infanterie, fünf Kanonen und einer großen Anzahl von Proviantwagen, die er nach Breisach bringen wolle, im Anmarsche und schon in die Gegend von Thann gelangt sei[2]).

1) d. d. Schloß zu Brandeis, 7. (17.) Sept. 1638 (Gotha). Auch Briefe von der Erzherzogin Claudia aus Innsbruck an Reinach vom 11. (21.) Sept., an Isaak Volmar vom 10. (20.) Sept., die zu standhaftem Ausharren ermahnten und rechtzeitiges Erscheinen des Entsatzes in Aussicht stellten, wurden aufgefangen.

2) Ueber das Treffen bei Sennheim handeln namentlich die Briefe von Bernhard an Baner s. d. e. l. (Gotha); von Feret an Erlach d. d. Ensisheim, 6. (16.) Oct. Gonzenbach I, Urk. 42; das Armeejournal, Grün (als Mitkämpfer). Dazu eine Broschüre: „Relation | Welcher gestalt J. Fl. | Gna. Herzog Bernhardt von Weymmern abermaln eine Victori gegen Ihre Fürstliche Durchleuchtigkeit Herzog Carls zu | Lohtringen am (15.) 5. Octobris auff dem Och | senfeldt ohnfern von Tann im Sunt | gaw, erhalten, vnd wie sol | ches abgelauffen.|" 1638. 2 Bl. 4°. Sie ist die Quelle des Theatr. Europ. III, S. 985 und der späteren Ueberlieferung.

In der That näherte er sich, Longueville einfach links liegen lassend, über Epinal, Remiremont, Maasmünster der Festung.

Bernhard war, obschon sein leidender Zustand sich noch nicht völlig gehoben hatte, doch sofort entschlossen, ihm „als dem nächsten, ehe die andern all zu Hauf kämen“, entgegenzugehen, und beeilte sich deshalb (am 3. October) die nöthigen Befehle in das Breisacher Lager zu senden. Der Graf von Nassau sollte sofort sein sowie das putbusische und canowsky'sche Reiterregiment aufsitzen lassen. Oberst Schönbeck sollte 400 Musketiere aus dem Lager entsenden, Guebriant von den französischen und schmidbergischen Truppen 300 Mann dazu stoßen lassen, Oberstlieutenant Kluge drei Sechspfünder und vier Regimentsstücke nebst Munition und Sturmwagen stellen. Für all diese Truppen sollte Heiligenkreuz (St. Croix) südlich von Colmar der Sammelplatz sein, auf welchem sie des Herzogs weitere Befehle zu erwarten hätten.

Gleichzeitig erging an den Obersten Schön, der weiter rheinaufwärts stand, der Befehl[1]), sich, falls der Feind ihn nicht engagire, mit seinem Regiment und den voraussichtlich demnächst eintreffenden Franzosen weiter herunter zu verfügen, „auf daß wir uns sämmtlich desto besser conjungiren und dem Feinde auf den Leib gehen können“.

Noch am 3. October bestieg Bernhard, nachdem er im Kreise seiner Officiere den 71. Psalm gebetet und „über alle Maßen schön ausgelegt“ hatte, trotz seiner Mattigkeit sein Pferd und ritt, von Oberst Rosen mit der in und um Colmar stationirten Cavallerie gefolgt, von Colmar nach Heiligenkreuz auf das Rendezvous.

Sobald die erwarteten Truppen dort erschienen waren, setzte sich (am 4. October) das Corps in aller Stille in Marsch südwärts auf Ensisheim. Da Bernhard hier erfuhr, daß der Feind in der Gegend von Gebweiler, Sulz und Sennheim (Cernay) stünde, brach er, nachdem er rasch etwas Nahrung zu sich genommen und eine Stunde geruht hatte, um Mitternacht bei strömendem Regen

1) Bernhard an ? (Oberst Schön ?) d. d. Colmar, 3. Oct. 1638 (Gotha). Vgl. das Journal.

auf, geradeswegs gegen den Feind. Es galt einen nächtlichen Ueberfall. Aber Rittmeister Pläß vom taupadel'schen Regiment, der mit einer Abtheilung Reiterei voraufgesandt war, verirrte sich und blieb aus. In Folge dessen war man gezwungen, westlich von Ensisheim, bei dem Dorfe Wittelsheim „in Embuscade" Halt zu machen und den Tag zu erwarten.

Es dämmerte kaum, als das Zeichen zum Aufbruch ertönte. Bei immer noch andauerndem Regen setzte man sich in Marsch und traf diesseit Thanns, auf dem Ochsenfelde bei Sennheim, die kampfbereite Schlachtlinie des Feindes. Obschon Bernhard ihn den Seinen weit überlegen erkannte [1]), wankte er doch nicht einen Augenblick in seinem einmal gefaßten Entschluß. Er machte, wie es in einem Berichte heißt, „aus der Noth eine Tugend". Zu den hohen Officieren in seiner Umgebung sprach er, auf den Feind weisend [2]): „Es stehet in der heiligen Schrift geschrieben: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Allhier aber kann man sagen: der Geist ist schwach und das Fleisch ist stark". Er fügte hinzu: „Obschon mein Vetter, der Herzog von Lothringen, eine schöne Armee und viel Volks hat, so hoffe ich doch mit Gott, wir wollen ihm heut erweisen, daß wir auch Soldaten sind".

Er ließ die Lothringer ruhig herankommen. Erst als sie nahe waren, gab er das Signal zum Angriff. Ohne daß eine Kanonade voraufging, wie sie sonst damals wohl die Einleitung der Feldschlachten bildete, begann der Kampf.

Er führte persönlich die Cavallerie seines rechten Flügels gegen den feindlichen linken, dessen Reiter sofort Kehrt machten und von den Rheingräfischen mit großem Verluste bis unter Thann verfolgt wurden. Hingegen gerieth seine Infanterie, durch den Ansturz der drei starken Brigaden, in die das lothringische Fußvolk, lauter auserlesene Mannschaft, formirt war, ins Wanken. Die Franzosen wandten sich sofort zur Flucht; die Deutschen folgten, so daß nur zweihundert

1) Grün sagt, der Feind sei um die Hälfte stärker, Feret sogar, es seien mindestens Drei gegen Einen gewesen.

2) Grün als Ohrenzeuge.

Mann bei den Geschützen blieben, deren der Feind sich nun bemächtigte. Aber dann sandte Bernhard den Obersten Rosen mit seiner Cavallerie dem Feinde in die Flanke, den Rosen mit solcher Gewalt anfiel, daß die lothringischen Reiter in Verwirrung geriethen und, da sie vergebens bemüht waren, „sich an das Fußvolk zu hängen", bald in wilder Flucht den Kampfplatz verließen. Die meisten wurden von den Verfolgern mit dem Degen niedergestoßen.

Obschon der beiden deckenden Flügel beraubt, hielt die feindliche Infanterie doch noch über zwei Stunden tapfer aus. Um die Geschütze, die eigenen und die erbeuteten weimarischen, kam es zu einem blutigen Handgemenge, in welchem Oberst Wietersheim, der sich an diesem Tage schon besonders hervorgethan [1]), von drei Schüssen auf den Tod getroffen, vom Pferde sank. Graf von Nassau, die Rittmeister Graf von Wittgenstein und Backheimer wurden verwundet. Erst das Erscheinen des canowsky'schen Regiments [2]), das „bei der ersten Hatze" nicht betheiligt gewesen war und nun in breiter Front vorging, brachte die Entscheidung. Denn nun wich auch, bei einbrechender Nacht, das Fußvolk des Feindes eilends in den nächsten Wald, wo ihm nicht weiter beizukommen war.

Weil wenig Pardon gegeben wurde, war der Verlust auf beiden Seiten bedeutend; weit bedeutender aber der des Feindes. Außer vielen Todten und Verwundeten ließ er seine fünf Kanonen und eine Anzahl Wagen mit Kriegsmaterial auf der Walstatt. Die Proviantcolonne dagegen, die zu Beginn des Kampfs nach Thann in Sicherheit gebracht war, fiel dem Sieger nicht zur Beute. Unter der großen Zahl der Gefangenen befanden sich vor allen der

1) Er hatte mit seiner Schwadron drei feindliche geschlagen und sieben Standarten erbeutet. Feret schreibt von Wietersheim: „qui fut tué après avoir fait tout ce que pouvait un homme".

2) Es wurde von Oberstlieutenant Erdmann geführt. Uebrigens sagen einige Berichte, daß die feindliche Infanterie durch die Explosion mehrerer in Brand geschossener Pulverwagen ins Wanken gebracht worden sei. Auch deshalb kaum glaublich, weil die Weimaraner alle Pulverwagen erbeuteten.

kaiserliche Generalfeldzeugmeister Bassompierre (des Herzogs von Lothringen Vetter) und Oberstlieutenant Fleckenstein (Generaladjutant der lothringischen Armee), außerdem 200 Mann zu Pferde, 400 zu Fuß, mitsammt ihren Hauptleuten und Officieren. Dazu wurde eine große Menge von Fahnen und Standarten erbeutet — nach Bernhards eigener Angabe 44 —, mit denen Baron de Cirey nach Paris gesandt wurde.

Die lothringische Armee war aufgelöst. Hätte nicht die Dunkelheit die Verfolgung unmöglich gemacht und hätten die schon in der Nähe angelangten, von Herrn de la Roque-Servières befehligten französischen Hülfstruppen, Bernhards Aufforderung entsprechend in das Gefecht eingegriffen, so wäre sie völlig vernichtet worden.

Während die Truppen auf der Walstatt blieben und Victoria schossen, begab sich Bernhard noch am späten Abend zu Wagen nach Ensisheim zurück, wo er sich, von der Anstrengung des Tages, die er seinem angegriffenen Körper zugemuthet hatte, erschöpft, nachdem er dem Herrn sein frommes Dankgebet dargebracht und rasch etwas Speise zu sich genommen hatte, aufs Lager warf.

Ein glänzender und wichtiger Sieg, erfochten „fast ohne einige Infanterie und Artillerie, allein mit der Cavallerie", dessen Bedeutung Bernhard selbst kurz und treffend dahin zusammenfaßte [1]), „daß mit ihm des Feindes Absicht, Breisach von jener Seite zu proviantiren, vereitelt worden sei". Als eine seiner „unvergleichlichen" Thaten wurde der Sieg bewundert und ihm selber als „dem größten Fürsten und Feldherrn" gehuldigt.

Es findet sich erzählt [2]), daß Bassompierre in seiner Gefangenschaft zu Colmar seiner Wuth über die sieghafte Unwiderstehlichkeit des Helden von Weimar in dem Ausruf Luft gemacht habe: „drei Feldschlachten in einem Jahre zu gewinnen, sei für einen Fürsten zu viel. Er wünsche dem Herzoge das Königreich Schweden und von da aus alle Jahre neue Victorien gegen Moskau von Herzen;

---

1) Bernhard an Truchseß d. d. Im Lager vor Breisach, 7. Oct. 1638 (Gotha).

2) Theatr. Europ. III, S. 985.

aber hier zu Land plage derselbe, was dem Haus Oesterreich anhänge, viel zu sehr."

Zu Ensisheim erhielt Bernhard am Morgen nach der Schlacht vom jenseitigen Ufer die schlimme Nachricht, daß Götz und Lamboy sich vom Schwarzwald her dem Lager näherten. Sie riß ihn zu neuen Thaten fort. Er vergaß seiner körperlichen Schwäche, um sich persönlich auch diesem Feinde entgegenzustellen und ihm das Schicksal des Lothringers zu bereiten.

Er befahl sofort den Aufbruch der Truppen, die Tages zuvor bei Sennheim gefochten hatten, und führte sie über die Schiffbrücke auf das rechte Ufer. Ihnen schlossen sich die Franzosen unter la Roque-Servières an, die sich auf seine nochmalige Aufforderung jetzt endlich mit den Seinigen vereinigten. Freilich nur in der Stärke von tausend Mann, weshalb er wiederum an Truchseß nach Paris schrieb, dafür zu sorgen, daß Longueville nun endlich Befehl erhalte, ihn mit seiner ganzen Armee zu unterstützen[1]).

Mit seinem Erscheinen im Lager kam es alsbald zu wichtigen Actionen. Am 9. October wurde eine Schanze am Rhein erobert, am 10. drei Joch von der Breisacher Brücke zusammengeschossen, dann der dadurch isolirte Brückenkopf genommen.

Die Niederlage des lothringischen Entsatzheeres und nun das Einrücken so zahlreicher neuer Truppen in die Cernirungslinie mußten auf die Belagerten einen entmuthigenden Eindruck machen. Hatte Reinach seit Mitte September keine Darstellung seiner Lage, die sich von Tag zu Tage verschlimmerte, hinauszuschicken gewagt, aus Furcht, daß sie dem Feinde in die Hände fallen möchte, so vergaß er dieses Bedenken angesichts der gesteigerten Gefahr. Schon am 9. October entsandte er verzweifelte Briefe an den Kaiser, an Götz

---

1) Vgl. auch die Briefe von Grotius an Oxenstiern und Müller vom 27. Oct. (6. Nov.) 1638. Ep. 1058 u. 1061: „Dux Vinariensis in liberis epistolis mire queritur se deseri, nec injuria."

und andere, die jedoch sämmtlich aufgefangen wurden [1]). Er klagte, daß man ihm Mitte August Entsatz binnen sechs Wochen in sichere Aussicht gestellt habe. „Wenn er die Festung nur so lange vor Hunger erhalte, werde in solcher Zeit dem Werke geholfen sein". Nun sei fast ein halb mal mehr Zeit verflossen, aber der Entsatz sei immer noch nicht erfolgt. Götz habe ihn zwar versichert, daß er nach vollzogener Vereinigung der Truppen ehestes Tages ausgeführt werden würde. Allein bisher sei nichts geschehen. Er habe indeß mit den Vorräthen derart gespart, daß sie bis jetzt gereicht hätten; aber nunmehr seien sie soweit zusammengeschmolzen, daß „in wenig Tagen kein Brod mehr und von anderen Sachen gänzlich nichts mehr vorhanden sein werde." In Folge der knappen Rationen und des ununterbrochenen Wachtdienstes sei fast die Hälfte der Truppen, namentlich Oberste und Officiere, erkrankt und gestorben; auch seien viele Soldaten von ihren Posten weggelaufen. Dazu gebe es noch andere Beschwerden, die er der Feder nicht anvertrauen dürfe, die aber ihrer Zeit schon offenbar werden würden. Trotz alledem wolle er „noch fürder, so lange es von Gott möglich, in solcher allergetreuesten Devotion verharren; interim aber also dissimuliren, daß der Feind seiner Bedrängniß nicht inne werde". Seine Hoffnung aber stehe darauf, daß die Generale der Reichsarmee ohne ferneres Säumen der in höchster Gefahr schwebenden Festung mit aller Macht zu Hülfe kämen.

Der Inhalt solcher Klagen erhielt seine weitere Bestätigung durch die Geständnisse eines Breisachers, dessen man nach Auffangung dieser Briefe habhaft wurde. Man fand bei ihm ein Brod, das aus einem Gemisch von Kleie und Eichenrinde gebacken war, und er versicherte, daß es in der Festung nur noch für die Officiere Haferbrod gebe.

Es war ein neuer unverzeihlicher Fehler von Götz, daß er in seinem verderblichen Hange zum Zaudern versäumt hatte, zu gleicher Zeit mit den Lothringern vorzugehen. Denn das war der Plan

1) Sie befinden sich sämmtlich in Bernhards Nachlaß (Gotha).

gewesen, wie der gefangene Bassompierre ausdrücklich erklärte[1]). Und in der eigenen Partei fehlte es nicht an starken Vorwürfen gegen ihn. „Wäre ein stattlich Tempo gewesen anzusetzen, — schrieb am 16. (26.) October der kaiserliche Commandant in Lindau nach Wien —, als der Feind mit seiner ganzen Reiterei und etlichem Fußvolk dem Lothringer bis fast an Thann entgegengezogen, wenigstens vier Tage damit zugebracht und in solcher Zeit sein verschanztes Lager sehr entblößt. Post festum, und da jetzt alles Volk in den Schanzen sich befindet, wird es desto härter hergehen." Er fügte hinzu: „Noch zur Zeit hat der Feind mehr nicht als 1500 Mann Succurs (aus Frankreich) bekommen: wenn man aber noch ferner cunctiren will, ist zu befahren, es rücke Longueville mit ganzer Armee auch heraus."

Jetzt erst, da Bernhard die Lothringer aus dem Felde geschlagen und all seine Truppen im Lager zusammengezogen hatte, ermannte sich der Cunctator Götz, dem jüngst der Generalfeldzeugmeister Maximilian von der Goltz „als ein Adjunct" beigegeben worden war, um „die eingerissenen Unordnungen in seiner Armee abzuschaffen und dafür zu sorgen, daß dem Feinde mit mehrerem Ernst und besserer Vorsicht als bisher begegnet werde" [2]), zu dem Entschluß, mit Lamboy vereint zum Entsatz Breisachs aufzubrechen. Savelli wollte indeß demnächst von Heilbronn nach Philippsburg gehen, um dort den Rhein zu überschreiten und sich, des Kaisers Intention gemäß, im Elsaß mit dem Herzoge von Lothringen zu vereinigen[3]).

Schon am 8. October meldete Canowsky aus Freiburg an Bernhard, daß sich vor einigen Tagen kaiserliche Truppen in den benachbarten, am Gebirge gelegenen Dörfern — in Ebringen,

1) Theatr. Europ. III, S. 985. „Er verwundere sich, daß General Götz auf der anderen Seite noch nicht angesetzt habe, denn sie ihm über den bestimmten Termin noch zween Tage zugegeben hätten."

2) Lebzelter an Johann Georg d. d. Prag, 17. (27.) Aug. 1638 (Dresden).

3) Savelli an v. d. Goltz d. d. Heilbronn, 10. (20.) u. 12. (22.) Oct.; intercipirt (Gotha).

Wendlingen, Uffhausen — hätten sehen lassen. Dann wäre eine Anzahl von Regimentern den „Storren“ herabgestiegen, über Güntersthal auf Freiburg marschirt und hätte sich vor der Vorstadt in die von den Bauern aufgeworfenen Schanzen gelegt. Etliche Truppen aus dem kirchzarter Thal wären zu ihnen gestoßen. Sie erwarteten die Ankunft der ganzen vereinigten götzischen und savellischen Armee, die nach der Aussage eines dem Feinde entwichenen Gefangenen droben im Gebirge zu St. Peter stehe und Morgen thalwärts auf Freiburg anziehen werde. Da er des Glaubens war, daß es diesem ihm anvertrauten Platz gelten werde, bat er den Herzog um Succurs.

Allein das Ziel der Feinde war das weimarische Lager bei Breisach, vor dem sie am Nachmittage des 12. October in voller Bataille erschienen: wie Bernhard erfuhr, in einer Stärke von 14,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferde, mit acht Kanonen. Sie richteten sofort ihren Angriff auf die beherrschende Stellung des Obersten Moser, der sie aber von seiner Höhe herab mit seinem Geschütz dergestalt empfing, daß sie sich mit großem Verlust in südlicher Richtung auf das Dorf Gundlingen zurückzogen.

Am folgenden Tage zeigten sie sich von neuem, diesmal vor dem deutschen Lager. Es galt die Eroberung der oberhalb desselben befindlichen weimarischen Schiffbrücke, um die es nun nach einer heftigen Beschießung des Lagers zu einem furchtbaren Kampf kam[1]), in welchem der Feind nach mehrfachem vergeblichem Ansturm, die beiden im Geissant liegenden, zur Vertheidigung der

1) Leider besitzen wir über den Verlauf dieses Kampfes nur wenige zuverlässige Nachrichten. Die werthvollste enthält Bernhards undatirter Brief an Baner. Nach ihm fanden die Zusammenstöße am 13. und dann namentlich am 14. Oct. statt. Und diese Daten ergeben sich auch aus andern Briefen. (Canowsky an Bernhard d. d. Freiburg, 15. Oct. (Gotha). Grotius an Oxenstiern d. d. Paris, 3. (13.) Nov. Ep. 1064.) Das Theatr. Europ. III, S. 991, dem Grün wörtlich folgt, setzt sie fälschlich auf den 14. u. 15. Die Quelle seiner ausführlichen Darstellung ließ sich bisher nicht auffinden.

Brücke errichteten Schanzen — die Schotten- und Mühlenschanze — nahm[1]). Und nun drang er gegen die mittlere (die s. g. kleine) Brücke an. Schon war auch sie gewonnen und mit ein paar hundert Mann besetzt, als Bernhard, die Gefahr erkennend, Turenne mit Batilly und einigen hundert Franzosen nebst einer Anzahl deutschen Fußvolks unter Schönbeck und Hattstein ansetzen ließ, denen es gelang, den Feind von der Brücke zu werfen und, was von ihm nicht niedergehauen und gefangen wurde, in den Rhein zu sprengen. Als dann auch Guebriant mit einigen Regimentern erschien, wurden dem Feinde auch die eroberten Schanzen wieder entrissen.

Der Verlust in diesem mörderischen Handgemenge entsprach der Bedeutung desselben. Denn das Gefühl, daß von seinem Ausgange das Schicksal Breisachs abhänge, entflammte auf beiden Seiten die Leidenschaft. Ueber tausend Todte ließ Götz auf der Walstatt zurück, und drei schwerverwundete Obersten; unter den Gefangenen den Obersten Neuneck. Auch auf weimarischer Seite waren viele gefallen, die Obersten Batilly und Schöneck schwer verwundet, Leßlie in Feindes Hand[2]).

Die Gefangenen sagten aus: Götz habe Befehl gehabt, Breisach zu proviantiren, „und sollte ihm auch seine ganze Armee darüber zu Grunde gehen[3])." Das war nun mißglückt; dagegen war seine Armee aufs neue furchtbar mitgenommen. Er führte sie noch in derselben Nacht auf Freiburg zurück[4]) und brach nach kurzer Rast

1) Bernhard an Baner (s. vorige Anm.): „dadurch denn nicht allein gedachte Schiffbrücke, sondern auch das Lager selbst in nicht geringe Gefahr gerathen."

2) Die französischen Verluste aufgeführt bei le Laboureur S. 91 f. Danach waren die Regimenter „Castelmoron, Melun, Vandy, Batilly" und die Volontaires in Action gewesen. Was le Laboureur S. 92 von Auszeichnungen Guebriants durch den Herzog mittheilt, namentlich die von Dankbarkeit und Anerkennung überströmenden Reden, wage ich, obschon er einen mir unbekannten Schlachtbericht von la Roque-Servières zur Gewähr anführt, nicht aufzunehmen, da sie doch zu sehr nach Glorification seines Helden schmecken.

3) Canowsky an Bernhard d. d. Freiburg, 17. Oct. 1638 (Gotha).

in den umliegenden Dörfern schon am nächsten Morgen ins Gebirge — nach Waldkirch — auf. Lamboy hatte sich voller Erbitterung von ihm getrennt.

Von Gefangenen erfuhr man, daß Speier sein nächstes Ziel sei, und daß er dort über den Fluß setzen wolle, um sich, das jenseitige Ufer hinaufziehend, mit dem Herzoge von Lothringen zu vereinigen, und dann mit ihm in Gemeinschaft noch einen Versuch zu machen, Breisach vom Elsaß aus mit neuen Lebensmitteln zu versehen. Sollte auch das nicht glücken, so beabsichtige er, sich mit seiner Armee an den Rhein zu legen und die Proviantirung der Festung zu Schiffe zu versuchen [1]).

Ueber diese Eröffnungen gerieth Bernhard nun nicht weiter in große Sorge. Er wußte, daß das schwerste Stück Arbeit gethan sei, und war, wie er an Baner schrieb, der guten Zuversicht, „daß Gott, wie bisher, auch darin helfen werde, und daß, wenn dem Feinde sein Anschlag noch dieses mal zurückgehen sollte, alsdann die Festung sich nicht länger halten würde, weil derselben nicht allein die Lebensmittel auszugehen anfingen, sondern auch die Posten aus Mangel gesunden Volks nicht mehr recht besetzt werden könnten." So forderte er denn die Geistlichen in Colmar auf, „für die Victori dem Herrn fleißig zu danken und ihre Hände, gleich wie Moses gethan, aufgereckt gegen Gott im Himmel zu heben, damit er ferner Glück und Segen verleihen wolle".

Bald nach diesem blutigen und glorreichen Tage sah man im Lager einen Adler des Herzogs Zelt umkreisen und dann in der Richtung der abziehenden Kaiserlichen verschwinden. Wie hätten seine Soldaten das nicht als ein günstiges Omen, als die Verheißung ferneren Sieges begrüßen sollen [2])!

Daß der Herzog von Lothringen auf der andern Rheinseite seine neugesammelten Truppen wieder heranführte und durch General-

1) Canowsky an Bernhard d. d. Freiburg, 15. Oct. 1638 (Gotha). Dazu seine Briefe an ihn vom 16. u. 17. Oct.

2) Theatr. Europ. III, S. 992. Auch in damaligen Briefen wird dieses Omens gedacht.

major Caspar von Mercy das Städtlein Ensisheim zur Nachtzeit überrumpeln ließ, focht den Herzog ebenso wenig an, wie jene Pläne von Götz. Als er von dem Commandanten des Ensisheimer Schlosses (einem Capitain vom Regiment Schawelitzky) Meldung erhielt, daß er angegriffen sei, erachtete er es für ausreichend, Oberst Rosen mit seinem und dem putbusischen Infanterieregiment nebst einem Regiment Dragoner zu entsenden, denen Grün mit dem canowsky'schen und schottischen Cavallerieregiment folgte. Auf die Kunde von ihrer Annäherung brachen die Lothringer in großer Eile von Ensisheim auf, wurden aber von den Weimaranern bei dem Dorf Wittelsheim eingeholt, angegriffen und geschlagen.

Weitere Entsatzversuche standen zunächst nicht zu erwarten; die fernere Action concentrirte sich in der Belagerung. Und deshalb blieb der Herzog für die nächste Zeit im Lager.

Gleich nach jenem Zusammenstoß mit Götz eröffnete er die Approchen gegen die Mühlenschanze. Zwei Tage hatte man an ihnen gearbeitet, als am 19. October die Besatzung die Schanze freiwillig verließ und die Mühle in Brand steckte. Nachts darauf eroberten die Franzosen den Eisenberg. Damit hatte man zwei wichtige Außenwerke im Norden und Süden der Festung in der Hand.

Und nun wandte sich — am 19. October — Bernhard mit einem Schreiben an Reinach[1]). Der Generalfeldzeugmeister kenne die Stärke der um die Festung errichteten Werke. In dem jüngsten Kampfe hätten sie ihre Probe bestanden. Dem Feinde, wie zahlreich er auch kommen möge, sei der Muth, sie anzugreifen, vollends die Hoffnung sie zu überwältigen, genommen. Alle Entsatzversuche diesseit wie jenseit des Rheins seien vereitelt, alle Armeen ge-

1) Der ganze zwischen Bernhard, Erlach und Reinach geführte Briefwechsel findet sich in des Herzogs Nachlaß. Eine Anzahl Briefe bei Gonzenbach, Urkunden zu Bd. I.

schlagen. Er stelle es deshalb des Commandanten eigenem Urtheil anheim, „ob er Ursach hab', sich ohne allen weiteren Verzug zu accommodiren, oder sich wider die Raison ferner zu opiniatriren". Seine Pflicht habe er bereits in höherem Grade gethan, als die Welt bei seinem Mangel zu erwarten berechtigt war. „Wie aber keine Obligation sich über und wider die Möglichkeit erstrecken kann, auch der allgemeinen menschlichen Natur in die Harre zu widerstreben ein lauter verderblich Ding ist: also werden wir nicht unterlassen, was der Raison zuwider nunmehr weiter opiniatrirt würde, mit allem gehörigen Ernst anzusehen. Denn es hat der Herr General nicht nur mit einem Cavallier, sondern auch mit einem Fürsten von so hohem deutschen Haus und Geblüt als irgend ein anderer zu thun. Und weil er dabei weiß und sieht, daß uns der liebe Gott jetzo mehr Macht und Gewalt über ihn und alles, was in Breisach ist, gegeben, als denen, die er bisher in Obacht gehalten: so ist er schuldig, seinen Respect nunmehr auch mehr auf uns denn andere zu richten." Wolle er aber solchen Erwägungen keinen Raum geben und nicht bedenken, daß jeder weitere Verlust an Zeit und an Terrain seine Lage schwieriger machen müsse, denke er vielmehr „um irgend eingebildeter mehrerer Reputation oder dergleichen Vanität willen" sich eine kurze Zeit länger zu halten: so möge er versichert sein, „daß wir hernach ohne allen weiteren Unterschied unsern Respect dergestalt zu vindiciren und ein solches Exempel zu statuiren Ursach haben werden, daß es nicht allein der Herr, sondern auch alle, die um ihn sind, gewiß empfinden sollen".

Dieses Schreiben, daß zum Schluß eine sofortige „runde Antwort" forderte, sandte der Herzog durch einen Trompeter in die Festung.

Reinach erwiderte (am 20. November a. St.): der Kaiser habe ihm diesen Posten mit dem Befehl anvertraut, denselben „bis auf den letzten Athem und Vergießung des äußersten Blutstropfens zu halten". Er habe nicht nur Entsatz versprochen, sondern auch jüngst auf beiden Seiten des Rheins ansehnliche Armaden zum Entsatz gesandt. Daß die lothringische geschlagen, die götzische in den Schwarzwald zurückgeworfen worden, sei für ihn noch kein

Anlaß, sofort alle Hoffnung auf Errettung aufzugeben. Der Herzog aber werde anerkennen, daß es ihm als einem redlichen Cavalier vor allem gebühre, dem Kaiser den Gehorsam und die Treue bis in den Tod zu bewahren, und werde es ihm deshalb nicht verdenken, wenn er in seine Zumuthung nicht einwillige, sondern sich gegen fernere Hostilitäten bis aufs äußerste zu vertheidigen suche.

Die „Hostilitäten" ließen nicht auf sich warten. Am 28. October wurde das letzte wichtigere Außenwerk erobert.

Und gleich hernach folgte ein zweites Schreiben Bernhards an Reinach. Er werde nun wohl genauere Kunde davon haben, daß der Herzog von Lothringen völlig zurückgeschlagen und gänzlich ruinirt sei, daß sich die götzische und lamboy'sche Armee getrennt hätten, dagegen der Herzog von Longueville nunmehr in der Nähe halte und jederzeit im Lager eintreffen könne. Er, der Herzog, hingegen sei über den Zustand in der Festung durch Ueberläufer und aufgefangene Briefe aufs genaueste unterrichtet: „daß man vorgestern das halbe Pfund Brod geringert und mit Kleie vermischt habe"; daß man den Soldaten wohl etwas Geld gebe, aber daß keine Lebensmittel mehr vorhanden seien, die sie dafür kaufen könnten. Er meine, daß Reinach zum Gouverneur über die Festung und das Land, aber nicht über die unschuldigen Seelen gesetzt sei. Durch seine eingebildete vergebliche Hoffnung könne er Breisach nicht retten. Seiner Ehre und Reputation habe er genug gethan; statt des Succurses habe er jetzt nur noch Elend zu erwarten. Deshalb habe er, der Herzog, sich zu dieser Wiederholung seiner Aufforderung entschlossen, bemerke aber, daß er ihn, wenn er einen billigen Accord ausschlage, auch nicht als einen Cavalier behandeln werde.

Darauf Reinach (am 29. October a. St.): er stelle es nicht in Abrede, daß er, wenn die ganze Lage derart wäre, wie der Herzog sie geschildert hätte, sein Anerbieten vielleicht annehmen würde. Aber der Herzog übertreibe den Verlust des götzischen Heeres in dem letzten Kampfe bedeutend. Es sei noch gar wohl in der Lage, den Entsatz zu bewerkstelligen. Und deshalb möge der Herzog selber urtheilen, ob er es vor seinem Kaiser und vor der Welt würde verantworten können, wenn er von seinem Auftrage abwiche. — Er

benutzte die Gelegenheit, den Eindruck der in seinen aufgefangenen Briefen enthaltenen und der von Ueberläufern entworfenen Schilderungen von der trostlosen Lage der Festung abzuschwächen. Es sei doch nichts Neues, aus belagerten Plätzen lamentable Briefe zu entsenden, um die Beschleunigung des Entsatzes zu veranlassen; und ebensowenig, daß leichtfertige Vögel, die pflicht- und ehrvergessen entwichen, in ihren Schilderungen den Nothstand übertrieben. Nach den Angaben der gefangenen Weimaraner sei es draußen im Lager auch nicht viel besser als in der Festung bestellt. Sollte es aber ja dahin kommen, daß bei längerer Dauer der Belagerung jemand vor Hunger zu Grunde ginge, so würde er den Trost haben, „daß es um gerechter Defension und Nothwehr willen geschehe," und die Verantwortung auf diejenigen schieben, welche an solchem Nothstande schuld wären. Nach alledem hoffe er, daß der Herzog es ihm nicht verargen werde, wenn er bei seinem Entschluß verharre, sich mit seinen Soldaten und den Bürgern „bis aufs äußerste zu defendiren" und, wenn es sein müsse „tausendmal lieber ehrlich zu sterben, als in der Historie nachschreiben zu lassen, daß er sich vor der Zeit und Noth zur Uebergabe eines solchen hochachtbaren Platzes hätte erschrecken lassen".

Vom Verzweifeln also war Reinach weit entfernt. Immer noch hoffte er auf Entsatz, und fast scheint es, er habe darum gewußt, daß noch ein umfassendes Unternehmen zu seiner Befreiung vorbereitet werde.

Am 26. October war der Graf von Fürstenberg mit acht frischen Regimentern aus Böhmen bei Götz zu Villingen eingetroffen und hatte ihm zugleich den kaiserlichen Befehl überbracht, wieder an den Feind zu setzen und nicht eher abzustehen, als Breisach befreit und proviantirt wäre. In Folge dessen forderte Götz, von dem General von der Goltz berathen, den Herzog von Lothringen zu einer neuen gemeinsamen Action auf[1]) und sandte ihm eine Cavallerieabtheilung von 3500 Mann zu. Der Herzog möge

1) Götz an H. v. Lothringen d. d. Villingen, 1. (11.) Nov. 1638; intercipirt (Gotha).

jenseit wie er diesseit des Rheins „den Feind so beängstigen und travailliren, daß ihm alle Zufuhr von Lebensmitteln gestört, er zu anderer Resolution gebracht und Breisach geholfen werde". Er seinerseits wolle sofort gegen die Waldstädte aufbrechen und beabsichtige dann zunächst Neuenburg anzugreifen. Mit der Einnahme dieses Platzes würde die Verbindung zwischen ihnen hergestellt gewesen sein.

Ein immerhin verwegenes Unternehmen, mit einer wiederholt geschlagenen und neu formirten, wenig zusammengewöhnten Armee in vorgerückter Jahreszeit einen Vorstoß gegen eine von einem siegesgewohnten Feinde wohlverwahrte Gegend zu wagen; um so verwegener, als man auf die in ihr befindlichen Lebensmittel angewiesen war und kein Geld zu ihrer Beschaffung besaß.

Götz ersuchte den General von Mercy in der lothringischen Armee[1]), sich bei dem Herzoge oder dem spanischen Gesandten um Wechsel oder Credit auf Basel im Betrage von 50,000 Gulden zu verwenden, da auf anderem Wege von der Stadt, vorausgesetzt, daß sie nicht überhaupt jeden Verkehr mit den Kaiserlichen ablehne, nichts zu erhalten sei. Und dem Bürgermeister und Rath von Basel theilte er seine bevorstehende Ankunft und seine Absicht, den Feind aufzusuchen, mit und drang in sie, indem er ihre Erbeinigung mit Oesterreich und die eidgenössische Erklärung auf des Kaisers Schreiben vom letzten Sommer in Erinnerung brachte[2]), seiner Armee gegen baare Bezahlung den nöthigen Proviant zu liefern. Alle diese Briefe wurden aufgefangen und gaben Bernhard einen willkommenen Einblick in die neuen Absichten des Feindes.

In Folge dessen übertrug er an Erlach, den er schon kurz zuvor von seinem bisherigen Posten am obern Rhein abberufen hatte[3]), den Befehl im Lager, indeß er sich mit fünf Regimentern hinauf begab, zunächst nach Neuenburg, um auch jetzt wieder, obschon andauernd kränkelnd, die Leitung an gefährlichster Stelle persönlich

---

1) Götz an Mercy d. d. „Blisenberg" (d. i. Blumberg), 4. (14.) Nov. 1638 (Gotha). Auch Theatr. Europ. III, S. 1003.

2) Götz an Basel d. d. „Schwarza", 6. (16.) Nov. (Gotha).

3) Schon am 22. Oct. Gonzenbach I, Urk. 43.

zu übernehmen. Denn den Feind auf der elsässischen Seite, rechnete er, werde Longueville mit seinen Franzosen schon in Schach halten.

Longueville belagerte damals das von den Lothringern eingenommene Luneville[1]), als Savelli, der nun endlich den Rhein überschritten hatte, herankam, um sich mit ihnen zu vereinigen. Feuquières wurde ihm entgegengeschickt, traf ihn bei Blamont und brachte ihm am 28. October eine schwere Niederlage bei.

Anfang November überschritten dann auch jene 3500 götzischen Reiter unter Generalmajor Horst bei Drusenheim den Rhein, um sich gleichfalls mit den Lothringern zu verbinden.

Longueville, der in der Nacht des 8. November Luneville gestürmt hatte, entsandte, auf das dringende Verlangen Bernhards, eine Abtheilung seiner Truppen — etwa 3000 Mann, freilich nur Infanterie — in der Richtung auf Markirch, um die Annäherung des Feindes gegen Breisach auf dem linken Ufer zu verhindern. Am 20. November kamen sie bei Breisach an, zur rechten Zeit. Denn kurz darauf erschien Horst mit seinen Reitern bei Colmar. Auf die Nachricht von der Nähe der Franzosen und auf das Gerücht von der bereits erfolgten Uebergabe Breisachs kehrte Horst wieder um. Hungernd, entmuthigt, lösten sich die Reihen der Seinen bald auf, warfen sich über das eigene Gepäck, um es zu plündern, und rissen die Fahnen von den Stangen. Leicht hätte das ganze Geschwader vernichtet werden können, wenn Erlach ihnen aus dem Lager eine Hand voll Leute entgegengesandt hätte, oder die jüngst im Lager eingetroffenen Franzosen beritten gewesen wären.

Mittlerweile war auch Götz von Villingen aus mit etwa 8000 Mann südwärts durch das Fürstenbergische aufgebrochen, hatte am 4. November Blumberg, am 6. „Schwarza" passirt und näherte sich dem oberen Rhein.

1) Theatr. Europ. III, S. 990. Ueber das Folgende berichtet sehr genau le Laboureur S. 95 f. in wesentlicher Uebereinstimmung mit den einschlägigen Correspondenzen. U. a. Longueville an Bernhard und Feuquières an Bernhard d. d. Luneville, 12. (22.) Nov. 1638 (Weimar). Dazu der Briefwechsel zwischen Bernhard und Erlach.

Dort war alles in bestem Stande. Der starkbesetzte Hohentwiel bedrohte, selber unangreifbar, den Feind; in Rheinfelden stand Oberstlieutenant Fortio mit 600 Mann, in Laufenburg Major Sauerzapf mit 500. Oberst Flersheim, der in jenen Plätzen an Erlachs Stelle das Obercommando erhalten hätte, ließ es sich, noch jüngst von seinem Herrn gemahnt, angelegen sein, beide Plätze stärker zu befestigen.

Und von großer Wichtigkeit war es, daß die evangelischen Schweizer jetzt offener Farbe bekannten: Zürich, Bern und Basel erboten sich den Schaffhausern, falls ihnen von Götz Gewalt geschähe, zum Beistand. Und Basel wies sein Verlangen nach Proviant ab.

Auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes begab sich Bernhard von Neuenburg hinauf nach Rheinfelden und weiter nach Laufenburg. Er war hier kaum angelangt, als die götzische Armee (am 8. oder 9. November) vor der Stadt erschien. Er sah sie auf dem jenseitigen Ufer vorüberziehen und konnte sie, „da der Rhein schmal und leicht zu übersehen war, gleichsam bei einem Mann abzählen".

Von Gefangenen erfuhr er[1]), daß Götz Befehl habe, „stracks auf das Lager vor Breisach zu gehen und dasselbe nochmals anzufallen, ob gleich die ganze Armee darüber zu Trümmern gehen sollte", und daß er um so mehr zu eilen habe, weil ein paar Boten aus Breisach erklärt hätten, daß die Festung, wenn der Succurs nur noch sechs Tage ausbliebe, übergeben werden müßte.

Bernhard hielt das kleine Corps, das er zur Verfügung hatte, nicht für stark genug, um sich dem Vormarsch der Kaiserlichen mit Erfolg entgegenzuwerfen. Seine Hoffnung stand auf Longueville, der damals freilich noch vor Luneville lag und, wenn der Feind nur Ernst machte, zu spät kommen mußte. Da war es Götz selbst, der ihn von dieser neuen Sorge befreite, indem er seine Uebermacht, statt entschlossen mit ihr vorzugehen, theilte und

1) Bernhard an Erlach d. d. Rheinfelden, 9. Nov. 1638. Gonzenbach, I, Urk. 46c.

einen Theil vor Laufenburg legte, um den Paß zu gewinnen, durch den man dann auf das andere Ufer hätte übergehen können. Denn wie es scheint, schwebte ihm nunmehr als das wünschenswertheste vor, drüben zunächst die Verbindung mit Lothringen und Horst herzustellen. Mit den übrigen Truppen bewegte er sich langsam vorwärts gegen Rheinfelden [1]).

So begannen denn — etwa am 10. November — seine Truppen in einem Moment, der raschestes Handeln forderte, Laufenburg zu belagern, „vermuthlich — wie der alte Rehlinger spottete [2]) — sich alldort zu ihrem Schaden zu amüsiren". Oberst Flersheim brach die Brücke ab, so daß sie nicht herüber konnten, und ließ sie ruhig sich abmühen, Bresche zu schießen und die Pallisaden in Brand zu stecken. Schon nach wenig Tagen sahen sie sich genöthigt, die Belagerung als völlig nutzlos aufzuheben und nach Waldshut zurückzugehen, in dessen Nähe es ihnen (am 18. November) das Schloß Guttenberg einzunehmen gelang. Bei Waldshut erschien dann auch Götz mit dem übrigen Heere, ohne mit den Gegnern zusammengestoßen zu sein und ohne Fühlung mit Horst gewonnen zu haben, dessen Corps sich in eben jenen Tagen in der Colmarer Gegend aufzulösen begann.

In Waldshut aber stellte sich, vom Kaiser gesandt, (am 19. November) Graf Wolf von Mansfeld ein und forderte dem Feldmarschall, dessen klägliche Kriegführung ihn in den allgemeinen Verdacht gebracht hatte, mit Herzog Bernhard in Einvernehmen zu stehen, den Degen ab, ließ ihn unter starker Bedeckung abführen und übernahm den Oberbefehl.

Mit einem Schmetterlinge, der die Kerze umschwirrt und sich die Flügel verbrennt, wurde Götz mit seinen wiederholten Versuchen,

---

1) So scheint es; doch sind über diese letzten Operationen von Götz die Nachrichten vielfach dürftig und einander widersprechend.

2) Rehlinger an Bernhard d. d. Hüninger Schanze, 11. Nov. 1638 (Gotha). Ueber die Belagerung Laufenburgs die Berichte Flersheims an Bernhard d. d. Laufenburg, 11., 12., 16., 19. Nov. (Gotha).

sich Breisach zu nähern, die sämmtlich zu seinem Schaden ausgefallen waren, spottend und treffend verglichen [1]).

Ein trauriges Erbe freilich, das Mansfeld antrat. Ein verhungertes, demoralisirtes, von seiner Untüchtigkeit durchdrungenes Corps, mit dem nichts mehr anzufangen war. Hatten doch die Truppen laut gemurrt, als sie erfuhren, daß es nochmals hinunter vor Breisach gehen sollte: „Sie hätten Breisach schon gesehen, sie möchten nicht mehr dahin." Berichteten doch die Gefangenen, daß es seit Wochen keinen Bissen Brod mehr gegeben hätte. Und dieses Corps nun mitten zwischen den Positionen des Feindes, statt zu gefährden selber gefährdet! Da blieb Mansfeld freilich nichts übrig, als dasselbe so rasch wie möglich zurückzuführen, um ihm in Württemberg und am Bodensee Winterquartiere anzuweisen. Noch auf dem Rückzuge brachte die Schreckenskunde, daß Herzog Bernhard — „sein bloßer Name machte den Feind zittern [2])" — mit seiner ganzen Armee folge, Angst und Verwirrung. Es war nur Reinhold von Rosen, der den Weichenden mit ein paar Reiterregimentern nachsetzte. Aber da sie einen zu großen Vorsprung hatten, machte er schon bei dem Kloster Berau (in der Landgrafschaft Stühlingen) Halt und ließ sie unverfolgt durch die verschneiten Berge entkommen.

Solange der Feind die Waldstädte bedrohte, verharrte Bernhard, obschon immer noch leidend, dort oben, um jeder Gefahr zu begegnen. Von seinem Quartier aus leitete er zugleich die Belagerung Breisachs, über deren Stand er durch Erlach ununterbrochen in Kenntniß gehalten wurde. Als er die Nachricht von dem Uebergange des Oberbefehls von Götz an Mansfeld empfing, muthmaßte er, daß dieser „vielleicht Meister zu spielen sich unterstehen wolle", und eilte deshalb von Neuenburg wiederum nach Rheinfelden. Dort traf er am 24. November ein und erhielt daselbst zunächst die widersprechendsten Rapporte über den Aufbruch des Feindes aus

1) Ph. Chifflet an Marquis de S. Martin (Gouverneur général de la Comté de Bourgogne à Besançon) 8. (18.) Dec. 1638 (Gotha).

2) Feret an Erlach d. d. Laufenburg, 3. Dec. 1638. Gonzenbach, I, Urk. 64.

seinem Lager bei Laufenburg. Und als er endlich seines Abzuges vergewissert war, erfuhr er doch, daß derselbe in so langsamem Tempo marschire, daß er in vier Tagen nicht eine Meile mache. Grund genug für ihn, seine Rückkehr ins Breisacher Lager immer noch hinauszuschieben, so erwünscht gleich seine Gegenwart dort sein mußte. „Ich weiß nicht, schrieb er (am 27. November) an Erlach; wo ich nöthiger bin. Will wissen, ob etwas im Lager, so ohne mich nicht expedirt werden kann. Denn so drunten nichts zu thun, müßte man den Feind also nicht gehen lassen oder ihm forthelfen."

Erst als die rosen'schen Reiter hinter dem Feinde drein waren und die Nachricht sich bestätigte, daß dessen Rückzug sich zu fluchtartiger Hast gesteigert habe, seine Wiederkunft also nicht mehr zu befürchten war, kehrte Bernhard in das Breisacher Lager zurück.

Dort stand alles zum Besten. Mehrfach kamen, dank namentlich den eifrigen Bemühungen des alten Rehlinger, zu Schiff von oben herab Vorräthe an Mehl und Hafer, so daß an Lebensmitteln kein Mangel war, während nach den Erzählungen der Ueberläufer in der eng umschlossenen Festung die Noth immer mehr zunahm. Schon Anfang November hieß es [1]: sie könne sich keine acht Tage mehr halten; Soldaten wie Bürger seien schwierig und kaum noch mit der Hoffnung auf baldigsten Entsatz zum Ausharren zu bewegen.

Natürlich, daß bei solchem Zustande die Vertheidigung erlahmte. Die noch übrigen kleineren Außenwerke wurden meist ohne nennenswerthen Widerstand genommen. Es kam vor, daß Musketiere von der Besatzung, nachdem sie ihre Schüsse gegen die Angreifer abgegeben hatten, vor Mattigkeit über die Brustwehr hinunterstürzten. Hätten die Belagerer sich zum Sturm entschlossen, kein Zweifel, daß sie sich zum Meister des Platzes gemacht haben würden. Vollends seit am 24. November der Pulverthurm bei der „kalten Herberg"

1) Erlach an Bernhard vom 6. Nov. 1638 (Gotha).

am Rhein in Brand geschossen wurde und explodirend ein dreißig Schritt breites Loch in die Mauer riß.

Erlach berichtete diesen Erfolg dem Herzoge mit der Bemerkung: „Ich glaube, falls Eure Fürstliche Gnaden hier wären, Sie würden es mit Gewalt importiren." Er für seine Person jedoch wagte sich als vorsichtiger Mann nicht an eine solche Unternehmung, „weil sie nicht allzeit reussire, wie man verhoffe, sonderlich wenn man sich allein auf Rapporte übergelaufener Soldaten verlassen muß, und niemand den rechten Augenschein von der Höhe der Wälle, der Tiefe der Gräben, der Beschaffenheit der Pallisaden eingenommen"; vor allem aber, weil er besorgte, daß, „falls man sich des Orts mit Gewalt bemächtige, er ganz und gar desolirt, ja gar in die Asche gelegt und also alle großen Unkosten, Mühe und Arbeit umsonst sein würde". Vielmehr rieth er, da ein Entsatz kaum mehr zu besorgen sei, mit dem Systeme der Aushungerung fortzufahren, das bei dem Zustande in der Festung binnen höchstens acht Tagen zum Ziel führen würde [1]).

Schon gegen Mitte November hatte Erlach einer ausführlichen Schilderung des Elends bei den Belagerten den Vorschlag an den Herzog hinzugefügt, sie zum dritten Male zur Ergebung aufzufordern [2]).

In Folge dessen sandte am 15. November von Neuenburg aus Bernhard einen Trompeter mit einem Schreiben folgenden Inhalts an Reinach. Zwar sei er entschlossen gewesen, es bei seiner zweimaligen vergeblichen Aufforderung bewenden zu lassen; doch aber wolle er sie, da es mit den Belagerten „auf die extrema" gekommen, zum Ueberfluß noch einmal wiederholen; bei seinem fürstlichen Worte aber versichere er ihn, daß es zum letzten Mal geschehe. Antworte er auch diesmal ablehnend, so werde dergestalt mit ihm verfahren werden, daß Andere sich ein Exempel daran zu nehmen hätten.

1) Erlach an Bernhard vom 27. Nov. 1638, abends um 8 Uhr (Gotha).

2) Erlach an Bernhard vom 13. Nov. „. . ce qui me fait juger, que V. A. ne feroit pas mal de les faire sommer pour la troisième foys par un petit mot de lettre. Ils feront difficulté d'en recevoir de moy depuis que par le passé V. A. a escrit elle mesme."

Darauf entgegnete (am 17. November) Reinach: In derselben Nacht, da der Trompeter des Herzogs Schreiben überbrachte, sei ihm kaiserlicherseits der gemessene Befehl zugegangen, das nochmalige Erscheinen der schon marschfertigen Armee „mit Ausdauerung alles menschlichen und möglichsten Blutstropfens" zu erwarten. Und, wie er erfahre, sei diese Armee bereits in der Nähe. Da überlasse er es dem Urtheil Bernhards, ob es bei solcher Lage, gleichsam angesichts des Entsatzes, ein ehrlicher Soldat und Cavalier verantworten könne, einen ihm anvertrauten wichtigen Posten um einiger Bedrohung willen zu übergeben. In betreff der vom Herzoge betonten „äußersten Mangelhaftigkeit" Breisachs — fügte er hinzu — könne er nur seine frühere Antwort wiederholen: der Herzog sei falsch berichtet; es sei alles noch so bestellt, daß man sich wohl halten könne. Hingegen vernehme er, daß im Lager ebenso großer, wo nicht größerer Mangel als in der Festung herrsche. Und daher werde der Herzog es ihm nicht verdenken, wenn er bei seinem früheren Entschluß bleibe.

Erlach, an den zunächst der Brief gelangte, erwiderte dem Commandanten[1]): Aussicht, entsetzt zu werden, habe er nicht mehr; denn keine Feindesgewalt und keine Entbehrung könne den Herzog von seinem Plan abbringen. Die Entsatzarmee aber sei wieder zurückgegangen, hingegen französischer Succurs in der Nähe angelangt. Wolle er auf Parole ein paar Cavaliere ins Lager herausschicken, damit sie sich von der Richtigkeit seiner Angaben durch den Augenschein überzeugten, so erbiete er sich, bei seinem Herrn die Erlaubniß dazu auszuwirken. Sein Ablehnungsschreiben aber habe er, um sich dereinst nicht dem Vorwurf auszusetzen, etwas Unvernünftiges gethan zu haben, demselben nicht zukommen lassen.

Diesem Briefe, von dem Generalmajor unterwegs auf einer Reise zum Herzoge abgefaßt, fehlte die Unterschrift. Und wenn auch der denselben überbringende Trompeter angab, daß er von Erlach herrühre, so erklärte Reinach doch[2]), er könne sich „nicht auf ein

1) Erlach an Reinach d. d. Neuenburg, 18. Nov. 1638 (Gotha).

2) Reinach an Erlach d. d. Breisach, 20. (30.) Nov. (Gotha). Theatr. Europ. III, S. 1003, nennt es „ein gar höfliches Schreiben".

von ungewisser Hand ausgefertigtes Schreiben in eine so weitaussehende Sache einlassen", schicke es deshalb an Erlach zurück. Wenn es ihm mit seiner Unterschrift versehen von neuem zugestellt werde, „wolle er sich solcher Gestalt darauf erklären, wie er es der Sachen Nothdurft gemäß und gehöriger Orten verantwortlich erachte".

Erlach erfüllte Reinachs Verlangen[1]). Am 23. November empfing dieser den nunmehr unterzeichneten Brief, auf den er am folgenden Tage antwortete. Es sei ihm niemals in den Sinn gekommen, Breisach wider den Kriegsgebrauch und die Vernunft zu halten. Aber er habe dem ihm mehrfach wiederholten Befehle des Kaisers und des Feldmarschalls Götz gehorsamen müssen, ohne freilich an die Möglichkeit zu denken, „daß trotz so theurer und vielfältiger Versprechen der vertröstete Entsatz mit einer so ansehnlichen Kriegsmacht nicht mit mehr Ernst ins Werk gerichtet würde." Er acceptire Erlachs Vorschlag der Entsendung von ein paar Cavalieren ins weimarische Lager, müsse aber die Bitte hinzufügen, daß ihnen gestattet werde, gleichfalls die kaiserliche Armee aufzusuchen, um sich auch von deren Zustand zu überzeugen.

Bernhard befahl seinem Generalmajor, der ihm dieses Schreiben Reinachs zusandte, desselben Begehr rundweg abzuschlagen; worauf denn Erlach (am 27. November) an Reinach schrieb: was er verlange, beweise, daß er in die ihm gemachten Mittheilungen großes Mißtrauen setze. Man könne sein Verlangen nicht erfüllen und lasse es dahingestellt sein, „daß der Herr Generalfeldzeugmeister, sofern er es so haben wolle, die Wahrheit der gethanen Versicherungen, wiewohl mit allzuspäter Reue, in der That selbst erfahre"[2]).

1) Zuvor schrieb er an Bernhard d. d. im Feldlager, 21. Nov. 1638, abends um 5 Uhr (Gotha), zugleich jenes reinach'sche Schreiben vom 20. (30.) Nov. einsendend. Er bat, dem Begehr Reinachs zu willfahren. „Ich bin der Meinung, es werde die erste Staffel zum Accord sein." Darauf Bernhard an Erlach d. d. Neuenburg, 22. Nov. Gonzenbach I, Urk. 54. „Sollte der Commandant in Breisach sich zu einem Accord verstehen, wolle er sichere Geiseln nehmen."

2) Erlach an Bernhard d. d. au camp, 24. Nov. (Gotha): Begleitschreiben zu jenem reinach'schen Briefe, den er dem Herzoge übermittelte. Erlach an Reinach s. d. e. l. (Gotha). Er habe seinen Brief an den Her-

Gleich darauf — am 28. November — wurde das letzte Außenwerk gestürmt [1]).

Da endlich lenkte Reinach ein und erklärte sich bereit [2]), auf Erlachs Vorschlag einzugehen und ein paar Officiere zu ihm ins Lager hinauszuschicken, „um die angebotene Remonstration mit den Partikularitäten zu vernehmen". Allein Bernhard entschied [3]): Reinach habe „sich unterstanden, ihn mit Ungelegenheit vergeblich aufzuhalten und alles billige Erbieten bisher fast verächtlich ausgeschlagen". Nur wenn er sich zu wirklichen Capitulationsverhandlungen bereit erkläre und jene Officiere als Geiseln kämen, wolle er sie passiren lassen. In diesem Falle sollte auch Erlach Geiseln von gleicher Charge in die Festung schicken. Zugleich befahl er seinem Generalmajor, die weitere Correspondenz mit Reinach nicht mehr durch Trompeter, sondern — was despectirlicher war — nur noch durch Trommelschläger besorgen zu lassen.

Und diese Erklärung Bernhards — sein Ultimatum gleichsam — in einem Zeitpunkte, da sich Mansfeld mit den Kaiserlichen bereits in vollem Rückzuge nach Württemberg befand und die letzte Aussicht auf den „so theuer und vielfältig versprochenen Entsatz" völlig verschwunden war.

In einem Zeitpunkte, da in der Festung das Elend seine höchste Höhe erreicht hatte. Neue Lebensmittel waren seit lange nicht mehr hineingekommen und die vorhandenen hatten trotz aller Sparsamkeit auf die Dauer nicht vorgehalten. Zuerst wurden die Rationen knapper: je drei Mann erhielten alle zehn Tage ein Pfund Brod, alle zwei Tage anderthalb Pfund Pferdefleisch

zog übermittelt; bemerke ihm, der kürzeste Weg in diesem Geschäft wäre gewesen, wenn er seinem Vorschlage gemäß einige von seinen Leuten ins Lager gesandt hätte, „die aus der Gefangenen Mund und durch andere wahrhafte Umstände der götzischen Armee Beschaffenheit gründlich hätten vernehmen können". Bernhard an Erlach d. d. Rheinfelden, 25. Nov. (Gotha). Erlach an Reinach d. d. Feldlager vor Breisach, 27. Nov. (Gotha).

1) Theatr. Europ. III, S. 1003.

2) Reinach an Erlach d. d. Breisach, 28. Nov. (10. Dec.) 1638 (Gotha).

3) Bernhard an Erlach d. d. Rheinfelden, 29. Nov. Gonzenbach I, Urk. 60.

und ein halbes Maß Wein[1]). Dann wurden selbst diese Quantitäten noch mehr eingeschränkt, bis endlich die reguläre Verpflegung ganz aufhörte. Hatte Anfangs der Sester Weizen 8 Dukaten gegolten, so stieg er bald auf 40 und war endlich selbst um 100 nicht mehr zu bekommen. Der Sester Hafer stieg von 4 Dukaten bis auf 50 Gulden. Und so überall. Als man genöthigt war, Kleie zu verbacken, hatte der Malter schon den Preis von 100 Gulden, und für das aus einem Malter gebackene Kleienbrod nahmen die Bäcker sogar 132 Gulden. Ein Einpfundbrod kostete über 3 Gulden, ein Ei 5 Gulden, ein Pfund Pferdefleisch 5 Schilling, ein Pfund Wurst „von Pferden und Kuttlen, ungeputzt und ungesotten, etwa eine Spanne lang“, 8 Schilling. Mit goldenen, diamantgeschmückten Ringen bezahlte man ein Frühstück, bestehend aus einem Laib Brod und einem Maß Wein, oder „ein klein Schüsselein voll Sauerkraut“.

So wurde die Kargheit der Lebensmittel zum Mangel, und das Gespenst des Hungers setzte sich auf die Dächer. Man begann Jagd auf Hunde und Katzen, auf Ratten und Mäuse zu machen. Sie wurden „um ein unglaubliches Geld“ verkauft. Der Preis einer Ratte stieg bis auf einen Gulden; ein Pfund Hundefleisch wurde mit 5 Batzen bezahlt. Bis es auch keine Hunde und Katzen

1) Ueber die Hungersnoth in der Festung vgl. namentlich die detaillirten Angaben, die „von einem hohen und vornehmen Officier darinnen zur Gedächtnüß ausgeschrieben worden“, und was „von einem Rittmeister ist ferner observiret worden“. Beide Verzeichnisse in: „Brysachische | Accords-Puncten.| . . . . || Neben einer kurtzen Relation des von den Keyserischen | beschehenen Außzugs, vnd der in Brysach gewesenen | Hungersnoth.| Den 9. (19.) Decembr. 1638.|“ (1638.) 4 Bl. 4⁰. Dieselben Verzeichnisse besonders gedruckt als: „Kurtze Summarische | Verzeichnuß, etlicher | denckwürdiger, vnd zum theil sonst | in Historien nicht viel erhörter Sachen, so sich | in der Belägerung Breysach . . || . . begeben.| . . . |||“ 1638. 2 Bl. 4⁰. Ungenau wiederholt und mit einer kurzen, schwülstigen Einleitung versehen als: „Breysachische Hungersnoth. | Vnnd vmbständtliche | Verzeichnuß aller denckwürdigen | Sachen, so sich in wärender 18. Wochentlicher | Belägerung . . . | . . zugetragen . . |||“ 1639. 4 Bl. 4⁰. Nach diesen Listen die Angaben im Theatr. Europ. III, S. 1026, aus denen dann wieder Engelsüß einen Extract giebt.

mehr gab und die Ratten und Mäuse zu Seltenheiten geworden waren. Da griff man denn zu Surrogaten, die nicht nährten, sondern nur füllten. Man begann Pferdehufe zu essen — das Stück zu 5 Schilling —, Brod von Heublumen und Nußschalen zu backen, die Haut von Pferden, Rindern, Schafen zu „sotten und braten" — das Stück gekochte Pferdehaut, eine Hand breit, kam auf 1 Schilling 6 Pfennige. Die Gefangenen vom Feinde, die im Stockhause eingesperrt waren, „machten mit den Fingern Löcher in die Mauern, sich damit zu erlaben". Es gab Leute, die sich wochenlang nur mit warmem Wasser und Salz erhielten, bis sie dann Geschwülste an Kopf und Bein bekamen und elend zu Grunde gingen.

Der Hungertyphus brach aus und verschlang seine Opfer nach Hunderten. Um ihm zu entgehen, griff man endlich zum Entsetzlichsten. Ein höherer Officier von der Besatzung, der über den Zustand der belagerten Festung grauenerregende Details aufgezeichnet hat, schreibt: „Den 14. (24.) Novembris ist in dem Stockhaus ein gefangener Soldat gestorben, und als ihn der Profoß wollen begraben lassen, haben die andern Gefangenen den Todten zuvor genommen, zerschnitten und gespeiset." Das wiederholte sich, als vier Wochen später wieder einer von den Gefangenen starb. Die Gefährten gaben den Leichnam nicht zur Bestattung heraus, sondern fielen über ihn her und „haben ihn mit den Zähnen zerrissen und roh gefressen". Und solche Gräuelthaten ereigneten sich nicht nur in den Gefängnissen. Breisacher Bürger haben Leichen aus den Gräbern geholt und sie verzehrt. Ja selbst damit war das äußerste, wozu die Verzweiflung trieb, noch nicht erreicht. Jener Oberst erzählt in seiner registrirenden Weise, welche die Wirkung seiner Angaben um so erschütternder macht:

„Item, es haben etliche Soldaten eines Pastetenbäckers Knaben ein Stück Brod zu geben versprochen, er sollte mit ihnen in das Lager gehen. Als er aber dahin kommen, haben sie ihn gemetziget und gefressen".

Mehrfach verschwanden Kinder, an einem Tage ihrer drei —: man wußte, daß sie gegessen worden seien. An einem andern ihrer

acht von angesehenen Bürgern. „Vermuthlich aufgegessen", heißt es in dem Berichte.

Daß aber diese Angaben einer kannibalischen Ausschweifung nicht übertrieben waren, dafür besitzen wir das Zeugniß keines andern, als des Commandanten Reinach selbst[1]), der gegen Herzog Bernhard hernach nicht blos die Richtigkeit der Thatsache zugab, daß Gefangene ihre verstorbenen Mitgefangenen verspeist hätten, sondern erklärte: „daß endlich der Mangel in der ganzen Stadt so groß worden, daß auch sowohl unter der Bürgerschaft als Soldaten sich Leute gefunden, welche aus Hunger gleichsam in eine bestialische Wuth gerathen und nicht allein todte Körper, sondern auch lebendige Kinder angegriffen, erwürgt, verzehrt und gefressen haben". —

Reinach hatte bisher seine Pflicht vollauf gethan. Er hatte sich durch die immer neuen Vertröstungen auf Errettung bestimmen lassen, mit den Seinen auf seinem Posten auszuharren, selbst da noch, als ferneres Ausharren menschliche Kräfte zu übersteigen begann. Er sah den Feind draußen ein Schanzwerk nach dem andern, endlich das letzte nehmen, die Brücke demoliren, einen Pulverthurm in Brand schießen, in die Mauern Bresche legen; er sah seine Mannschaft drinnen vor Hunger ermatten, erkranken, sterben, die Bürger in Verzweiflung, alles um sich her zerrüttet, verwildert, entmenscht. Wie, wenn das Uebermaß der Noth die Empörung wach rief? Reinach hielt aus und wankte nicht. Er knüpfte Verhandlungen mit dem Feinde an, um durch immer neue Einwendungen und Bedenken die Zeit hinzuziehen, und spähte über den Wall hinaus ins Land, ob der verheißene Entsatz nicht endlich herannahe. Und da erst, als alle Hoffnung auf Rettung geschwunden und die Noth aufs höchste gestiegen war, glaubte er, daß er als „ehrlicher Soldat" seine Pflicht gegen den Kaiser mit seiner Pflicht gegen die Menschlichkeit vertauschen dürfe, ohne an seinem Herrn zum Verräther zu werden. Vier Monate hatte er Breisach gehalten, acht Wochen mit, acht Wochen ohne Proviant. Jetzt entschloß er sich, zu capituliren.

Er beantwortete des Herzogs Verlangen, Geiseln zu stellen und

1) Reinach an Bernhard d. d. Straßburg, 12. (22.) Dec. 1638 (Gotha).

sich in Accordshandlung einzulassen, mit einem langen Schreiben, in welchem er, um die Correctheit seiner bisherigen Haltung zu erweisen, den ganzen Gang der bisherigen Verhandlungen zusammenfaßte und sich zuletzt bereit erklärte, „in reiflicher Erwägung aller Beschaffenheit solche gnädige Offerte ferner nicht auszuschlagen“ [1]). Zugleich bat er unter Hinweis auf die früher von ihm angeführten Gründe den Herzog für seine bisherige zaudernde und ablehnende Haltung um Entschuldigung. Handle es sich doch nicht um einen Platz, der einem Stande des Reichs, oder einem fremden Potentaten widerrechtlich entrissen worden, sondern um einen, der bereits über zweihundert Jahre „mit gerechtem Titel in des Hauses Oesterreich Erb- und Patrimoniallanden begriffen gewesen und an dem ansehnliche Land und Leute hingen“.

Tags nach dieser Erklärung, am Abend des 3. December, kamen Oberst Mercy, Capitän Grandmont und ein Regimentsschultheiß als Parlamentärs und Geiseln mit Reinachs Capitulationsentwurf heraus ins Lager. Sie wurden „den Abend und die ganze Nacht hindurch trefflich tractirt“. Am nächsten Morgen wurden die weimarischen Gegengeiseln in die Festung gesandt: ein Major von Oberst Rosen, ein „Capitänlieutenant“ von Benfeld und ein Fähnrich vom Regiment Hattstein.

Mit der Auswechselung der Geiseln wurden die Feindseligkeiten eingestellt. Die Capitulationsverhandlungen konnten beginnen.

Reinach hatte für die Capitulation siebzehn Punkte aufgesetzt [2]), die so vortheilhaft für die Belagerten waren, als es die Umstände nur irgend zuließen. Allein der Herzog, der sich, um

1) Reinach an Bernhard und an Erlach d. d. Breisach, 2. (12.) Dec. 1638 (Gotha). Der Extract „Außm Läger vor Brysach“ vom 6. (16.) Dec. in „Zeitungen von Brysach“ 1638, nennt es „ein gar höflich und demüthig Bittschreiben“, Theatr. Europ. III, S. 1022 „gar ein höf- und freundliches Schreiben“.

2) Ich gehe auf die Capitulationsverhandlungen, für die sich reiches Material in Gotha befindet, um nicht zu ermüden, nicht näher ein. Die „Brysachische Accords-Puncten“ erschienen sofort in mehreren Drucken. Dann wurden sie auch in das Theatr. Europ. III, S. 1022 und in andere gleichzeitige Geschichts- und Sammelwerke aufgenommen.

die Verhandlungen persönlich zu leiten, (am 5. December) von Rheinfelden zu Schiff hinab ins Lager begeben hatte, erklärte den reinach'schen Entwurf zum guten Theil für unannehmbar und setzte ihm einen anderen entgegen, von dem er erwartete, daß Reinach ihn, wie hart er gleich für ihn war, „da er sich keines weiteren Entsatzes zu versehen, zu Dank annehmen werde". In der That fügte er sich den meisten Forderungen. Nur in betreff einzelner wagte er die Bitte um Aenderung und suchte für Dr. Isaak Volmar, den Kanzler der vorderösterreichischen Regierung in Breisach, den der Herzog von der Capitulation ausschließen wollte, weil er sich gegen ihn „nicht, wie einem erzherzoglichen Diener und Kanzler gebühre, sondern injuriose" benommen, ein gutes Wort einzulegen. Derselbe habe ihn nicht öffentlich beschimpfen wollen, sondern sich nur in privaten Briefen unvorsichtiger Aeußerungen gegen ihn bedient, die lediglich durch die Indiscretion des Empfängers dem Herzoge zu Ohren gekommen sein könnten.

Auch der sehr erschreckte Kanzler selber wandte sich an den Herzog mit der schriftlichen Abbitte für seine unbedachtsamen Worte und erbot sich, die Abbitte beim Auszuge mündlich zu wiederholen [1]).

Nicht minder erschreckt waren Magistrat und Bürgerschaft von Breisach über den Capitulationsentwurf des Herzogs, der fast alles, was der Entwurf ihres Vertheidigers in ihrem Interesse enthielt, cassirte. Reinach, entschlossen, die Bedingungen des Herzogs anzunehmen, hatte die Absendung einer städtischen Deputation ins Hauptquartier nicht zugegeben, was jene nun veranlaßte, sich mit der Bitte um Pässe für zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte und

1) Es handelt sich „um etwas freie, aber wie ich vermeint inter parietes sichere Worte" in anderthalb Jahr alten Briefen Volmars an den österreichischen Rath Humbert von Wessenberg, veranlaßt durch dessen Mittheilungen „von unterschiedlichen Vorschüben, so E. Frl. Gn. aus der Eidgenossenschaft, sonderlich der Stadt Basel von etlichen Particulieren geschehen sein sollen". Volmar an Bernhard d. d. Breisach, 7. (17.) Dec. 1638. Dazu Volmar an Reinach, 5. (15.) Dec., und Reinach an Bernhard, 5. (15.) u. 7. (17.) Dec. (sämmtlich in Gotha).

deren Zulassung zu den Verhandlungen an Bernhard zu wenden. Ob er ihre Bitte abschlug, oder ob die städtischen Deputirten in den Verhandlungen nichts ausrichteten, steht dahin; jedenfalls: größere Berücksichtigung erfuhr die Stadt in der Capitulation, wie sie dann abgeschlossen wurde, nicht.

Am 7. December erfolgte ihre Unterzeichnung von seiten des Herzogs Bernhard und des Generalfeldzeugmeisters von Reinach. Die Mitunterzeichnung der französischen Generale unterblieb. Ihre vierzehn Artikel enthielten in der Hauptsache die Forderungen des Siegers; doch hatte er sich, wie zur Anerkennung der mannhaften Vertheidigung, zu einzelnen, zum Theil bedeutenden Concessionen verstanden[1]). Hier ihr Inhalt:

Den Siegern sollte sofort eine Anzahl von Posten eingeräumt werden; die Besatzung am 9. December mit allen kriegerischen Ehren abziehen: „mit fliegenden Fahnen, Trommeln und Pfeifen, Ober- und Untergewehr, brennenden Lunten, Kugeln im Munde“. Sie durfte ihr Gepäck mitnehmen und sollte vom Herzoge für zwei Tage mit Brod versehen werden. Dem Commandanten wurde die Mitnahme von zwei achtpfündigen Geschützen nebst zwanzig Kugeln und zwei Tonnen Pulver bewilligt. Alles andere Geschütz und Kriegsmaterial war auszuliefern. Es wurde der Besatzung freigestellt, ob sie zu Land oder zu Wasser abziehen wollte. Die zu Land abziehenden sollten durch weimarische Truppen bis Offenburg und von da durch einen Trompeter bis Stollhofen convoyirt werden. Die den Abzug zu Wasser vorzogen, sollten in den bei Breisach liegenden Schiffen unter sicherer Bedeckung bis Straßburg und, wenn dort keine andern Schiffer zu bekommen wären, bis Philippsburg geschafft werden. Dem Commandanten wurde es anheimgegeben, sich an Straßburg wegen Oeffnung des dortigen Passes zu wenden, und ihm im Fall abschlägigen Bescheides gestattet, alles, was zu Schiff abgezogen war, bei Altenheim oder einem andern Punkt um Offenburg zu debarkiren. Für die Sicherheit der weimarischen

1) Daher heißt es in dem Schreiben d. d. „Brysach vom 8. (18.) dito“ (Dec.), in der Broschüre „Zeitungen Von Brysach“ 1638: „der Accord ist fast nach Wunsch der Belägerten abgelaufen“.

Begleitmannschaft und für die Sicherheit der in die Festung einziehenden Sieger hatte er mit Geiseln zu bürgen. Die beiderseitigen Gefangenen sollten ohne Lösegeld ausgewechselt, dagegen die Ueberläufer, die von der Capitulation ausgeschlossen blieben, dem Sieger ausgeliefert werden. Reinach hatte dem Commandanten von Landskron die sofortige Räumung dieser Feste zu befehlen, deren Besatzung unter weimarischer Bedeckung nach Villingen oder Offenburg abziehen sollte. — Allen in Breisach befindlichen vorderösterreichischen Beamten der Regierung wie der Kammer wurde bewilligt, nach Verlauf von zwei Monaten frei abzureisen, jedoch nur, nachdem sie alle in den Archiven befindlichen Akten ausgeliefert und Bericht über sie erstattet hätten, mit Ausnahme nur derjenigen Akten, deren Reinach zu seiner Rechtfertigung bedürfe, und die ihm deshalb mitzunehmen verstattet wurde. Der Einwohnerschaft wurde freie Religionsübung und Sicherheit des Eigenthums versprochen, den Geistlichen und Ordensleuten die Auswanderung freigestellt, während sich wegen des Wiederauszuges der nur in die Festung hineingeflüchteten der Herzog eine „billige" Verfügung vorbehielt. Aller dem Hause Oesterreich zuständige mobile Besitz aber und alles in die Festung geflüchtete Gut, soweit es nicht den abziehenden Truppen oder den zurückbleibenden Bürgern gehörte, sollte den herzoglichen Beamten ausgeliefert werden. Endlich wurde Reinachs Verlangen entsprechend bestimmt, daß, wenn „irgend ein gemeiner Soldat gegen die Sachen, die nicht das Prinzipalwesen dieses Accords hauptsächlich betreffen", handle, nur dieser persönlich dafür verantwortlich gemacht, „im übrigen aber der Accord in allen Punkten unverbrüchlich gehalten werden sollte".

Des Kanzlers Volmar war in ihm mit keiner Silbe gedacht.

Nachdem die Capitulation geschlossen war, wurden dem Herzoge „die zwei vornehmsten Posten der Stadt" übergeben, die er von seinen Truppen besetzen ließ[1]).

1) Für die letzten Momente der Belagerung sind von besonderer Wich-

Schon während seines Aufenthalts zu Rheinfelden hatte er Anordnungen getroffen, daß reichliche Vorräthe an Lebensmitteln den Strom hinabgeführt würden, auf daß mit dem Moment der Uebergabe der Hungersnoth abgeholfen werde. Jetzt war es sein erstes, sie in die Stadt schaffen zu lassen. Auch die feindliche Besatzung empfing den veraccordirten Proviant. Und die hungernden Soldaten stürzten, wie sich erzählt findet, mit solcher Gier über die Brode her, daß ihrer viele jählings todt niederfielen.

Die weimarischen Gefangenen wurden frei gelassen. Wie sie abgemagert und so ermattet, daß sie kaum reden konnten, vor den Herzog geführt wurden und nun von dem furchtbaren Elend, dem man sie preisgegeben, berichteten und zum Beweise der Wahrheit ihrer Angaben ein paar mitgebrachte Proben ihrer täglichen Kost vorwiesen: etliche Stücke Menschenfleisch und ein Stück von einer menschlichen Leber, erstarrte alles vor Entsetzen. Und Bernhard berief sofort den Kriegsrath, um durch ihn entscheiden zu lassen, ob man solchem Uebermaß der Rohheit gegenüber die Capitulation zu halten schuldig sei. Man ließ sie bestehen. Aber am frühen Morgen des 9. December sandte der Herzog den Obersten Grün hinein zum Commandanten [1]), um ihm anzuzeigen, daß er, obwohl es ihm zugestanden worden sei, zu Schiff abzuziehen, mit seiner gesunden Mannschaft doch dem Kriegsgebrauche nach durch die Stadt und zum Thore hinaus zu marschiren habe. Draußen am Eisenberge möge man dann in die bereit liegenden Fahrzeuge steigen.

Reinach, der allen Grund hatte, eine persönliche Begegnung mit dem Herzoge zu scheuen, und seiner Mannschaft das Erniedrigende eines Vorbeimarsches vor dem Sieger zu ersparen wünschte, suchte Ausflüchte: seine Soldaten seien so verhungert, daß sie auf diesem Marsche todt niederfallen würden. Er bat, sie dem Accord entsprechend innerhalb der Stadt embarkiren zu dürfen. Aber Bern-

---

tigkeit ein paar Schreibensextracte aus Breisach vom 9. (19.) u. 10. (20.) Dec. in „Brysachische Accords-Puncten“ von 1638, welche die Grundlage der spätern Erzählungen (Theatr. Europ. :c.) bilden. Dazu ein undatirter Bericht aus Straßburg (Dresden) und Grüns Tagebuch.

1) Die folgenden Details erzählt Grün selbst.

hard bestand auf seinem Verlangen. Doch verpfändete er ihm sein Wort, daß keinem seiner Leute etwas zu Leide geschehen solle.

So rückte denn zwischen 8 und 9 Uhr Morgens die Besatzung, soweit sie sich auf den Beinen halten konnte, zum Thore hinaus. Trotz der fliegenden Fahnen und des klingenden Spieles und des folgenden Weibertrosses ein jammervoller Anblick. Denn von den etwa vierhundert Mann trugen viele den Keim des Todes in der Brust; manch einer brach ermattet zusammen, und noch in den nächsten Tagen gingen viele elend zu Grunde.

Das weimarische Fußvolk, auf beiden Seiten des Weges in Schlachtordnung aufgestellt, bildete Spalier. Der Herzog hielt mit seinem Stabe hoch zu Roß beim Eisenberge. Sobald Reinach seiner ansichtig wurde, stieg er vom Pferde, nahte sich ihm „mit sehr tiefer, oftmals wiederholter Reverenz" und küßte ihm den Stiefel. Bernhard redete ihn mit harten Worten an: er habe Grund genug, ihm den Accord nicht zu halten und ihn nicht als Cavalier zu behandeln, da er die Gefangenen, die auszulösen oder zu verpflegen ihm wiederholt angeboten worden, freventlich habe Hungers sterben lassen und die Lebenden gezwungen, Todte zu essen. Das sei eine unerhörte, unverantwortliche, crudelische That, die er selber nicht vor dem Kaiser verantworten könne und die der gerechte Gott nicht ungestraft lassen werde.

Reinach suchte sich zu entschuldigen. Hätten die Belagerer Nahrungsmittel in die Festung gebracht, oder hätte er die Gefangenen gegen Lösegeld frei gelassen, so würde der Herzog einen Einblick in seine traurige Lage erhalten haben. Die Gefangenen hätten ebenso lange als seine eigenen Leute Roßfleisch gehabt, „bis endlich die Noth so groß geworden, daß sie einander selbst gefressen". Er hätte das auch bei diesen nicht verhindern können.

„Das ist eine schöne Entschuldigung", warf Bernhard dazwischen. Konnte er doch auf die siebenzig im Zuge befindlichen Pferde hinweisen: „Hättet dieselben wohl schlachten lassen können".

Reinach fügte hinzu: noch vor zehn Tagen sei ihm vom Kaiser der schriftliche Befehl zugegangen, sich zu halten und den Entsatz zu erwarten. Er hätte diese That nicht zu verantworten.

Bernhard verlangte von ihm, daß er ihm seine Entschuldigung schriftlich zustelle. Dann brach er mit den Worten: er wolle Gott die Rache befehlen und dem General den Accord redlich halten, die Unterredung ab und ließ ihn mit seinen Truppen zu den am Eisenberg vor Anker liegenden Schiffen hinabziehen.

Da erschien, in schwarzem Kleide, einen Stab in der Hand, der Kanzler Volmar. Zitternd that er vor dem Herzoge drei Fußfälle und blieb lange auf der Erde liegen, gestand sein Unrecht ein und bat um Gnade: „der Teufel habe ihm die losen Schmähreden in die Feder gegeben". Bernhard erwiederte: „derselbe Vogel hätte es ihm ins böse Herz gegeben, daraus es in die Feder geflossen". Er fragte seine Umgebung, was er mit ihm anfangen solle. Man rieth, ihn aufknüpfen zu lassen. Bernhard aber, der soeben Unmenschlichkeit straflos gelassen hatte, war einer ihm persönlich zugefügter Kränkung gegenüber milderen Sinnes. Er wußte, daß die schönste Zierde des Siegers die Großmuth sei. Und so fragte er ihn: „Kanzler, Kanzler, Ihr habt lose Reden getrieben; was meinet Ihr wohl, was es für Proceduren geben sollte, wenn ich Recht ergehen ließe?" und wies dabei auf einen Baum hin, „der sein Kirchhof sein sollte".

Da stürzte Volmar wieder vor ihm aufs Knie. Er aber fuhr fort [1]): „Vor Gott fallet nieder. Laßt hinfort Eure leichten Reden bleiben. Gehet zum Herrn Reinach; es soll Euch nichts widerfahren". Doch bedang er sich, indem er ihn laufen ließ, aus, dafür zu sorgen, daß Doctor Martin Chemnitz, der zu Regensburg gefangen saß, in Freiheit gesetzt würde.

Endlich nahten die Deputirten der Bürgerschaft, um die Schlüssel zu überliefern. Als der Sprecher begann: „Weil Eure Fürstliche Gnaden die Festung durch Gottes Verhängniß in Ihre Gewalt gebracht . . ." unterbrach ihn Bernhard zornig: „Nicht also müßt Ihr reden; ich habe sie durch Gottes Hülfe und Beistand." Er befahl ihnen, sich hinwegzumachen; von Herzen seien

1) „Worüber sich viel verwundert, daß Ihro Fürstl. Gn. sich selbst in diesem Fall überwinden können."

sie doch voller Falsch, und er traue ihnen nicht. Sie sollten sich nur hüten, wider ihn und seine Soldaten zu conspiriren.

An der Spitze eines glänzenden Gefolges zog der Herzog Sonntag, den 9. December, in die Feste ein[1]). Die ersten Tage waren ihrer Besichtigung und den vielerlei dringendsten Anordnungen gewidmet. Voll Staunen nahm er die Menge der Kriegsvorräthe in Augenschein: die zahlreichen Geschütze, außer 150 Doppelhaken und kleinen metallenen Stücken 135 große Kanonen von verschiedenem Kaliber, darunter schöne Stücke, wie „das Ketterlein von Entzheim" und den „Niemands Freund". Dazu die unerwartete Fülle von Munition und Kugeln[2]). Auch ein sehr reicher Schatz an Gold und Silber war ihm zur Beute gefallen. Was an Hab und Gut in die Festung hineingerettet worden war, ließ er aufzeichnen und vertheilen. Er ließ sofort mit dem Abbruch der Belagerungswerke, mit den Reparaturen der Zerstörungen, die seine Kugeln angerichtet hatten, mit der Verstärkung der fortificatorischen Anlagen beginnen. Die Gräben wurden tiefer ausgeschachtet, das Pallisadenwerk ergänzt und erweitert. Täglich arbeiteten 500 Mann unter Aufsicht von 50 Unterofficieren am Bau. Er sorgte für die Einrichtung von Magazinen an sicheren und wohlverwahrten Orten, verordnete, daß den Breisachern das Korn zum Einkaufspreise geliefert würde, daß die kranken Soldaten „allmählich und mit guter Manier" aus der Festung in die Landschaft verlegt würden, daß von den vorhandenen Schiffen ein genaues Inventarium aufgesetzt würde. Dazu Verfügungen über die Besatzung in Breisach sowie in den wichtigsten sonstigen Plätzen, namentlich den Waldstädten[3]). Die franzö-

1) Zum Andenken wurde eine Goldmünze geprägt, die auf dem Revers dieses Datum enthält, auf dem Avers das weimarische Wappen mit der Inschrift DVCATVS. SAXON. BRISACENSIS. 1638, was nicht „Herzogthum Sachsen-Breisach" heißen kann und heißen soll, sondern „Sachsenbreisach'scher Ducaten" heißt, analog dem nach der Eorberung Regensburgs geprägten Ducatus Ratisbon. Uebrigens handelte es sich nicht um ein Herzogthum, sondern um eine Landgrafschaft.

2) Verzeichniß der in Breisach gefundenen Stücke und Munition im Theatr. Europ. III, S. 1025.

3) „Ungefährer Vorschlag, was zu Unterhaltung der Garnisonen am

sischen Truppen, die mit eingezogen waren, mußten die Festung wieder verlassen; nur deutsche Regimenter — die Regimenter Forbus, Hattstein und Flersheim, im ganzen 2317 Mann — blieben als Garnison in ihr. Sie wurden, „bis man etwa Baracken wird bauen können", in den öffentlichen Gebäuden und bei den Bürgern einquartiert und ihnen genau vorgeschrieben, was sie von diesen zu fordern hätten. Jede Ausschreitung, die sie sich zu Schulden kommen ließen, wurde strenge bestraft. Ein Corporal vom hattstein'schen Regiment, der bei einem Einbruch ertappt worden war, wurde gehängt; ein Musketier auf einem Esel durch die Stadt geführt.

Acht Tage nach erfolgtem Einzuge wurde das „solenne Triumphfest" gefeiert. In Gegenwart des Herzogs und „aller großen Herren" hielt Bernhards Hofprediger und Feldconsistorialpräsident Daniel Rücker über den Text: „Der Herr, der gerecht ist, hat der Gottlosen Seil abgehauen", im Dom eine Predigt, durch deren pedantisches Gefüge gelegentlich doch die Jubelstimmung laut hindurchbrach[1]). „Freuet Euch, Ihr Generale, Oberste, Räthe, hohe und niedere Officiere, denn jetzt sehet Ihr augenscheinlich, daß die Hand des Herrn mit Eurem Generalissimo sei; jetzt erkennet Ihr handgreiflich, daß er des Allerhöchsten Krieg führe; jetzt wisset Ihr unfehlbar, daß Eure Mühe, Eure Arbeit und Beständigkeit nicht vergebens. Freuet Euch, alle benachbarte und bedrängte Ständ, Städt und Gemeinden, denn von nun fahet Eure Erlösung an".

Dem Gottesdienst folgte ein glänzendes Bankett auf dem Schlosse, bei welchem der Herzog auf des Königs von Frankreich und des Dauphins, aber auch auf der Königin von Schweden Ge-

---

Rheinstrom und Breisgau, sowohl zum Bauwesen in der Festung Breisach auf 3 Monat erfordert wird." Vom 21. Dec. 1638 (Gotha).

1) „Christliche Dank-Predigt | In der vornemen vnd weitberümbten Vestung | Breysach, als selbige | . . . ||| den 7. Decemb. vbergeben | worden. | Auß dem 129. Psalmen. | . . ||| Durch Danielem Rückervm . . . || . . erstlich, Gedruckt zu Colmar, | Durch Georg Friderich Spannseil, 1638." 14 Bl. 4°. Andere Ausgaben von 1639. 12 u. 31 S. 4°. Auch anderorts Festpredigten; so „Jubilum Colmariense etc." 1638. 18 Bl. 4°.

sundheit trank. Und dazu schossen alle Geschütze ins Land hinein Victoria.

Das Staunen über die Eroberung, der Jubel der Freunde und Parteigenossen war unbeschreiblich. Grotius pries sie als eine außerordentliche Ruhmesthat, Hoeufft geradezu als ein Wunderwerk. So lange — hieß es — werde sie in der Erinnerung der Menschen fortleben, „so lang die hohen Schweizerberge ihre weißen Kuppen tragen". Als deutscher Achilleus wurde der Held von Breisach besungen, dem, wie man mit etwas gewagtem Wortspiel sagte, nunmehr die Jungfrau Briseis zu Theil geworden. Und auf einer zum Andenken an die glorreiche That geprägten Medaille liest man die schönen Worte: Brisach fortis, sed fortior Deus fuit et Weimarius 1638.

Zehntes Buch.

Letzte Zeiten.

Ausblick auf die allgemeinen Verhältnisse der Jahre 1638 und 1639.

Die Eroberung Breisachs ist die glänzendste Waffenthat während des ganzen dreißigjährigen Krieges. Die natürliche Festigkeit des Platzes und die Vortrefflichkeit seiner fortificatorischen Anlagen, die Stärke der Besatzung und die Tüchtigkeit ihres Commandanten, die mit ganzen Armeen zu wiederholten Malen unternommenen Entsetzungsversuche, die sämmtlich durch blutige Schlachten vereitelt wurden: das alles gab dem Ereigniß einen außerordentlichen Nimbus, der durch die Bedeutung der Festung noch vergrößert wurde. Denn sie bildete die Centrale von des Kaisers vorderösterreichischen Landen, den entscheidenden Punkt der continentalen Verbindung des spanischen Italien mit den spanisch-niederländischen Provinzen; sie war der „Schlüssel zu Burgund", der festeste Paß über den Rhein, in den Händen des Kaisers der sicherste Angriffspunkt gegen Frankreich, in denen des französischen Königs das bequemste Ausfallsthor nach Oberdeutschland. „Das Zeughaus des Elsaß, ein starker Riegel des oberen Rheinstroms, eine Zwangkette, an der alle benachbarten Lande hangen", wurde sie von Zeitgenossen genannt, ja geradezu als der wichtigste Platz in Europa bezeichnet.

Und doch wurde die Einnahme Breisachs in ihren Wirkungen von anderen Actionen jener Epoche überragt. Einen Wandel der allgemeinen Verhältnisse, wie die Schlacht bei Nördlingen, hatte sie nicht zur Folge. Sie sprengte nicht Parteien und riß nicht neue Kämpfer in den Strudel des allgemeinen Kampfes.

In diesem Kampf waren in letzter Zeit die Waffen der habsburgischen Partei fast überall im Vortheil geblieben. Frankreichs Feldzug von 1637 hatte noch eine Reihe von Erfolgen aufzuweisen gehabt. Auf der niederländischen Seite hatten Cardinal la Valette und la Meilleraye ein paar Plätze gewonnen: jener Landrecis, Cateau-Cambresis, Maubeuge, la Capelle, dieser außer einigen kleinen luxemburgischen Orten Damvillers. Und Oranien hatte Ende September nach langer Belagerung Breda erobert. In Languedoc hatte fast gleichzeitig der Herzog von Halluin (der spätere Herzog von Schomberg) die Spanier bei Leucate geschlagen und damit die vorjährige Niederlage der Franzosen bei St. Jean de Luz wett gemacht. Auch war zum ersten Mal die französische Flotte in Action getreten und hatte sich im Mai der Insel S. Marguerite bemächtigt. Aber das Veltlin war verloren gegangen, Herzog Bernhard hatte den Rhein aufgeben müssen, und in Italien, wo der Krieg nur gleichsam fortschweelte, waren im September die Herzöge von Mantua und von Savoyen gestorben, ihre Länder unmündigen Söhnen hinterlassend, deren Vormundschaft die verwitweten Mütter übernahmen, die offen zu Spanien hielten.

Auch in Deutschland gestalteten sich die Verhältnisse für die Gegner des Hauses Habsburg immer ungünstiger. Seit Baner durch seinen Rückzug von Torgau die Wirkungen des Wittstocker Sieges aufgehoben hatte, waren die Feinde Schwedens in dem durch seines Herzogs Tode erledigten Pommern erschienen, und auch in Niedersachsen und Westfalen dominirten ihre Waffen, dank namentlich dem Anschluß des wetterwendischen Herzogs Georg von Lüneburg. Landgraf Wilhelm, der letzte regierende Fürst Deutschlands, der das gegen die habsburgisch-katholische Coalition gezogene Schwert nicht hatte sinken lassen, war (im September 1637) gestorben; mit seinem Tode kam in Hessen die Aussöhnungspartei ans Ruder. Das Reich schien der Sache, die Herzog Bernhard vertrat und verfocht, in allen seinen Gliedern verloren.

So waren es denn trübe Aussichten, mit denen man in das Jahr 1638 ging.

Schweden stand, wie in den Tagen vor Gustaf Adolfs Lan-

dung, da die friedländischen Feldzeichen sich in der Ostsee spiegelten, in unmittelbarster Gefahr. Das ganze vergangene Jahr hindurch hatte es seine Verhandlungen mit dem Kaiser fortgesponnen. Aber würde dieser nach all den Erfolgen seiner Waffen noch geneigt gewesen sein, auf die Forderungen Christinens einzugehen und ihr Vorpommern mit Wismar und Warnemünde zu verpfänden? Er, der, wie sich immer deutlicher ergab, bei dem ganzen Handel keine andere Absicht hatte, als Schweden von Frankreich zu trennen?

Jetzt endlich, wo er fernere diplomatische Bemühungen als aussichtslos erkannte, entschloß sich Oxenstiern, das Bündniß mit den Franzosen perfect zu machen, vorausgesetzt, daß sie sich zu vortheilhaften Concessionen bereit finden ließen. „Ihr müßt Euch", schrieb er an Dr. Adler Salvius in Hamburg, der die Verhandlungen zu führen hatte, „gegen sie wohl vorsehen und ihnen zeigen, daß ein Schwede auch Ingenium hat".

Frankreich hinwieder, längst von dem Wunsche enger Verbindung mit Schweden beseelt, dessen Aussöhnung mit dem Kaiser es unausgesetzt fürchtete, mußte in der bedenklichen Lage, in der es sich befand, den Entschluß des Reichskanzlers mit doppelter Freude begrüßen. Standen doch jene vereinzelten vorjährigen Erfolge seiner Waffen in keinem Verhältniß zu den mit größter Anstrengung aufgebrachten außerordentlichen Mitteln. Sie gaben keine Aussicht auf einen vortheilhaften Frieden, der sich nur durch weit andere Triumphe hätte erzwingen lassen. Da man nicht ohne Gewinn, vollends nicht mit Einbußen aus dem Kriege hervorgehen wollte, so war man demnach genöthigt, den Kampf fortzusetzen, und das bei einer finanziellen Lage, die sich nunmehr aufs äußerste schwierig und bedenklich gestaltet hatte. Denn die Staatsschulden waren auf eine schwindelnde Höhe gestiegen. In allen socialen Verhältnissen machten sich die lähmenden Einwirkungen eines andauernden, gewinnlosen Krieges fühlbar. Die Regierung mußte, um Geld zu schaffen, nicht nur zu harten, sondern selbst zu widerrechtlichen Finanzmaßregeln greifen, was denn zur Folge hatte, daß in Paris Unruhen der „Rentiers" ausbrachen. Und das Parlament schlug sich auf ihre Seite, so daß zur Verbannung einiger Mitglieder desselben geschritten werden mußte.

Nach langen Verhandlungen zwischen Salvius und dem Marquis St. Chaumont und hernach dem Grafen d'Avaux kam es am 24. Februar 1638 in Hamburg zum Abschluß einer Allianz, die zunächst auf drei Jahre gelten sollte, und auf dem wismar'schen Entwurf vom Frühjahre 1636 fußte. Beide Kronen verbanden sich, den Kampf gegen das Haus Oesterreich gemeinsam fortzusetzen und nur gemeinsam mit ihm zu verhandeln und Frieden zu schließen. Frankreich, das trotz seiner Geldverlegenheiten an Schweden jährlich eine Million Livres zu zahlen übernahm, sollte den Krieg im oberen Deutschland, Schweden ihn in den österreichischen Ländern führen.

Der Hamburger Tractat spielt in der Geschichte jener Epoche eine bedeutende Rolle. Er war die Erneuerung der schwedisch-französischen Allianz unter den durch den Prager Frieden völlig verwandelten Verhältnissen. Schweden verzichtete jetzt endlich auf separate Negotiationen mit dem Kaiser, auf den Anspruch an die alleinige Vertretung der Interessen des evangelischen Deutschland, die ihm zu Gustaf Adolfs Zeiten zugestanden, und entschied sich für die Solidarität seiner und der französischen Politik und Kriegführung.

Man durfte erwarten, daß der enge Zusammenschluß der beiden Hauptgegner des Hauses Habsburg dem Kriege gegen dasselbe einen neuen Impuls geben würde. Und Schweden ließ es in der That nicht an Eifer fehlen. Es sandte, sobald die See offen war, Proviant und Kriegsmaterial in Fülle und zahlreiche frische Mannschaft an Baner, der, in steter Gefahr vor den ihn rings umgebenden Feinden, mit seinen darbenden Truppen in dem ganz erschöpften pommer'schen Küstenlande einen höchst kläglichen Winter durchgemacht hatte. Jetzt — in den ersten Julitagen 1638 — erhob er sich mit seinem auf mehr als 20,000 Mann verstärkten Heere, nahm dem Feinde die gewonnenen Plätze wieder ab, drängte Gallas, dessen Heer sich, um Baners Ausdruck zu wiederholen[1]), „an seinen

1) Worte aus Baners Brief an Bernhard d. d. Helmstädt, 6. Febr. 1639 (Gotha).

Waffen wie an stählernen Hörnern stieß, zerrieb und zermalmte", aus Mecklenburg zurück und erreichte langsam vorrückend die Elbe, an deren Ufer er bei Dömitz die Sachsen unter Marazin dergestalt schlug, daß sich „der geringe Rest in Winkeln und Mauern verkriechen mußte". Die Kaiserlichen wichen bis Schlesien, bis Böhmen, wo sie Winterquartiere bezogen.

Wie unterschieden von diesem stetigen und unwiderstehlichen Vordringen der schwedischen Waffen die kriegerischen Unternehmungen Frankreichs! Statt alle Wucht auf den entscheidenden Punkt zu concentriren und Herzog Bernhard im Sinne der Hamburger Abmachungen durch Gewährung starker Truppenmassen in die Lage zu setzen, den Krieg durch rasch auf einander folgende glückliche Schläge vom Rheine aus weiter ins deutsche Land hineinzutragen, zersplitterte man wiederum seine mühsam zusammengeraffte Kraft und hatte in Folge dessen fast überall nur Einbußen und Niederlagen zu verzeichnen. Nicht nur in Italien, wo Mantua und Savoyen nunmehr abgefallen waren und der Cardinal la Valette den Spaniern gegenüber dauernd im Nachtheil blieb, Bremo und Vercelli verlor; sondern auch auf der niederländischen Seite, obschon man dorthin ein paar starke Heere unter den Marschällen Chatillon, la Force und de Brezé entsandt hatte. Sie wurden von dem Cardinalinfanten und Piccolomini gezwungen, die Belagerung von S. Omer, in welcher sich der dortige Krieg concentrirte, aufzugeben; und im Monat darauf zogen die Holländer unverrichteter Sache von Geldern ab. Und auch der Kampf auf der pyrenäischen Seite nahm einen kläglichen Verlauf. Denn wenn es auch der jungen französischen Marine gelang, ein spanisches Geschwader (im August) bei Guetaria zu besiegen, so wurde dafür das französische Landheer, das seit Monaten die Grenzstadt Fuenterrabia belagerte, (am 28. August) vollständig geschlagen, so daß hier der Krieg dieses Jahres mit der kläglichen Flucht der Franzosen über die Bidassoa endete.

Nur Herzog Bernhard, wie stiefmütterlich er gleich von den Franzosen behandelt wurde, rettete die Ehre ihrer Waffen; nur er legte dem zwei Tage nach der Niederlage von Fuenterrabia geborenen Dauphin mit seinen Siegen ein würdiges Angebinde in die Wiege.

Und mit Worten der Anerkennung kargten Seine Majestät und Seine Eminenz nicht. Als Truchseß den Bericht des Sieges von Wittenweier überbrachte, trank der König bei Tafel unter allgemeinem Jauchzen auf die Gesundheit des tapferen Herzogs und erklärte, daß in diesem Jahre niemand als er etwas ausrichte. Richelieu äußerte gegen den weimarischen Abgesandten[1]): „Ihre Fürstliche Gnaden thun sehr viel mit wenigem Volk, was andere Generale mit vielem nicht thun können.“ Er wünschte, daß er dem Herzoge gute Zeitung zurückmelden könnte; aber alle Generale thäten nichts. „Nous n'avons point de Duc de Weimar en France.“ Und als die Siegespost von Breisach eintraf, ließ der König in St. Germain, in Ruel, in Paris — dank Bernhard nunmehr zum dritten Mal in dem einen Jahre — das Tedeum anstimmen, die in Notre-Dame verwahrten Trophäen der früheren weimarischen Siege, an 150 Fahnen und Cornets, von den Pfeilern herabnehmen und unter Kanonendonner vor dem Hochaltar präsentiren. Nun war er den Franzosen „der ruhmreichste General seiner Zeit“. Aber Geld für ihn vermochten die Hoeufft und Truchseß nicht flüssig zu machen, und als letzterer Anfang November von Paris abreiste, konnte er nicht einmal die zu dieser Zeit fällige Subsidienrate mitnehmen. Was aber die Truppenhülfe betrifft, so blieb trotz aller Bitten, alles Drängens das Gros des longueville'schen Heeres in der Freigrafschaft.

Was Bernhard und Baner während des ablaufenden Jahres im Felde vollführt hatten, verwirklichte noch nicht das Kriegsprogramm des Hamburger Allianztractats; aber es bereitete dessen Verwirklichung vor. Der Herzog, siegreich am oberen Rheine, der schwedische Feldherr, siegreich an der unteren Elbe, mitten zwischen ihnen Erfurt, das „propugnaculum Thuringiae“, von einer schwedischen Besatzung unter dem Obersten Heinrich von der Goltz standhaft behauptet: das waren Positionen, von denen aus sich, vorausgesetzt, daß Frankreich jetzt endlich reichliche Hülfe gewährte, im kommenden

1) Hoeufft an Bernhard d. d. Paris, 24. Aug. 1638. Truchseß an Bernhard d. d. Paris, 1. Sept. (Weimar).

Jahre ein glänzender Feldzug beginnen ließ, der, wenn das Glück günstig blieb, von Norden und von Westen her mit dem Stoß ins Herz der österreichischen Macht enden mußte. Aber war es anzunehmen, daß die Gegner ihn ruhig erwarten würden?

Kaum war die Allianz der beiden Kronen abgeschlossen, als der kaiserliche Vicekanzler Graf Kurtz zu Hamburg erschien, um Dänemark zu bearbeiten, daß es nunmehr aus seiner Vermittlerrolle heraus und offen auf die Seite des Kaisers trete[1]). Salvius jedoch operirte mit so großem Geschick, daß König Christian keinen Vorwand fand, mit Schweden zu brechen. Dafür trat Brandenburg jetzt offen in die Reihen der Gegner Schwedens, und auch Polen begann, trotz des Stuhmsdorfer Vertrages, dem alten Rivalen von neuem entgegenzuarbeiten. Schon im Juni 1638 schlossen König Wladislaus und Kurfürst Georg Wilhelm zu Köpenick einen Vertrag, der dem polnischen Ostseehandel bedeutende Vortheile gewährte. Im Brandenburgischen wurden Werbungen gegen Schweden angeordnet; der Kurfürst begab sich mit dem aus den Niederlanden von der Seite Oraniens zurückgerufenen Kurprinzen nach Preußen. Man sprach schon damals von einer zwischen dem Kaiser, Polen und Brandenburg verabredeten Invasion in das schwedische Livland. Anfang 1639 kamen der König und der Kurfürst persönlich in Grodno zusammen; die neuen Vergünstigungen, die hier für den baltischen Handel Polens verabredet wurden, waren ebenso viele Beeinträchtigungen der schwedischen Ostseeherrschaft. Unmittelbar nach dieser Zusammenkunft begann der kaiserliche Oberst Hermann Booth in dem Herzogthum Preußen Werbungen anzustellen, die angeblich nach Deutschland abgeführt, in Wahrheit zu einem Einfall in Livland verwandt werden sollten. Glückte er, so hätte man einen bedeutenden Schritt zur Wiedergewinnung des an Baner verlorenen Pommern und zur Ausweitung der zu Köpenick inaugurirten Politik des Dominium polonicum maris baltici gethan.

Dieser östlichen Combination ging eine westliche zur Seite.

---

1) Das Nähere bei J. A. Fridericia, Danmarks ydre politiske Historie (Kjøbenhavn 1881) II, S. 56 ff.

Kaum eine Macht hätte mehr Veranlassung gehabt, mit Nachdruck in die continentalen Verhältnisse jener Epoche einzugreifen, als Britannien; nicht blos wegen der Glaubensverwandtschaft der Engländer mit den gefährdeten Evangelischen, sondern auch wegen der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen des königlichen Hauses zu den entthronten, geächteten, verjagten Pfälzern. Aber bis an die Höhe solcher Aufgaben ragte das zagende Herz Carls I. nicht heran. Keinem Staate erlaubte seine geographische Lage ein unabhängigeres, entschiedeneres Auftreten als dem britischen, und keiner wurde durch fortwährende Rücksichtnahmen mehr ein Spielball der großen Gegensätze jener Epoche. Nicht als ob man jenseit des Canals nicht eine lebhafte Theilnahme für die Geschicke des evangelischen Deutschland, eine noch lebhaftere für das Schicksal der stuartischen Exkönigin von Böhmen und ihres Sohnes gehegt hätte, dessen Wiedereinsetzung in den väterlichen Besitz der „mehrste scopus" seines königlichen Oheims war; aber alles, was man englischerseits für ihn wirklich that, war die höchst fragwürdige, nachher in Abrede gestellte Unterstützung, die man ihm zu einem kriegerischen Unternehmen gewährte, durch welches Prinz Carl Ludwig im Sommer 1638 von der münsterischen Feste Meppen aus in sein Stammland vorzudringen und sich mit Herzog Bernhard zu großen Thaten zu vereinigen hoffte, welches jedoch nur allzu rasch dem Fluche des Lächerlichen anheimfiel. Im übrigen beschränkte man sich auf das gefahrlosere Gebiet billiger Rathschläge, fruchtloser Verhandlungen, leerer Versprechungen und ohnmächtiger Drohungen, so daß die Landgräfin von Hessen mit ihrem verächtlichen Spott, daß König Carl im Winter stets mit Krieg drohe, im Sommer aber unthätig sei, nur allzu recht hatte. Zu Frankreich aber zog England keinerlei innere Sympathie, auch jetzt nicht, wo es den Krieg gegen das Haus Habsburg führte. Wie sich der Prinz von Wales in jüngeren Jahren heute um eine spanische, morgen um eine französische Prinzessin beworben und es fast vom Zufall abgehangen hatte, daß er die Französin heimführte, so oscillirte seine Politik in unsicheren Schwankungen unablässig zwischen Paris und Madrid. Noch im Jahre 1637 hatte er den Gegnern des Hauses Habsburg zugeneigt und mit

Frankreich einen Auxiliartractat verabredet, zu dem auch Holland und Schweden eingeladen werden sollten und als dessen Ziel die Restitution der von Oesterreich überwältigten Reichsstände, vornehmlich des pfälzischen Hauses, bezeichnet war. Allein es gab zu viele Differenzpunkte zwischen beiden Mächten, als daß eine solche Abrede zu einem bindenden Abschluß hätte führen können; Differenzpunkte, die selbst eine freundnachbarliche Gesinnung auf die Dauer nicht aufkommen ließen. Wie hätten Frankreichs Absichten auf Lothringen, sein Hand in Hand mit Holland geführter Krieg in den spanischen Niederlanden, seine Absicht, dort einseitig zu annectiren, die Sympathieen der Engländer jemals zu gewinnen vermocht? Wie hätten diese die Gründung, das rasche Wachsthum, die überraschenden Erfolge der französischen Flotte anders als mit eifersüchtigen Augen verfolgen können? Beanspruchten sie doch das „Protectorat und Dominat maris gallici". Sir Thomas Roë, der in den unfruchtbaren Friedensverhandlungen zu Hamburg, die das Jahr 1638 erfüllten, die Krone England vertrat, erklärte dort, daß seine Regierung dabei bleibe, nicht direct zu brechen, wie es schwedischer- und französischerseits gefordert würde; er beanspruchte für sie „pro non male faciendo große Obligationen"[1]). Unter der Einwirkung persönlicher Verhältnisse verschärfte sich dieser politische Gegensatz. Maria Medici, die Mutter Ludwigs XIII., den Spaniern zuneigend und mit dem königlichen Sohne und dem ihn beherrschenden Cardinal-Herzoge längst zerfallen, war von Brüssel, wo sie in Verbannung lebte, im October 1638 nach England gekommen. Dort gelang es ihr, die Königin Henriette Maria, ihre Tochter, gegen die in ihrem Geburtslande herrschende Politik einzunehmen und ihr Sympathieen für Spanien einzuflößen. Auch andere Gegner Richelieu's hatten sich in London eingefunden: Vieuville, den er einst gestürzt, der Herzog von la Valette, der sich der Bestrafung für die Niederlage von Fuenterrabia durch die Flucht über den Canal entzogen hatte, die intriguante Herzogin von Chevreuse. Noch im Spätjahr 1638 kam es in Brüssel zu dem Entwurfe eines englisch-spanischen Ver-

1) Müller an Bernhard d. d. Hamburg, 13. (23.) Juli 1638 (Gotha).

trages, dessen Spitze gegen Frankreich und seine Eroberungpolitik gerichtet war. Man erfuhr, daß eine Anzahl von Mitgliedern des Geheimen Rathes in spanischem Solde stehe. Im März 1639 sprach der französische Gesandte in England die Befürchtung aus, daß die englische Königin unter dem Einflusse der Königin-Mutter und der Freunde derselben alles thun werde, was diese ihr gegen Frankreich eingeben würden. Es ging die Rede, daß König Carl spanisch-niederländische Truppen in seinen Dienst zu ziehen, daß er einen Anschlag auf die Bretagne ins Werk zu setzen beabsichtige. Seit langer Zeit schon war Spanien mit den Rüstungen einer großen Schiffsarmada beschäftigt, durch die es endlich den entscheidenden Schlag gegen die Niederlande zu führen dachte, worauf sie sich dann ostwärts wenden, den Sund passiren und in den baltischen Gewässern erscheinen sollte, um die Dominatsfrage daselbst in antischwedischem Sinne lösen zu helfen. War die „unüberwindliche Flotte" von 1588 gegen Elisabeth von England entsandt worden, so durfte man für diese neue Armada auf den Schutz, die Unterstützung Carls I. rechnen.

Es fehlte nur noch der letzte Schritt zum offenen Beitritt Englands zu der großen katholisch-habsburgischen Verbindung. Daß er ungethan blieb, war die Folge der Wirren in Schottland, die keinem willkommener waren, als dem Cardinal Richelieu, der daran dachte, die alte Allianz Frankreichs mit den Schotten zu erneuern und ihnen Unterstützungen zukommen zu lassen, damit England um so mehr verhindert würde, die offenen Feindseligkeiten gegen Frankreich zu beginnen.

Wie das sichtbare Zeichen des Zusammenhanges all dieser feindlichen Bestrebungen europäischer Mächte gegen die beiden verbündeten Kronen erscheint die zu Anfang des Jahres 1639 unternommene Reise des polnischen Prinzen Johann Casimir nach Spanien: gleichsam wie das Glied, das die östliche und westliche Combination verketten sollte. Und daß man sie in Frankreich nicht anders ansah, ergiebt sich daraus, daß er, da er unvorsichtig genug war, französischen Boden zu betreten, im Mai zu Marseille verhaftet wurde.

Nach alledem stand zu erwarten, daß in dem beginnenden

Jahre (1639) der allgemeine Krieg ungeahnte Dimensionen annehmen würde. Wie in zwei großen Heerlagern sammelten sich die europäischen Mächte. Dem Herzog Bernhard aber schien in dem Kampfe eine hervorragende Rolle zufallen zu müssen.

Zunächst wurde sein Interesse durch andere Angelegenheiten unmittelbarer in Anspruch genommen.

Die Breisacher Frage.

Mit der Eroberung Breisachs mußte die Frage nach dem ferneren Verbleib der Festung aus dem luftigen Bereich der frommen Wünsche und weitaussehenden Projecte auf den festen Boden concreter Thatsachen und realer Ansprüche hinübertreten. Es konnte nicht anders sein, als daß sie sofort zu einer brennenden wurde; und wer die Lage erwog, durfte sich nicht verhehlen, daß ihre Lösung nichts weniger als glatt von statten gehen würde. Denn Herzog Bernhard wie König Ludwig erhoben Ansprüche auf den Besitz Breisachs, und keiner von ihnen war gewillt, vor dem Concurrenten ohne weiteres zurückzuweichen.

Es muß daran erinnert werden, daß Frankreich sich ursprünglich die Oberherrschaft in der Landgrafschaft Elsaß und den Besitz der in ihr gelegenen festen Plätze, zu denen Breisach gerechnet wurde [1]), vorzubehalten gedacht hatte, dann aber im October 1635 seinen Vertrag mit dem Herzoge ohne jene Einschränkungen abschloß. Durch ihn wurde er Besitzer der Landgrafschaft Elsaß und sollte auch nach dem Kriege in ihrem Besitz verbleiben. Einen rechtlichen Anspruch auf die Landgrafschaft oder einen Theil derselben, etwa auf die in ihr gelegenen Festungen, konnten die Franzosen somit hinfort nicht mehr geltend machen.

---

1) Dieses Moment, das Bernhard mit Nachdruck geltend machte, haben die Franzosen, als es nunmehr zu den Verhandlungen kam, nicht bestritten.

Daß sie freilich „nicht mächtig geneigt" seien, ihre gegebene Zusage zu erfüllen, hatte Erlach schon erkannt, als er vor dem Falle Breisachs in Paris verhandelte. Denn die gelegentliche Wendung, daß man dem Herzoge das Elsaß einräumen werde und nicht begehre, ihm Breisach aus den Händen zu reißen, wurde durch andere Aeußerungen mehr als aufgewogen. Bernhard aber forderte den erblichen Besitz des Elsaß und erklärte, daß das Land ohne Breisach keinen Werth für ihn habe.

Er hatte, weil Truchseß' Mission ohne Erfolg geblieben war, in einer Zeit, da die Breisacher Belagerung sich dem Ende näherte, den Herrn Joachim von Wicquefort nach Paris gesandt, einen vornehmen Holländer aus Amsterdam, der seit Beginn des ablaufenden Jahres die Beziehungen des Herzogs zu der hessischen Landgräfin und ihrem General Melander sowie zu der entthronten Böhmenkönigin und ihrem Sohne, dem Pfalzgrafen Carl Ludwig, vermittelte. Seit dem Sommer befand er sich in Basel, wo er neben dem alten Rehlinger für die Verpflegung der weimarischen Armee thätig war. Sein Auftrag ging dahin[1]), die zuletzt von Truchseß gestellten Forderungen zu wiederholen, also Truppen- und Geldhülfe zu verlangen, und zwar das Erscheinen der longueville'schen Cavallerie am Rhein und neben der Erstattung der außerordentlichen Ausgaben die Zahlung von vier Millionen Livres im nächsten Jahr, weil man, um das Heer durch Completirung der Infanterieregimenter, durch Remontirung der Reiterei wieder auf die frühere Stärke zu bringen, größerer als der bisher gewährten Summen bedürfe.

Wicquefort brach ungesäumt von Basel auf und traf, über Lyon reisend, am 13. December in Paris ein[2]).

Dort war schon vor seiner Ankunft der Fall Breisachs bekannt und sofort — wie Grotius schon Mitte December an Oxenstiern berichten konnte[3]) — der Gedanke laut geworden, daß Frankreich

1) Instruction für Wicquefort s. d. (Weimar).

2) Wicquefort an Bernhard d. d. Paris, 14. (24.) Dec. 1638 (Weimar).

3) d. d. 15. Dec. Ep. 1087. „A Gallis hanc urbem non minus Duci quam hosti extorquere volentibus ....“

die Festung für sich behalten müsse. Kaum war Wicquefort angekommen, als man ihn darüber auszuforschen begann, ob der Herzog neben den deutschen auch französische Truppen und wie viele in die Festung zu legen beabsichtige [1]).

Noch vor Schluß des Jahres wurde der Kammerherr de l'Isle entsandt, um dem Herzoge die Glückwünsche des Königs und des Cardinals zu der Eroberung zu überbringen, zugleich aber, um dem Marschall Guebriant Verhaltungsmaßregeln in betreff des eroberten Platzes einzuhändigen [2]).

Wenn der König an Bernhard schrieb, daß es ihn mit besonderer Genugthuung erfülle, zu erfahren, wie vortheilhafte Verwendung die Truppen und Gelder Frankreichs gefunden hätten, so hieß das — die Deutung lag nicht eben fern — nichts anderes, als daß Frankreich für seine Hülfe an dem Gewinn zu participiren wünsche. Doch wurde dieses Verlangen, das „eine so delicate Sache" betraf, so wenig in dem Briefe, wie in der Instruction für den Marschall, mit rücksichtsloser Bestimmtheit ausgesprochen. Vielmehr galt es zunächst mit großer Behutsamkeit vorzugehen, gleichsam einen Fühler auszustrecken, um durch eine offenbare Vertragsverletzung den Herzog nicht zu beleidigen und dem Kaiser in die Arme zu treiben. Guebriant sollte deshalb damit beginnen, den Herzog über die Art, wie er Breisach zu schützen denke, zu sondiren: wen er zum Gouverneur bestellen, wen zur Besatzung hineinlegen wolle. Erst wenn er seine Absichten erkannt hätte, sollte er mit bestimmten Vorschlägen hervortreten, dabei jedoch mit aller Vorsicht verfahren und alles vermeiden, was den Herzog mißtrauisch machen könnte. Deshalb sollte er ihn von vornherein versichern,

---

1) Grotius an Oxenstiern vom 22. Dec. 1638 (1. Jan. 1639). Ep. 1091.

2) De l'Isle's Instruction d. d. Versailles, 27. Dec. 1638 (8. Jan. 1639). Röse II, B. 5, Anm. 122. Guebriants Instruction von demselben Datum. Röse II, Urk. 45; Gonzenbach I, Urk. 73. Dazu K. Ludwig XIII. an Guebriant vom 26. Dec. (5. Jan.). Röse a. a. O. Derselbe und Richelieu an Bernhard von dems. Datum. Ebenda. K. Ludwig an Guebriant vom 27. Dec. (6. Jan.), und de Noyers an Guebriant vom 28. Dec. (7. Jan.). Le Laboureur S. 104 f.

daß, soviel er wisse, die Absicht seiner Regierung nur dahin gehe, das gemeinsame Interesse zu befördern und ihm demgemäß zur Erhaltung der errungenen Vortheile und zum Abschluß eines guten Friedens behülflich zu sein.

Ergebe es sich, daß Bernhard weder an einen französischen Gouverneur noch an eine französische Besatzung denke, so sollte der Marschall ihn gelegentlich und wie von sich aus darauf aufmerksam machen, daß es sämmtlichen Alliirten und jedem unparteiischen Beobachter sehr auffällig erscheinen müsse, wenn er mit französischen Truppen und französischem Gelde gemachte Eroberungen zu seinem Privatvortheil ausbeuten wolle, und daß der König daraus schwerlich Veranlassung nehmen werde, ihn fernerhin mit der bisherigen Bereitwilligkeit zu unterstützen. Auch habe er ihm zu bedenken zu geben, daß ein Platz, für dessen Vertheidigung der Gegner vier bis fünf große Armeen geopfert, ebenfalls nur durch eine große Macht, wie sie dem Könige zu Gebot stünde, behauptet werden könne; daß die Herstellung der Befestigungen, die Anfüllung der Magazine, die Erhaltung der Garnison bedeutende Kosten verursachen würde; daß denjenigen, der den Platz wieder in Feindes Hand fallen ließe, ewige Vorwürfe treffen müßten; und daß es deshalb für den Herzog keine ehrenvollere Wahl gebe, als die, sich dem Wunsche des Königs zu fügen.

Wenn Bernhard sich daraufhin für das französische Gouvernement erkläre, habe er (Guebriant) sofort den Posten anzutreten.

Erst nachdem dieser Punkt nach Wunsch erledigt wäre, sollte er von dem anderen beginnen. Und zwar, indem er dem Herzoge vorstellte, daß zur völligeren Sicherheit der Festung vonnöthen sei, daß die Garnison zu zwei Dritteln, oder wenigstens zur Hälfte aus Franzosen bestehe; oder aber, daß das Schloß, auf welchem der Gouverneur seinen Sitz aufschlage, ausschließlich mit Franzosen besetzt werde; oder auch, daß zur Hälfte Franzosen, zur Hälfte Deutsche, beide unter besonderem Commando, in die Festung gelegt würden, doch unter dem Vorbehalt, daß Guebriant über beide den Oberbefehl führe. Acceptire der Herzog eine dieser Combinationen, so erbiete sich der König, die gesammte Besatzung zu unterhalten.

Und zu dem Ende erhielt Guebriant ein Creditiv und einen Wechsel auf 100,000 Livres zum Ankauf von Lebensmitteln und Munition. Falls aber Bernhard auf einem deutschen Gouverneur und einer deutschen Besatzung bestünde, sollte ihm Guebriant — wieder als seine private Meinung — bemerklich machen, daß er damit erkläre, auf jede Hülfe Frankreichs verzichten zu wollen, und sollte sein Bedauern darüber nicht verhehlen, daß er ihn einen seinem Rufe und seinem Interesse gleich nachtheiligen Weg einschlagen sehe.

Bernhard war, nachdem er in Breisach die nöthigsten Anordnungen getroffen und Erlach zum Gouverneur der Festung und aller umliegenden Garnisonen ernannt hatte[1]), aufgebrochen, um seine Truppen ins Winterquartier zu führen. Sie in und um Breisach, sie überhaupt auf dem rechten Rheinufer bleiben zu lassen, verbot sich nach den Opfern, die der letzte Feldzug diesen Gebieten auferlegt hatte, von selbst. Sie abermals auf Schweizer Boden — ins Delsberger Thal — zu führen, mußte nach den Erfahrungen des vorigen Winters und auch deshalb unräthlich erscheinen, weil der Landgraf von Elsaß allen Grund hatte, mit den benachbarten Schweizern in gutem Einvernehmen zu stehen.

Der obere, südlich des Doubs liegende Theil der Franche-Comté bot sich ihm wie von selbst dar. Er war reich und fruchtbar, bisher wenig vom Kriege mitgenommen, den die Franzosen unter Longueville mit einer unbeschreiblichen Lässigkeit geführt hatten. Da durch den Fall Breisachs den Kaiserlichen die Möglichkeit, der Freigrafschaft zu Hülfe zu kommen, so gut wie gänzlich genommen war[2]), so konnten die geringen lothringischen Streitkräfte, die in ihr lagen, mit mäßiger Mühe zurückgeworfen, die Plätze eingenommen

1) Das herzogliche Ernennungspatent d. d. Breisach, 20. Dec. 1638 Gonzenbach I, Urk. 66.

2) Girardot de Noseroy, Hist. de dix ans de la Franche-Comté (1632—42), Besançon 1843. S. 209: „... Brisach, qui estoit la porte seule et unique, par laquelle l'Empereur nous pouuoit secourir." S. 210: „Ainsy fut perdu Brisac et se trouua lors nostre Bourgogne comme une isle au milieu de ses ennemys, ne pouuant plus estre secourue d'aucune part."

und damit eine Eroberung endlich vollendet werden, die Frankreichs Wünschen und Interessen in besonderem Maße entsprach. War das geschehen, so fanden die Seinen in vortrefflichen, weit vom Feinde entlegenen Quartieren die bequemste Gelegenheit, sich für den Feldzug des nächsten Jahres zu kräftigen.

Nachdem die Feste Landskron, die, südwestlich von Basel gelegen, die Straße, welche seine Truppen ziehen mußten, beherrschte, am 30. December nach längerer Belagerung genommen war[1]), hatte das weimarische Heer zu Beginn des neuen Jahres in zwei Abtheilungen die burgundische Grenze überschritten: die eine in der Richtung auf Pruntrut, die andere weiter südlich auf S. Ursanne (am Doubs). Das Wetter war frühlingsmild, die Berge frei von Schnee[2]). Kein Feind trat ihnen entgegen, und die Bauern, die sich zusammengerottet hatten, um ihnen den Abstieg von den Höhen der Franche-Montagne zu verwehren, waren leicht bei Seite geworfen. Rasch breiteten sie sich auf burgundischem Boden aus. Alles vom Doubs eingeschlossene Gebiet wurde genommen: Morteau vom Grafen von Nassau, vom Oberst Rosen Ornans und andere Ortschaften auf der Straße von Besançon nach Pontarlier, das damit isolirt war.

Am 9. Januar befand sich Bernhard zu Morteau, und hier wird de l'Isle zu ihm gekommen sein. Wann er mit Guebriant conferirte, ist nicht zu ermitteln; fest aber steht, daß beide Franzosen bei dem Herzoge wenig ausrichteten. Denn wenn er auch jetzt, wie so oft, allgemeine Versicherungen seines Eifers, dem Könige zu dienen, gab, so ließ er sich doch nicht zu irgend welchen bindenden Versprechungen in betreff Breisachs herbei. Sollte er wirklich gegen de l'Isle, wie dieser hernach erzählte[3]), geäußert haben, daß

1) Ich gehe auf das anziehende Detail dieser Belagerung, über die sich in Bernhards Nachlaß und in Grüns Tagebuch reiches Material findet, nicht näher ein.

2) Roseroy S. 224.

3) De l'Isle theilte jene Antwort des Herzogs nach seiner Rückkunft an Mr. de Graves mit; dieser wiederholte sie (am 4. Febr.) an Wicquefort und dieser endlich rapportirte sie am 5. Febr. an Bernhard. Eine Nach-

der König in Breisach ebenso Herr sei wie in Paris — eine Aeußerung, für welche doch der mit den Verhandlungen beauftragte Marschall die richtigere Adresse gewesen wäre, als der Kammerherr, dessen Auftrag sich auf einen Act der Höflichkeit beschränkte —, so beweisen doch alle weiteren Umstände, daß sie und ähnliche Wendungen nur Phrasen der Courtoisie waren. Der Kern seiner Antwort war, daß er, sobald er seine Truppen ins Quartier gebracht habe, selber nach Paris kommen wolle. Bis dahin also wünschte er, daß in der Breisacher Frage nichts entschieden würde; dann aber wollte er sie ohne Mittelsperson, in directen Verhandlungen mit der Regierung zum Austrag bringen.

In Paris hatte indeß Grotius immer deutlicher erkannt, daß die Franzosen, so sorgfältig sie es gleich geheim zu halten suchten, ihr Absehen auf Breisach gerichtet hätten, und zwar unter dem Vorwande, daß, wenn dem Herzoge etwas Menschliches begegne, die mit ihrem Gelde gewonnene Festung wieder in Feindes Hand fallen würde. Sein Standpunkt war natürlich der des Herzogs, von dem er überzeugt war, daß er sich den durch seine Anstrengungen erworbenen, ihm rechtmäßig zustehenden Besitz nicht entwinden lassen werde. Deshalb erfüllte ihn dessen Plan jetzt, wie in den beiden voraufgegangenen Wintern, nach Paris zu kommen, mit Besorgniß. Er sah voraus, daß die Franzosen kein Mittel, ihn umzustimmen, unversucht lassen und, wenn er fest bliebe, die Beleidigten spielen würden. Er rieth ihm deshalb dringend von der Reise ab. Aus der Ferne lasse sich leichter Nein sagen als ins Angesicht. Er müsse wie der Herr und Gebieter eines großen Territoriums auftreten,

---

richt aus Paris, 14. Febr. 1639 meldet: „Das gemeine Gespräch gehet, der Rapport, den er (de l'Isle) gebracht, sei zu general gewesen, und daß man einen mehr speciellen begehrt. Andere sagen, er habe gebracht, daß J. F. G. Breisach J. K. M. in die Hände liefern will gegen einen Recompens von 400 m. Kronen ꝛc." Was le Laboureur S. 107 im Texte (aber weder cursiv, noch mit Quellenangabe) mittheilt, ist nur mit Vorsicht aufzunehmen, am wenigsten zu einer directen Erklärung Bernhards zu gestalten. Vgl. Gonzenbach I, S. 206, Anm. 1.

der nicht ohne zwingende Gründe sein Land verlasse[1]). Aehnlich schrieb ihm auf seine Veranlassung Wicquefort[2]).

Zugleich wandte sich Grotius auf Bernhards Anregung an Oxenstiern: die Königin möge demselben ihre Meinung in betreff Breisachs mittheilen, damit er sich bei den vorauszusehenden Schwierigkeiten auf ihre Autorität stützen könne.

Auch England dachte man zu benutzen, um auf Richelieu Pression auszuüben. Wir wissen, daß Carl I. schon damals mit Frankreich auf sehr gespanntem Fuße stand; daß er „alles anstrengen würde, um zu verhindern, daß die Franzosen Breisach beträten," war unzweifelhaft. Man wollte ihn in das Interesse ziehen, nur um Frankreich eifersüchtig zu machen und es zu veranlassen, den Herzog auf alle Weise von der Correspondenz mit ihm abzubringen. Und Graf Leicester, der englische Gesandte in Paris, an den Wicquefort sich wandte, unterließ es nicht, die Hülfe seiner Krone in Aussicht zu stellen[3]).

Die Nachricht von Bernhards bevorstehendem Besuch, die de l'Isle von seiner Reise zurückbrachte, erregte natürlich in den Regierungskreisen große Befriedigung; man war bemüht, ihn in dieser löblichen Absicht zu bestärken und seinen Vertretern und Anhängern in Paris ihre Bedenken wegzuargumentiren[4]). Richelieu beabsichtige, mit ihm, wenn er komme, einen Freundschaftsbund zu schließen und nach allen Kräften für die Vermehrung seiner Macht und Größe zu wirken. Denn sich auf einen kleinen Platz zu beschränken, gebühre ihm nicht: ganze Provinzen müsse er erobern;

1) Vgl. Grotius an Oxenstiern vom 12. (22.) Jan. 1639. Ep. 1104.

2) Wicquefort an Bernhard vom 11. (21.) Jan. (Weimar). Röse II, S. 527, Anm. Der Brief wiederholt die Gedanken des Grotius fast wörtlich.

3) Wicquefort an Bernhard d. d. Paris, 11. Jan.: „Il me semble aussi, qu'en cette conjoncture de temps l'on se pourroit servir de la correspondance avec l'Angleterre, non pour autre fin, que pour en donner jalousie à la France. Car aussitost que les ministres icy l'appréhendent, ils en feront tout pour destourner V. A." Dazu derselbe demselben vom 8. u. 11. Fbr. bei Gonzenbach I, S. 213.

4) Wicquefort an Bernhard vom 11. Febr. (Weimar).

das Ziel seines Strebens müsse die Kaiserkrone sein. Wenn er in nahe Beziehungen zu Richelieu getreten sei, werde es ihm an den nöthigen Mitteln zur Unterhaltung seiner Armee nicht fehlen.

Bald nach de l'Isle's Rückkehr hatte Wicquefort eine Conferenz mit de Noyers über die ihm aufgetragene Commission[1]). Sein Herr brauche Geld, um so dringender, als die Zeit zu neuen Unternehmungen herannahe. De Noyers, der bigotte Katholik, der entschiedenste und gefährlichste Gegner des Herzogs in der Regierung, dessen Einfluß seit des Pater Joseph jüngst erfolgtem Ableben noch höher gestiegen war, verhielt sich bis an den Hals zugeknöpft. Auf Wicqueforts Forderungen erwiderte er „kein Wort", sondern lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Als er sich dann zum Gehen wandte, bemerkte jener, der Herzog habe ihm befohlen, auf Antwort zu dringen. Aber er erkenne die Vergeblichkeit seiner Bemühungen und werde deshalb bei seinem Herrn um seine Abberufung einkommen. Der Franzose blieb stumm und entfernte sich.

„Ich weiß nicht," schrieb Wicquefort in Chiffern an Bernhard, „was man von einem solchen Benehmen denken soll, wenn nicht, daß die Absicht besteht, Euer Fürstliche Gnaden so viel als möglich hinzuhalten und zu zwingen, sich ihrem Willen zu fügen." Und so wiederholte er denn den Refrain: der Herzog dürfe jetzt nicht bei Hof erscheinen.

Auch von anderen Seiten wurde er dringend gebeten, Breisach nicht aus der Hand zu lassen und deshalb nicht nach Paris zu gehen: von der Königin-Pfalzgräfin Elisabeth im Haag und von Camerarius; von Rehlinger in Basel[2]), der mit epigrammatischer Kürze und Schärfe schrieb: „wer Breisach possedirt, hat den Schlüssel zum Friedenmachen; daher die Jalousie (Frankreichs)"; von dem Staatssecretär Müller in Hamburg, der hervorhob[3]), daß bei dem Neide und der Eifersucht Frankreichs der Herzog in Paris nicht einmal persönlich sicher sein würde, und die Erwartung aussprach,

1) Wicquefort an Bernhard d. d. Paris, 8. Febr. 1639 (Weimar).

2) d. d. Basel, 10. Febr. (Gotha).

3) d. d. Hamburg, 12. (22.) Febr. (Gotha).

daß, wenn einstweilen die Besitzfrage in der Schwebe gehalten würde, vom Feinde, der mit starken Rüstungen zu einem Angriff auf Breisach beschäftigt sei, „mittlerweile zwischen ihm und den Franzosen der beste Friede gemacht werden könne."

Der König beeilte sich, de l'Isle sofort nochmals zum Herzoge zu entsenden, um ihn zu versichern, wie willkommen ihm sein Besuch sein würde[1]). Auch zu Guebriant hatte er sich wieder zu verfügen: derselbe solle den Herzog in seiner Absicht bestärken, ihn aber nicht nach Paris begleiten, sondern in seiner Abwesenheit bei den Truppen bleiben. Zugleich übermittelte de l'Isle dem Marschall ein Schreiben von de Noyers, welches offenbarte, daß man, vielleicht durch das Auftreten der Anhänger und Diener des Herzogs und durch die vorauszusehende Einmischung Schwedens und Englands bedenklich gemacht, zu festen Entschlüssen wegen Breisachs noch nicht gekommen war. De Noyers ersuchte den Marschall um seine Meinung darüber, ob es in Frankreichs Interesse mehr liege, die Besetzung der Festung selber zu übernehmen, oder sie dem Herzog zu überlassen und ihm etwas zum Unterhalt der Garnison zu geben; ob der König um der Reputation willen absoluter Herr von Breisach sein müsse, oder ob es genüge, daß er nur jemanden hinschicke, um die Festung den Truppen des Herzogs zu übergeben; oder was sonst seine Meinung sei. Zugleich bat er ihn um ein möglichst genaues Verzeichniß aller Ausgaben, die der Herzog im Felde und für die Armee aus seiner Tasche bestritten habe; endlich um Mittheilung dessen, was er von seinen Intentionen wegen Breisachs erfahre[2]) und von seinen Plänen für den bevorstehenden Feldzug.

Bernhard hatte sich den Franzosen gegenüber bisher in Schweigen gehüllt. Aber was er nach de l'Isle's erster Mission an Wicquefort geschrieben, zeigte den Freunden, daß er stark em-

---

1) K. Ludwig XIII. an Bernhard d. d. St. Germain en Laye, 29. Jan. (8. Febr.) 1639. Röse II, B. 5, Anm. 125. An Guebriant von demselben Datum. Le Laboureur S. 107 f.

2) „si elle (S. A.) a desseing de la garder ou si elle s'en veult seulement servir pour tirer de l'argent de nous."

pfinde, wie er von den Franzosen zum Nachtheil seiner Person und seines Heeres behandelt werden solle, und was er für das Interesse und für die Ehre seiner Person und seines Hauses zu thun habe[1]).

Seine zusammengeschmolzene Armee hatte sich in den letzten Wochen in der oberen Freigrafschaft weiter ausgebreitet. Die beiden Abtheilungen unter Nassau und Rosen waren am 20. Januar vereint gegen Pontarlier vorgegangen, wo eine lothringische Besatzung von 500 Mann lag. Am 24. sah sie sich zur Capitulation genöthigt. Dann wurde Grün gegen Joux gesandt, ein festes Bergschloß, das die Hauptstraße aus der Schweiz in die Franche-Comté beherrschte. Er setzte sich am 12. Februar in dessen Besitz. Andere Abtheilungen waren gleichzeitig weiter landeinwärts gezogen, hatten Nozeroi genommen und das Land ringsum besetzt, so daß sich nun das ganze obere Gebiet des Doubs bis hinauf nach St. Claude in des Herzogs Händen befand. Und in dieser reichen und fruchtbaren Gegend Hochburgunds ließ er dann die Seinen Winterquartiere beziehen. Sein Hauptquartier nahm er zunächst in Pontarlier.

Hier war es, wo de l'Isle ihn aufsuchte. Wicqueforts und Grotius' erste, noch aus dem Januar datirte Warnungen vor der Pariser Reise waren bereits in seiner Hand und hatten ihm über die Gesinnungen und Absichten der französischen Regierung die letzten Zweifel benommen. Er war deshalb entschlossen, nicht zu reisen und erklärte das in einem vom 13. Februar datirten Briefe an Richelieu, den er dessen Abgesandten als Antwort auf sein Anbringen einhändigte[2]). Er bedauere, Seiner Eminenz, so lebhaft er es auch wünsche, augenblicklich seine Dankbarkeit und Dienstbeflissenheit nicht mündlich aussprechen zu können. Seine Armee sei durch große und andauernde Anstrengungen und unbeschreibliche Verluste so arg mitgenommen, daß er nicht daran denken könne, ihm und seinem königlichen Herrn

1) Grotius an Oxenstiern und an Camerarius vom 16. (26.) Febr. 1639. Ep. 1127 u. 1128. „Vidi litteras Ducis Vinariensis ad Wyckefortium etc.“ Gemeint ist wohl sein verlorner Brief an ihn aus Pontarlier, 25. Jan., auf den Wicquefort am 8. Febr. antwortete.

2) Röse II, Urk. 47.

die versprochenen großen Dienste zu leisten und weitere Vortheile über den Feind zu erringen, vielmehr sich darauf beschränken müsse, Mittel zu suchen, um seine Truppen zu erhalten und vor gänzlichem Ruin zu bewahren. Der Feind, der von seiner Schwäche Kenntniß habe, treffe alle Vorbereitungen, um ihm die eroberten Plätze wieder zu entreißen. Er halte es deshalb für seine Pflicht und hoffe darin auf die Zustimmung Seiner Eminenz, sich persönlich an die gefährdeten Orte zu begeben, um sie mit dem Rest seiner Macht und seines Ansehens zu schützen. Zugleich aber bitte er unterthänigst, da nunmehr die Jahreszeit so weit vorgerückt sei, daß Freund und Feind ihre Dispositionen für den bevorstehenden Feldzug getroffen hätten, auch ihm rechtzeitig die nöthigen Mittel zu gewähren, da er sonst dem Könige fernerhin nicht so dienen könne, wie er es wünsche, sondern zur Unthätigkeit verurtheilt sein würde. Daß er es an inständigen Vorstellungen nicht habe fehlen lassen, würde alsdann seine Beruhigung sein.

Mit dieser Antwort, die wohl fest und bestimmt, aber durchaus nicht beleidigend war, reiste de l'Isle nach Frankreich zurück. Bernhard aber mußte wegen einer plötzlichen Erkrankung [1]) die beabsichtigte Reise nach Breisach fürerst aufgeben.

Auch unter den Franzosen gab es Gegner der Einverleibung Breisachs; solche, die meinten, daß die Festung besser geschützt sein würde, wenn sie sich in des Herzogs Händen befinde, und daß das dazu beitragen würde, die Freundschaft der Deutschen zu behaupten und zu gewinnen; ja daß die Festung für Richelieu in Zeiten persönlicher Gefahr eine Zufluchtsstätte werden könne [2]). Baron d'Oissonville, der als königlicher Commissar in der Schweiz neue Werbungen leitete, äußerte gegen Rehlinger, er glaube, daß der König von dem Herzoge die Abtretung Breisachs nicht fordern werde, sondern daß

1) „an dero gewöhnlichen Krankheit, der Colica". Theatr. Europ. IV, S. 10.

2) Grotius an Camerarius vom 2. (12.) u. 9. (19.) Febr. 1639. Ep. 1117 u. 1123.

es ihm nur um Sicherheit, im Falle derselbe stürbe, zu thun sei[1]). Aehnlich erklärte la Meilleraie an Hoeufft[2]).

Man würde zu weit gehen, wenn man aus solchen Aeußerungen Einzelner auf einen allgemeinen Umschwung in der Ansicht der leitenden Staatsmänner schlösse. Auch der vorhin erwähnte Brief von de Noyers an Guebriant beweist, wie gesagt wurde, nichts weiter, als daß man die Verhältnisse noch nicht genau genug übersah, um anders als tastend vorzugehen. Wie hätte man eher bestimmte Entschließungen fassen können, als man sich darüber aufgeklärt hatte, bis zu welchem Punkte der Herzog zuzustimmen geneigt, wie energisch er entgegenzutreten entschlossen war? Daher das Verlangen, mit dem man die Rückkehr de l'Jsle's erwartete, die Hoffnung, daß er, wenn nicht die Eröffnungen des Herzogs, doch wenigstens die Nachricht seines baldigen Erscheinens bringen werde.

Bernhards Freunde, gleichfalls noch ohne Kenntniß von seinen Reiseplänen, fürchteten sein Erscheinen nach wie vor. Wicquefort, der ihn über die Stimmung in Paris auf dem Laufenden erhielt, schrieb ihm, er flehe zu Gott, daß er ihn (den Herzog), falls er sich zu kommen entschließe, so leiten möge, daß seine Verrichtungen zur Steigerung seiner Größe beitrügen[3]).

Er hatte seinem Auftrage gemäß seine Bemühungen um Bewilligung von Geld und Truppen fortgesetzt; aber sie waren, wie er dem Herzoge am 3. März klagte, vergeblich. Er hielt deshalb seine fernere Anwesenheit für unnütz. Er werde mit verletzender Kälte behandelt. Es scheine, als ob die Franzosen ihn, den Herzog, zwingen wollten, sich ihrem Willen zu fügen, und daß sie lieber an den Rand des Unterganges gerathen würden, als daß sie etwas für ihn thäten. Er habe deshalb auch nicht weiter auf die Zahlung des verflossenen Quartals gedrungen; wisse er doch, daß sie dieselbe

1) Rehlinger an Bernhard d. d. Basel, 2. März 1639 (Gotha).

2) Wicquefort an Bernhard d. d. Paris, 25. Febr. (St.?) Gonzenbach I, S. 210, Anm.

3) Wicquefort an Bernhard d. d. Paris, 22. Febr. Röse II, S. 527, Anm.

von den Entschließungen des Herzogs abhängig machen wollten. Noch rechne man auf sein Erscheinen und treffe Vorbereitungen zu seinem Empfange. Aber alle Einsichtigen seien der Meinung, daß er nicht kommen dürfe. Doch das würde freilich wohl davon abhängen, ob er in der Lage sei, auf die Hülfe Frankreichs zu verzichten.

Dann kehrte de l'Isle heim. Wie hätte die Erklärung des Herzogs, daß er statt nach Paris nach Breisach gehen wolle, sein völliges Schweigen über die Besitzfrage dieser Festung, seine nochmalige ausdrückliche Forderung thatkräftiger Unterstützung nicht aufs höchste enttäuschen müssen? Jetzt hieß es: er wolle Breisach dem Kaiser überliefern; man müsse es verhindern, daß er sich stärke und zu einem mächtigen Nachbarn Frankreichs werde[1]).

Grotius, der Wicquefort bei seinen Bemühungen um Unterstützungen für den Herzog nach besten Kräften secundirte, hatte gleich nach der Rückkehr des Kammerherrn eine Audienz bei dem Könige, in der er ihm aufs eindringlichste die Nothwendigkeit rascher und reichlicher Hülfe entwickelte. Von den Erfolgen Baners ging er aus, dessen Absicht es gewesen, in Deutschland weiter vorzudringen, wenn Bernhard, wie er gehofft, in seine Nähe gekommen wäre. Er erinnerte an die von Frankreich in seinem Vertrage mit Schweden übernommenen Verpflichtungen. Er betonte die Gefahren eines Krieges im eigenen Lande, indem er auf das Beispiel der Römer hinwies, welche den Krieg gegen die Karthager nach sechzehnjährigem Unglück auf afrikanischen Boden verlegt und alsdann durch eine glückliche Schlacht beendet hätten. Um diesem Beispiele zu folgen, bedürfe Bernhard Truppen und Geld; denn was er jetzt besitze, gehe zum größten Theil bei der Behauptung der gemachten Eroberungen darauf. Die Zeit zum Handeln nahe. Schweden erwarte, daß Frankreich, der Allianz eingedenk, dem Herzoge die

1) Grotius an Bernhard d. d. Paris, 4. (14.) März 1639 (Weimar). Derselbe an Oxenstiern vom 9. (19.) März. Ep. 1137. Ein auch für das Folgende benutzter, besonders wichtiger Brief. In ihm ist auch Richelieu's Unterredung mit Hoeufft erwähnt, über die dieser 5. (15.) März an Bernhard berichtet. Vgl. Gonzenbach I, S. 220 u. 226.

nöthigen Mittel gewähre, und werde es seinerseits nicht unterlassen, Baner alsdann reichlichst zu verstärken. Aber der König hatte nur allgemeine Phrasen als Antwort: er werde von vielen Seiten in Anspruch genommen und könne nicht alles, was er wolle, thun.

Noch einmal und noch eindringlicher bat Grotius um Unterstützung für den Herzog. Sie sei für Frankreich nicht minder wichtig, als für Schweden. Denn wenn Bernhard mit Macht in Deutschland erscheine, komme der König in die Lage, an der spanischen und belgischen Grenze mit größerem Nachdruck auftreten zu können. Aber der König ging darauf mit keiner Silbe ein.

„Ich bin überzeugt, daß die Franzosen nichts für den Herzog von Weimar thun werden, und daß er deshalb in diesem Jahre nichts für die gemeinsame Sache beginnen kann": das war in kurzen Worten die Summe von Grotius' jüngsten Erfahrungen.

In denselben Tagen hatte Hoeufft eine Zusammenkunft mit Richelieu. Chavigny und Bullion waren zugegen. Der Cardinal erklärte sich durch den Brief des Herzogs völlig überrascht. Früher hätte derselbe sich stets mit großer Zufriedenheit über die ihm von Frankreich gewährte Hülfe geäußert. Und nun dieser plötzliche Wechsel seiner Stimmung, diese Entfremdung, dieser Unwille! Er könne sich solchen Umschlag nicht erklären — er deutete an, daß wohl Verdächtigungen von Seiten Wicqueforts und Anderer schuld daran sein möchten —, könne aber versichern, daß der Unwille nur einseitig sei; denn er habe nach wie vor den Wunsch, dem Herzoge zu dienen.

Diese von Bernhard nicht beabsichtigte Wirkung seines Briefes machte Hoeufft besorgt; denn er bedachte die Nachtheile, welche eine solche Mißstimmung zur Folge haben könnte. Was wäre aus dem Herzoge geworden, wenn Frankreich die Hand von ihm abzog? Er versäumte es deshalb nicht, dem Cardinal wegen Bernhards Gesinnung gegen ihn und wegen seines Eifers für den Dienst des Königs beruhigende Versicherungen zu geben und zuzugestehen, daß nur falsche Gerüchte ihn unwillig gemacht haben könnten. Dem Herzoge aber gab er umgehend von der Wirkung seines Briefes Nachricht und rieth ihm, den König, Richelieu und de Noyers schriftlich der

Fortdauer seiner Zuneigung zu versichern. Auch Wicquefort bat ihn [1]), „durch einige freundliche Worte, die nicht melancholisch zu sein brauchten", alles wieder ins alte Geleise zu bringen.

Es scheint, daß die Franzosen über die Haltung Bernhards zu wenigstens einiger Willfährigkeit bewogen wurden. Durften sie es doch nicht so weit kommen lassen, daß er ihnen, was sie unausgesetzt besorgten, das Schwert vor die Füße warf und zum Kaiser ging. De Noyers richtete ein Schreiben an Hoeufft, in welchem er die säumige Unterstützung zu rechtfertigen suchte; Richelieu bewilligte die Auszahlung der 600,000 Livres für das Februarquartal; Buillon theilte mit, daß die Anweisungen bereit lägen. Und so wiederholte denn Hoeufft dem Herzoge die Bitte um ein entgegenkommendes Schreiben.

Richelieu selbst suchte ihn durch einen sehr freundlichen Brief zu beruhigen [2]), mit welchem sich de l'Isle zum dritten Mal auf den Weg zum Herzoge begab.

Dieser befand sich damals, von seiner Erkrankung noch nicht völlig genesen, zu Pontarlier, voller Ungeduld, im Zusammenwirken mit Baner den Feldzug am Rhein zu beginnen, und daher über die Schwierigkeiten, die Frankreich der Unterstützungen wegen machte, in Verzweiflung. Wicqueforts aussichtslose Eröffnungen waren ihm bereits zugegangen. Erhielt er von Frankreich kein Geld und keine Truppen, erhielt er beides nicht rechtzeitig, so war er für dieses Jahr brach gelegt, und der große Plan des gleichzeitigen Angriffs von ihm und von Baner gegen Oesterreich blieb unausführbar. Unter allen Umständen mußte also Frankreich zu neuen Hülfsleistungen bewogen werden. Da er nicht selber nach

1) Wicquefort an Bernhard vom 16. (6.?) März. Röse II, S. 531, Anm., und Gonzenbach I, S. 217.

2) Richelieu an Bernhard d. d. Ruel, 16. (26.) März 1639. Röse II, Urk. 48.

Paris gehen und persönlich für sie wirken wollte, — welchen anderen und besseren hätte er als den Vertreter seiner Interessen entsenden können, als seinen erprobten und getreuen Generalmajor Erlach?

Er berief ihn zu sich und bestimmte den Obersten Hattstein zu seinem Stellvertreter in Breisach[1]). Am 19. März empfing er ihn zu Pontarlier, wo es zwischen ihnen zu sehr eingehenden Berathungen kam[2]).

Was für Bernhard feststand, war einmal, daß Frankreich ihn „als Landgrafen und Fürsten des Ober- und Unterelsaß, auch in den Landen des Bischofsthums Basel", und zugleich als Reichsfürsten anzuerkennen und ihm „die innehabenden Plätze selbiger Lande einzuräumen habe"; sodann, daß zur Behauptung des bisher Gewonnenen der Krieg in des Feindes eigene Lande verlegt werden müsse. Denn „wenn man dieses Jahr mit aller Macht dazu thun wollte, würde man dem Feinde einen solchen Ring in die Nasen legen, daß er in Deutschland, wo nicht gar über einen Haufen fallen, doch sich selbst und seine Armee in sich consumiren müßte". Aber dazu bedürfe er, da der Kaiser sehr stark rüste, kräftiger Truppenunterstützung und größerer Geldmittel als bisher und werde deshalb auf der schon durch Wicquefort geforderten Erhöhung der von Frankreich zuletzt bewilligten Jahressumme von 2,400,000 Livres „auf die tractirten vier Millionen" bestehen: und zwar mit Berufung darauf, daß seine Feldarmee durch Hinzuziehung der zur Besatzung verwandten Truppen „die Zahl, so in dem Tractat begriffen" —

1) Bernhard an Oberst Hattstein d. d. Joux, 19. März 1639 (Gotha).

2) Das undatirte Memorial Erlachs für seine Mission hat Gonzenbach I, Urk. 75 publicirt. Außer demselben theilt er als Urk. 74 ein „Memoriale" mit, welches, zum Theil von Bernhards, zum Theil von Erlachs Hand geschrieben, ein Stück ihrer gemeinsamen Ueberlegungen giebt. Aber auch Urk. 97, eine eigenhändige, unvollendet gebliebene Niederschrift des Herzogs, gehört offenbar hierher und nicht, wie Röse und ihm folgend Gonzenbach annahmen, erst in den Juni, wie denn von einer beabsichtigten zweiten Mission Erlachs nicht die Rede sein kann. Die Gründe für die Zusammengehörigkeit der drei Schriftstücke lege ich nicht eingehend dar. Schon die Vergleichung derselben ist beweisend: sie enthalten vielfach dieselben Momente in verwandtem Wortlaut.

d. h. die 18,000 Mann — fast erreiche. Würden ihm diese Forderungen, mit denen er „nichts Neues begehre", erfüllt, so wollte er dem Könige die Plätze in Burgund völlig einräumen und auf die ihm im Octobervertrage zugesicherte Pension von 150,000 Livres so wie auf die Wiedererstattung dessen, was für die Garnisonen aus den ihm verschriebenen Landeseinkünften angewandt worden, verzichten.

Erlach bemerkte: wenn der Herzog „eine Augmentation der jährlich versprochenen Summen" fordere, dürften die Franzosen wohl erwidern, daß man dann überhaupt „in andere Verträge fallen müßte", damit sie von so großen Kosten auch etwas Nutzen hätten.

Die Aufrichtung eines neuen Vertrages wäre dem Herzoge durchaus willkommen gewesen; denn der Octobervertrag war „auf keine Zeit eingerichtet" und bestimmte nichts über den Besitz und die interimistische Verwaltung der Eroberungen. Nur daß in ihn die vielen, für Frankreich vortheilhaften, für Deutschland nachtheiligen Bestimmungen nicht hätten hinübergenommen werden dürfen. Es hätte ein Vertrag sein müssen, der mit ihm „als freiem Reichsfürsten" abgeschlossen wurde, und in welchem der König sich verpflichtete, ihn in dem erblichen Besitze des Elsaß anzuerkennen, „zu schützen, manuteniren und erhalten zu helfen" und keinen Frieden zu schließen, in den er nicht mitsammt seinem Territorium einbegriffen war. Ein Vertrag ferner, welcher dem Könige die Verpflichtung auferlegte, ihm zur Fortsetzung des auf deutschem Boden zu führenden Krieges gegen Oesterreich bis zum Frieden jährlich vier Millionen zu zahlen; ihm, falls der Feind zu stark gegen ihn andringe, Truppen zur Hülfe zu schicken und zu untergeben und ebenso alle ihm zugesandten Armeen unter sein Obercommando zu stellen; endlich mit den deutschen Ständen nur durch ihn zu verhandeln und sie nur durch ihn „an den König ziehen zu lassen".

Auf diesen Bedingungen sollte Erlach bestehen, falls der König „neue Tractate begehre".

Natürlich, daß von ihnen nichts in dem Memoriale stand, wie es dann für ihn aufgesetzt wurde. Durfte es doch, um der Regierung eingehändigt zu werden, nichts enthalten, was sie von vorn-

herein stutzig, argwöhnisch, widerwillig gemacht haben würde. Genug, daß Erlach nun seines Herrn tiefergehende Absichten und Pläne kannte. Seiner diplomatischen Gewandtheit blieb es überlassen, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen, um mit Erfolg für sie einzutreten.

Motivirt wurde seine Sendung damit, daß er den Majestäten zur Geburt des Dauphin die Glückwünsche des Herzogs überbringen sollte. Ihre Verspätung hatte er damit zu entschuldigen, daß Bernhard sie persönlich abzustatten gewünscht habe, aber erst durch die Belagerung Breisachs, dann durch die Verlegung seiner Truppen ins Winterquartier, endlich, da er schon im Aufbruch begriffen gewesen, durch die Nachricht von der Ansammlung des Feindes im Württembergischen und bei Philippsburg zurückgehalten worden sei; und daß ihm auch jetzt noch seine noch nicht völlig gehobene Krankheit sowie das Herannahen der für den Wiederbeginn des Kampfes geeigneten Jahreszeit die Reise verbiete.

Dem Cardinal Richelieu sollte Erlach das Bedauern seines Herrn über den unbeabsichtigten Eindruck seines Briefes aussprechen und ihn seiner unveränderten Zuneigung versichern [1]). Allerdings habe er sich zu wiederholten Malen beklagt, aber nicht über ihn, sondern über verschiedene Mängel, auf die von seinen Gesandten stets umsonst hingewiesen worden sei. Mängel, die ihn verhinderten, seine Siege auszubeuten und etwas Namhaftes gegen den Feind auszurichten, der sich aller Orts stärke, um ihm im Felde zu begegnen und ihm seine Eroberungen wieder zu entreißen. Er sollte ihm vorstellen, daß des Herzogs Mittel durch die vielen und großen Ausgaben, die er in den letzten Jahren aus eigener Tasche habe bestreiten müssen, derartig erschöpft seien, daß er ohne „Extraordinarihülfe" die Armee nicht erhalten und die eroberten Plätze nicht behaupten könne. Und so sollte er dem Cardinal denn den Zustand der Armee schildern und entwickeln, wie derselbe zu verbessern sei.

1) Er hatte ihm zugleich ein ähnlich lautendes Schreiben Bernhards d. d. Pontarlier, 21. (31.) März 1639, Röse II, Urk. 49, Gonzenbach I, Urk. 80, einzuhändigen.

In betreff der Breisacher Frage sollte Erlach, gegenüber etwaigen Beschwerden de Noyers' und anderer Minister über des Herzogs Verhalten erklären, daß seinem Herrn „die Capacität und Experienz des Herrn de Noyers" zwar nicht unbekannt sei, derselbe aber doch wohl zugeben werde, „daß Ihrer Fürstlichen Gnaden als einem geborenen deutschen Fürsten und General der Zustand des deutschen Wesens nicht allein sehr angelegen, sondern auch besser als Fremden bekannt wäre". Wenn, wie de Noyers und einige seiner Collegen gerathen hätten, die Festung dem Könige eingeräumt worden wäre, so würde das nur von schädlichen Folgen gewesen sein: es würde die Deutschen, die sich wieder hervorzuthun begönnen, entfremdet und auf des Feindes Seite getrieben und auch die Schweden argwöhnisch gemacht und vielleicht gar zu Tractaten mit dem Kaiser veranlaßt haben.

Ende März traf Erlach in Paris ein und begab sich sofort zu Grotius. Er theilte ihm seine Aufträge mit und erkundigte sich bei ihm, ob die Franzosen noch auf dem Besitz Breisachs bestünden. Grotius meinte: sie würden gegen den Wunsch des Herzogs nicht bei ihrer Forderung beharren, daß er auf den Schutz der Festung verzichte[1]); wohl aber würden sie zu verhindern suchen, daß ihnen, falls er stürbe, durch diesen Platz ein Schaden zuwachse. Doch könne dieser Besorgniß dadurch begegnet werden, daß Erlach und die ihm folgenden Statthalter eidlich gelobten, nach Bernhards Tode mit Breisach ohne Zustimmung Schwedens und Frankreichs keine Veränderung vorzunehmen.

Erlach erklärte sich damit einverstanden und bereit, auf die Statthalterschaft zu verzichten, wenn der König es wünsche. Grotius erwiderte: der König werde auf diesem Posten keinen lieber sehen als ihn, den Angehörigen einer ihm befreundeten Nation, der kein Deutscher und dem Kaiser nicht unterthan sei. Um so weniger, antwortete Erlach, werde er willkommen sein, da er nicht ganz von dem Willen Frankreichs abhänge. Am besten erscheine

1) Grotius an Oxenstiern vom 30. März (9. Apr.) 1639, Ep. 1150, und vom 6. (16.) Apr., Ep. 1153. In letzterem heißt es freilich: „difficile negotium: manet adhuc Brisaci cupido."

es, wenn Herzog Bernhard selber den Schutz des ganzen Elsaß, das der König ihm gegeben, übernehme.

Von seinem ersten Besuche bei de Noyers und bei Richelieu war Erlach sehr befriedigt[1]). Jener begrüßte ihn mit freundlichster Miene und gab ihm die Versicherung seines besten Willens. Der Cardinal zeigte keine Spur von Mißstimmung mehr. Dann erledigte er sich seines Auftrages beim Könige, der die Glückwünsche des Herzogs huldvoll entgegennahm und sich über dessen Genesung hocherfreut äußerte. Auch die Königin empfing ihn und ließ es an Freundlichkeit nicht fehlen. Wenn der Dauphin groß sei, sagte sie, müsse er unter Bernhard kämpfen und von ihm das Kriegshandwerk lernen. Kurzum: er hatte sich über den äußeren Empfang nicht zu beklagen.

Zu den Verhandlungen mit ihm hatte der König Bullion, Chavigny und de Noyers bestimmt. Gleich aus einem ersten Gespräch mit ihnen erkannte er, daß man beabsichtige, neue Tractate zu proponiren.

Am 9. April konnte er seinem Herrn schon von zwei Conferenzen, die er mit den Franzosen gehabt, berichten[2]). In der ersten hatte er sich seines Auftrages entledigt, in der zweiten, die zu Ruel stattfand, nahm er ihre Antwort entgegen. Sie ging auf des Herzogs Wünsche nicht in Einem Punkte ein. Nach dem Vertrage sei der König zur Zahlung irgend welcher „Extraordinaria" — Recruten- und Remontegelder, oder „wie sie Namen haben mögen" — nicht verbunden, dagegen der Herzog verpflichtet, für die festgesetzte Summe das Heer in der bestimmten Stärke zu halten. Es sei nicht billig, wenn alle Plätze in des Herzogs Händen blieben und dem Könige alle ordentlichen und außerordentlichen Auslagen zufielen. Letztere würde er nur übernehmen, wenn Bernhard ihm Breisach überlasse. „Es choquire des Königs Reputation bei seinen

1) Erlach an Bernhard s. d. Gonzenbach I, Urk. 78 b. Grotius an Oxenstiern vom 6. (16.) Apr. 1639.

2) Erlach an Bernhard vom 9. (19.) Apr. Gonzenbach I, Urk. 81. Anderes Einschlägige im Nachlaß (Gotha).

Alliirten, wenn ihm der eroberten Lande wegen nicht anders begegnet werde"[1]). In betreff des Succurses erklärten sie, daß Guebriant bis auf 4000 Mann verstärkt werden und Mittel zur Werbung von weiteren 4000 erhalten solle.

So ließen sich also die Verhandlungen „etwas rauh" an, und Erlach hatte ihretwegen sehr geringe Hoffnung. Zu den Extraordinarien sei nur wenig Aussicht, da es Bedenken habe, die Gegenforderung der Franzosen zu erfüllen; der Herzog werde also seinen Stat nach den Ordinarien richten müssen.

Von Ruel nach Paris zurückgekehrt, eilte Erlach sofort zu Hoeufft[2]). Sie kamen überein, daß er Bullion aufsuchen solle, der sich stets den Interessen des Herzogs zugänglicher als de Noyers gezeigt hatte. Noch am Abend des 9. April hatte er mit ihm in Gegenwart von de Noyers eine Unterredung, deren Folge war, daß

1) Erlach berichtete am 9. Apr.: in der zweiten Conferenz hätten die Bevollmächtigten „sondirt, ob ich etwas weiteren Befehl Breisachs halber haben möchte; als sie nun verspüret, daß ich nit weiter deshalben gehen wollte, haben sie angefangen, mein Begehren zu disputiren". (Folgt der Inhalt der Resolution.) Man wird annehmen dürfen, daß Erlach den auf Breisach bezüglichen Passus seines Memorials durch Versicherungen, wie er sie mit Oxenstiern verabredet hatte, ergänzt habe. Darauf bezieht sich die spätere Aeußerung von de Noyers (in seinem Brief an Guebriant vom 17. [27.] Juli 1639. Aubery II, S. 420): Erlach habe sich, als man von der Sicherheit Breisachs gesprochen, gegen sie, die Bevollmächtigten, dahin geäußert, falls Bernhard vor ihm stürbe, würde er (Erlach) mit aller denkbaren Treue Breisach für den König halten. Er wisse, daß dieses auch die Absicht des Herzogs sei. De Noyers fügte hinzu, daß er für den Wortlaut nicht einstehen könne, wohl aber für den Sinn. Vgl. die Instruction für d'Oissonville von demselben Datum. Gonzenbach I, S. 248, Anm. Diese Angaben sind aber stark anzuzweifeln und mindestens sehr ungenau. Sie entsprechen weder der Instruction Erlachs, noch dessen Verabredung mit Grotius, noch auch dem Verlaufe der zweiten Conferenz. Man wird den Charakter und die politische Stellung von de Noyers bei ihnen in Anschlag zu bringen haben, und ebenso die Absicht, die es damals (nach dem Tode des Herzogs) den Franzosen zu erreichen galt.

2) Erlach an Bernhard vom 10. (20.) Apr. 1639. Gonzenbach I, Urk. 82. Hoeufft an Bernhard von demselben Datum (Weimar). Möglich, daß Bullion an der zweiten Conferenz nicht theil genommen.

er am folgenden Morgen mit Hoeufft zu einer Zusammenkunft mit den drei Bevollmächtigten gebeten wurde, in der er dann eine wesentlich bessere Resolution empfing[1]). Denn sie enthielt die Zusage von 150,000 Livres zum Ankauf von Cavallerie-Pferden und von 50,000 zur Wiederaufrichtung der Artillerie. Dazu — und das war die Hauptsache — die Erklärung: man concedire ihm, daß er die Plätze am Rhein „vermöge der Tractate“ behalte, wolle dafür aber auch nichts mit deren Unterhaltung zu thun haben. Im übrigen blieb es bei der früheren Resolution. Man stellte sich auf den Standpunkt des Octobervertrages, ohne jedoch auf die ursprünglich ausgemachten Zahlungen zurückzukommen, erklärte sich vielmehr zur regelmäßigen Fortzahlung von 600,000 Livres vierteljährlich bereit, unter der Bedingung, daß der Herzog seine Armee in der vertragsmäßigen Stärke halte. Zur Zahlung weiterer außerordentlicher Summen wollte man sich nur verstehen, „wenn dem Könige mehr Gewalt in Breisach und den andern Festungen eingeräumt würde“. Ebenso blieb es bei der schon am vorigen Tage zugesicherten Truppenvermehrung, aber auch dabei, daß sie nicht dem Herzoge, sondern dem Marschall Guebriant zu gute kommen sollte.

Erlach schrieb an Bernhard: es sei „eine schlüpfrige Commission“ gewesen, und er habe sie „sehr zart“ behandeln müssen, um es ohne Schädigung seiner herzoglichen Reputation dahin zu bringen, daß Breisach in seinen Händen bleibe. Er habe es erreicht, daß die Franzosen „ohne Verbitterung“ darein gewilligt und doch die Fortbezahlung der „Subsidien“ zugesagt hätten. Und das sei fürerst die Hauptsache. Er bat ihn, sich damit vorläufig zufrieden zu geben und sich „keines Disgusto gegen die Franzosen vermerken zu lassen“. „Wenn ihnen Breisach einmal aus dem Sinn ist, wird hernach desto besser zu negotiiren sein“.

Auch Hoeufft urtheilte, daß der Herzog mit dem Resultat zufrieden sein könne. Er besitze nun die Festung Breisach, und wenn

1) Daher Hoeufft: „les affaires ont changé“. Bullion, der „Ihrer Fürstlichen Gnaden sehr favorisire“, habe besonderes Verdienst darum, und es empfehle sich, wenn Bernhard ihm „durch ein curtesisch Schreiben“ danke.

er auch die für ihre Erhaltung nöthigen Ausgaben selber bestreiten müsse, so sei doch der Stein des Anstoßes nunmehr bei Seite geräumt.

Und diese Concession von seiten der Franzosen, ohne daß sie von Erlach etwas über seines Herrn Absicht wegen Breisachs, wegen seiner Eroberungen in Burgund und deren Eintausches gegen elsässische Plätze, kurz über dessen weitere Pläne herausgebracht hatten; auch trotz der Pension nicht, die sie ihm von neuem anboten, und die er jetzt endlich annahm[1]). Auf all ihre neugierigen und dringenden Fragen hatte er stets nur die Antwort gehabt, er sei ihretwegen nicht instruirt; sie möchten sich an den Herzog direct wenden, etwa indem sie den Marschall Guebriant beauftragten, mit ihm persönlich weiter zu verhandeln.

Bernhard in Breisach.

Herzog Bernhard war, nachdem er Erlach abgefertigt hatte, sobald seine Gesundheit es gestattete, mit ungefähr tausend Reitern von Joux, wohin er wegen der in Pontarlier grassirenden Pest sein Hauptquartier verlegt hatte, über Morteau rheinwärts aufgebrochen. Sein Ziel war Breisach, wo er als Herr und Gebieter erscheinen wollte, während Erlach in Paris für die Ueberlassung der Festung an ihn auftrat. Den Obersten Oehm ließ er als Höchstcommandirenden in der Franche-Comté zurück mit dem Befehl, das gewonnene Gebiet durch weitere Eroberungen noch mehr auszu-

1) Königliches Brevet für Erlach vom 10. (20) Apr. 1639. Gonzenbach I, S. 239, Anm. Die Pension sollte ihm gezahlt werden für die Dienste, die er während des gegenwärtigen Krieges im Interesse der cause commune geleistet habe. — Daß Erlach bis zuletzt über seines Herrn Pläne zugeknöpft blieb, schreibt ausdrücklich de Noyers an Guebriant am 12. (22.) Apr. Le Laboureur S. 118.

dehnen[1]). Unterwegs das rosen'sche Cavallerieregiment an sich ziehend, gelangte er über Pfeffingen am 5. April nach Rheinfelden. Während er den Obersten Rosen mit einer Reiterabtheilung (von 600 Mann) nach Thann entsandte, um sich in Besitz dieses wichtigen Platzes zu setzen und damit dem Herzoge von Lothringen einen Einfall in das Elsaß unmöglich zu machen, inspicirte er Laufenburg, die Hüninger Schanze und Neuenburg und begab sich dann von hier zu Schiff nach Breisach, wo er am 7. April unter dem Donner der Geschütze ans Land stieg.

Erlach hatte in seiner Stellung als Gouverneur mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, ohne ihrer Herr werden zu können, so wenig es ihm gleich an gutem Willen und regem Eifer

1) Aus der Zeit kurz vor Bernhards Aufbruch stammt folgende Liste der Armee d. d. Pontarlier, 22. März 1639 (Gotha).

Cavallerie.			Infanterie.		
Fürstl. Leibgarde	1 Comp.	100 M.	Fürstl. Leibgarde	1 Comp.	300 M.
Oberst Rosen	8 "	588 "	Oberst Schönbeck	16 "	1734 "
Gralmaj. Taupadel	8 "	427 "	Oberst Hodiova	9 "	824 "
Graf von Nassau	8 "	568 "	Oberst Hattstein	12 "	1066 "
Oberst Oehm	8 "	504 "	Oberst Forbus	10 "	899 "
Oberst Müller	8 "	405 "	Oberst Flersheim	8 "	1036 "
Oberst Schön	8 "	515 "	Oberst Bernhold	9 "	808 "
Oberst Caldenbach	8 "	433 "	Oberst Moser	9 "	620 "
Oberst Canowsky	7 "	421 "	Schotten	7 "	330 "
Oberst Witersheim	7 "	438 "	Oberst Wiederhold	12 "	1200 "
Oberst Rotenhan	7 "	328 "			
1 Comp. in Breisach	1 "	100 "			
	79 Comp.	4827 M.		93 Comp.	8817 M.
Bezahlung auf 1 Monat		136,313 Rthlr.			59,401 Rthlr.

Artillerie	264 M.	} 319 M.	Bezahlung auf 1 Monat	5106 Rthlr.
Minirer	50 "			
Feuerwerker	5 "			
Handwerker der Artillerie	40 M.		" " " "	554 "

Cavallerie, Infanterie und Dragoner werden jährlich mit drei Monatsolden bezahlt (also mit 587,132 Rthlr.), Generalstab, Artillerievölker und Handwerksleute der Artillerie jährlich mit zwölf Monatsolden.

fehlte[1]). Er hatte die Fortificationsarbeiten zu Breisach nach Kräften gefördert, das Pallisadenwerk vervollständigt, neue Schanzen angelegt, andere reparirt, mit der Anlage eines großen, um die ganze Stadt führenden, 6 Schuh tiefen, 24 Schuh breiten Grabens begonnen und dafür gesorgt, daß die Garnison, ohne die Einwohner zu beschweren, „von ihrem Commiß und Lehnungen lebte." Auch war ein Theil der Contributionen bereits Mitte Januar von ihm veraccordirt worden. Und die Obersten hatten schon damals mit Recrutirungen begonnen. Aber dieselben gingen nur langsam von statten, weil die Pässe aus Württemberg vom Feinde gesperrt waren. Was aber die Contributionen betrifft, so stieß der Gouverneur vielfach auf hartnäckigen Widerstand. Immer wieder bekam er — namentlich von dem linken Rheinufer her — die Ausrede zu hören, daß man nichts hergeben könne, da man im vergangenen Herbst von Freund und Feind ganz ruinirt worden sei. Freiburg zwar erwies sich voll guten Willens, versprach und zahlte monatlich 1200 Reichsthaler. Aber die Grafschaft Hauenstein verstand sich nur zu einer Beisteuer von 100 Thalern, wofür Erlach das canowsky'sche Regiment in sie verlegte. Waldshut, Sulz, Röteln verweigerten jeden Beitrag. Dazu „hinkte es" mit etlichen Commissaren, welche die Contribution einzufordern unterließen, oder sie nicht an die vorgeschriebenen Orte einlieferten, so daß Erlach sich genöthigt sah, um ein Exempel zu statuiren, den Commissar von Rheinfelden, Johann Krafft, in Arrest zu setzen. Auch über den schwedischen Residenten Reinhard Mockel beklagte er sich: derselbe sitze beständig zu Benfeld, „welches in vielen Sachen Verhinderung bringe"[2]). — Die Beschaffung des Proviants stieß auf große Hindernisse. Zwar war das Korn ziemlich wohlfeil und sank

1) Für das Folgende Erlachs Briefe an Bernhard d. d. Breisach, 14. Jan., Rheinfelden, 3. Febr., Basel, 22. Febr., Breisach, 2. u. 6. März 1639 (Gotha). Für die Fortificationsarbeiten auch Cornelis von As an Bernhard d. d. Breisach, 31. März (Gotha).

2) Mockel war vollauf entschuldigt; denn Oberst Quernheim, der Commandant von Benfeld, war im Jan. 1639 gestorben (vgl. Theatr. Europ. IV, S. 8); in Folge dessen war Mockel natürlich unabkömmlich.

täglich im Preise; aber Rehlinger hatte kein Geld zum Ankauf; und der Rhein war so niedrig, daß die Schiffe nur halbe Ladungen verfrachten konnten. Dazu erwiesen sich die Schiffsleute aufsässig und drohten abzuziehen, wenn man ihnen nicht den rückständigen Lohn auszahle. — Ebenso war es mit der Bezahlung der Truppen übel bestellt. Ueber Bernhards Secretär Schmoller, der mit ihr beauftragt war, beschwerte sich Erlach in verletzendsten Ausdrücken. Endlich hatte auch die Erhöhung des Rheinzolls, die von dem Herzoge in Uebereinstimmung mit Rehlinger angeordnet worden war, viel böses Blut gemacht und hatte zur Folge, „daß die Commercien sich stockten und wenig Waaren durch diese Lande gingen". „Andere mehrere Confusiones zu geschweigen, die sich besser reden als schreiben lassen. Und würde dem allen durch Euer Fürstlichen Gnaden Gegenwart am besten haben remedirt werden können, die ich von Herzen bald erwarte" [1]).

Da that es denn freilich noth, daß der Herzog selber kam und nach dem Rechten sah.

Nicht nur in die localen Verhältnisse Breisachs griff er mit fester Hand ein, sondern auch in die allgemeinen des ganzen Territoriums. Denn es galt ihm, Einrichtungen zu schaffen, durch die er den Beweis lieferte, daß er sich als den Herrn des Landes ansah und als solcher, unbekümmert um die französischen Prätensionen, aufzutreten entschlossen war. Hatte dreimonatliche Erfahrung ergeben, daß für einen Einzelnen die Gesammtleitung der Geschäfte zu umfassend und schwierig sei, so errichtete er jetzt, dem schon vor dem Falle der Festung ertheilten Rath des klugen Rehlinger folgend [2]), für die Regierung wie für die Verwaltung der von ihm in An-

1) So Erlach an Bernhard vom 22. Febr. 1639. Am 2. März schrieb er ihm: „j'asseure bien V. A., que je trouve plus de besogne, que je n'avois cru, et qu'il y a tant de choses à réparer, que je ne scay quasiment par quel bout commencer, cependant je n'obmettray rien de tout ce qui dépende de moy, mais il faut que j'advoue, que je suis peu mal secondé."

2) Rehlinger an Bernhard d. d. Bern, 25. Nov. 1639 (Gotha): „Wäre vor allem nöthig, daß E. F. G. beliebten, ein Consilium von 3 oder 4

spruch genommenen Herrschaft collegialische Körperschaften. Zur Regierung wurde ein Collegium von vier Personen ernannt[1]), an dessen Spitze der Oberst Johann Georg Bertram (von Hersbach) als Landhauptmann trat. Neben ihm fungirten Herr von Remchingen als Hofmarschall, Dr. Forstenhauser als „Rechtsgelehrter", Lorenz Cramer als Secretär. Ein Canzelist war ihnen für die Bureauarbeiten beigegeben. Der Landhauptmann, dem außer freier Wohnung in Breisach ein Jahrgehalt von 2200 Reichsthalern bewilligt wurde, hatte sich ausdrücklich der „Wiederaufnahme des ganzen Landes" anzunehmen. Er hatte für die Sicherheit der Straßen, den Schutz des Handels und des Feldbaues zu sorgen. Das ganze Convoywesen war ihm unterstellt. Er hatte die Oberaufsicht „über alle Magazine in diesen Landen", die Controle der Finanzen. Deshalb sollten ihm von den Proviant- oder Magazinverwaltern monatliche Vorrathsverzeichnisse, von den Commissaren die „monatliche Bilanz", dazu von beiden die Jahresrechnungen eingehändigt werden, die er mit Zuziehung der Regierungs- und Kammerräthe zu „revidiren, calculiren und justificiren" hatte. In Geldangelegenheiten war er an den Rath und Beistand Rehlingers gewiesen, den der Herzog zu seinem, nur ihm selber verantwortlichen „Geheimen Rath und Director über seine Gelder" ernannt hatte[2]). Auch die Oberaufsicht über alle „Festungsgebäu", die Sorge für die Verpflegung der Garnisonen gehörte zu seinen Functionen. Und bei Truppen-

---

Personen, die tüchtig wären, anzustellen, damit das Wesen (es ist von dem Geld- und Verpflegungswesen die Rede) in einen beständigen, richtigen Gang gebracht, E. F. G. viel ab dem Hals geladen und nicht von einem oder anderm in Particular dependiren thäte, denn einige Personen wissen sich nicht allezeit gleich zu resolviren in allen Sachen ohne Berathschlagung. Einer stirbt, der andere wird gefangen, mancher siehet auf Eigennutz: da kommt denn das Werk in Stecken und E. F. G. in mehr Weg zu schaden."

1) „Einrichtung des Gouvernements in Breisach" d. d. 26. Apr. 1639. Bestallung und Instruction für Oberst Bertram d. d. Breisach, 26. Apr. Proclamirung seiner Ernennung d. d. Rheinfelden, 29. Mai, Bertrams Revers d. d. Rheinfelden, 2. Juni (Gotha).

2) Undatirtes Patent im Nachlaß (Gotha).

durchzügen bestimmte er die Etappen und Quartiere. Im Rathe führte er, wenn nicht der Herzog selbst oder eine „vorsitzende Generalsperson" zugegen war, das Präsidium.

Neben der Regierung errichtete Bernhard eine „Kammer", deren Wirksamkeit sich gleichfalls über das ganze Land erstreckte und die aus dem Landrentmeister, dem Kammersecretär, dem Rentmeister, einem Registrator und einem „Zöller" bestand.

Der Sitz der Regierung wie der Kämmerei sollte zu Breisach, dem festesten und dominirenden Platze des ganzen Gebietes, sein. Es mußte dem Herzoge deshalb von besonderer Wichtigkeit erscheinen, in dieser seiner Hauptstadt Zustände zu schaffen, durch die er ihrer gegen Angriffe des Feindes wie gegen die Ansprüche Frankreichs unbedingt versichert blieb. Für die militärischen wie für die bürgerlichen Verhältnisse erließ er eine Reihe von Verordnungen, die offenbaren, mit welcher Umsicht er zu Werke ging[1]).

An die Spitze der Breisacher „Militia" wurde der Festungscommandant gestellt, dem „die oberste Sorge für die Festung sammt allen dependirenden Werken und Schanzen beider Seiten des Rheins" aufgetragen war, und der zu geloben hatte, den ihm anvertrauten Platz, „so lieb ihm Ehr', Leib und Leben ist, bis auf den letzten Blutstropfen zu defendiren". Auch mußte er schwören, ausschließlich den Befehlen des Herzogs zu folgen. Alles, was mit der Sicherheit der Festung, der Ruhe und Ordnung in ihrem Innern, ihrer Vertheidigungsfähigkeit gegen feindlichen Angriff von außen zusammenhing, gehörte in sein Departement: die Besetzung der Posten, die Quartierung der Truppen, ihre Disciplin und Verpflegung, das Magazin- und Fortificationswesen, der Fremdenverkehr und das

1) Undatirte Instruction für den Commandanten. Er ist nicht genannt, offenbar, weil Erlach für diesen Posten bestimmt, aber noch in Frankreich abwesend war. Instruction für den Kriegsschultheiß allhier d. d. Breisach, 29. Apr. 1639; Instruction für Philibert Ludwig Messerschmid als Wachtmeister oder Stadtmajor in Breisach und Instruction für Adam Schnurer als Stadtprofoß und Markmeister in Breisach d. d. Breisach 1. Mai; Instruction und Ordnung, danach sich die Thorschreiber zu verhalten d. d. Breisach, 29. Apr. (Gotha).

Paßwesen, die Communication mit dem platten Lande. Für diese Stellung scheint Erlach ausersehen worden zu sein.

Unter dem Commandanten standen die übrigen militärischen Beamten: sowohl der Schloßhauptmann und der Stadtmajor, die es mit dem Dienste zu thun hatten, als auch der Kriegsschultheiß und der diesem untergeordnete Stadtprofoß, in deren Händen die Jurisdiction und die Sorge für die öffentliche Ordnung lag, und die deshalb mit einem Theile ihres Gehaltes auf den Stadtsäckel angewiesen wurden. Auch der Verwalter des Breisacher Magazins, Hans Conrad Müller, war, wie dem Landhauptmann, so dem Commandanten untergeben.

Der Wachtdienst wurde strenge geregelt, die Reihe der „äußeren und inneren Posten" bestimmt, die Stärke der aufziehenden Mannschaft und der zwischen den drei Regimentern wechselnde Turnus festgestellt, über die Ronde in der Stadt und bei den einzelnen Wachen genaue Instruction erlassen[1]), jedem Regiment ein bestimmter Alarmplatz angewiesen, die Truppenquartiere der genauen Controle des Stadtmajors unterworfen.

Alle Abende mußte der Stadtmajor beim Schließen der Thore persönlich zugegen sein, und die Schlösser revidiren, die Schlüssel dem Commandanten überbringen, der sie in seiner Kammer verwahrte. Am folgenden Morgen holte jener sie wieder ab, ließ aber die Thore nicht eher öffnen, als es „heiter lichter Tag" war und er sich auf dem Wall fleißig umgesehen. Tags hatten die Thorschreiber alle Ankommenden einem sorgfältigen Examen zu unterwerfen und jeden Verdächtigen mit einem oder zwei Musketieren von der Wache zum Commandanten zu schicken. Sie hatten dafür zu sorgen, daß den einfahrenden Marktleuten unter dem Thore keine Gewalt angethan, oder ihnen etwas abgenommen wurde, aber auch dafür, daß dieselben nichts von ihren Waaren vor dem Eintritt in die Festung verkauften und dadurch den Marktpreis steigerten. Nachts durfte nur eingelassen werden, wer ein herzogliches Schreiben

1) „Ordentliches Verzeichniß der Wachten und was auf jedem Posten für Mannschaft wachen soll" s. d. (Gotha). Dazu ein Erlaß: „Wie die Officiere alle Abend auf die Wacht von den Regimentern geben werden." s. d. (Gotha).

vorwies. Aber auch dann war größte Vorsicht anbefohlen, damit nicht zugleich andere in die Festung hineinkämen. Es sollten deshalb die letzte Zugbrücke und der letzte Schlagbaum so lange geschlossen bleiben, bis die ersten wieder zugezogen wären. Um aber wichtige, zur Nachtzeit einkommende Briefe sofort in Empfang nehmen zu können, sollten an allen Thoren Briefkästen („bequeme Büchsen und Rollen") angebracht werden, „dadurch man solche Schreiben ohne Oeffnung der Pforten ein- und auslassen kann".

Die Thorschreiber, Wirthe und Bürger hatten dem Commandanten „die Taggettel" einzuliefern, auf daß er stets wisse, „was für Leute in der Stadt vorhanden". Verdächtige hatte er selbst, der Kriegsschultheiß oder der Stadtmajor zu examiniren und nach Befinden der Sache sofort in Haft zu nehmen, oder, falls es sich um Bürger und Einwohner oder sonst Leute von Qualität handelte, mit den zur Regierung verordneten Räthen nach Stimmenmehrheit über sie zu beschließen. Auf das strengste war den Bürgern verboten, Fremde über Nacht zu beherbergen, es sei denn, sie hätten dem Major einen „Nachtzettel" eingereicht.

Kein Bürger oder Soldat, auch kein Passant durfte die Stadt ohne einen genauen, auf seine Person ausgestellten Paß verlassen, den der Commandant ausstellte, welcher jedoch, wenn Bedenken vorlagen, an den Consens der Regierungs- und Kammerräthe gebunden war.

Auch über die ankommenden und abgehenden Schiffe wurde genaue Controle geübt. Die Zöllner hatten die Güter, der Stadtmajor die Personen zu visitiren.

In der Stadt wurde die strengste Ordnung eingeführt. Eine halbe oder ganze Stunde, „nachdem der Zapfen abgeschlagen", hatte der Stadtprofoß mit etlichen Musketieren von der Hauptwache die ganze Stadt abzupatrouilliren, die Wirthshäuser zu inquiriren, unangemeldete Fremde auf die Wache zu schaffen und, wo er in den Schenken noch Geschrei vermerkte, den Wirth und die Zecher zur Anzeige zu bringen. Bei Tumulten hatte er mit seinen Leuten oder einer Abtheilung Soldaten einzuschreiten und die Excedenten zu verhaften.

Auch die Marktpolizei lag in seinen Händen; die feilgebotenen Waaren zu besichtigen und ihren Preis zu bestimmen, die Maße und Gewichte zu controliren, das Publicum gegen Uebervortheilung in Schutz zu nehmen, gehörte zu seinen Functionen. Er hatte den Händlern auf den Wochenmärkten ihren Platz anzuweisen und dafür zu sorgen, daß nur diejenigen, welche von der Obrigkeit „mit offenem Schilde" versehen waren, nicht aber fremde Marketender „sich des Weinschenkens, Krempens oder Verkaufung auf den Pfennig gebrauchten", es wäre denn, daß die Regierung es ihnen speciell erlaubt hätte und sie die bürgerlichen Abgaben zahlten.

Alle Bettler, Faullenzer und dergleichen „unnützes Gesind" wurden von dem Profoßen ausgeschafft, und ebenso wurde von ihm dafür gesorgt, „daß die Stadt von Unflat gesäubert und rein gehalten werde".

Genug der Einzelheiten. Wie man sieht, widmete der Herzog dem größten wie dem geringsten seine Aufmerksamkeit. Und dabei mußte er den Blick zugleich nach außen gerichtet halten; denn von Westen her drohte der Herzog von Lothringen mit einem Einfall; und im Osten sammelten sich bei Rottweil und am Bodensee bairische und kaiserliche Scharen. Deshalb verließ Bernhard Ende April die Festung und begab sich ins Feld zu Oberst Rosen, der mit seinen Truppen über Thann hinaus bis nach St. Dié vorgedrungen war, ein lothringisches Infanterieregiment zurückgeworfen, dann, sich nach Epinal wendend, die dort stehende Cavallerie geschlagen hatte und darauf vor Thann rückte, um nunmehr die Belagerung zu beginnen. Bernhard traf mit Verstärkungen im Lager ein und griff die Stadt mit solchem Nachdruck an, daß sie sich schon am 3. Mai ergab. Nach fünf Tagen capitulirte auch das Schloß.

Bald darauf erschien er auf dem Hohentwiel, diesem Vorposten Breisachs gegen den Bodensee, um ihn zu inspiciren und den Obersten Wiederhold zur Standhaftigkeit gegen den zu erwartenden Angriff des Feindes zu ermahnen.

Nicht jedoch, als ob Bernhard in dieser Sorge für Breisach und das Elsaß aufgegangen wäre. So wenig er vordem gewillt gewesen, während des draußen weitertobenden Kampfes in seiner Hauptstadt Würzburg sein Hoflager aufzuschlagen, so wenig dachte er jetzt daran, sich in Breisach festzulegen und als beatus possidens den regierenden Landesherrn zu spielen. Der ungestüme Drang seines Herzens ging auf den Krieg, und eben jetzt winkte ihm ein neuer Feldzug voll Ruhm und Ehre und glänzendsten Erfolgen; ein Feldzug, der ihn, wenn er glückte, wie vor sechs Jahren die Donau herabführen mußte, — vor das so glorreich gewonnene, so schmachvoll verlorene Regensburg; der wiederum wie damals im Verein mit den Schweden zu führen war: nur daß sie diesmal nicht unter einem Zauderer wie Horn standen, der sich nur widerwillig von seinem rheinischen Kampfgebiete entfernt hatte, sondern unter dem kühnen und ungestümen Baner, der vor Verlangen brannte, dem Vorbilde des großen Königs folgend die schwedischen Fahnen von der Ostseeküste durch ganz Deutschland zu tragen und dem langen Kriege unter den Thoren der österreichischen Hauptstadt ein ruhmvolles Ende zu machen.

Ihn hatte es nicht in müssigen Winterquartieren geduldet. Schon mit dem Beginn des neuen Jahres hatte er sich erhoben, um den im vergangenen Jahre so glücklich eingeleiteten Krieg fortzusetzen. Zu Lauenburg überschritt er im Januar die Elbe und durchzog nun die braunschweigischen Lande, unterwegs eine Abtheilung Kaiserlicher unter dem von Schweden abgefallenen Helm Wrangel aufhebend. Nächstes Ziel war Erfurt, das es gegen den Obersten Salis zu schützen galt. Der aber wich mit dem von ihm befehligten kaiserlichen Corps auf die Nachricht von Baners Annäherung von Mühlhausen ins Voigtland, gefolgt von den Schweden, die ihn (am 20. Februar) zwischen Reichenbach und Oelsnitz vernichteten. Dann besetzten sie Zwickau, drängten die Sachsen nach Dresden zurück und besiegten das kaiserliche Hauptheer, das ihnen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm aus seinen böhmischen Winterquartieren entgegengerückt war, bevor sich noch der aus Westfalen herbeigerufene Hatzfeld mit ihm vereinigt hatte, Anfang April durch die „Haupt-

victorie" bei Chemnitz. Dann überschritten sie, längs der Elbe vordringend, in der Mitte des Monats die böhmische Grenze. Prag zitterte, die Wiener Festungswerke wurden verstärkt, der goldene Steg mit Truppen verwahrt. Bei Brandeis wurden Mitte Mai acht kaiserliche Regimenter unter Hofkirch aufgerieben, unter den Wällen von Prag das Lager geschlagen und das Bombardement eröffnet. „Die böhmische Uhr ging den Schwedischen nach Wunsch"!

Bernhard erhielt von Baner selbst häufige und eingehende Berichte über diese Kette von Erfolgen, durch welche Schweden in so glänzender Weise seinen im Hamburger Tractat übernommenen Verpflichtungen nachkam. „Aber es will gleichwohl dem gemeinen Zweck wenig Vortheil eintragen", schrieb Baner dem Herzoge schon Anfang Februar[1]), „wenn an einem Ort gefeiert wird und einem Theil allein alle labores überlassen werden." Er drang in ihn, seine Truppen aus den burgundischen Quartieren gegen den Feind zu führen und demselben „droben im Reiche" wieder zu schaffen zu machen. Denn sonst werde „der große abundante Schwarm" ganz auf ihn fallen und er, wenn auch Hatzfeld herankomme, und falls Herzog Georg mit dem niedersächsischen Kreise die Waffen gegen ihn wende, wieder „zu einer hochschädlichen Retraite wie Anno 1637 zu Torgau" gezwungen sein. Doch hege er zu ihm und seinem bekannten Eifer für die evangelische Sache das Vertrauen, daß er „weder zu Actionen, die nicht zu obgedachtem Zweck correspondirten, noch zu periculosen Commorationen in Rastquartieren seine Zustimmung geben, vielmehr die Sachen dahin dirigiren werde, daß der Feind conjunctis viribus an allen Orten zu schaffen bekomme und ihm nicht die Gemächlichkeit vergönnt werde, seine ganze Force wiederum einzig und allein auf das schwedische Corps zu werfen und es in Angustien zu setzen".

An Bernhard lag es nicht, daß er Baners Verlangen nicht erfüllen konnte. Hatte er es doch an inständigen Bitten und Vorstellungen bei Frankreich, ihm die zum Kampfe nöthigen Unter-

1) Baner an Bernhard d. d. Helmstädt, 6. Febr. 1639 (Gotha). Dazu d. d. Hauptquartier Freiburg, 17. März und 14. Apr. (Gotha).

stützungen zu gewähren, nicht fehlen lassen. Aber die Hoeufft, Truchseß, Erlach hatten so wenig ausgerichtet, wie Hugo Grotius. So beantwortete er denn von Breisach aus Baners Schreiben dahin[1]), daß er bisher gezwungen gewesen sei, seine durch den Feldzug von 1638 aufs äußerste mitgenommene Armee in Burgund wieder zu stärken. Auch „andere hochwichtige Sachen" hätten ihm bisher nicht erlaubt, einen Entschluß zu fassen. Jetzt aber ließen sie sich wohl an, und so hoffe er denn, aufs eheste „zu wirklicher Cooperation" aufzubrechen.

Der Gedanke des rechtsrheinischen Feldzuges erfüllte, wie schon in früheren Jahren, so auch jetzt seinen Sinn. Darüber aber konnte er sich nicht täuschen, daß die Franzosen seit der Eroberung Breisachs noch weniger als vordem geneigt sein würden, die zu diesem Unternehmen erforderliche Unterstützung zu gewähren. Wäre doch die von ihnen in Aussicht gestellte Truppenhälfe — jene Augmentation des guebriant'schen Corps um 4000 Mann — für Bernhards Kampf in Deutschland nicht in Betracht gekommen. Um so mehr mußte ihm daran liegen, unter den evangelischen Deutschen selbst Anschluß und Beistand zu finden. Blieben sie kühl oder gar abweisend, dann hätte er auf keine Erfolge rechnen können und froh sein müssen, wenn es ihm gelang, sich bis nach Böhmen durchzuschlagen.

So oft er früher seine Waffen über den Rhein zurückzuführen und den Kampf wieder in Deutschland aufzunehmen geplant hatte, stets waren es die Hessen gewesen, auf deren Mitwirkung er sich am meisten Rechnung machte. Auch jetzt war sein Blick vor allen auf sie gerichtet. Und die Landgräfin Amalie Elisabeth hatte nach dem Tode ihres Gemahls nichts sehnlicher gewünscht, als den Kampf gegen den Kaiser fortzusetzen. Allein in der vormundschaftlichen Regierung von den Ständen ihres Landes abhängig, war sie nicht in der Lage gewesen, deren unablässigem Drängen nach Versöhnung mit dem Reichsoberhaupt ein fürstliches Machtwort entgegenzusetzen. Und so hatten denn Verhandlungen mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten

1) Bernhard an Baner d. d. Breisach, 22. Apr. 1639 (Gotha).

begonnen, die zunächst (im Januar 1638) zum Abschluß eines dreimonatlichen, hernach immer wieder verlängerten Waffenstillstandes, dann im August 1638 zu dem sogenannten Mainzer Vertrage führten, nach welchem Hessen unter gewissen Bedingungen dem Prager Frieden beitreten sollte. Die wichtigste dieser Bedingungen, die Amalie Elisabeth durchgesetzt hatte, war, daß zugleich mit Hessen alle übrigen reformirten Reichsstände, unbeschadet ihrer Religion, in den Frieden aufgenommen werden würden.

Wenn man die trefflichen Dienste bedenkt, die Landgraf Wilhelm „der guten Sache" geleistet hatte, so begreift man die Enttäuschung ihrer Verfechter über diese Haltung der Landgräfin. Welchen Vortheil hätte es dem Herzog Bernhard und seinem Breisacher Feldzuge bringen müssen, wenn sich die hessische Armee an dem Kampfe zu betheiligen fortfuhr, statt durch den Stillstand zur Unthätigkeit verurtheilt zu sein; wenn sie sich mit dem Corps des pfälzischen Prinzen verband und, den Main überschreitend, die den Weimaranern gegenüberstehenden Armeen im Rücken faßte!

An Bemühungen, die Landgräfin bei der „guten Sache" festzuhalten, hatte es nicht gefehlt. Die beiden Kronen hatten sich gleich nach dem Abschluß ihrer Allianz mit dem Verlangen an sie gewandt, das hessisch-schwedische Bündniß von Werben, das hessisch-französische von Wesel zu erneuern, den Stillstand zu kündigen und ihre Truppen wieder in Action treten zu lassen Schweden bot ihr all seine Quartiere zwischen Rhein und Weser an, Frankreich reichliche Subsidien. Auch die Generalstaaten waren in sie gedrungen, entweder mit dem Kaiser zu brechen, oder wenigstens das Unternehmen Carl Ludwigs zu unterstützen. Und auch Herzog Bernhard hatte auf sie einzuwirken gesucht. Er hatte ihr persönlich geschrieben, hatte Wicquefort veranlaßt, sich von Amsterdam aus, den schwedischen Staatssecretär Müller, sich auf seiner Rückreise von Paris nach Hamburg mit der Aufforderung an sie zu wenden, wiederum die Waffen zu ergreifen. Und Müller, der sie in Gröningen aufsuchte, hatte es an eindringlichen Vorstellungen nicht fehlen lassen[1]). Sie

1) Müller an Bernhard d. d. Hamburg, 13. (23.) Juli 1638 (Gotha).

aber schilderte ihm die Zwangslage, in der sie sich ihren auf den Frieden dringenden Ständen gegenüber befand, und versicherte ihn, daß sie gegen die kaiserlichen Versuchungen alles gethan habe, „was sie vermöge, und was einer Vormünderin und Frau anstehe". Man habe ihre armen ruinirten Unterthanen und die Geistlichkeit ihr auf den Hals geschickt, um sie durch Bitten und Flehen von ihren unfriedsamen Gedanken abzubringen; dann sei gar der Ausschuß der Landschaft gekommen und habe ihr mit Absetzung gedroht, wenn sie sich nicht zu den Tractaten verstünde. Da habe sie, als eine von jedermann verlassene, ganz allein auf sich gestellte Frau, nicht anders gekonnt, als sich fügen und den Landständen und Räthen erklären, sie möchten thun, was sie gegen Gott, das Land und ihr eigenes Gewissen verantworten könnten. Sie aber erklärte dem Gesandten, daß sie mit allen menschlichen Mitteln das Werk ferner nach besten Kräften aufzuhalten suchen und ihre Armee dem Feinde niemals überlassen werde.

Ihrer Gesinnung anders als durch solche Versicherungen Ausdruck zu geben, war sie freilich nicht im stande. Ja, sie sah sich, sobald der Mainzer Vertrag von den beiderseitigen Bevollmächtigten angenommen war, vielmehr genöthigt, den Franzosen zu eröffnen, daß der von ihnen mit ihrem verstorbenen Gemahl abgeschlossene Vertrag mit dessen Tode erloschen und also auch die Verpflichtung, ohne Frankreich keinen Frieden zu schließen, für Hessen nicht mehr bindend sei. Den Krieg aber würde sie bei dem traurigen Zustande ihrer Truppen und Festungen selbst mit den in Aussicht gestellten Subsidien nicht fortsetzen können.

Darüber herrschte in Paris große Erbitterung. Pater Joseph ließ den hessischen Gesandten nicht vor; Hugo Grotius stellte die Landgräfin mit der savoyischen und mantuanischen Witwe auf Eine Stufe. Er sah sie schon zum Feinde abgefallen[1]).

Aber der Kaiser verwarf jene, auf die Religion bezügliche Bestimmung des Mainzer Vertrages, die er „auf das ägyptische Rohr des Prager Friedens" herabzustimmen suchte. Und das in derselben

1) Grotius an Müller d. d. 28. Sept. (8. Oct.) 1638. Ep. 1043.

Zeit, da Breisach fiel, Baner an der Elbe erschien und unter der Einwirkung seiner Nähe Herzog Georg vom Kaiser zurücktrat und der niedersächsische Kreis die bewaffnete Neutralität beschloß. Mochten gleich die Stände ihres Landes fordern, daß man den Mainzer Vertrag auch in der Gestalt, die ihm der Kaiser gegeben, annehmen müsse: wenn es Amalie Elisabeth ernst war mit ihrer antihabsburgischen Gesinnung, jetzt hatte sie den besten Anlaß sie zu beweisen; und die Gelegenheit war so günstig wie nur möglich.

So die Lage, als sich Wicquefort, Frankreich unverrichteter Sache verlassend, in Bernhards Auftrage zur Landgräfin nach Dorsten begab [1]), um sie zu bewegen, angesichts der baner'schen Siege auch ihrerseits den Kampf wieder aufzunehmen. Wenn sie — um was er sie zu ersuchen hatte — ihre Truppen dem Herzoge überließe, der mit ihrem Hause in Erbverbrüderung stehe und es wie sein eigenes schützen werde, so würde sie gesicherter sein, als wenn sie „mit einem Particular ginge". Er hatte ihr „als Contentement und Versicherung" eine Summe Geldes — etwa 100,000 oder 150,000 Kronen — anzubieten, die sie nach glücklicher Hinausführung des Unternehmens zurückerstatten sollte.

Besonders um Melander sollte sich Wicquefort bemühen, da derselbe „alle Autorität in Händen habe". Es empfehle sich, ihn „durch ein Stück Geld und das Gut im Elsaß heranzuziehen" [2]). Und da auch Melanders Frau „etwas zu sagen habe", gelte es, „keine Diamanten zu sparen".

Melander, der Höchstcommandirende der landgräflichen Truppen, übte allerdings im Hessenlande einen weitreichenden Einfluß aus, der freilich um nichts segensreicher war als vor dem Prager

1) Undatirtes Memorial für Wicquefort bei Gonzenbach, Urk. 91. Daß es nicht schon vor der Einnahme Breisachs verfaßt sein kann, lehrt der Inhalt: ein Theil des Schriftstückes wiederholt wörtlich die Ausführungen in Baners Brief an Bernhard d. d. Helmstädt, 6. Febr. 1639 (Gotha), woraus sich ergiebt, daß es nicht früher aufgesetzt sein kann, als Bernhard diesen Brief Baners in Händen hatte. Er beantwortete denselben d. d. Breisach, 22. Apr. 1639 (Gotha).

2) Gemeint ist die Herrschaft Pfirt, welche die Königin von Schweden ihm im Sept. 1634 geschenkt hatte.

Frieden der Arnims am Hofe zu Dresden. Wie dessen getreues Ebenbild erscheint er überhaupt, dieser politisirende und diplomatisirende General, dem der im Bunde mit Ausländern gegen ihr Oberhaupt geführte Krieg deutscher Reichsstände in innerster Seele zuwider war. Daher hatte er schon den Landgrafen zur Annahme des Prager Friedens zu bewegen gesucht und hatte sich dann in betreff der Aussöhnung Hessens mit dem Kaiser in vollster Uebereinstimmung mit den Ständen des Landes befunden. Die Erfolge Baners machten ihn schaudern. „Er raufe sich die Haare", hieß es, „und rufe, nun erfülle sich seine Prophezeiung, daß die Schweden Kaiser und Fürsten aus dem Reich und ihren Nestern jagen würden".

Er nun trug sich mit einer politischen Idee, die schon vor Jahren Arnim zu verwirklichen gesucht hatte. Er wollte inmitten des allgemeinen Krieges aus deutschen Elementen eine „dritte Partei" gründen, deren Aufgabe Schutz der politischen und religiösen Freiheit des Vaterlandes und Fernhalten der Ausländer vom deutschen Boden und von den Reichsangelegenheiten sein sollte. Nicht als ob seine Meinung war, die Deutschen zum selbständigen, mit allem Nachdruck geführten Kampfe gegen ihr Oberhaupt zu einigen und dadurch den Beistand Schwedens und Frankreichs überflüssig zu machen. Seine Gedanken verstiegen sich nicht über jene Grenze, innerhalb deren sich vormals die Leipziger Schlußverwandten zu halten übereingekommen waren. Eine bewaffnete Neutralität der deutschen Stände hielt er für ausreichend zur Verwirklichung seines Programms. Freilich stand auch im Hintergrunde desselben die Aussöhnung mit dem Kaiser auf der Basis des Prager Friedens, der, nachdem er einige Modificationen erfahren, auf das ganze Reich ausgedehnt werden sollte.

So, sieht man, fügte sich dieses melander'sche Project der großen europäischen Combination gegen die beiden Kronen, von der früher die Rede war, vortrefflich ein. Und wenn man auch einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen beiden nicht nachzuweisen vermag, so überrascht es doch, gelegentliche Andeutungen darüber zu finden, daß man auch Dänemark, auch Polen für die „dritte Partei" zu gewinnen dachte.

Für diesen Plan entwickelte der General eine große Rührigkeit. Schon Anfang April (1639) kam es durch ihn zwischen Hessen und den Braunschweiger Herzögen, die sich, wie schon gesagt, bereits für die bewaffnete Neutralität entschieden hatten, (in Hildesheim) zu einem Vertrage, in welchem man sich verband, auf Wiedererlangung eines ehrbaren Friedens, Behauptung der beiden fürstlichen Häuser und des niedersächsischen Kreises als Vormauern des Reichs, „ohne Beleidigung des Kaisers", und auf Vollziehung des Mainzer Vertrages hinzuwirken. Aber auch an den katholischen Pfalzgrafen von Neuburg, der zu Düsseldorf residirte, wandte sich Melander; und der ging mit größtem Eifer auf seine Vorschläge ein[1]).

So wären denn alle Bekenntnisse in dieser dritten Partei vertreten gewesen, deren Grundstock sich aus dem oberrheinischen, niedersächsischen und westphälischen Kreise zusammensetzen sollte.

Auch den Herzog Bernhard hoffte der Hesse für seine Idee zu gewinnen. Er hatte ihm die Rolle des Höchstcommandirenden über die bewaffnete Armatur dieser habsburgisirenden Friedensliga zugedacht. Natürlich, daß er, um sie zu übernehmen, seine Beziehungen zu Frankreich gelöst haben mußte. Melander schrieb ihm[2]), daß er ihm nach besten Kräften, ja mit seinem Leben selbst unterthänige, treue Dienste zu leisten trachten und seinen Befehlen in allem nachkommen werde. Denn alles, was er von seinen Anschauungen und Plänen durch Wicquefort vernommen, stimme völlig mit seiner eigenen Auffassung überein.

In Begleitung Melanders und seiner Frau erschien Wicquefort in Dorsten, wo er von der Landgräfin Ende April empfangen wurde[3]).

Auf seinen Vortrag erwiderte sie mit einer langen, gewandten,

---

1) Grotius schreibt an Camerarius schon 5. (15.) Jan. 1639. Ep. 1098: „Moneor, Melandrum simile fedus eorum, qui inferius Rheno adsident, moliri, quale illud est Saxonum Inferiorum."

2) Melander an Bernhard d. d. Dorsten, 9. (19.) Mai. Gonzenbach I, S. 301 f.

3) Hauptquelle für das Folgende ist der Bericht Wicqueforts an Bernhard d. d. Amsterdam, 14. (24.) Mai (Copie in Weimar).

„discreten" Rede, in der sie, von den Ursachen des Stillstandsabschlusses anhebend, ihre Lage eingehend entwickelte, und die Versicherung gab, niemals einen Frieden zu schließen, in welchem nicht ihre Forderung freier Religionsübung bewilligt würde, was denn wohl den baldigen Wiederbeginn des Krieges wahrscheinlich mache. Sie habe die besten Absichten; aber sie könne ohne die Zustimmung der Mitvormünder und ihres Conseils und ohne die nöthigen Mittel nichts unternehmen. Der König von Frankreich verspreche wohl etwas Unterstützung, aber unter Bedingungen, die anzunehmen ihre Räthe große Bedenken trügen. Auch würde er ihr, bei der großen räumlichen Entfernung seines Landes von ihren Grenzen, in Wirklichkeit kaum helfen können.

Wicquefort suchte sie zu überzeugen, daß die von Frankreich versprochene Jahressumme zusammen mit derjenigen, die sie nach Aussage ihres Generalcommissars monatlich aus ihrem Lande ziehen könne, zu einem kriegerischen Unternehmen völlig ausreichte. Herzog Bernhard habe im vergangenen Jahre mit geringeren Mitteln große Thaten vollbracht und würde ihnen, wenn er über eine so schöne Armee wie die hessische verfügte, neue anreihen.

Sie habe im ganzen nicht über 10—11,000 Mann, erwiderte die Landgräfin, und von diesen wären nach Besetzung der Plätze nicht über die Hälfte im Felde verwendbar.

Wicquefort erklärte nach den glücklichen Erfolgen Baners ein Corps von 5000 Mann für durchaus genügend, vollends wenn es sich mit den in Westphalen stehenden Schweden Kings vereinigte. Jetzt biete sich die Gelegenheit für sie, unsterblichen Ruhm zu gewinnen, wenn sie sich ihren früheren Alliirten anschlösse.

Die Unterredung führte zu keinem Resultat, und auch in den nächsten Tagen wich die Landgräfin einer „kategorischen Antwort" aus, so daß Wicquefort endlich erklärte, er wolle abreisen und dem Herzoge über ihre Haltung Bericht erstatten. Da ging sie denn endlich mit der Sprache deutlicher heraus. Sie versicherte ihn der lebhaftesten Theilnahme für Bernhards Unternehmungen und für den Erfolg der guten Sache. Doch fügte sie hinzu, daß sie nicht das Versprechen geben könne, mit dem Kaiser sogleich zu brechen,

wohl aber, daß es einmal zum Bruch kommen werde. Unvorbereitet werde sie nicht ans Werk gehen. Sie halte es für das beste, in enge Verbindung mit dem niedersächsischen Kreise zu treten, und ersuche ihn, die Mission nach Niedersachsen zu übernehmen. Sie erklärte sich also für eine Partei der bewaffneten Neutralen, das heißt für das melander'sche Programm, für welches ihr einflußreicher General sie in eben diesen Tagen gewonnen zu haben scheint. An diesen verwies sie den Gesandten wegen der weiteren Aufklärung über den Plan.

Wicquefort sprach ihr sein Bedauern darüber aus, daß sie ihn nur mit Vertröstungen auf die Zukunft abreisen lasse. Die ihm angesonnene Mission lehnte er auf das bestimmteste ab und warnte vor der Neutralität, die niemals Sicherheit gewähre, vielmehr fast immer zur Unterwerfung unter den Sieger führe.

Melander suchte ihn in vertrautem Gespräch von der Vortrefflichkeit der projectirten „dritten Partei“ zu überzeugen. Auf Schweden und Frankreich hätte man sich nicht zu verlassen; denn sie führten den Krieg nicht für die Befreiung Deutschlands, sondern für ihre eigene Größe. Deshalb sei es, daß dieses Breisach haben, jenes Benfeld behalten wolle. Er wisse, daß man ihn als habsburgisch verschreie; man thue ihm darin sehr unrecht. Der Kaiser habe ihm die Würde und den Besitz eines Reichsgrafen und die Stellung eines Generals angeboten; er habe alles abgelehnt. Auch von Frankreich sei ihm die königliche Generallieutenantschaft angetragen worden, und auch sie habe er ausgeschlagen. Denn er wolle wohl gegen das Haus Habsburg kämpfen, aber nicht in französischem Dienst. Nur den Befehlen Herzog Bernhards würde er sich unterordnen[1]); denn derselbe sei das einzig würdige, allen genehme Haupt der dritten Partei. Stelle der Herzog sich an die Spitze,

1) Davon wußte der alles aufspürende Grotius schon am 12. (22.) Jan. 1639 an Oxenstiern zu schreiben. Ep. 1103: „Scribit ad amicos, quos hic habet Melander, se, si militaturus sit ultra, nulli nisi duci Vimariensi militare vellet. — Id an ex animo scribat, inescatus Caesarianis pollicitationibus, dubitari potest.“ Vgl. seinen Brief an Camerarius von dems. Datum. Ep. 1105.

so würde er, Melander, ihm 12,000 Mann und mehr zuführen, würde ihm den Besitz der jülich'schen Lande zusichern u. s. w.

Durch derartige Versicherungen und Versprechungen ließ sich der etwas kurzsichtige Holländer blenden. Er schloß den Bericht seiner Verhandlungen zu Dorsten mit warmen Lobpreisungen des verkannten Patrioten Melander.

Weit anders wirkten diese hessischen Eröffnungen auf Herzog Bernhard. Ihn machte der Plan, eine dritte Partei zu gründen, „sehr bestürzt"[1]). Er sah in ihm eine große Gefahr für das Vaterland. Denn „eine neue Verbündniß, eine dritte Partei, sei ein neuer und dritter Krieg". Der erste Krieg, den Gustaf Adolf, Kursachsen und andere Leipziger Schlußverwandte geführt, habe nach des Königs Tode und in Folge der Trennung der Gemüther einen üblen Ausgang genommen und die Hoffnung auf einen beständigen allgemeinen Frieden in weite Ferne gerückt. Durch den anderen Krieg, den Kursachsen und das Haus Oesterreich nach Abschluß des Prager Friedens begonnen, sei die Aussicht auf den Frieden fast

1) Bernhard an Wicquefort d. d. Rheinfelden, 1. Juni 1639, hgg. von Rommel in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde III (1843), S. 275 ff. Die im Texte mitgetheilte Ansicht des Herzogs schließt die hessische Angelegenheit, soweit sie in das Bereich dieser Darstellung gehört, ab. Melander fuhr fort, alles anzustrengen, um die „neue Ruptur" zu hintertreiben. H. Wolf schrieb an Bernhard d. d. Cassel, 24. Juni 1639 (Gotha): der Statthalter (Hermann von Melsburg) und der Vicestatthalter (Dalwigk), die gegen sie gewesen, habe Gott zwar durch einen zeitlichen Tod weggenommen. „Es finden sich aber noch so viel andere Bediente, so deren consilia continuiren", daß die Ruptur schwerlich bald erfolgen werde. „Sonderlich ist eine das Werk in Handen habende Person dazu gar unwillig und hat überflüssige, unnöthige impressiones". Gemeint ist natürlich Melander. Doch scheint die Landgräfin sich sehr bald von seinem Einflusse frei gemacht zu haben. Am 10. Juli bat sie Bernhard (Rommel VIII, S. 542), ihr in dieser schweren Sache ferner beizustehen, und sandte ihren Hofmarschall Günderode, der mit Melander schlecht stand, zu ihm, der nach Pufendorf XI, § 36 „heimlich mit ihm wegen Conjunction der Völker handeln sollte". Und am 12. (22.) Aug. schloß sie mit Frankreich zu Dorsten eine Allianz gegen „den König von Ungarn". Melander ist später, auch darin Arnim gleich, in kaiserliche Dienste getreten.

ganz verloren gegangen. Und so sei denn zu besorgen, daß, wenn durch eine ähnliche Verbindung, wie die zu Leipzig und zu Prag geschlossene, ein dritter Krieg entstünde, die in Deutschland kämpfenden fremden Mächte einen Frieden erlangen möchten, durch den sie ohne Rücksicht auf ihre früher gemachten Versprechungen „unser Vaterland unter sich theilen und uns sämmtlich wie in einen Sack verstecken würden, gleich als ob wir niemals gewesen wären. Und würden wir ihnen zu solchem procedere durch diese neue dritte Partei ein Licht aufgesteckt haben.“ Denn wenn es auch nicht offen zu Tage trete, daß der Zweck dieser Vereinigung gegen sie gerichtet sei, so würde doch schon ein derartiger enger Zusammenschluß ihren Argwohn erregen, ihr bisheriges gutes Vertrauen und damit jeden Einfluß auf sie vernichten.

Was ihm aber als das „allergefährlichste“ erschien, war der Umstand, daß auch katholische Fürsten Deutschlands in die Verbindung gezogen werden sollten; denn „diese Leute dienen gar in unsere consilia nicht: es wird wenig Gutes erfolgen, wenn man das Gift, so der Ursprung unserer Krankheit ist, unter die Arzenei nehmen will.“ Und nicht nur zum Beitritt aufgefordert werden sollten sie; zu seiner größten Bekümmerniß erfuhr er, daß der Plan überhaupt von ihnen ausging. Hatte doch den gleichen Vorschlag Markgraf Wilhelm von Baden im Namen der katholischen Reichsfürsten durch Pfalzgraf Christian an ihn gelangen und erklären lassen: „die katholischen Stände sähen, wie wenig die Oesterreichischen für das Reich sorgten; sie wollten Frieden haben; wenn er wolle, könne er das Haupt der Armee sein. Und was dergleichen unverschämte Anmuthungen mehr.“ Und ähnliche „Anmuthungen gegen die gute Partei“ hatte, wie er erfuhr, der Feind durch den Grafen Kurtz auch an den König von Dänemark gestellt und der spanische Gesandte an die Schweizer. In demselben Sinne bemühte sich Baiern bei Frankreich.

Den ganzen Plan erklärte er für nichts als eine „Vanität“; er würde „den fremden Potentaten nur diversiones machen und den Oesterreichischen nur den Krieg vom Halse ziehen, Luft machen und den Krieg ärger anfangen als niemals. Denn von allen Ver=

ständigen jederzeit dafür gehalten worden, daß man von Oesterreich niemals einen Frieden erlangen würde, es wäre denn dazu genöthigt und gezwungen". Das beweise der Ausgang aller mit ihm gepflogenen Tractate vom Passauer Vertrage und Augsburger Religionsfrieden an.

Seine Meinung war vielmehr, daß man sich darauf beschränken solle, in gegenseitiger „guter Verständniß und Correspondenz zu bleiben, einen gesammten Zweck zu haben und auf ihn hinzuarbeiten, und wo die Gefahr am größten, oder zu vermuthen sei, daß etwas Nützliches ausgerichtet werden könne, wenigstens bisweilen einander, vornehmlich aber den fremden Potentaten in ihren großen Arbeiten und Progressen einen Reiterdienst zu leisten, damit man nicht gar in den Ruf komme, als wenn man in den Sachen nichts zum Dienste des Vaterlandes gethan hätte." Durch den Anschluß an die fremden Mächte würde man die eigene Macht vergrößern, sich dem Gegner furchtbarer machen und mehr zur Beförderung des Friedens beitragen, als wenn man sich gegen sie „übel bezeugte".

Hatten diese Bemühungen, ihn durch den Köder der Führerschaft einer deutschen Partei von Frankreich hinwegzulocken, keinen Erfolg, so glückten erneute Versuche, ihn zum Anschluß an den Kaiser zu bewegen, um nichts besser.

Es nimmt nicht wunder, daß man kaiserlicherseits alles anstrengte, ihn, der durch seine großen Siege im vergangenen Jahre immer gefährlicher wurde, zur Aufgebung des Kampfes zu bewegen. Schon unter dem Eindruck der Schlacht bei Wittenweier war ein neuer Versuch dazu gemacht worden. Noch war der Abgesandte seiner Brüder nicht von seiner verunglückten Mission nach Weimar zurückgekehrt, als sich kein anderer als Savelli, der geschlagene General, abermals mit seinem alten Ansinnen an den Herzog wandte. Daß er vordem von ihm so rundweg abgewiesen worden, kümmerte diesen geschmeidigen Italiener, der seine eigenen Begriffe von Ehre hatte,

nicht im mindesten. Der bei Wittenweier gefangene Taupadel mußte den Vorwand der erneuten Annäherung abgeben[1]). Der Duca versicherte den Herzog, daß er denselben gut behandle, theils um sich für die gute Behandlung, die ihm vordem in Laufenburg zu theil geworden, zu revanchiren, theils um dem Herzoge zu beweisen, daß er nach wie vor zu seiner Verfügung stehe. Und so wiederholte er denn seine frühere Versicherung, daß er ihm „in allem, was er hierbevor angeregt", zu dienen wünsche, ihn zugleich ermahnend, sich die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, da die Zeit mehr denn je „favorabel sei".

Da der Herzog darauf schwieg, folgte nach vierzehn Tagen ein zweiter Brief[2]). Mit der Landgräfin von Hessen seien nunmehr alle Differenzen geschlichtet; er sei also der „einzig übrig gebliebene" deutsche Fürst. Durch Fortsetzung seines Kampfes würde er nur sein Vaterland „betrüben" und sich selber um „eine nutzbare Ruhe und die Glorie der Vollkommenheit" bringen. Er stellte ihm die steten Gefahren des Krieges und die Ungewißheit seines Ausganges vor, von dem er, der auf ausländische Hülfe angewiesen sei, unter allen Umständen keinen Nutzen haben würde. Den Vorwand des Schutzes der Freiheit von Vaterland, Glauben, Anverwandten könne er jetzt nicht mehr für seinen Kampf geltend machen, „da das ganze Reich wieder mit dem Kaiser in gemeinem Frieden beisammen sei." Und deshalb hoffe er, Bernhard „werde nicht in die Glorie und Fortun, die ihm gegenwärtig der Krieg beigefügt, so verliebt sein wollen", daß er darüber der Unbeständigkeit des Kriegsglückes vergesse, sondern sich mit dem begnügen, was er erreicht habe, und seinen Frieden mit dem Kaiser machen. Daß er, ein ausländischer Cavalier, ihn zu solchem Entschlusse auffordere, dürfe ihn nicht befremden; denn seine Vorfahren hätten bereits vor vielen hundert Jahren treu zu Kaiser und Reich gestanden. Und deshalb strebe er nach der Ehre und dem Ruhme, sich um die Herbeiführung des allgemeinen Friedens verdient zu machen.

---

1) Savelli an Bernhard vom 14. (24.) Aug. 1638 (Gotha).

2) Savelli an Bernhard vom 26. Aug. (5. Sept.) 1638 (Gotha).

Ob solcher in süßesten Phrasen dargebrachten dreisten Zumuthungen riß dem Herzoge endlich die Geduld, und er ertheilte dem Duca auf seine beiden Elaborate eine Antwort, von der er erwarten durfte, daß sie ihn für immer von dessen Zudringlichkeiten befreien würde[1]). Er habe ihm in seiner Gefangenschaft allerdings die seinem Range entsprechende Behandlung zu theil werden lassen, weil er mit Cavalieren cavalièrement zu verfahren pflege. Aber Savelli habe durch seine listige Flucht solches Vertrauen schlecht vergolten. Sein Dank habe ihn daher befremdet; seine „auf so viel Schrauben gesetzten, zu mehrerlei Verstand eingerichteten Offerten" aber habe er nicht begriffen, geschweige denn angenommen oder einiger Erwägung werth gehalten. So viel auf seine früheren Eröffnungen! „Was aber seinen letzten Brief betreffe, in welchem er ihn beschuldige, daß er allein noch seinem Vaterlande den Genuß des vollkommenen Friedens entziehe, im übrigen ihn durch Vormalung der Unbeständigkeit des Glücks und anderer wunderlichen Motiven ohne Scheu tentire und anzapfe, damit er umtrete, seine rechtmäßigen, christlichen Defensionswaffen niederlege und die gute Partei verlasse, der Herr Duca aber durch solche Künste denjenigen Ruhm und Ehre erlange, die er durch sein Schwert nicht erreichen konnte: so wünsche er, der an die Wankelmüthigkeit des Kriegsglücks nicht durch andere erinnert zu werden brauche, mit so unbegründeten und unziemlichen Anmuthungen künftig von ihm gänzlich verschont zu bleiben. Denn dergleichen Sachen wirkten nur auf geringe Gemüther und solche, die ihre Actionen nach dem Glück zu richten pflegten. — Daß der Herr Duca es seinem alten, adeligen Herkommen nach mit dem ganzen Reich gut meine, möge ja sein; daß er aber einen geborenen Herzog zu Sachsen, dessen Voraltern alte Hauptsäulen und vornehmste Glieder des heiligen römischen Reichs, ja Kaiser und Könige gewesen, welche mit dem Geblüt auch die Tugend und Liebe des Vaterlandes auf seine Fürstliche Gnaden vererbt, darüber belehren wolle, was zu desselben Befriedigung, Ruhe, Wohlstand

1) Bernhard an Savelli d. d. Colmar, 3. Sept. 1638 (Gotha).

und Sicherheit dienlich sei, das könne ihm anders nicht als seltsam und befremdlich vorkommen."

Der Schrecken über den Fall Breisachs trieb den Kaiser, nochmals zu versuchen, den Herzog zu gewinnen. Jetzt endlich zeigte er sich geneigter, dessen Gesandten zu den allgemeinen Friedensverhandlungen zuzulassen, die sich während des Waffenlärms in fruchtloser Weise, ohne über die formalsten Vorfragen hinauszugelangen, zu Cöln und Hamburg durch die Jahre hinschleppten. Er erklärte sich bereit, ihn in den Geleitsbriefen nicht mehr wie einen Feind, gegen den man keine Rücksichten der Etikette beobachtet, schlechtweg nur als Dux zu bezeichnen, sondern ihn mit einem illustrissimus zu beehren. Und der dänische König ließ sich wiederum herbei, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Allein Bernhard, der wohl wußte, daß man ihn nur hinüberzuziehen wünschte, erwiderte sehr höflich, auf Friedensverhandlungen könne er nur eingehen, wenn zugleich die alliirten Könige sowie die Kurfürsten und Stände ohne Ausnahme zu ihnen zugelassen würden und also, was alle betreffe, mit Wissen und Willen aller vorgenommen werde[1]). Er unterließ es nicht, dem Könige von Frankreich von dem dänischen Vermittlungsversuche Mittheilung zu machen.

Zugleich hatte der Kaiser Sigismund Heusner, der, vordem von Oxenstiern zum Generalcommissar des fränkischen Reiches ernannt und von großem Einfluß auf Bernhard, längst den Prager Frieden angenommen, für eine Mission an den Herzog bestimmt. „Er solle mit demselben in höchstem geheim als tertius communiciren," schrieb Heusner noch vor seinem Aufbruch von Wien aus an Herzog Wilhelm und ersuchte ihn, den Bruder seinerseits nochmals zu ermahnen, nicht länger dem wandelbaren Glück zu vertrauen, sondern die kaiserliche Gnade ferner nicht auszuschlagen[2]). Mitte Februar

1) Christian IV. an Bernhard vom 1. u. 27. Dec. 1638. Bernhard an Christian IV. d. d. Pontarlier, 18. Febr. 1639 (Gotha). Dazu zwei spätere undatirte Briefe von ihm an denselben (Gotha und Gonzenbach I, Urk. 77). Vgl. Guebriants Instruction vom 20. (30.) Apr. Röse, Urk. 51.

2) Heusner an H. Wilhelm d. d. Wien, 1. Febr. 1639 (Weimar). Ueber seine wühlerische Thätigkeit während des Jahres 1638 vgl. seine im bern=

langte Heusner in Basel an, meldete dem Herzoge seine Ankunft und bat um Bestimmung von Zeit und Ort, ihm aufzuwarten. Bernhard würdigte ihn keiner Antwort, weshalb er in der nächsten Woche seine Bitte in dringlicherer Form wiederholte. Erst nach seiner Ankunft in Breisach ließ der Herzog ihn durch Rehlinger fragen, von wem er gesandt sei. Da rückte Heusner damit heraus, daß er von seinem allergnädigsten Herrn, dem Kaiser, Auftrag habe, mit ihm zu verhandeln. Zugleich erbat er sich von Rehlinger Aufklärung darüber, ob der Herzog, wie ihm hinterbracht worden sei, wirklich beabsichtige, dem Kaiser so große Mißachtung zu beweisen, daß er dessen Gesandten nicht anhören wolle.

Bernhard fühlte sich nicht veranlaßt, seine Eröffnungen entgegenzunehmen; er ignorirte ihn vollständig[1]). Und ebenso lehnte er das wiederholte Audienzgesuch des spanischen Gesandten bei den katholischen Schweizern rundweg ab. Von privaten Verhandlungen mit dem Gegner wollte er ein für allemal nichts wissen. So wenig er Neigung besaß, sich einer Partei deutscher Neutralisten anzuschließen, so wenig verlangte ihn danach, sich für seine Person mit dem Kaiser zu vergleichen und etwa gar seinen Arm dessen schlechter Sache zu leihen. Der ehrliche, seinen evangelischen Landsleuten vortheilhafte

---

hardischen Nachlaß befindlichen Briefe von 1638 aus Erfurt, Lüneburg, Coburg, Wien. U. a. die an seine Frau, seine „herzliebe Micke". Ueber seine Verrichtungen bei Bernhard vgl. seine an diesen gerichteten Briefe d. d. Basel, 25. Febr., 24. März, 6. Apr., und seinen Brief an Rehlinger d. d. Basel, 17. Mai 1639. Gonzenbach I, Urk. 88 a b c d.

1) Rehlinger an Bernhard d. d. Basel, 15. Juni 1639 (Gotha): „Dem Heusner will die Weil hier lang werden. Hat dem Kaiser große Verheißung gethan, die Sach fast gewiß gemacht, wie er E. F. G. mächtig und Sie von andern durch Particularfrieden separiren wollte und könnte. Jetzt, so ihm alles fehlet, stehet er an; sein geheimer Secretär befindet sich hinter das Licht geführt, will aussetzen, wenn er, Heusner, sollte fortgehen, und stehet darauf, daß er, Heusner, in kaiserliche Ungnad und wohl noch vorher in Desperation fallen möchte. Er recreirt sich mit metzischen Frauenzimmer und saufen allhier; hat gute avues practicirt, hat den Obersten Hodiova debauchiren wollen mit Versprechen kaiserlichen Pardon. Also wird er weiter tentiren, aber wenig richten."

Universalfriede, das war und blieb sein Ziel. Dasselbe zu erreichen, bedurfte er fremder Hülfe. Und deshalb dachte er nicht daran, sich von Frankreich zu trennen.

Französische Zumuthungen und Verleumdungen.

Des Herzogs Verhältniß zu Frankreich beruhte nicht auf gegenseitiger Zuneigung, sondern auf gegenseitiger Unentbehrlichkeit. Wie Richelieu die Feldherrngabe des Weimaraners für die Interessen des von ihm geleiteten Staates auszunutzen dachte, so rechnete dieser bei seinem zur Errettung Deutschlands aus der Vergewaltigung des Kaisers geführten Kriege auf die Unterstützung Frankreichs. Da war es denn nicht zu verwundern, daß dieses Verhältniß sich von Anfang an in wenig erfreulicher Weise gestaltet hatte, Mißgunst auf der einen, Mißtrauen auf der andern Seite niemals überwunden wurde, Majorisirungsgelüste des Königs, Emancipationsversuche des Herzogs nicht ausblieben und, was Frankreich gewährte, niemals den auch noch so wohlbegründeten Forderungen Bernhards entsprach.

Um so überraschender mußte es erscheinen, daß es Erlach gelang, in kürzester Frist die Franzosen in betreff Breisachs zu einem Zugeständniß zu bewegen, von dem man hätte glauben sollen, daß sie es sich auch mit der größten Mühe nicht würden entwinden lassen. Noch an dem Tage, da Erlach jene entgegenkommende Resolution erhielt, schrieb Richelieu dem Herzoge [1]): sein Gesandter überbringe ihm so sichere Beweise von der Huld des Monarchen, daß er zufrieden sein werde.

Allein es war mit diesen Beweisen nichts weniger als ernst gemeint. Vielmehr war man, indem man Bernhard Breisach und die anderen Plätze im Elsaß zusprach, entschlossen, sie ihm nicht ohne

1) Richelieu an Bernhard vom 10. (20.) Apr. 1639. Röse II, Urk. 50.

weiteres zu geben. Man fand [1]), daß ein solches Entgegenkommen das Ansehen Frankreichs schädigen müßte; denn es würde heißen, daß die Franzosen den Freunden so wenig wie den Feinden zu widerstehen vermöchten, sich von denen, die in Abhängigkeit von ihnen stünden, meistern ließen und deshalb nicht im stande wären, große Aufgaben zu erfüllen. Bernhard aber würde sich, wenn er einmal seinen Willen erreicht hätte, stets über die Forderungen Frankreichs hinwegsetzen und sie nach seinem Gutdünken zu ändern suchen. Man würde sich des besten Mittels berauben, den Kaiser zum Frieden zu zwingen, hingegen dem Herzoge die Möglichkeit geben, nach seinem Belieben Partei zu ergreifen. Auch ließe sich alsdann Lothringen nicht mehr behaupten, da Bernhard sich als Herr des Elsaß gleich Spanien und Oesterreich für die Restitution des Herzogs Carl bemühen würde, um statt eines großen Königs einen kleinen Souverain zum Nachbarn zu bekommen. Es würde also stets Differenzen mit ihm geben, die leichter zum Bruch führen könnten, als seine bloßen Ansprüche auf die elsässischen Plätze. Die Berechtigung dieser Ansprüche aber meinte man ihm durch eine gewandte Interpretation des Vertrages bestreiten zu können. Diesem gemäß sei ihm die Landgrafschaft Elsaß nur mit Ausschluß der festen Plätze überlassen worden; denn derselbe erwähne ihrer mit keinem Wort. Auch habe man ihm selbst diejenigen Plätze, die man bereits zur Zeit des Vertragsabschlusses in Händen gehabt, nicht übergeben, was hätte geschehen müssen, wenn sie ihm wirklich zugesprochen worden wären.

Aus derartigen Motiven, mit derartigen Mitteln beschloß man mit dem Herzoge weiter zu verhandeln, und zwar durch den Marschall Guebriant, an den schon wenige Tage nach der Abfertigung Erlachs Herr la Roque-Servières mit den nöthigen Aufträgen entsandt wurde [2]).

1) Raisons pour lesquelles le Roy ne peut donner à Mr. de Weymar les places, que Sa M. tient en Alsace. s. d. Röse II, Urk. 54.

2) Vgl. den schon erwähnten Brief von de Noyers an Erlach d. d. Ruel, 12. (22.) Apr. 1639. Le Laboureur S. 118. Instruction für Guebriant d. d. St. Germain, 20. (30.) Apr. Röse II, Urk. 51. Ludwig XIII.

Guebriant sollte die Ueberlassung Breisachs und der übrigen Plätze, die Bernhard gegenwärtig inne habe, nicht widerrufen. Aber er sollte an sie Bedingungen knüpfen, die Erlach gegenüber unausgesprochen geblieben waren. Der Herzog sollte nämlich schriftlich erklären, daß er Stadt und Festung Breisach unter Autorität des Königs besitze — eine Erklärung, durch welche sein im Octobervertrage fixirtes vorübergehendes Verhältniß eines Truppenführers verwandelt worden wäre in das dauernde Verhältniß eines Lehnsmannes[1]) —; daß er sie niemals aus der Hand geben und Truppen in sie nur auf Befehl des Königs oder mit dessen Bewilligung aufnehmen wolle.

Erlach sollte als Festungscommandant das schriftliche Versprechen geben, daß er im Fall des Todes oder der Gefangennahme seines Herrn dieselben Verpflichtungen übernehme.

Ferner sollte der Herzog sich schriftlich verpflichten, dafür zu sorgen, daß alle Plätze, die er in der Freigrafschaft und in Deutschland erobere, denjenigen, die der König bestimme, überliefert würden.

Was die Geldunterstützungen betraf, so sollte es bei der Erlach bereits zugesicherten außerordentlichen Summe von 200,000 Livres verbleiben, wozu noch 100,000 Livres zur Augmentation des guebriant'schen Corps kamen. Ebenso sollten dem Herzoge die vertragsmäßigen 2,400,000 Livres in Vierteljahrsraten fortbezahlt werden.

Bernhard hatte von Erlach, der bald nach der Einnahme Thanns in Breisach eingetroffen war, den Bericht seiner Mission, über die er „nicht die erhoffte Befriedigung" empfand, entgegengenommen. Derselbe konnte ihm zugleich den Inhalt der guebriant'-

---

an Guebriant d. d. St. Germain, 19. (29.) Apr. Le Laboureur S. 119. Königliche Vollmacht für ihn, ebenda Pièces S. 4. De Noyers an Guebriant d. d. Ruel, 19. (29.) Apr. Ebenda S. 119.

1) Bernhard sollte erklären: „qu'il tient lad^e place et forteresse de Brisac soubs l'autorité de Sa M." In den geheimen Artikeln des Octobervertrages hatte es nur geheißen: „qu'il commanderoit lad^e armée soubs l'autorité de Sa M." Also eine ganz willkürliche Ausdehnung des Vertragsartikels!

schen Instruction, die noch während der Anwesenheit des Generalmajors in Paris aufgesetzt worden war, mittheilen. Begreiflich, daß der Einblick in sie des Herzogs Verlangen nach Fortsetzung der Verhandlungen mit dem Franzosen nicht eben steigerte. War es doch unschwer vorauszusehen, daß es in ihnen nicht ohne Heftigkeit abgehen würde. Schädigungen, Kränkungen, Demüthigungen, wie sie ihm zugedacht waren, hätte er sich nimmermehr gefallen lassen. Aber freilich, was wäre dabei herausgekommen, wenn er den diplomatischen Künsten und Unehrlichkeiten, mit denen die Franzosen sich an ihm versuchen wollten, seine harte deutsche Stirn entgegensetzte? vollends jetzt, wo die Pflicht ihn ins Feld rief und es deshalb alles für ihn galt, eine kriegstüchtige Armee in der Hand zu haben?

Erst nachdem er seine Anordnungen in Breisach beendet, sein Verhältniß zu der projectirten „dritten Partei" klar gestellt hatte, beantwortete er (am 2. Juni) Guebriants längst ausgesprochene Bitte um eine Unterredung: er werde demnächst nach Burgund zurückkehren und denke ihn da anzutreffen.

Am Tage nach seiner Ankunft in Pontarlier, am 10. Juni Nachmittags[1]), empfing er in seiner Wohnung den Marschall, der ihn zu seiner Rückkehr vom Rhein beglückwünschte und ihm die Briefe seines Königs und des Ministers de Noyers überreichte. Bernhard las sie und versicherte ihn seines Eifers für den Dienst seines Herrn. Darauf eröffnete Guebriant ihm den ersten, Breisach betreffenden Punkt seiner Instruction, hinzufügend: Seine Fürstliche Gnaden werde selber gestehen, daß der König sich mit sehr wenigem begnüge.

„Das nennen Sie wenig!" fuhr Bernhard auf. „Was könnte man denn mehr von mir verlangen? Heißt das nicht, von einem tugendhaften Mädchen seine Keuschheit, von einem rechtschaffenen Manne seine Ehre fordern? Will man mich denn zum Sclaven

1) Guebriant an de Noyers d. d. au champ de Champagnoles, 15. (25.) Juni 1639. Röse II, Urk. 53. Eine sehr ausführliche Darstellung der Conferenzen, bei welcher man immerhin nicht außer Acht lassen darf, daß der Berichterstatter der eine der an ihnen Betheiligten war.

machen? mich, der ich das Schwert stets nur zum Schutze meiner Freiheit gezogen habe? Der König hat mir vertragsmäßig das Elsaß gegeben, und ich habe ihm dafür treu gedient. Ich habe ihm den Feind aus dem Lande gejagt, habe mein Blut für ihn vergossen und meine Armee geopfert, so daß man über mich gespottet, als käme ich nicht mehr in Betracht. Und jetzt, da ich dem Glück und der eigenen Anstrengung wieder einige Erfolge verdanke, will man mich ihrer berauben!"

Guebriant erwiderte, daß das nicht aus dem Wortlaut seiner Instruction hervorgehe, denn der König sei ja bereit, ihm Breisach und die anderen Plätze zu überlassen. Wenn derselbe eine schriftliche Erklärung des erwähnten Inhalts als Gegenleistung verlange, so heiße das doch, ihm die Sache geben und sich mit dem Schatten begnügen. Selbst wenn er sich nicht gegen den König verpflichtet hätte, die Armee unter dessen Autorität zu führen, was den Kernpunkt des ganzen Verhältnisses bilde, würden denselben doch schon die von ihm gewährten Unterstützungen zu weit größeren Forderungen berechtigen.

Bernhard betonte, daß, wenn ihm der König Geld gegeben, er demselben dagegen tüchtige Soldaten gestellt und in seinem Dienste verloren habe, die Leistungen also gegenseitig seien.

Der Franzose bestritt das: die Mannschaft hätte ihren Sold vom Könige empfangen, die Frucht ihrer Anstrengungen aber er, der Herzog, behalten; wo bleibe da der Vortheil des Königs und die Gegenseitigkeit? Und deshalb beschwor er ihn, keine übereilten Entschließungen zu treffen, vielmehr des Königs Verlangen zu erfüllen, der ihm jetzt wieder Geld zu neuen Werbungen gebe.

„Aber mit der Bedingung," fiel der Herzog ein, „daß die geworbenen Truppen Ihrem Corps einverleibt werden. Ich soll nur den Werbecommissar machen. Wenn ich ihrer hernach bei meinen Unternehmungen bedürfte, ließe man mich im Stich. Das geht nicht an, und ich werde mich hüten, Neuwerbungen eher anzuordnen, als mein eignes Corps vollzählig ist." Und dann kam er gleich auf die weitere ihm zugemuthete Verpflichtung, in seine zukünftigen Eroberungen nur Commandanten nach des Königs Willen einzusetzen; fragte auch, was denn werden solle, wenn einer seiner Verwandten

oder der Erbverbrüderten seines Hauses mit ihm wegen des Beitritts verhandeln wolle: ob er sie abweisen solle, falls sie nicht geneigt wären, aus der Hand des Königs ein Commando anzunehmen.

In einem solchen Falle, meinte Guebriant, würde der König gewiß auf seine Wünsche eingehen. Uebrigens wolle er auf die Unterzeichnung dieser einen Forderung verzichten.

Aber das genügte dem Herzoge nicht. Es seien lauter neue Forderungen, die den Abschluß eines neuen Vertrages voraussetzten. Er sei zu ihm bereit. Und wenn der Marschall die nöthigen Vollmachten habe, könnten die Verhandlungen sofort beginnen.

Guebriant lenkte ein. Seine Vollmacht erstrecke sich nur auf die vorliegenden Punkte, denen seine Regierung keine so weittragende Bedeutung beilege. Würde man sie doch sonst vor einem Abgesandten des Herzogs geheim gehalten haben. Um so überraschter würde man bei Hof über ihre Ablehnung sein, da man ihre Annahme als ganz selbstverständlich vorausgesetzt habe.

Der Herzog versprach, am nächsten Tage seine schriftliche Antwort zu geben, und schloß die Conferenz mit der Versicherung, daß er dem Könige auf jede Art zu beweisen wünsche, daß er sein ergebener Diener und fest entschlossen sei, sich niemals von Frankreich zu trennen. „Wiese es mich zu einer Thüre hinaus, so würde ich zur andern wieder hereinkommen. Niemals werde ich undankbar sein.“

Nach zwei Tagen suchte er den Marschall auf und händigte ihm die versprochene schriftliche Antwort ein [1]).

Die Ueberlassung Breisachs und der anderen Plätze — er nannte besonders die Waldstädte — erkannte er dankbar an und erklärte sich bereit, dafür auf die bisher aus dem Elsaß gezogenen großen, ihm vom Könige überlassenen Summen zu verzichten,

1) d. d. Pontarlier, 13. (23.) Juni 1639. Röse II, Urk. 52. Ein eigenhändiger Entwurf des Herzogs und eine deutsche Canzleiausfertigung mit Noten von seiner Hand bei Gonzenbach I, Urk. 90ª u. 90ᵇ. Ob die beiden undatirten, gleichfalls eigenhändigen Entwürfe des Herzogs, deren einer von Gonzenbach I, Urk. 89, mitgetheilt ist, der andere sich in Weimar befindet, vor der ersten Conferenz oder zwischen der ersten und zweiten aufgesetzt sind, bleibe dahingestellt.

d. h. er erbot sich zu einer Gegenleistung, wie man sie Erlach gegenüber verlangt hatte, nicht aber zu der ihm gegenüber von Guebriant geforderten, weitgehenden schriftlichen Verpflichtung. Vielmehr verlangte er vom Könige die schriftliche Erklärung, daß er ihm die elsässischen Lande[1]) ganz und ohne Vorbehalt überlasse. Dafür wollte er dann schriftlich die allgemeine Versicherung geben, daß ihm nichts so sehr am Herzen liege, als die versprochenen Dienste zu leisten und des Königs Gunst und Wohlwollen zu verdienen.

Was er in der Franche-Comté erobert habe und noch erobern werde, wolle er dem Könige übergeben, falls ihm die Kosten für die Reorganisation seiner Armee, für die Eroberung jener burgundischen Plätze und für deren Befestigung sowie die zur Verpflegung der französischen Truppen geleisteten Vorschüsse — mit einem Wort: die „Extraordinaria" — erstattet würden. Doch würde er es dankbar anerkennen, wenn der König ihm Morteau, Joux, Montbenoît und St. Marie nebst ihren Dependenzen und Revenuen zu eigenem Besitz oder zur Verfügung zu gunsten dritter dem Könige genehmer Personen überlasse.

So wenig er für seine Person die Oberherrlichkeit des Königs in den eroberten, ihm überlassenen Plätzen schriftlich anerkennen wollte, so wenig sollten „seine Nachfolger und Commandanten" es thun. Er schwächte diese Forderung dahin ab, daß er dafür sorgen wolle, daß sie dem Könige in betreff dieser Plätze die gleiche Satisfaction geben würden, wie derselbe sie sich von ihm versprechen könne.

Auch wegen der zukünftigen Eroberungen in Deutschland lehnte er es ab, eine schriftliche Erklärung zu geben.

Und ebenso erklärte er die letzte der guebriant'schen Offerten für ungenügend. Zwar acceptirte er mit Dank die außerordentliche Unterstützung von 300,000 Livres, obschon die Summe nicht ausreiche, um seine Armee wieder auf die Stärke zu bringen, die sie

1) „les pays d'Alsace, ceux d'autour le Rhin et les autres, qu'elle tient à présent."

bei seinem Eintritte in Frankreich gehabt habe. Aber gegen die Verwendung des Geldes zu Werbungen für Guebriant protestirte er auf das entschiedenste. Und was die regelmäßig zu zahlenden Subsidiengelder betraf, so erklärte er 2,400,000 Livres zur Erhaltung all seiner, zur Verwendung im Felde, wie zur Vertheidigung der Plätze bestimmten Truppen nicht für ausreichend, forderte vielmehr eine Jahressumme von 3,600,000 Livres.

Sollte, so fügte er seiner Antwort ein, der König einen neuen Vertrag zu schließen begehren, so sei er bereit dazu, jedoch unter der Bedingung, daß er die frühere Vertragsbestimmung nicht alterire, nach welcher ihm „das ganze Elsaß, allermaßen es das Haus Oesterreich besessen, in welchem Land Breisach allezeit mit incorporirt gewesen", versprochen worden, vielmehr die Bestimmung enthalte, daß ihm das ganze übrige Elsaß nunmehr gleichfalls eingeräumt werde.

Mit Einem Worte enthielt Bernhards Erwiderung die Ablehnung der Propositionen Guebriants. Dieser ermahnte ihn von neuem, wohl zu überlegen, was er beginne, und statt solche Forderungen zu stellen, lieber die Wünsche des Königs zu erfüllen. Und als Bernhard wieder auf die Verdienste, die er sich um die Franzosen erworben, und auf die Verdrießlichkeiten, die er von ihrer Seite erfahren habe, zurückkam, antwortete der Marschall höflich, aber mit Nachdruck: es erscheine in der That auffallend, daß er sich über die Franzosen immer nur beschwere, niemals von den Wohlthaten und Unterstützungen rede, die er ihnen verdanke. Er möge doch bedenken, daß er, der durch seine Thaten bei der Nachwelt einen so großen Namen gewonnen, sich durch solche Gesinnung bei der Mitwelt in den Ruf der Undankbarkeit setze. Worauf Bernhard erklärte: er sei jederzeit bereit, sich einem unparteiischen Urtheil zu unterwerfen, denn er habe stets so gehandelt, daß er keinen Vorwurf zu fürchten brauche. Laute es für ihn ungünstig, so wäre der Grund, daß man immer den Mächtigen zu gefallen suche. Mit diesen Worten verließ er in heftiger Erregung das Zimmer.

Am nächsten Morgen (den 13. Juni) suchte Guebriant ihn auf, um ihn zu einer besseren Erklärung zu bewegen und ihn noch-

mals davor zu warnen, dem Könige aus so geringfügigen Gründen Anlaß zu Mißvergnügen zu geben.

„Fürchten Sie das nicht," erwiderte Bernhard; „ich kenne den Hof, und es ist nicht das erste Mal, daß man mir unvernünftige Zumuthungen macht, Zumuthungen, die ich mit Zustimmung selbst der Minister abgelehnt habe, welche erklärten, ihre Stellung mache ihnen solches Drängen zur Pflicht. Sogar der Herr Cardinal hat mir eingestanden, daß das die Methode Frankreichs sei. Da ich das nun einmal weiß, werde ich mich in Zukunft besser zu schützen wissen. Auch diesmal würden die Minister die Ersten sein, sich über mich lustig zu machen, wenn ich auf ihre Bedingungen einginge."

Guebriant meinte, daß der Herzog sich darin doch stark verrechnen möchte. Und nochmals wies er darauf hin, daß für das ganze Verhältniß die Vertragsbestimmung, nach welcher er die Armee unter der Autorität des Königs zu commandiren habe, die maßgebende sei, wiederum hinzufügend, daß diese Bestimmung in gleicher Weise für die eroberten Plätze gelte.

Natürlich, daß Bernhard diese höchst willkürliche Schlußfolgerung bestritt. Abkommen über Truppen könnten nur für eine bestimmte Zeit getroffen werden; Abkommen über Städte und Länder gälten für alle Zeit.

Wodurch er denn dieses „für alle Zeit" erworben habe, fragte Guebriant; doch nur durch die von ihm unter königlicher Autorität commandirte Armee, doch nur mit französischem Gelde und französischen Truppen. Weshalb also verweigere er dem Könige einen so kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit?

„Weil ich niemals den Vorwurf ertragen würde, der Erste gewesen zu sein, der das Reich zerstückelte," war des Herzogs deutsche Antwort.

Da spielte der Franzose einen letzten Trumpf aus: „Wer muthet Ihnen denn das zu? Elsaß und Breisach sind österreichischer Hausbesitz: warum sollte nicht ein Fürst aus sächsischem oder bairischem Stamme die Kaiserkrone erwerben können, ohne irgend welchen Anspruch auf das Elsaß oder Tirol oder Oesterreich zu haben?"

Also die Aussicht auf die Kaiserkrone als Belohnung der Ueberlassung des Elsaß und Breisachs an Frankreich!

Aber auf diesen Köder biß Bernhard nicht an[1]). Er zog es vor, zu schweigen, um nach einer Pause auf ein anderes Thema überzugehen. Wiederum mit der stehenden Versicherung beginnend, daß er dem Könige nach wie vor gute Dienste zu leisten entschlossen sei, entwickelte er, mehrfach von Guebriant unterbrochen, die Nothwendigkeit seines unverweilten Aufbruches nach Deutschland und die Vortheile, die derselbe für Frankreich haben würde. Damit schloß diese Unterredung und die Verhandlung überhaupt, in der, wie Guebriant sich ausdrückte, der Herzog seine seit einiger Zeit verwandelte Gesinnung offenbart habe.

In Paris erwartete man mit Ungeduld des Herzogs Antwort auf das Anbringen des Marschalls. Man hielt bis zu ihrem Eintreffen mit der Auszahlung der fälligen Subsidiengelder zurück; man verschob die von Bernhard aus Courtoisie gegen Schweden wiederholt geforderte Auswechselung des gefangenen Feldmarschalls Horn. Vor allem: man dachte nicht daran, ihn über den Rhein ziehen zu lassen und die Zusendung der ihm zur Eröffnung des Feldzuges nöthigen Mittel zu beschleunigen. Alle Bemühungen von Hugo Grotius waren umsonst[2]). Auf dessen Vorstellungen von der gefährdeten Lage Baners und seiner Schweden in Böhmen, von der Nothwendigkeit des ungesäumten Aufbruches der Weimaraner zu ihrer Hülfe, antwortete Bullion mit Ausflüchten: er bezweifle es, daß der Herzog lieber in Deutschland vordringen, als seine burgundischen Eroberungen schützen, in den reichen Thälern des Doubs seine Truppen kräftigen und zur Stelle sein werde, um etwaigen feindlichen Unternehmungen von der Schweiz aus entgegenzutreten.

---

1) „A quoi il ne me répondit aulcune chouse, seulement apprès avoir resué quelque temps, il me pria d'asseurer le Roy de ses seruices etc." Nichts wäre falscher, als aus diesen Worten des guebriant'schen Berichts herauslesen zu wollen, daß Bernhard, von der ihm vorgespiegelten Aussicht auf die Kaiserkrone gelockt, habe einlenken wollen.

2) Grotius an Oxenstiern und an Camerarius vom 22. Juni (2. Juli) 1639. Ep. 1197 u. 1198.

Natürlich, daß Guebriants Bericht über die Verhandlungen die heftigste Erbitterung gegen den Herzog wachrief. Er wagte es also, auf seinem Willen zu bestehen, zu fordern, zu trotzen; er erdreistete sich, Pläne zu hegen, Entschlüsse zu fassen, unbekümmert um die Wünsche und Befehle des Königs, dem er sich unterworfen habe und dem er so großen Dank schulde! Die Franzosen wollten, daß er Burgund nicht verlasse; vollends jetzt nicht, wo Piccolomini bei Diedenhofen einen Sieg über Feuquières erfochten hatte und von der Mosel zur Maas vorgedrungen war, wo man glaubte, sich auf einen Einbruch der Spanier und katholischen Schweizer in den südlichen Theil der Freigrafschaft gefaßt halten zu müssen. Bernhard dagegen erklärte sich entschlossen, hinauszuziehen ins Reich, um den baner'schen Waffen die ersehnte Hülfe zu bringen. Wie eine Loslösung von Frankreich, wie ein Anschluß an Schweden mußte das erscheinen. Und war nicht zu besorgen, daß, wenn er bei den Schweden über die Franzosen Beschwerde führte und auf sie die Schuld an der allzu langen Müßigkeit seines Heeres wälzte, das Verhältniß der beiden verbündeten Mächte selbst erschüttert werden würde?

Dem galt es vorzubauen. Und welches Mittel war dazu einfacher, als des Herzogs zu erwartenden Klagen über Frankreich mit Klagen über ihn zuvorzukommen und ihn bei dem Alliirten zu discreditiren, indem man ein möglichst ungünstiges Bild von ihm entwarf?

Gleich nach dem Eintreffen des guebriant'schen Berichtes ging eine Depesche an d'Avaux nach Hamburg ab [1]), die ihm anbefahl, den dortigen Vertreter Schwedens, Dr. Salvius, über den Weimaraner aufzuklären und über seine schlechte Haltung — „son mauvais procédé" — Beschwerde zu führen. Bis zum Abschluß des Octobervertrages wurde zurückgegriffen, an ihm wiederum in der willkürlichsten Weise gedreht und gedeutelt und alles zusammengesucht, was sich so wenden ließ, daß es den Herzog compromittirte, den König als den allezeit Uneigennützigen, Opferbereiten, Großmüthigen

1) Memorial für d'Avaux d. d. Peronne, 2. (12.) Juli 1639. Archenholz, IV, S. 312 f.

hinstellte, der dem Weimaraner, obgleich derselbe seinen Vertrag niemals erfüllte, doch seiner Zusage gemäß, ja über sie hinaus Unterstützung gewährt habe. Selbst Breisach und die andern festen Plätze habe er ihm in seiner Güte und Nachgiebigkeit überlassen; dieser aber habe es verschmäht, sie unter den vom Könige gestellten Bedingungen anzunehmen. Statt eingedenk zu sein, daß er seine Armee unter königlicher Autorität commandire und Breisach nur mit französischen Truppen und französischem Gelde erobert habe, statt zu bedenken, daß er im Solde der Krone stehe und deshalb keine Eroberungen zu seinen eigenen Gunsten machen könne, beanspruche er die souveräne Herrschaft des Elsaß und sei gewillt, sich auf französische Kosten ein eigenes Territorium — „un établissement de fortune aux dépens du Roy" — zu schaffen. Und doch habe der König niemals daran gedacht, ihm das Elsaß unter dem Titel und mit der Machtfülle eines Landgrafen zu überlassen, wie denn der Vertrag nicht von Einräumung der elsässischen Plätze, sondern nur von Uebertragung der Rechte Oesterreichs im Elsaß rede, und der König ihm deshalb auch die Plätze, die sich beim Abschlusse des Vertrages bereits in französischen Händen befanden, nicht überwiesen habe.

Und bei solcher höchst unredlichen Auslegung der aus dem Vertrage sich ergebenden Verhältnisse blieb man nicht stehen. Man scheute sich nicht, das Gebiet der niedrigsten Verdächtigungen, der schamlosesten Verleumdungen zu betreten. Nicht aus seiner dem Marschall gegebenen schriftlichen Antwort erfahre man des Herzogs eigentliche Meinung; die offenbare sich vielmehr in seiner mündlichen Erwiderung, welche den Argwohn erwecke, daß er sich mit Abfallsgedanken trage. Sein gegen die Zerstückelung des Reiches geäußertes Bedenken lege die Vermuthung nahe, daß er mit der Errichtung einer dritten Partei, wie sie die meisten Fürsten Deutschlands wünschten, umgehe. Sei doch vor nicht langem der Herr von Wicquefort, um für diesen Plan zu wirken, in seinem Auftrage bei der Landgräfin von Hessen und Melander gewesen.

Der König habe — auch das sollte d'Avaux dem Schweden mittheilen — den Herzog angehalten, sofort über den Rhein zu gehen, und habe ihm zu diesem Zwecke die vertragsmäßige Summe

von 600,000 Livres, dazu freiwillig 300,000 Livres außerordentlicher Unterstützung gegeben. Wenn derselbe nicht in Action trete, so treffe mithin Frankreich keine Schuld. Dieselben Eröffnungen sollten de Norté und Beauregard in Schweden machen.

Kurz darauf folgte eine zweite Depesche an d'Avaux [1]), deren Inhalt wiederum zur Mittheilung an Schweden bestimmt war. Der König habe größtes Mißfallen an dem Herzoge, der trotz aller Unterstützungen weder die Armee in der vertragsmäßigen Stärke halte, noch mit der Expedition nach Deutschland beginne, auf welche Schweden dringe und die auch der König wünsche. Seine Haltung sei „três injuste et presque insupportable“.

Nebenher sollte d'Avaux Frankreich wegen der Erfüllung seiner Schweden gegenüber eingegangenen Verpflichtungen herausstreichen, dagegen über die Vertreter Schwedens bei seiner Regierung Klage führen: über Hugo Grotius, der auf alle Weise den Herzog in seiner Unzufriedenheit zu bestärken suche, und auf dessen Abberufung er deshalb im geheimen und mit größter Vorsicht zu dringen hatte; über Mockel und Müller, die gleichfalls von einer so gehässigen Gesinnung gegen Frankreich erfüllt wären, daß, wenn sie auf ihrem Posten blieben, eine Trübung des Verhältnisses von Frankreich zu Schweden wie zu Herzog Bernhard eintreten müsse.

Und während die Franzosen gegen den Herzog hinter dessen Rücken in einer so perfiden Weise vorgingen, bestimmten sie den Baron d'Oissonville für eine Reise zu ihm [2]), um mit Guebriant im Verein weiter mit ihm zu verhandeln. Seine Instruction anbefahl ihm unter anderem dem Herzoge zu erklären, daß seine dem Marschall gegebene Antwort den König befremdet habe, da er des Herzogs Interessen wie seine eigenen betrachte, und seine Anerbietungen nicht sowohl darauf gingen, ihn zu benachtheiligen, als vielmehr ihn in dem sicheren Besitz des Elsaß zu erhalten. Doch aber sollte der Gesandte, wenn Bernhard nun die Einräumung der elsässischen Plätze fordere, ausweichend antworten, sich mit Mangel an In=

1) Memorial für d'Avaux d. d. St. Quentin, 6. (16.) Juli 1639. Archenholz IV, S. 310 f.

2) Seine Instruction bei Röse II, Urk. 55.

struction entschuldigen und darauf hinweisen, daß er durch Besetzung derselben seine Feldarmee nicht schwächen dürfe. Denn sonst sei er nicht mehr im stande, den von Schweden dringend verlangten Zug nach Deutschland anzutreten. Durch den Einmarsch in Deutschland aber würde er zugleich den besten Beweis für die Grundlosigkeit des Gerüchtes geben, daß er mit dem Feinde in geheimem Vertrage stehe.

Was für ein Knäuel von Widersprüchen, die aus dieser unehrlichen Haltung der Franzosen entsprangen! Der Hamburger Vertrag verpflichtete sie zur Eröffnung des Feldzuges rechts vom Rheine; Schweden drang unablässig auf ihn, Bernhard brannte vor Ungeduld, ihn zu beginnen. Sie aber verhielten sich ablehnend und ließen den Herzog ohne Unterstützung. Und erst als sie fürchten mußten, daß er ihren Alliirten über solches Verhalten aufklären würde, änderten sie ihre Haltung, indem sie sich beeilten, nunmehr selber den Herzog zum Uebergang über den Rhein anzutreiben und bei Schweden alle Schuld, daß er nicht längst erfolgt sei, von sich ab und auf ihn zu wälzen!

Des Herzogs Tod.

Leidenschaftlicher noch als je zuvor verlangte es den Herzog, jetzt, wo er jenseit des Stromes, fern im Osten, die Schweden in siegreichem Vordringen wußte, seine Waffen ins Reich hineinzutragen. Die Bedeutung der winterlichen Unternehmungen seines Heeres in Hochburgund beschränkte sich wesentlich auf den Gewinn guter Quartiere, in denen es sich für diese große Aufgabe in stand setzen konnte.

Als er im Frühjahre zu Breisach weilte, ließ er, wie wir bereits wissen, durch Wicquefort die Landgräfin von Hessen auffordern, ihre Truppen mit den seinigen zu vereinigen. In eben der Zeit sandte er den Major Triebner zu Baner, um ihm zu melden, daß

er ihm näher kommen wolle. Wie es scheint, war sein Plan, in die Erfurter Gegend durchzubrechen, um dort, da er auf die französische Unterstützung verzichten zu müssen glaubte, eine neue Armee zu errichten. Triebner forderte den schwedischen General auf, seinem Herrn zu solchem Behufe die Landgrafschaft Thüringen nebst andern angrenzenden, in schwedischen Gehorsam gebrachten Provinzen abzutreten[1]).

Von Breisach nach Pontarlier zurückgekehrt, empfing er in den Tagen seiner peinlichen Verhandlungen mit Guebriant von Rehlinger mehrfach ausführliche Gutachten sowohl über sein Verhältniß zu Frankreich als auch über die Verwendung seiner Armee[2]). Rehlinger trat mit allem Nachdruck für den rechtsrheinischen Feldzug ein, und zwar für seinen unverweilten Beginn. Dank den Erfolgen Baners über die Kaiserlichen, so entwickelte er, würde der Herzog es lediglich mit der „confusen“ bairischen Armee zu thun bekommen, die nur aus 8000 Mann bestehe und „wie ein übel bezahlter Fechter, der aus seiner Mensur und Garde komme, auf- und ablaufe, aus Furcht, wo Ihre Fürstliche Gnaden ihr auf den Hals gehen möchte“. Solange sie sich in solcher Bestürzung befände, würden tausend Mann gegen sie mehr verrichten, als später, wenn sie sich erholt und festgesetzt hätte, die vierfache Zahl. Es gelte mithin, den Baiern keine Zeit zu lassen, und deshalb möge der Herzog sich entschließen, „mit seiner Armee so bald als möglich hinauszugehen“. Proviant und Zufuhr würden nicht mangeln; auch etwas Geldmittel könnten draußen und unterwegs beschafft werden, und das Heer wäre in Württemberg und Franken, wo man es mit Verlangen erwarte, gar bald auf die doppelte Stärke zu bringen. Dann würde der Herzog leicht Herr im Felde bleiben, die Reichsstädte würden ihm zufallen, Feindes Land müßte Winterquartiere liefern und die Zeche bezahlen, Maximilian Frieden schließen. Vom Rücken

1) Ueber das Folgende Baner an Bernhard d. d. Möllnick, 24. Juni 1639 (Weimar). Die erwähnte Aufforderung stand nicht in Bernhards Schreiben an Baner, sondern wurde von Triebner nur mündlich vorgebracht. Sie wurde von Baner abgelehnt. Die Sache ist ohne weiteren Belang.

2) Rehlinger an Bernhard d. d. Basel, 7. u. 13. Juni 1639 (Gotha).

her habe er bei diesem Unternehmen nichts zu befürchten; denn die Spanier seien in Italien engagirt und stünden mit den Bündnern wieder auf gespanntem Fuße; und daß die papistischen Eidgenossen etwas unternähmen, würden die evangelischen nicht zugeben. Kurzum: „dergleichen erwünschte Occasion ist noch nie gewesen, und liegt jetzt fürwahr an der Geschwindigkeit". Und deshalb rieth ihm Rehlinger auch, „theils, soweit es ohne Nachtheil geschehen könne, an den Nagel zu hängen, was er mit Frankreich zu richten habe, theils von dem marschirenden Lager aus die Tractate zu unterhalten". Schlage er den Baierfürsten, so würde er an Macht und Bedeutung wachsen „und also viel bessere Bedingungen von Frankreich erlangen können".

Dieser Rath, ohne weiter mit Frankreich zu verhandeln und ohne länger auf französische Hülfe zu warten, seine Truppen aus Burgund über den Rhein zu führen und drüben mit eigener Kraft den Feldzug zu eröffnen, entsprach durchaus dem Entschluß des Herzogs.

Gleich nach den Conferenzen mit Guebriant sandte er den Obersten Ferentz nach Schweden[1]), um die Königin seines treuen Diensteifers zu versichern und ihren „gnädigen Willen und Befehl" einzuholen. Seine Meinung sei, daß Baner sein glücklich begonnenes Unternehmen fortsetze, während auch er „seinem besten Vermögen nach arbeiten wolle", und daß sie, da es vonnöthen sei, einander Beistand leisteten, vornehmlich aber „die Correspondenzlinie zu eröffnen suchten", was zu bewerkstelligen hauptsächlich Baner mit seiner größeren Macht zufiele.

Er gab an Erlach den Befehl[2]), die nöthigen Anordnungen zur raschen Instandsetzung der Schiffbrücke bei Neuenburg zu treffen, ihm mitzutheilen, „wann die Früchte im Elsaß ungefähr reif werden möchten", und sich so bald als möglich nach Mömpelgard zu be-

1) Seine Instruction d. d. Pontarlier, 16. Juni 1639. Dazu Briefe Bernhards an Johann Casimir, Oxenstiern, Salvius, Müller d. d. Pontarlier, 17. Juni (Weimar).

2) Bernhard an Erlach d. d. Pontarlier, 19. Juni. Gonzenbach I, Urk. 94.

geben, wo er sich mit ihm, „weil sehr wichtige Sachen vorgefallen", zu unterreden wünsche.

Sein Entschluß war, am 21. Juni von Pontarlier aufzubrechen, seine Truppen zusammenzuziehen und dann ohne Säumen den Marsch an den Rhein zu beginnen[1]).

Vergebens war Guebriant bemüht, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, indem er ihn zu bestimmen suchte, tiefer ins Burgundische hinein, vor Salins, zu rücken, dann ihn anging, mit dem Aufbruch wenigstens bis zur Ankunft der französischen Verstärkungen zu warten[2]). Gerade ihr langes Ausbleiben hatte ihn heftig erbittert: er sei dadurch, wie er sich gegen Richelieu beschwerte, verhindert worden, sich ins Feld zu begeben und die überaus günstige Gelegenheit zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind zu benutzen.

Am 25. Juni lagerten seine Truppen ein paar Meilen nordöstlich von Pontarlier, bei Montbenoît am Doubs. In zwei Tagen hoffte er in Mömpelgard zu sein, wo Erlach ihn erwartete. Er traf die nöthigen Anordnungen, damit der Herzog von Lothringen, von dessen Annäherung der Gouverneur von Zabern berichtet hatte, den Marsch nicht störe. Die Commandanten von Granges und Lüders (Lure) erhielten die dafür nöthigen Weisungen[3]). Aber die „überaus bösen" Wege verzögerten den Fortmarsch. Noch am 28. befand sich Bernhard in Montbenoît, wo sich Erlach nun bei ihm einstellte. Der rechtsrheinische Feldzug, die guebriant'-

1) „Ich breche übermorgen von hier auf wegen großer peste, auch mich zusammenzuziehen; werde aber nicht lange bleiben, sondern fortgehen." Postscript zu obigem Briefe Bernhards an Erlach. — Der Brand von Pontarlier, St. Claude u. a. O. fällt Bernhard nicht zur Last. Ich gehe darauf nicht weiter ein.

2) „Je feray ce que je pourray pour le mener à Salins." Röse II, Urk. 53. Guebriant an de Noyers d. d. Camp de Montbenoît, 25. Juni (5. Juli) 1639. Röse II, B. 5, Anm. 161. — Bernhard an Richelieu und an de Noyers d. d. Pontarlier, 18. (28.) Juni. Ebenda. Guebriant hatte statt der in Aussicht gestellten 4000 M. nicht über 1500. Vgl. Grotius an Oxenstiern und an Camerarius vom 29. Juni (9. Juli). Ep. 1201 u. 1202.

3) Bernhard an Erlach d. d. au camp de Montbenoît, 25. Juni (5. Juli). Gonzenbach I, Urk. 95.

schen Eröffnungen, die Behauptung Breisachs gegen die Ansprüche Frankreichs mögen den Inhalt ihrer Unterredung gebildet haben, über den wir jedoch ohne jede weitere Kunde sind.

In den nächsten Tagen trafen Nachrichten von Rehlinger aus Basel ein[1]): daß die bairische Armee sich bei Tübingen, Rottweil, Villingen zusammengezogen habe und die Erndte, zumal im Elsaß, bedrohe. Dann auch Nachrichten vom Hohentwiel[2]): daß der Feind ihn mit starker Macht umlagere, daß auch hier die Erndte gefährdet sei.

Da erfolgte am 1. Juli der Aufbruch von Montbenoît nach Pfirt. Von hier gingen die Truppen direct auf Neuenburg, während Bernhard sich zunächst in die Hüninger Schanze begab.

Seit einem Jahre befand er sich fast ununterbrochen leidend; denn dem Uebermaß körperlicher Anstrengungen und heftiger Gemüthsaufregungen vermochte seine zarte Natur nicht auf die Dauer Widerstand zu leisten. Den letzten heftigsten Fieberanfall hatte er im vergangenen Winter zu Pontarlier und Joux überstanden. Seitdem medicinirte er unabläßig; er bedurfte großer Schonung. Es kam vor, daß er selbst dringende Geschäfte verschieben und sich verleugnen lassen mußte. Da er jetzt in dem von der Julisonne durchglühten Rheinthal erschien, erfaßte ihn ein neuer Krankheitsanfall. Und da das Fieber rasch an Heftigkeit zunahm, wurde er zu Schiff gebracht und zu Thal gefahren. In seinem Breisach hätte er die beste Pflege gefunden.

Als das Schiff zu Neuenburg anlegte, marschirten eben die Truppen über die Brücke auf das rechte Rheinufer. Welche Gefühle mögen bei diesem Anblick sein Herz erfüllt haben! Da zogen sie mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen hinein ins Vaterland, die alten, treuen Kampfgenossen: und er lag todesmatt an Bord des Schiffes und konnte ihnen nur mit den Augen folgen. Denn die Krankheit neigte sich rasch zum Schlimmen[3]). Er

1) Rehlinger an Bernhard d. d. Basel, 25. Juni 1639 (Gotha).

2) Hans Christoph Sauerzapf an Oberst Bernholdt (Gouverneur von Rheinfelden) d. d. Laufenburg, 27. Juni 1639 (Gotha).

3) Ueber Bernhards Tod namentlich des Kanzlers Hans Ulrich Reh-

fühlte, daß er mit dem Leben fertig sei. Er ließ — es war am 7. Juli — seine drei vertrautesten Obersten, Erlach, Oehm und Rosen, kommen und ermahnte sie, im Fall seines Todes treulich zusammenzuhalten, sich vor Zwietracht zu hüten und die gute Sache nicht sinken zu lassen. Die folgende Nacht verlief sehr schlecht. Die Aerzte hatten keine Hoffnung mehr. Bernhard erfuhr es mit muthiger Fassung.

Früh am Morgen des 8. Juli verlangte er nach seinem Hofprediger Daniel Rücker. Vor ihm beweinte er seine Sünden und bat ihn, Gott für ihn anzurufen, daß er in ihm die rechte Buße wirken möge. Er wisse gar wohl, daß er durch „niemand, niemand, niemand als allein durch Christi Verdienst" von seinen Sünden erlöst werden könne. In jenen segenwirkenden Sprüchen der heiligen Schrift, die dem Gläubigen die Krone des ewigen Lebens verheißen, suchte er Trost und Stärkung.

Nachdem er ein wenig geruht und durch künstliche Mittel die schwindenden Kräfte für eine kurze Frist neu belebt hatte, rief er seinen Kanzler, Ulrich Rehlinger, an sein Lager und hieß die übrigen Anwesenden sich entfernen. Wie es seine Art war, wenn er etwas Wichtiges befehlen wollte, blickte er ihn lange an. Dann sprach er, da es zu Ende gehe, thue er ihm seinen letzten Willen kund; „nicht wie er wolle, sondern wie er wegen der Kürze der Zeit könne." Seine Habseligkeiten waren leicht unter seine Freunde und Genossen vertheilt. Seinem Generalmajor Erlach und den Obersten, an erster Stelle Oehm, Graf von Nassau und Rosen, übertrug er das Commando über seine Armee; denn er wünschte, daß sie auch, wenn er nicht mehr an ihrer Spitze stünde, ein selbständiges Ganzes bliebe und nicht französischer Führung anheimfiele. Auch seine

---

linger Relatio clausurae testamenti d. d. Breisach, 25. Sept. 1639. Röse II, Urk. 59, und die von Bernhards Hofprediger Daniel Rücker am 19. Juli zu Breisach gehaltene „Christliche Trawr-predigt", die noch 1639 in vielen Ausgaben erschien. — Auf die Frage der Vergiftung — es kann von ihr die Rede nicht sein — gehe ich nicht weiter ein. Das auf sie bezügliche Material findet sich sehr vollständig bei Röse. — Sein Testament bei Röse II, Urk. 57, und Attestatio sigillationis testamenti Urk. 58.

Eroberungen drängte es ihn vor Frankreich sicherzustellen. Sie sollten dem Vaterlande erhalten bleiben. Er vermachte sie deshalb einem seiner Brüder, in der Hoffnung, daß einer von ihnen — er mag zumeist an Ernst gedacht haben — sich zu ihrer Annahme bereit erklären würde. Durch engen Anschluß an Schweden — Frankreich nannte er nicht — werde derselbe sich am sichersten in dem neuen Besitz behaupten. Nur wenn sie insgesammt ablehnten, würde Frankreich billigerweise den Vorrang haben. Doch müßte es sich verpflichten, auch weimarische Garnisonen in die eroberten Plätze aufzunehmen und sie beim Abschluß des Friedens dem Reiche zurückzugeben. Verfügungen, die offenbaren, wie ihn die Zukunft seines Lebenswerks, das er unvollendet zurücklassen mußte, bis zuletzt beschäftigte. Nur das dringendste anzuordnen vermochte er noch. Von seinen Plänen, seinen Zielen zu reden, war es zu spät.

Als Rehlinger um nähere Erläuterungen bat, erwiderte der Herzog: „jetzt sei es Zeit zu schreiben und nicht zu erinnern". So ging denn der Kanzler hinaus, um das Testament zu Papier zu bringen, und der Hofprediger erschien wieder bei dem Sterbenden, der mit erschütternden Worten vor ihm das Bekenntniß seiner Sünden ablegte und Absolution und Darreichung des Abendmahls von ihm verlangte. Doch möge er eilen, „denn es sei hohe Zeit". Nachdem er das Sacrament empfangen, dankte er Gott und bat ihn, „es nach seinem väterlichen Willen nun nicht lange mehr zu machen".

Rehlinger trat wieder in das Gemach, um seinem Herrn die Niederschrift des Testaments zu überreichen. Auch andere fanden sich ein: Hofmarschall von Remchingen, Rittmeister Starschedel, die beiden Aerzte Dr. Ludwig Schmid und Blondin. Bernhard unterschrieb mit den Worten: „Es ist hohe Zeit gewesen". Auf des Kanzlers Frage, ob er noch weitere Bestimmungen zu treffen wünsche, erwiderte er: „er hätte wohl noch viel zu befehlen, aber die Zeit wollte zu kurz werden." Doch aber fügte er dem Testament noch einige Ergänzungen hinzu. Sie betrafen Legate für solche, die ihm besonders nahe gestanden und sich um ihn verdient gemacht hatten. Das Bedürfniß der Dankbarkeit blieb bis zum

letzten Hauche in ihm lebendig. Der Kanzler begann sofort mit der Niederschrift. Doch Bernhard hieß ihn es draußen thun, „damit er Zeit hätte, sich zu Gott zu schicken, weil sein Ende nunmehr vorhanden wäre“. Den Umstehenden sagte er, auf das Blatt weisend, es enthalte seinen letzten Willen, den er gehalten haben wollte. Dann fuhr er fort: „Ihr Brüder, gehet hinaus, Ihr machet mich sonst irre. Ich habe genug mit Euch geredet. Ich muß nun mit Gott reden“.

Nur sein geistlicher Beistand blieb zurück, um mit ihm zu beten. Als er merkte, daß der Herzog ruhen wolle, zog auch er sich zurück.

Dann kam ihm die letzte Stunde. Rücker, der mit den Andern in das Zimmer zurückgekehrt war, ermahnte ihn, getrost zu sein und sich fest an seinen Erlöser zu halten. Das versprach der Sterbende. Sein Athem wurde kürzer. „Ich verwundere mich, daß das Herz noch so frisch ist und sich zum Tode noch nicht schicken will“. Dann mit den letzten Schlägen des Herzens einzelne verhallende Rufe: „Vater in Deine Hände befehle ich meinen Geist. — Ach Herr, gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht. — Herr Jesu, nimm meinen Geist auf. — Ach Herr, mache es nicht lang. — Herr, gedenk meiner in Deinem Reich. — Herr Jesu, laß mich ein Glied an Deinem Leibe bleiben. —“ Mit ersterbender Hand machte er das Zeichen des Kreuzes über sein Angesicht und verschied, während die Anwesenden, an dem Bette in die Kniee gesunken, ein Gebet sprachen.

Es war am 8. Juli 1639, morgens um 7 Uhr.

Mitten aus der Arbeit, mitten aus großen Plänen wurde er abberufen. Die heimische Erde, die sein neues Siegesfeld werden sollte, wurde sein Grab.

Dem macedonischen Alexander verglich man ihn. Auch sein Werk, seine Entwürfe und seine Hoffnungen brachen mit seinem Tode zusammen. Ob er bei längerem Leben erreicht haben würde, was er erstrebte, ob es ihm gelungen sein würde, nicht nur seinen Deutschen die staatliche und religiöse Freiheit, die ihnen von ihrem Kaiser gefährdet, geschädigt, entrissen waren, mit Hülfe der auswärtigen Mächte

wieder zu erobern, sondern dann auch zu verhindern, daß sie der Habgier und Herrschbegier der fremden Kronen anheimfielen, wer möchte das zu entscheiden wagen! Gewiß aber ist, daß mit ihm der einzige Deutsche dahinsank, der es, auf seine Siege weisend und das Gewicht seiner Persönlichkeit einsetzend, hätte unternehmen können, das von dem habsburgischen Joch erlöste Vaterland vor den Anmaßungen Frankreichs zu bewahren. Sein Tod war ein unermeßlicher, ein unersetzlicher Verlust.

In dem Trauergottesdienst, der wenige Tage, nachdem er verschieden, im Breisacher Dom gehalten wurde, faßte der Hofprediger Rücker die Klage um den Todten zusammen in die Worte:

„Gehe nun hin, du armes Deutschland, und weine bitterlich“!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

DATE DUE